Ph. prt. 110-2

(Vol II)

<36607865520010

<36607865520010

Bayer. Staatsbibliothek

Phil. pract.

Vorlesungen

über die

Pflichten und Rechte

des Menschen

von

Rudolph Zacharias Becker.

Zweyter Theil.

Gotha,

in der Expedition der Deutschen Zeitung.

1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Leser des ersten Theils dieser Vorlesungen.

Ich habe Ihnen im Vorbericht zum 1sten Theil versprochen, daß dieser 2te angenehmer zu lesen seyn würde, als jener, und es wird mich ungemein freuen, wenn Sie finden, daß ich Wort halte. Die Wahrheit zu gestehen, so äußerte ich die Besorgniß, einige Kapitel des 1sten Theils möchten Ihnen Mühe im Lesen verursachen, nicht in der Meinung, als wären die Materien selbst von solcher Beschaffenheit, daß sie nachdenkenden Lesern — und andere möchte ich nicht haben — mißfallen könnten, oder daß mir die Darstellung derselben mißlungen sey. Ich habe zu viel Achtung für mein Publikum, als daß ich mir jemahls erlauben sollte, ihm etwas aufzutischen, das ich selbst für unverdaulich oder unschmackhaft halte. Im Gegentheil glaubte ich, auch in den Erörterungen über das Vorstellungsvermögen, welche dieser Tadel vorzüglich treffen könnte, den — mir möglichen — höchsten Grad der Deutlichkeit und so viel Anmuth, als der Gegenstand ohne Schaden des Zusammenhanges nur zuläßt, im Vortrage angewendet zu haben. Meine Besorgniß gieng eigentlich auf die in unserm Zeitalter noch herrschende Ungewohnheit der meisten Menschen, ihr eignes

Gemüth sowohl, als die Natur der Seele überhaupt, zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit und Betrachtung zu machen, oder sonst über Etwas, das außer dem Gebiet der Sinnlichkeit liegt, oder kein besonderes Interesse hat, anhaltend und zusammenhängend nachzudenken; welcher Mangel eine natürliche Folge unsrer Erziehung, unsres Unterrichts, und der Beschaffenheit unsers gesellschaftlichen Lebens ist, wie in Thiemes Preisschrift über die Hindernisse des Selbstdenkens ausführlich gezeigt worden. Manche der neuern pädagogischen und der sogenannten populären Schriftsteller suchen nun diesem Ekel der Leser vor anhaltender Anstrengung im Denken dadurch auszuweichen, daß sie die Gedanken, die sie ihnen beyzubringen haben, in einer so langen Brühe von solchen ihm geläufigen Worten und Redensarten aufsetzen, daß sie sich darinne verlieren, und daß er sie mit verschluckt, wie das Kind die bittere Rhabarber im süßen Säftchen. Allein, da die Seelen-Arzney ihre Heilkräfte nicht so mechanisch, wie die körperliche, äußert, sondern dem Patienten mehr schadet, als nützt, wenn er nicht alle Ingredienzien derselben aufs genaueste kennt: so halte ich dafür, die rechte Popularität bestehe darinne, die Gedanken mit so wenig Worten als möglich auszudrücken; aber allezeit mit solchen, wobey der Leser sich gerade das denken muß, was man ihm sagen will, und nichts anders. Er wird

dann gewiß den Autor verstehen, wenn dieser von solchen Begriffen ausgeht, die der Leser schon hat, und die neuen, die er ihm beybringen will, durch richtige Entwickelung aus jenen, mit denselben verknüpfet. Dazu braucht aber der Autor nicht blos vollständige und genaue Sachkenntniß, sondern auch die Fertigkeit, sich gleichsam in den Kopf des Lesers hinein zu versetzen, ihm erst gleich zu denken, ehe er ihm vor denket, und dann seine Gedanken so zu sagen, wie sie jener sagen würde, wenn er sie schon hätte — nicht wie sie der Schriftsteller in der Bücherspracheze sagen gewohnt ist. Zu bedauern ist es daher, daß die meisten seit einigen Jahren erschienenen, unter dem gemeinen Mann zum Theil sehr ausgebreiteten, und in gelehrtenZeitungen vortheilhaft recensirten Volksschriften, mehr Muster von jener, der wahren Aufklärung sehr schädliche Methode, als von dieser enthalten. Jedoch, ich wollte ja den Lesern nur sagen, wem die von einigen unter Ihnen vernommene Klage, daß jene Betrachtungen über die Denkkraft zu schwer oder zu trocken wären, eigentlich zur Last fällt, und daß Sie dieselben nicht überschlagen dürfen, wie es gemeiniglich mit den moralischen Betrachtungen in Romanen zu geschehen pflegt. Haben Sie lieber die Güte, sie jetzt noch einmahl recht aufmerksam zu lesen, und die angehängten Selbstfragen zu wiederhohlen, bis Sie dieselben richtig und deutlich beantworten können. Wollten

Sie aus der Lehre von den Pflichten des Menschen das weg lassen, wie er sich in Ansehung seines denkenden und wollenden Geistes zu verhalten hat: so wäre es eben so viel, als wenn dem Baumeister zur Ausführung eines Gebäudes nichts weiter gegeben würde, als der Riß, keine Baumaterialien und Werkzeuge. Die Fähigkeiten und Kräfte der Seele, und die vermittelst derselben erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten vertreten die Stelle der Materialien und Werkzeuge, womit wir am großen Tempel der Vollkommenheit arbeiten sollen: wir müssen sie und ihren Gebrauch kennen, um sie recht zu gebrauchen.

Der Verfasser.

Nachtrag zu dem Verzeichniß der Subscribenten.

Altenburg, Herr Johann Gottlieb Kretschmar. 1 Ex.
Blankenburg, Herr Johann Heinrich Christian Räber. 1 Ex.
Buchenbeuern, in der Grafschaft Kirchberg, Herr Pfarrer J. E. Bechtel. 1 Ex.
Clausthal, Herr Pastor J. C. Köppel. 1 Ex.
Coburg, Herr Hofprediger Schwarz. 1 Ex.
Dresden, Herr Christian Flachs. 1 Ex.
Erfurt, Herr Kaufmann Nagel. 1 Ex.
Frankfurt am Main, Herr Varrentrapp und Wenner. 6 Ex.
Gotha, Herr Hof-Buchbinder Sachs jun. 1 Ex.
Gros-Cammsdorf, Herr Pfarrer Breirhaupt. 1 Ex.
Guben in der Niederlausitz, Herr August Sigismund Reichert. 1 Ex.
Güstrow, Herr Hofgerichts-Assessor Baron von Kielmannsegge. 1 Ex.
— Herr Landrath von Lehsten. Erbherr auf Wottmannshagen. 1 Ex.
— Herr Pastor Walther in Grabow.
— Herr Conrector Barker in Güstrow.
Jena, Herr Advocat Fiedler. 3 Ex.
Leipzig, Herr Johann Gabriel Wolf. 1 Ex.
Mühlhausen, Herr Stadtschreiber Reinhold. 1 Ex.
— Herr Stadtschreiber Schott 1 Ex.
Nedlitz bey Zerbst, Herr Candidat August Werner. 1 Ex.
Rudolstadt, Herr May. 1 Ex.
Schaumburg, Ihro Durchlaucht der Prinz Wilhelm Ludwig von Anhalt-Bernburg-Schaumburg. 1 Ex.

Siegen.

Siegen, Herr Blecher. 1 Ex.
— Herr Fabrikant Dresler. 1
— Herr J. J. Hanckworth.
— Herr Renthmeister Vollprech
1 Ex.
Sophienau, Herr Johann August

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Achtzehnte Vorlesung.

Die Pflicht der Selbsterhaltung.

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz habe;
Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen.

Claudius.

Wenn der Mensch die Rolle, die er als Weltbürger zu spielen hat, überschauet; wenn er voll des hohen Gedankens, zum Gehülfen des Unendlichen am großen Werk der Hervorbringung des Guten berufen zu seyn, sich fragt: welches sind nun, der Reihe nach, die ersten Pflichten, die mir obliegen? welches die ersten Rechte, die ich zu bewahren habe? wo muß ich anfangen, meine Bestimmung zu erfüllen? — so ist er selbst das erste Wesen, welches seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt verlanget. Sein ganzes Selbst, das ganze Gemisch vom Thier und Engel, von körperli-

chen und geistigen Bedürfnissen und Kräften — der Mensch, wie er vom Weibe gebohren wird, ist deshalb der erste Gegenstand seines moralischen Verhaltens: weil alles, was er Andern seyn und leisten kann, davon abhängt, was er selbst ist.

Als einem solchen Halbthiere ist ihm nun zum Schauplatz, wo er seine Rolle spielen soll, vorläufig die Erde angewiesen, und die Ordnung der Natur und der Gang der Dinge bestimmen hier den Anfang und die Dauer seiner Erscheinung. Darum ist es Pflicht für ihn, so lange auf dieser Bühne zu bleiben, als sie es ihm vergönnen; oder bis er diesen Abschnitt seiner Rolle geendigt hat: er muß sein Leben erhalten, so lange er die Absicht seines Daseyns dadurch erreichen kann; indem dieses den ganzen Zeitraum, der ihm zu seiner Bestimmung gegeben ist, jenes nur den Theil, den er davon auf der Erde zubringt, umfasset. Der unsterbliche Geist des Menschen ist für eine gewisse Zeit zur Mitwirkung der Vollkommenheit der Welt als Erdenbürger auf diesem Planeten angestellt; dies ist der Platz, wo ihn der Urheber der Dinge als Rad in die große Maschine

ein-

eingefügt hat: hier muß er folglich bleiben, und die seiner Stelle angemessenen Forderungen seiner Natur erfüllen — der Mensch von Erde muß auf der Erde Mensch seyn, — so lange er kann.

Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich der wahre Werth des Lebens, den ein Theil der Menschen zu sehr herabsetzt, und der andere über die Gebühr erhöhet, leicht und richtig bestimmen. Die schwärmerischen und leidenschaftlichen Köpfe aller Art, welche die Erde für ein freudenleeres Jammerthal erklären, das man nicht geschwind genug verlassen könne, irren sich darinne eben so wohl, als der Schlemmer und Wollüstling, der auf ihre Vergnügungen alle seine Wünsche einschränket; die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte.

Das Erdenleben ist gleichsam die Jugend unsrer Seele, wo sie bis auf einen gewissen, im Rath der Vorsehung bestimmten Grad, ihre Denkkraft ausbilden, ihren Willen reinigen, und sich einen Wirkungskreis für ihr ganzes Daseyn eröffnen soll. Kann und darf aber das Kind wohl gleich nach der Geburt ins Greisenalter treten? Und wäre es ein Glück

für dasselbe, die kleinen Freuden und Unannehmlichkeiten der Jugend, welche seine Kräfte entwickeln, zu überspringen? Es kommt dazu, daß das Leben auf dem Schooße der guten mit großem Unrecht verschrieenen Mutter Erde die für uns mögliche größte Gewißheit hat, und daß unsre Fortdauer in einer andern Welt nur auf wahrscheinlichen Vermuthungen und Schlüssen beruhet. Wir wissen es, daß wir hier als halbthierische Geister unserm hohen Berufe leben sollen, und wir schließen und hoffen es nur, obgleich aus überwiegenden Gründen, daß wir auch jenseits des Grabes besser werden, und Gutes stiften können. So lange uns nun die Ordnung der Dinge das Leben vergönnt, ist es der einzige Weg, den sie uns zur Bewirkung der Absicht unsers Daseyns anweiset. In dieser Rücksicht ist es in der That unser höchstes Gut, unser Alles, und wir sind verpflichtet, alle Sorgfalt zur Erhaltung desselben anzuwenden.

Auch pflanzte die weise Mutter Natur deshalb die große Liebe zum Leben in unsre Herzen, daß wir es aufs sorgfältigste bewahren sollten, und setzte den Schmerz zum Hüter desselben, der

uns

uns bey der kleinsten Gefahr, die ihm drohet, an diese Schuldigkeit erinnert.

Selbsterhaltung, oder Sorge für das Leben, ist daher die erste Pflicht des Weltbürgers, der den Zweck seines Daseyns kennt, und Geringschätzung, Verschleuderung desselben, die erste Sünde, die er zu meiden hat. Und diese Pflicht schließt folgende nähere Verhaltungsregeln in sich, welche blos durch Beyspiele der ihnen angemessenen Tugenden, oder entgegengesetzten Fehler, erläutert zu werden brauchen.

I.

Der denkende Geist im Menschen darf sich nicht schämen, für die Ernährung seines thierischen Theils zu sorgen. Er muß sich nicht, wie einst Simeon der Säulenheilige *),

*) Dieser Simeon war ein Schwärmer des 5ten Jahrhunderts aus Sisan in Syrien. Da ihm die religiösen Thorheiten der Mönche und Einsiedler seiner Zeit alle zu klein waren: ließ er sich eine Säule mit einem Geländer aufrichten und nach und nach bis auf 40 Fuß erhöhen, wo er 47 Jahre stehend oder angelehnet zubrachte, wöchentlich nur einmahl aß, und während der Fasten gar nicht, sich beym Gebet einmahl in einem

müssig hinstellen, und erwarten wollen, daß ihm die fromme Einfalt die Speise in den Munde stecke, oder die Vorsehung ihm, ohne sein Zuthun, den Tisch bereite. Sorglosigkeit in diesem Stücke ist keine Tugend, sondern ein Fehler, wenn sie auch ihren Grund in religiöser Frömmigkeit haben sollte. Wäre der Tod des Menschen seinem Schöpfer angenehmer, als sein Leben: so hätte er die Erde nicht so reichlich mit Allem versehen, was zu seiner Nothdurft gehört. Es ist daher zu bedauern, daß diese Sorglosigkeit noch immer ihre Verehrer findet, die sie, zum Hohn der gesunden Vernunft und unsers Zeitalters, als etwas verdienstliches betrachten. - Ein trauriges Beyspiel davon gaben noch 1783. die Auftritte, welche der Tod des Joseph Benedict Labré in Rom veranlaßte.

„Dieser Bettler war aus Amette im Bisthum Boulogne in Frankreich gebürtig. In seiner Jugend erlernte er keine Profeßion oder ein anderes Gewerbe, wodurch er der Welt hätte nützlich werden

nem Tage 1244 mahl mit der Stirn bis auf die Füße neigte, von oben herab predigte, die Heiden bekehrte, Kranke heilte, Unfruchtbare fruchtbar machte, und was sonst die Legende von ihm erzählt. Er starb 461. oder 62.

den können: sondern las fleißig Andachtsbüchlein, und insbesondere die Predigten eines sogenannten blinden Predigers. Als er erwachsen war, wollte er ein Carthäuser werden: aber diese Lebensart stand ihm nicht an. Darauf wählte er den Orden la Trappe*): aber er gerieth, nach dem Ausdruck seines Lebensbeschreibers, in eine so dunkle Nacht des Gemüths, daß man ihn entlassen mußte: an welcher Dunkelheit wohl der blinde Prediger schuld seyn mochte. Nun war ihm der Eingang in andere geistliche Orden verschlossen**); in sein väterliches Haus wollte er nicht zurück kehren; und gelernt hatte er nichts, sich in der Welt mit Ehren fortzuhelfen; auch konnte er gar wohl so einfältig seyn, zu glauben, es wäre etwas verdienstliches, nicht zu arbeiten, sondern blos zu betteln: kurz, er ergriff den Bettelstab, und zog nach Rom, dem Paradies der Bettler. Von da aus besuchte er von Zeit zu Zeit Loretto, Mariä Einsiedel und andere berühmte Wallfahrts- und Bettelörter in Italien, hielt sich, wenn er in Rom war, immer kniend oder stehend in den Kirchen auf, so andächtig, daß er sich nicht einmal schauderte, wenn ihn das Un-

*) Dieses ist der strengste unter allen Mönchsorden. Sie essen nichts als Brod und Gemüse; reden wöchentlich einmahl, und sind von der Welt so abgesondert, daß sie es nicht erfahren, wenn ihre Eltern gestorben sind. Ihr Stifter Armand Joh. Bouthillier von Rance, war in seiner Jugend ein ausschweifender Mensch gewesen, und durch den Anblick einer an den Kinderblattern verstorbenen Frau, die er auf eine unerlaubte Art geliebt hatte, bewogen worden, eine so strenge Lebensart zu wählen.

**) Nach den Kirchengesetzen darf man zwar aus einem gelindern in einen strengern Orden übergehen: aber nicht umgekehrt.

geziefer biß. Was er von seinen Bettelpfennigen übrig hatte, gab er seinen Cameraden; wodurch er natürlicher Weise desto mehr bekam. Und so gieng in seinem Leben gar nichts Außerordentliches mit ihm vor, außer daß ein gewisser Abt Mancini ihn oft als einen heiligen Mann rühmte, bis er den 16ten April 1783. in der Muttergotteskirche vom Berge in Ohnmacht fiel, in ein nahes Haus gebracht wurde, und daselbst starb. Nun verbreitete sich auf einmahl das Gerücht in der Stadt: es sey ein Heiliger gestorben. Das Volk lief haufenweise herzu, ihm die Hand zu küssen, und etwas Reliquien von ihm zu bekommen. Das Gedränge wurde so groß, daß man ihn in eine Capelle der genannten Kirche verschließen mußte. Da kletterte der Pöbel an die Fenster den Leichnam zu sehen. Vier Tage lang blieb er daliegen, schwitzte den dritten Tag noch, war am 4ten noch ganz biegsam, stank nicht, und als man ihm ein weisses Kleid anlegte, hielt er sich mit einer Hand zweymahl an einer Bank fest. Diese Umstände wurden auf Befehl des Cardinal-Vicarius auf Pergament verzeichnet, und von Zeugen unterschrieben, und der Todte in Gips abgeformt. Nun begrub man ihn auf der Epistelseite*) des hohen Altars, und erlaubte dem Volke, zu seinem Grabe zu wallfahrten. Schaarenweise kam es 15 bis 20 Meilen weit her gelaufen: so daß man vor Gedränge das 40stündige Gebet, welches eben in diese Kirche kam, in eine andre verlegen mußte. An dem Altare konnte mehrere Tage lang keine Messe gelesen, und das Hochwürdige**) mußte hinweg genom-

*) Die rechte Seite desselben heißt so, weil da die Epistel gesungen wird.

**) Die in einer kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Capsel (Monstranz) eingeschlossene Hostie.

nommen und in eine innere Kapelle getragen wor-
den. Darauf machte der Beichtvater und Lebens-
beschreiber des Labre, ein gewisser Marconi, be-
kannt, daß der Verstorbene gegen Ende des Aprils
1782. zitternd zu ihm gekommen sey, und gesagt
habe: Ach lieber Pater, ich habe geglaubt, ich
wäre gestorben, und man hätte mich in Sancta
Maria del Monte auf der Epistelseite begraben;
dort wäre von einer Menge Volks vor meinem
Leichnam ein großer Lärmen gewesen; und Je-
sus Christus habe mir gesagt: Ich überlasse dir
meinen Platz. (Hier zerfloß er in Thränen.) Ich
gehe hinweg. Diese Träumereyen des Labre will
er gleich damals dreyen ansehnlichen Personen in
Rom vertraut haben, und findet sie nun als eine
Prophezeyung erfüllt. Schon im Jahre 1777.
hatte ein Mahler das Gesicht des Labre zu einem
Christuskopfe genommen. Vom 20sten April an
bis zum 6ten Julius that der Todte nicht weni-
ger als 136 bestätigte Wunder, von denen es in
der Lebensbeschreibung heißt: Stumme reden,
Blinde sehen, Lahme gehen ꝛc. Einem mit dem
Krebs behaftetem Weibe erscheint er und spricht:
Steh auf und iß! und dann: Steh auf, du bist
gesund! Auch erweckt er ein todtes Kind wieder
zum Leben. Und das alles meistens nicht einmahl
durch Berührung oder Ausdünstung des Grabes,
sondern an entfernten Orten, blos dadurch, daß
die Leute ihre Andacht zu ihm verrichten. Der
Stadt Rom hat er, als einer großen Sünderin,
eben solches Unglück geweissaget, als Calabrien
betroffen hat, und Pius VI. veranstaltet Andach-
ten und Bittgänge, es abzuwenden. Der heil.
Vater soll auch auf einem Stück von der Bettstelle
des Labre schlafen, und Cardinäle besuchen des
Nachts sein Grab, wenn sie bey Tage nicht dazu

kommen können. Von den unfläthigen Lumpen, die er hinterlassen hat, waren schon im August vorigen Jahres 80,000 Fetzen als heilige Reliquien ausgetheilt, und 85 verschiedene Kupferstiche von ihm gemacht worden, ohne die Gemählde, und Wachsbilder zu rechnen.

(D. Ztg. 1784. S. 319.)

Dieses traurige Beyspiel von Verirrung des menschlichen Verstandes, mag — der Unpartheylichkeit zu Ehren — ein anderes begleiten, welches lehret, daß auch eine würdigere Andächtigkeit ihren Werth verlieret, wenn sie der pflichtmäßigen Sorge für den Lebensunterhalt entgegen ist.

„N... in S...n den 24. Jan. Der Irrthum, daß Beten besser sey, als Arbeiten, ist auch unter uns Protestanten noch nicht ganz ausgerottet, und leider! habe ich ihn sogar auf dem Lande gefunden, wo der Müßiggang noch geschwinder zum Bettelsacke führt, als in der Stadt. Frau Clara hat einen braven, christlichen, verständigen, fleißigen und begüterten Mann. Er würde der wohlhabendste im Dorfe seyn, wenn nicht seine Frau auf ein thörichtes Gelübde gerathen wäre. Sie hat in dem Propheten Daniel gelesen, daß derselbe des Tages dreymahl kniend gebetet. Das hat sie auf den Vorsatz gebracht, diesen Heiligen des alten Testamentes nachzuahmen — ja ihn gar zu übertreffen. Sie hat es Gott gelobet, (welches man vom Daniel nicht liest) täglich drey ganzer Stunden, Morgens, Mittags und Abends, in ihrem Kämmerlein kniend zu beten; dabey keine Wochen-

kirche

Kirche zu versäumen und keinen Armen von ihrer Thür ohne Almosen weggehen zu lassen. Dies dreyfache Gelübd, das hinter dem Rücken des Mannes gemacht und selbst nach den Gesetzen Mosis ungiltig ist, hält sie aufs strengste. Wenn sie also des Morgens aufsteht, so betet sie erst eine Stunde. Unterdessen blöcken die Kühe im Stalle und melden ihren Hunger an: aber umsonst; die Beterin ist unbarmherzig. Um sieben oder acht Uhr wird erst gefüttert und gemolken. Man kann sich vorstellen, daß die Fütterung und Wartung des Viehes nun den ganzen Tag verkehrt fortgeht und daß die Nutzung des Viehstandes daher von Herzen schlecht ist. — Um 10 Uhr kommt der Mann vom Felde. Er mag zusehen, was er ißt und trinket: denn Frau Clara muß beten und kann nicht die Küche beschicken. — Jetzt soll sie dem Manne helfen, das Stroh in Ordnung bringen: aber die Betglocke wird geläutet — da muß alles stehen und liegen, da rennt sie fort in die Wochenkirche und betet und — schläft.

Der Mann erbaut jährlich viele Schocke Flachs. Was hilft es ihm? Das Gelübde bringt das Blauen und Brechen in Unordnung, und wenn Frau Clara in den Winterabenden aus der Kammer kommt, ist sie von Kälte so erstarrt, daß sie hinter dem Spinnrade bald einschläft: denn in der warmen Stube will sie nicht beten, weil sie das Kämmerlein buchstäblich nimmt. —

Das stundenlange Beten bringt auch das Mastvieh zurück, und nur die unermüdete Sorgfalt und Wachsamkeit des Mannes rettet die Schweine, und macht sie noch zum Hausschlachten tüchtig. Aber dann reicht der ansehnlichste Vorrath von Speck, Würsten und andern Victualien nicht fürs ganze Jahr hin: denn Frau Clara bestiehlt sich selber

um ihres Gelübdes willen. Die Bettler, die Landstreicher, die Müßiggänger machen sich ihre heilige Einfalt zu Nutze, belagern das Haus und erndten reichlich, wo sie nicht gesäet haben. Gegen diesen Abschaum des Menschengeschlechts ist sie barmherzig, und gegen ihren fleißigen Mann unbarmherzig und grausam. Man möchte nun denken: der Mann, der eine solche Frau hat, muß in wenig Jahren bankrut werden: ich kann Sie aber versichern, daß er sich doch noch in ziemlichen Wohlstande befindet. Seine Liebe deckt die Thorheiten seiner Frau zu; seine Gnügsamkeit nimmt mit trocknem Brode vorlieb; seine Geduld verträgt Hunger und Durst; seine Arbeitsamkeit erhält die Feldwirthschaft im Schwunge; seine Kinder, welche herangewachsen, übernehmen die weiblichen Geschäfte des Fütterns, Melkens ꝛc. welche ihre Mutter mit Beten versäumt: so besteht das Haus doch und wird so lange bestehen, als der Mann Kräfte zu arbeiten hat, und die Kinder behält. — Frau Clara ist sonst, wenn man sie spricht, keine dumme Frau. Sie redet verständig von Wahrheiten der Religion und von Dingen, die die Haushaltung betreffen: aber blos ihr Gelübd macht, daß sie eine lieblose Ehegattin und eine schlechte Wirthin ist. Als Mutter muß man ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie ihre Kinder zum Guten anweist: aber ihr Exempel thut doch Schaden. — Es wäre daher ein großes Unglück, wenn unter den Weibern auf dem Lande der Aberglaube einrisse, daß Beten besser sey, als Arbeiten, und daß sie, Gott zu Ehren, das Kochen, Backen, Spinnen, Melken ꝛc. bey Seite setzen dürften. — Gott behüte uns ja vor solcher Einfalt! Man sollte es mit großen Buchstaben in den Katechismus setzen, daß Arbeiten und Beten beysammen seyn muß;

muß; daß auch das Hauskehren, wie D. Luther sagt, ein Gottesdienst ist; daß man bey den geringsten Hausverrichtungen an Gott denken kann, der sie segnet; daß die Gelübde im Neuen Testamente nichts mehr gelten, und daß es sündlich ist, sie zu halten, wenn sie Schaden bringen, den Pflichten des Hausstandes entgegen sind, oder wenn man irgend etwas Gutes darüber versäumt. Leute, die solche Gelübde thun, streben nicht selten aus einem heimlichen Ehrgeitze, den sie sich selbst nicht gestehen wollen, nach der ersten Stufe im Himmel, und werden die letzte bekommen.

(D. Ztg. 1785. S. 37: 39.)

Noch thörichter ist es, sich aus Geitz die zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit nöthige Nahrung, oder Pflege zu versagen.

Im Jahr 1785. starb in Wien ein gewisser Hasenhardt, der vor mehrern Jahren, in einer Anwandlung von Trübsinn, seine Frau und Kinder in Lübeck verließ, gegen eine Million Gulden mit sich nahm, vom Kaiser zum Titularrath gemacht wurde, und hier für sich ganz allein lebte, wie ein Kartheuser. Seine Wohnung bestand aus 8 Zimmern, deren jedes mit einem Bette versehen war. In diesen Betten allen schlief er fast jede Nacht nach der Reihe: denn wenn er sich niederlegte, glaubte er bemerkt worden zu seyn, und schlich sich aus einem Zimmer weg, um sich in einem andern wieder nieder zu legen. Nach einer Stunde empfand er dieselbe Furcht, stand wieder auf, und so trieb es der Unglückliche die ganze Nacht durch, bey seinem großen Gute; während daß viele Milionen armer Leute der süßesten Ruhe genossen. Nach seinem Tode fand man endlich,

nach

nach langem vergeblichen Suchen, hinter einer Tapete 9000 Kremnitzer Ducaten. Wo er das übrige Geld hingethan hat, weis niemand.

(D. Ztg. 1785. S. 130.)

Und so entspringt aus der Selbsterhaltung auch die entgegengesetzte Pflicht, beym heutigen Genuß an die Bedürfnisse des morgenden Tages zu denken, im Ueberfluß Etwas für die Zeit des Mangels zu sparen, und in den Jahren der Stärke einen Nothpfennig für das kraftlose Alter zurück zu legen. Verschwendung dessen, was man künftig zur Nothdurft braucht, ist eben so unrecht, als Versagung dessen, was man jetzt übrig hat.

„Stendal in der Altmark. Die häufigen Concurs-Nachrichten, die ich in den Berliner Zeitungen und andern öffentlichen Blättern lese, versetzen mein Gemüth oft in eine so große Traurigkeit, als vielleicht manchen Gläubiger, der sein Geld dabey verliert. Ich stelle mir dabey die vielen Grade des Kummers und der Noth vor, welche dergleichen unglückliche Familien schon ertragen haben, ehe ihre Vermögensumstände gänzlich verfallen, und nun ihre quälende Schaam, als Betrüger zu erscheinen, und den Schmerz, statt des bisherigen Wohllebens, in Mangel und Elend zu versinken! Dann gehe ich in Gedanken von Haus zu Haus, und finde immer zehn Familien, die sich mit täglichen Sorgen für ihr Auskommen quälen, gegen Eine, welche dieser Sorgen überhoben ist. Ich kann nicht anders denken, als daß es an andern

dern Orten gerade eben so sey, wie bey uns. Wenn ich nun rechne, daß gleichwohl unter hundert Menschen neun und neunzig ihr leibliches Wohl zur Hauptsache ihres Daseyns machen, und die Ausbildung ihres unsterblichen Geistes darüber versäumen: so betrübt es mich desto mehr, zu sehen, daß so viele auch jenes niedrige Ziel verfehlen, um dessen willen sie dieses höhere aus dem Gesicht verlieren. Die trüben Wolken, welche meine Seele bey dergleichen Betrachtungen umgeben, zertheilen sich aber allmählich und ich erblicke die Spur der Weisheit und Güte Gottes im Laufe der Dinge wieder: so bald ich mich daran erinnere, daß die Fortschreitung des Menschen zur Vollkommenheit ewig ist. Ich sehe nun, daß die Unbeständigkeit der Glücksgüter den Unglücklichen, der sie verliert, und alle, die ihn fallen sehen, von der Wahrheit überführen soll: „daß so hinfällige Dinge nicht der Zweck des Daseyns eines unsterblichen Wesens seyn können.“ Ich werde gewahr, daß die Sorge für die Nothdurft des Leibes, durch die Anstrengung der Denkkraft auch solche Seelen, die keinen Begriff von ihrer Bestimmung haben, ohne daß sie selbst daran denken, verbessert, und daß die Vorsehung sogar Thorheiten und Laster als Mittel braucht, Vernunft und Tugend zu befördern. Zu solchen und ähnlichen Betrachtungen veranlaßte mich auch die Geschichte einer hier vor kurzem zu Grunde gegangenen Familie eines Küsters, den ich Johann Rausch nennen will. Dieser Mann, seines Handwerks ein Buchbindergesell, kam mit seiner Frau und zwey ziemlich erwachsenen Töchtern hierher, und erhielt die Stelle des Ober-Küsters an der Domkirche. Die erträgliche Modulation seines Gesanges und sein einnehmendes Betragen erwarben ihm Gönner und Unterstützung.

Außer-

Außerdem ist diese Stelle so einträglich, daß eine Familie auf bürgerlichen Fuß bequem davon leben kann: denn unter 10 Landpredigern hiesiger Gegend steht sich kaum einer so gut. Aber Johann Rausch konnte nicht davon leben. Er und seine Frau pflegten, wie leider! viele Hausväter und Hausmütter, die Ausgabe nicht nach der Einnahme abzupassen: sondern sie rechneten gar nicht darüber nach; erwarteten, daß die Vorsehung von selbst diese nach jener einrichten werde; kauften, was ihnen gefiel; aßen und tranken, wozu sie Lust hatten; so lange es währte. Ins besondere fanden beyde viel Vergnügen am Trunk: die Branntweinflasche und der Kaffeetopf standen in geschwisterlicher Eintracht den ganzen Tag auf dem Tische, nebst allerley Backwerk; wobey die Frau manche ordentliche Mahlzeit, wenigstens die Mühe des Kochens, ersparte. Kam einmahl ein fettes Accidenz ein: so wurde Gebratenes und Gesottenes aufgetischt, bis es verzehrt war. Die Leckermäuler wollten sich dann nicht sogleich wieder an gemeiner Kost genügen lassen: es wurde also, in Hoffnung auf die nächste Einnahme, beym Fleischer, Bäcker und Krämer geborgt, so lange, bis diese nichts mehr gaben, und nachdrücklich auf Bezahlung der alten Schuld drangen. Ist es nun in einer Haushaltung, es sey durch Fraß und Soff, wie hier, oder durch standeserforderlichen Aufwand anderer Art, einmahl so weit gekommen: so ist guter Rath so schwer zu finden, als Geld. Nebst der ganzen häuslichen Glückseligkeit entflieht dann auch eine Tugend nach der andern aus einer solchen Familie. Der Mann versäuft oder verspielt aus Unmuth den letzten Groschen, den er auftreiben kann, setzt in Lotterien, vergreift sich an fremden Cassen, wenn er dergleichen unter den

Häu-

Händen hat; die Frau sucht Liebhaber, wenn sie dergleichen finden kann; die Kinder werden Taugenichtse. Bey unserm Johann Rausch war dies der Fall, daß er den Abgang an seinem täglichen Brandtweins-Bedürfniß aus der ihm anvertrauten Armen-Büchse nahm. Seine Vorgesetzten merkten es und verwahrten sie mit einem Schlosse: da wußte er das Geld künstlicher Weise durch die daran befindliche Spalte heraus zu schütteln. Man verschloß die Büchse in einem Schrank in der Sacristey: den brach er auf, und befriedigte seine Nothdurft, wie zuvor. Man entdeckte den Kirchenraub, und weil er nun ernstliche Ahndung befürchten mußte, forderte er seinen Abschied, um sein Glück weiter in der Welt zu suchen. Er erhielt ihn und aus Mitleiden — so gar mit einem gewöhnlichen Zeugniß des Wohlverhaltens. Darauf ließ er Frau und Kinder sitzen, und setzte in den benachbarten Provinzen die Landgeistlichen in Contribution. Unterdessen machte ihn eine seiner Töchter zum Großvater. Er kam aber bald wieder nach Stendal in dem jämmerlichsten Aufzuge, den ein Landstreicher machen kann, an Leib und Seele zu Grunde gerichtet, starb unter den erbarmenswürdigsten Umständen, und wurde vermittelst einer Collecte begraben. Seine Ehe- und Trinkgenossin folgte ihm bald, nach einem schmerzhaften und langwierigen Krankenlager, wobey sie alle Stufen und Arten des menschlichen Elendes erfuhr. (D. Ztg. 1788. S. 101-103.)

II.

Der Freund der Vervollkommnung muß alles meiden, was sein Leben ohne Beruf in Gefahr

setzen würde. Der Wagehals, der ohne Noth und Nutzen auf steile Felsen klettert, der Seiltänzer, Luftspringer, Aequilibrist und andere unnütze Tausendkünstler, die ihre Gaukeleyen mit Lebensgefahr treiben, — den Luftschiffer Blanchard nicht ausgenommen, in so fern er bey seinen Reisen nicht auf neue Entdeckungen in der Natur ausgehet, sondern sich damit begnügt, die Fahne über den Abonnenten zu schwenken — verletzen die Pflicht der Selbsterhaltung, und die Polizey verbietet die Ausübung solcher Künste mit Recht.

Canth, in Niederschlesien. — Im vorigen Jahre kam ein Seiltänzer hierher, und machte seine albernen Künste, die Niemanden etwas nützen, und dem Künstler selbst leicht den Hals kosten. Einige Eltern waren so unvorsichtig, ihre Kinder Zuschauer dieses Schauspieles abgeben zu lassen; und diese vergnügte es so sehr, daß sie kurz darauf an einem abgelegenen Orte den Seiltänzer nachzuäffen suchten. Die Probe wurde damit gemacht, daß einige auf dem Kopfe stehen sollten. Da sie nun das Gleichgewicht von selbst nicht halten konnten, band man sie an. Kaum waren sie einige Minuten in dieser Stellung, als ihnen das Blut zum Halse heraus schoß. Die übrigen Kinder, statt den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, liefen vor Schrecken davon. Zufällig kamen zwar einige Leute an den Ort, aber zu spät: denn aller angewandten Mittel ohnerachtet, starben die Kinder. Dieses traurige Beyspiel sollte nicht allein

von Eltern und Kindern, sondern auch von den Obrigkeiten zu Herzen genommen werden, damit diese solche gefährliche Landstreicher, die durch die beym Volke erregte Bewunderung unnützer und alberner Grimassen, auch dem National-Charakter Schaden thun, mit einem Almosen am Stadthore abwiesen, oder in die Arbeitshäuser setzten, wo sie ihre Geschicklichkeit an Flachs oder Wolle beweisen könnten. Auch pflegen Menschenkenner aus der Menge des um eine solche Narrenbude versammelten Volkes an einem Orte, wenn man sie mit der Zahl der Einwohner vergleicht, einen sichern Schluß, auf den Geschmack und die Vernunft der Einwohner zu machen.

(D. Ztg. 1784. S. 121.)

Dahin gehören auch alle unbesonnene Lebensgefährliche Scherze und Spiele, davon die traurigsten Beyspiele häufig genug sind, und der Jugend nie zu frühe bekannt gemacht werden können.

Zweybrücken. Hier wurde am 20. Dec. 1785. ein großes Feuerwerk gespielt, wobey man einen Ausbruch des Vesuvs vorstellen wollte: aber welchen schrecklichen Ausgang nahm dieses mit großen Kosten angestellte Schauspiel! Beym Ausbruch stürzte das Gerüst ein, und 17 Personen verloren das Leben. Man riß 6 Feuerwerker aus dem Brande, die noch lebten: aber ohne Arme, ohne Augen. Andere wurden zerschmettert. Der verdienstvolle Major Manger von Mannheim verbrannte bis auf die Knochen. Funfzehn Centner Pulver flogen in die Luft, und die Barmherzigkeit Gottes verhinderte, daß nicht noch 50 andere Centner, die

zum 2ten Act bestimmt waren, in Brand geriethen. Kein Mensch hätte sich gerettet. —

(D. Ztg. 1786. S. 15.)

In Frankfurt am Mayn verlegten die Steindeckergesellen ihre Herberge, und machten sich einen frohen Tag dabey. Einer unter ihnen, ein schöner und sonst braver junger Mensch, zeigte bey dieser Gelegenheit eine besondere Geschicklichkeit, die er besaß, ein starkes Messer, mit dem er sich ins Herz zu stoßen schien, so geschwind herum zu drehen, daß er die Brust nur mit dem Heft berührte. Er zeigte diese brodlose Kunst etlichemahl und versah es zuletzt, daß er sich das Messer wirklich ins Herz stieß, und todt nieder fiel. Er hatte zwey Schwestern, davon starb die eine vor Schrecken über dieses Unglück; die andere wurde gefährlich krank.

(D. Ztg. 1789. S. 42.)

Rohe, des Nachdenkens ungewohnte Menschen, treiben oft Kurzweil, wobey sie in die größte Lebensgefahr gerathen. So machen sich an vielen Orten die Schäfer und das Hofgesinde, beym Schwemmen und Waschen der Schaafheerden in Teichen und Weihern, wobey sie oft etliche Stunden lang bis unter die Arme im Wasser stehen, und die Gefahr zu erstarren durch Brandweinsaufen vermehren, wenn sie fertig sind, noch den groben Spaß, daß einer den andern untertaucht. Dieses geschahe z. E. im May 1788. in Blumenberg bey Torgau. Eine starke und rasche Magd ergriff den neben ihr im Wasser stehenden Knecht, und balgte sich lange mit ihm herum, um ihn unter das Wasser zu bringen. Allein er wurde ihrer Meister, und brachte sie hinunter; und zwar so tief in den Schlamm, daß sie mit großer Mühe

todt

todt wieder heraus gezogen wurde. Wer sich bey jeder Handlung fragt: wozu thust du das? was kann daraus entstehen? — wird niemahls so gefährliche Kurzweil treiben.

(D. Ztg. 1789. S. 209.)

Zwey oder drey Leute zechten mit einander im Engel zu Spalding in der Grafschaft Lincoln in England. Einer von ihnen bot der Gesellschaft im Scherz eine Wette an, daß er eine glühend heisse Ofengabel zwischen den Zähnen bis an den Obelisk auf dem Markte und wieder zurück tragen wolle. Die Wette wurde angenommen; der Mann nahm das glühende Eisen zwischen die Zähne und gieng hin. Aber, ehe er wieder her kam, fielen ihm die Zähne aus und sein Mund und Brust wurden so sehr verbrannt, daß er den nächsten Tag unter den heftigsten Schmerzen starb. Hier konnte man mit Recht sagen: Narrenspiel will Raum haben!

(D. Ztg. 1784. S. 227.)

Montjoie. Im April 1790. giengen drey Schuhmacher-Gesellen nach vollendetem Tagwerke auf den obersten Dachboden, um da gemeinschaftlich ihrer Meisterin etwas Holz zu sägen und zu spalten. Man sieht Handwerksleute nie froher, als zu Feyerabenden, und diese allen Menschen so natürlich heitere Seelenstimmung artet freylich oft in niedern Ständen, und mit unter auch in seynwollenden civilisirten, in übertriebene Lustigkeit und wilde Frivolität aus. Zwey von diesen Leuten fangen an, mit einander zu scherzen, wer von ihnen der Esel, das ist in hiesiger Landessprache der Holzschragen, seyn sollte, und der Scherz geht in Kitzeln und Balgen über. Unterdessen kömmt der dritte herbey, der sich noch etwas unten verweilt hatte, und mischt sich auch in das Spiel. Sie haben

sich alle drey umfaßt, zerren und stoßen einander aus einer Ecke in die andere, und kommen unglücklicherweise an die Fensteröffnung des Söllers, die mit einer leichten Ladenthür verschlossen war. Wider diese lehnen sie sich mit aller Gewalt, das leichte Band zerbricht, der Laden öffnet sich und alle drey stürzen eine Höhe von 40 Fuß herab aufs Straßenpflaster. Der erste, der herausgefallen war und die andern wahrscheinlich nach sich gezogen hatte, wurde mit zerschmettertem Kopfe und zerquetschter linken Brustseite todt aufgehoben; der zweyte hatte sich den Hirnschädel nach der Stirn zu zersplittert, sonst aber war er ohne Verletzung — dem dritten, als dem zuletzt gefallenen, war das Schenkelbein so zerbrochen, daß die Knochenröhre die Gestalt eines Zuckerhutes bildete, und am linken Fuße um die Gegend des Knöchels war alles wie zermalmt. Der Knabe ihres Meisters spielte kaum zwey Schritte von der Stelle, wo sie niederfielen, und eine schwangere Frau, die dicht vorm Hause vorbey geht, hört über ihrem Haupte das Krachen der zerberstenden Ladenthüre, sieht über sich, erblickt die Fallenden, weicht zu ihrem Glücke noch aus, und die Unglücklichen stürzen zu ihren Füssen nieder. So konnten in Zeit von 3 Minuten 6 Menschen todt oder elend seyn, wenn die Vorsehung nicht über die Schuldlosen gewacht hätte!

(D. Ztg. 1790. S. 320:323.)

Memmingen. Eine halbe Stunde von hier in einer angenehmen Gegend ist ein Gasthof, Dickenreis genannt, dahin die Einwohner der Stadt, von allen Ständen, an gewissen Tagen lustwandeln. So war am 2ten Febr. eine zahlreiche Gesellschaft daselbst versammelt, davon ein Theil sich mit Tanzen erlustigte. Die Kamine zur Heitzung befinden sich in diesem Hause auf der

Laube,

Laube, *) und sind von der Beschaffenheit, daß eine Person gebückt darinne stehen kann. Nun beschwerten sich die Gäste in einem Zimmer, daß es zu stark geheitzt sey. Der Wirth befahl also der Einheitzerin, einen Theil des Holzes aus dem Ofen zurück zu ziehen. Indem diese damit beschäftigt ist, geht ein spaßhafter Herr von der Gesellschaft vorbey und macht im Scherz die Kaminthüre zu, die sich inwendig nicht öffnen läßt, geht davon und vergißt den gemachten Schwank. Der Rauch häuft sich nun, aus Mangel am Zug, in dem engen Behälter, und die eingesperrte Person muß lange pochen und schreyen, ehe es, wegen des Geräusches vom Tanzen, jemand bemerkt. Endlich wird die Thür geöffnet, und sie stürzt schon halb erstickt heraus, verfällt in Zuckungen, und wird nur durch die äußerste Sorgfalt des Arztes und Wundarztes beym Leben erhalten, welche versichern, daß, wenn ihre Erlösung nur noch einige Minuten verzögert worden wäre, so sey es um sie gethan gewesen. Die muntere Jugend kann daraus schließen, daß man auch beym fröhlichen Scherz das Ende bedenken müsse — und der Spaßvogel, der diese Person in so große Gefahr gebracht hat, wird wissen, daß seine Pflicht ist, sie zu entschädigen.

Halle. Hier schickte eine Frau ihr Dienstmädchen, nach der albernen Gewohnheit, in den April; indem sie ihr einen verdeckten Korb, angeblich mit Eisen beschwert, an einen gewissen Ort zu tragen gab. Der Korb war so schwer, das einige Vorübergehende sahen, daß die Last die Kräfte des Mädchens übersteige, und ihr riethen, ihn

*) Laube nennt man in Schwaben den Vorplatz, die Hausflur.

abzusetzen. Dies geschah, und als sie nachsahen, was darin sey, waren es — Steine. Darüber schämte und ärgerte sich die Betrogene, und hatte sich verhoben und abgeängstet, so heftig, daß sie in eine hitzige Krankheit verfiel, und in wenig Tagen — starb. Hätte die Frau bedacht, daß ihr ungesalzner Spaß ein so schlimmes Ende nehmen könnte: so hätte sie ihn gewiß unterlassen.

(D. Ztg. 1790. S. 150.)

Der Zimmermann, Maurer, Dachdecker, Bergmann, Schiffer und andere Professionisten, welche sich, außer ihrem schuldigen Arbeitslohn, auch ein besonderes Verdienst um die bürgerliche Gesellschaft dadurch erwerben, daß sie die Gefahr ihrer Berufsarbeit nicht scheuen, sind gleichwohl verpflichtet, bey ihren Geschäften die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit anzuwenden. Der tägliche Umgang mit der Gefahr macht viele dieser Leute leichtsinnig und verwegen, wenn sie dabey an nichts denken, als an ihren Verdienst, oder an die Schüssel und Flasche, die sie am Feyerabend erwartet: hätte aber der Schieferdecker einen Begriff von seiner hohen Würde als Mitschöpfer des Guten in der Welt; so würde er mit mehr Vorsicht und Besonnenheit um die Thurmspitze schweben.

In

Karlsruhe. In Neureuth im Badischen wurde ein Mann, beym Abladen eines Weinfasses, das er allein aufhalten zu können glaubte, auf der Stelle zu Todte gequetscht, und hier stürzten erst letzten Sonnabend zwey Maurer, ein Geselle und ein Junge, von einem Dache herab. Der erste fiel auf den leztén. Der lezte brach den Fuß und Arm, und bekam 4 starke Kopfwunden; lebt aber noch. Der Geselle starb ehe 24 Stunden verflossen, ohne so übel wundet zu seyn. Er war Ehemann und Vater von einem Kinde und hinterließ eine hochschwangere Frau. Da er zugleich Soldat unter dem hiesigen Leibregiment war, so sorgte ein edeldenkender Officier an seinem Todestage thätig für dessen Weib und Kinder und sammelte so viel, daß wenigstens den dringendsten Bedürfnissen abgeholfen werden konnte. Die Bescheidenheit des treflichen Mannes erlaubt nicht, ihn zu nennen.

Leipzig. Vorige Woche sind hier drey Handwerksleute in ihrem Beruf verunglückt, wovon ich nur einen, einen Klipper-Gesellen *) anführe: weil dieser von seinem Verdienste seine Eltern und eine Schwester ernährte. Er befestigte eine Rinne an einem Dache, und sein alter Vater, der ihm als Handlanger diente, sah ihn vor seinen Augen hinabstürzen. — (D. Ztg. 1785. S. 329.)

Bey andern lebensgefährlichen Dingen, als Schießpulver und Gewehr, giftigen Pflanzen,

*) Klipper, Klempner, Klimperer, auch Flaschner, Blechner und Blechschmiede nennt man die Professionisten, welche aus Eisen- und Meßingblech allerhand Küchengeräthe, blecherne Röhren und Rinnen, Dächer, auch Pontons (blecherne Schiffbrücken) verfertigen.

Arsenik und andern mineralischen erstickenden Dünsten, auch bey Giften, bey dem Gebrauche gewisser Arzeneyen, auch bey manchen physikalischen und chemischen Versuchen, so wie beym Baden in Flüssen und Teichen, beym Gehen und Fahren auf dem Eis ꝛc. kann man nicht zu viel Vorsicht und Aufmerksamkeit anwenden, oder sich zu sehr vor Vergessenheit und Zerstreuungen hüten, wenn man den hohen Werth des Lebens zu schätzen weiß.

Mühlhausen. Neulich wurde unsere Stadt durch eine Unvorsichtigkeit in Schrecken versetzt, die leicht einen Theil derselben hätte in Aschenhaufen verwandeln können. Halb 7 Uhr früh hörte ich stürmen. Kaum war ich aus meiner Wohnung hinaus, so erblickte ich einen Menschen, dessen Kleidung, Gesicht und Hände ganz schwarz waren, in den Händen eines Gerichtsbedienten, und mehrere Leute hörte ich schreyen: das ist der Mordbrenner! noch hat er das Feuer in seinen Hosen: Wasser her! schlagt zu auf den Teufel! Dieser Auftritt machte mich stutzen. Ein Mordbrenner am lichten hellen Tage in einer Figur, die ihn gleich als Mordbrenner ankündigte! Feuer in den Beinkleidern! Und dieß war doch in der That also, den man mußte es dem Unglücklichen löschen. Aber welche Widersprüche? Das erste, was ich that, war dies, daß ich suchte den sogenannten Mordbrenner vor den Mißhandlungen der erzürnten Bürger zu schützen, indem ich zu ihnen sagte: es sey noch nicht so ausgemacht, daß er ein Mordbrenner.

brenner sey. Freylich wäre es mir unerklärbar: allein der Mensch sey einem Verwahrungsorte nahe, und die Obrigkeit werde seine Sache schon untersuchen. Ich eilte nun zu dem Hause, wo das Feuer seyn sollte, und fand, daß keines mehr vorhanden war. Die Sache verhielt sich aber eigentlich so. Ein armer fremder Mann bietet einige Pfunde Schießpulver der Tochter eines Krämers, der noch schläft, zum Verkauf an. Der Vater noch müde vom nächtlichen Wachen bey einer Arbeit, befiehlt seiner Tochter, die Pulverprobe zu machen. Diese streut etwas Pulver auf den Ladentisch, setzt auf eine Seite den Vorrath von Pulver, der noch in dem Laden war, und auf die andere Seite das zum Verkauf angebotene Pulver. Die Magd im Hause bringt eine Kohle auf einem Papier, legt sie nahe bey das Pulver, und in dem Augenblicke fährt auch der ganze Vorrath auf, stürzt den fremden Mann und die Tochter des Krämers zu Boden, und verursacht eine Erschütterung und einen Knall, wie von einer Kanone. Der Pulverhändler rafft sich betäubt auf und stürzt sich in den nahen Bach. Hier ergreift man ihn, und führt ihn nach dem Gefängnisse. Gleich nach dem ersten Verhör, das sogleich vorgenommen wurde, fand man ihn unschuldig. Er hatte nicht einmal gewußt, daß die Magd eine Kohle in dem Papier gebracht, und das man eine Probe an dem Orte vornehmen wollte. (D. Ztg. 1784. S. 303.)

Potsdam. Es wäre wohl einmahl Zeit, daß man in den Schulen ausdrücklich eine Stunde dazu bestimmte, selbst die kleinsten Kinder mit den Giftwurzeln, wäre es auch nur nach Anleitung des Noth- und Hülfsbüchleins, bekannt zu machen. Ein neuerlich hier geschehener Fall bestätigt die Nothwendigkeit davon aufs nachdrücklichste.

Vor dem Teltowerthore liegt das Lazareth des königl. großen Waisenhauses, welches an 300 Kranke und drüber fassen kann, und nicht weit von demselben ist eine königl. Schneidemühle, wohin die Holzblöcke auf der Nuthe geschwemmt werden. Mit diesen waren vermuthlich Bilsenwurzeln, welche auf den an diesem Flüßchen liegenden und im Frühling und Herbst überschwemmten Wiesen häufig wachsen, mitgekommen. Einige kranke Kinder, die aus dem Lazareth dahin gegangen waren, glaubten Pastinak- oder Selleriewurzeln gefunden zu haben, brachten sie voll Freude über diesen vermeinten glücklichen Fund, aufs Lazareth, schnitten sie entzwey und ließen die Scheibchen im geheizten Ofen braten. Davon mußte der eine Knabe, der sich's besonders hatte wohl schmecken lassen, nach einer halben Stunde unter den entsetzlichsten Schmerzen seinen Geist aufgeben. Die andern drey, die weniger gegessen hatten, wurden durch die vom Hrn. Geh. Rath und Hofmedikus Freese, der die Oberaufsicht über das Lazareth hat, schleunig angewandten Mittel gerettet. Die Frau des Gitterknechts hatte auch einige Wurzeln auf dem Hofe gefunden und sie für Selleriewurzel gehalten, und ihren Kindern gegeben. Diese mußten auch einige Zeit das Bett hüten, wurden aber noch gerettet. (D. Ztg. 1791. S. 166.

—— In Gohlis bey Leipzig hatte ein Häusler das Unglück, zwey Schweine zu verlieren: weil die Magd einen Teller, worauf Rattenpulver gestanden hatte, abwusch und das abgewaschene Mehl ins Spülich schüttete und dieses den Schweinen gab. Mit Schaden wird man sonst klug — dies traf aber hier nicht ein. Der Mann setzte im verwichenen Augustmonat wieder einen Teller voll Mehl mit Arsenik auf das Gesims in der Stube.

Nun

Nun kochte die Frau Klöser, wie mans hier nennt, und die Magd sieht, daß das vorräthige Mehl nicht zureichen will, und sagt der Frau, daß in der Stube ein Teller voll Mehl stehe. Diese läßt es holen, schüttet es zum übrigen, die Klöser werden fertig, der Mann kommt vom Felde nach Hause und man setzt sich zu Tische. Die Frau, der Mann und dessen Schwester lassen sichs wohl schmecken; die Magd ißt wenig, weil sie noch allerhand zu schäftern hat, wie man hier spricht: aber dem ältesten Kinde will schon der erste Bissen nicht schmecken. Es nimmt nur einige Löffel voll Brühe und fängt an, sich zu übergeben. Nun sieht sich der Vater nach dem Giftteller um, und schreyt: Gott im Himmel, wo ist der Teller vom Gesims hin? Die Frau sagt ihm, daß sie das Mehl zu den Klösen genommen habe. Außer sich vor Entsetzen, springt der Mann auf und läuft nach Eutritsch, eine halbe Stunde von Gohlis, den Wundarzt zu holen. Dieser befiehlt ihm, nur gleich sehr viel Milch zu trinken, und ruft einen Arzt aus Leipzig zur Hülfe. Der Bauer erreicht sein Haus wieder: aber wie der Arzt ankommt, sind die Frau, die Schwester und er fast schon ohne Leben. Die Magd wollte aus Verzweiflung sterben, daß sie das Unglück, obgleich unwissentlich, veranlaßt hatte. Man brauchte die besten Mittel, welche die Menschenliebe und die Arzneykunst auftreiben konnte: aber der Hausvater mußte sterben. Ihm folgte die Schwester, bey welcher sich ein für die Menschenkunde merkwürdiger Umstand ereignete. Sie war 8 Jahr lang so melancholisch gewesen, daß man sie einsperren mußte, und 24 Stunden vor ihrem Tode erhielt sie ihren völligen Verstand wieder, nach dem Genuß des Giftes. Die Frau wird vielleicht gerettet werden, so wie auch das Kind. (D. Ztg. 1786. S. 362.)

Vor kurzem wurde die Erfindung bekannt gemacht, daß man vermittelst einer Quantität ungelöschten Kalk, den man in eine Art von Wärmflasche thut, welche, nachdem Wasser darauf gegossen ist, durch eine Schraube verschlossen wird, ein Zimmer ohne Feuer erwärmen kann — eine Erfindung, durch welche wohl wenig Holz erspart werden dürfte, weil der Kalkstein erst mit Holz gebrannt werden muß, ehe er die Eigenschaft erhält, sich mit Wasser zu erhitzen. Folgende unglückliche Begebenheit zeigt aber auch, daß man damit eben so vorsichtig umgehen müsse, als mit Schießpulver und andern entzündbaren Dingen. Zu Douay in französischen Flandern hatte am 18ten Sept. ein 13jähriger Knabe einige Stücke ungelöschten Kalk aus Muthwillen entwendet und verbarg sie vorn unter der Weste. Unter Weges begegnet er einem seiner Cameraden, der etliche Pferde zur Tränke führt. Diesen bittet er, ihn auf eins sitzen zu lassen, und der andre willigt darein. Als sie nun ins Wasser kommen legt sich dieses Pferd nieder, und wirft den Knaben ab. Glücklicher Weise kann er schwimmen und wäre ausser aller Gefahr gewesen: aber der Kalk den er vor dem Bauche trug, löscht sich und verbrennt ihn. Er schreyt jämmerlich um Hülfe wider den Brand: aber die Umstehenden lachen darüber, daß er im Wasser über Feuer klagt, und halten es für bloßen Muthwillen, weil sie sehen, daß er gut schwimmen kann. Der Kalk verbrennt ihm aber den Bauch so sehr, daß endlich die Eingeweide herausfallen, ehe er noch das Ufer erreicht, und daß er unter den heftigsten Schmerzen sterben muß.

(D. Ztg. 1786. S. 354.)

Der Bergmann Joh. Henr. Moog aus Neuenhain, ohngefehr 50 Jahre, und der Mauermeister Wig.

Wig. Trechßler aus Treysa, ohngefähr 60 Jahre alt, gruben dem Einwohner Joh. Printz in Wasenberg einen Brunnen. Am 23sten April wollten sie mit dem Ausmauren des Brunnens, mit dem sie schon 14 Schuhe hoch gekommen, fortfahren, und Moog ließ sich in einem großen Eimer, zuerst hinunter. Als derselbe, nachdem er aus dem Eimer gestiegen, plötzlich still wurde, ohne einen weiteren Ton, als ein Aechzen, von sich zu geben, folgte ihm der Mauermstr. Trechßler nach: aber auch dieser, so bald er unten auf den Rand der neuen Mauer angelangt, blieb ohne weitere Bewegung, und ohne etwas von sich hören zu lassen. Niemand wollte es Anfangs wagen, in die Tiefe von 16 bis 17 Klaftern sich hinab zu begeben, um nach beyden, die man für Verunglückte halten mußte, zu sehen, sie an! das Tageslicht zu bringen, und ihnen, wo möglich, noch Hülfe zu leisten. Endlich entschlossen sich dazu der Eigenthümer des Hofs, obengenannter Joh. Printz, und ein armer Bürger, Nahmens Ludwig Zinsser, aus Treysa. Man befestigte ein Seil um ihren Leib, um sie, auf ein gegebenes Zeichen einiger Gefahr, alsbald zurück zu ziehen, und ließ sie so hinunter. Diese verspührten unten im Brunnen nichts ungewöhnliches, fanden jene beyden Körper auf dem Rande der neuen Mauer und dem Mauergestelle tod liegend, oder eigentlich halb sitzend, und beförderten es also, daß sie wenigstens heraufgebracht wurden. Die Verunglückten waren gewohnt gewesen, den Brunnen unten, wann sie aus der Arbeit gegangen, zuzulegen; und es ist wohl außer Zweifel, daß sich in der verwichenen Nacht starke giftige Dünste darinne versammlet, wodurch diese beyden Leute, bey der Eröffnung plötzlich erstickt worden, welche Dünste nachher, und als der Brunnen wieder offen gewesen,

wieder verflogen, und daher den entschloffenen Rettern nicht schädlich gewesen sind. Ludwig Zinsser schlug die ihm sogleich angebotene Belohnung wegen der Lebensgefahr, in die er sich begab, aus: weil er solche nicht des Geldes halber übernommen zu haben bezeugte. — Dies verdient von ihm aufgezeichnet zu werden, um so mehr, da es ein armer und gemeiner Mann ist. Der Herr Landgraf hat ihm deshalb 50 Rthlr. und dem Prinz eine goldne Medaille von 12 Dukaten reichen lassen. (D. Ztg. 1785. S. 225.)

Folgende traurige Geschichte, die sich in Rocklum im Halberstädtischen zugetragen hat, enthält eine doppelte Warnung für Aerzte und Krankenpfleger oder Wärter. Für jene, daß sie die Signaturen oder Aufschriften der Arzeneyen ja recht deutlich und bestimmt ausdrücken und leserlich schreiben lassen; auch wenn bey gefährlichen Mitteln irgend ein Versehen zu befürchten ist, solche nicht unverständigen Landleuten in die Hände zu geben: sondern lieber an den Wundarzt, Prediger oder Schulmeister des Dorfs zu addressiren. Die Krankenwärter warnt sie, daß sie alle Vorsicht brauchen und wenn sie die Signatur nicht recht lesen oder verstehen können, einen verständigen Mann befragen. Denn wenn sich auch an einem Orte sonst keiner fände, der sich dieser menschenfreundlichen Bemühung unterziehen könnte oder wollte: so wird sich doch der Prediger des Orts diese Ehre nicht nehmen lassen. Die Sache verdient gewiß Aufmerksamkeit: damit die Fälle seltner werden, wo die Arzneykunst durch fremde Schuld denen das Leben raubt, die es durch sie zu erhalten hoffen. Die Geschichte ist folgende. "In Rocklum wurde ein Knecht krank. Sein Brodherr handelte redlich an ihm. Er ließ einen Arzt holen und bezahlte

die

die Arzeney. Der Arzt war so großmüthig, daß er den Besuch nicht bezahlt nahm. Allein da er sich aus Müdigkeit von der Reise niedergelegt hatte, gab man dem Kranken aus Versehen eine starke Dosis Spanisch-Fliegenpulver, das er zu Blasenpflastern mitgebracht, und bey Seite gelegt hatte. Kaum hatte er dieses eingenommen, so fühlte er heftiges Reissen und Schneiden im Magen. Man weckte den Arzt, der auch den begangenen Irthum sogleich entdeckte, dem Kranken Brechmittel gab und ihn sehr viel Milch trinken ließ. Allein es waren alle angewandte Hülfsmittel vergebens: er starb unter seinen Händen.

(D. Ztg. 1785. S. 33.)

Leipzig. Folgende Erfahrungen von der Schädlichkeit der brennbaren Luft, womit man die Luftbälle anfüllet, können zur Warnung dienen, daß sich niemand damit abgebe, der ihre Eigenschaften nicht recht kennt. Ein hiesiger Gelehrter machte*) vor einigen Tagen brennbare Luft, die er in ein Glas leitete, um seinen Freunden einige Eigenschaften derselben zu zeigen. Nachdem er ein paar Stunden lang damit zugebracht, und etlichemahl die Luft im Glase verbrannt, auch dieses wieder ausgespühlt hatte, trank er wieder, wie sonst, reines Wasser daraus. Kaum hatte er

*) Man thut Vitriol-Oehl und Eisenspähne in eine Flasche und gießt Wasser zu, so fängt es an zu brausen und die entzündbare Luft steigt zum Halse der Flasche heraus, auf den man eine leere Flasche umgekehrt stürzt und sie damit anfüllt ꝛc. Solche Luft kann man aber auch aus Zinn, Zink, verbrannten Pflanzen, aufgerührtem Schlamm u. dergl. erhalten.

er zwey bis dreymahl getrunken, als er eine starke Aufblähung, eine besondere Wärme in den Gedärmen, Trockenheit im Munde und einen fieberhaften Puls empfand, auch die ganze Nacht hindurch nicht schlafen konnte. Schmerzen fühlte er übrigens nicht; nur der sonderbare brennende Geschmack war ihm die ganze Nacht hindurch sehr unangenehm. Da er sich auf seine Natur verlassen konnte, so überließ er sich derselben ganz, und trank nur fleißig, um die Hitze in den Gedärmen zu dämpfen, kaltes Wasser, und zwar aus eben demselben Glase, bis dieselbe sich nach 30 Stunden wieder völlig verlor. Vermuthlich ziehet sich ein Theil dieser brennbaren Materie in die kleine Zwischenräume des Glases, und gehet hernach wieder in das Wasser, und es ist leicht möglich, daß diese Luft, in beträchtlicher Menge genossen, den Brand in den Eingeweiden verursachen kann. Und wirklich ist der hiesige Naturkundige, Dr. Ludwig, ein Mann von 35 Jahren, an einer Entzündung der Eingeweide verstorben, die er sich durch Füllung eines Luftballs mit entzündbarer Luft zugezogen haben soll; und Herr Achard in Berlin hat ein Blutspeyen davon bekommen. Man hat sich also vorzüglich zu hüten, daß man keinen Wein oder andere Getränke in solche Flaschen fülle, worin dergleichen Luft gewesen ist, die man noch so wenig kennt.

(D. Ztg. 1784. S. 68.)

Hamburg. Hier hat sich abermahls eine traurige Badegeschichte zugetragen. Ein hoffnungsvoller Jüngling, den seine wohlhabenden Eltern nach Hamburg geschicket, um da den Unterricht der verdienten Männer, womit unsere Schulen besetzet sind, zu genießen, gieng mit einem seiner Mitschüler und Freunde an die Elbe, um sich zu

baden

baden. Sein Freund, ein junger Engländer, konnte schwimmen, und der Verunglückte glaubte, es auch zu können. Beide giengen ins Wasser: aber bald gerieth der letzte in eine solche Tiefe, wo er den Grund verlor, von den Wellen ergriffen wurde, und untersinken mußte. So viele Mühe sich auch der junge Engländer gab, ihn zu retten, so mußte er doch zuletzt, um nicht selbst zu ersaufen, seinen Freund fahren lassen. Er rief daher einem nahe vorüberfahrenden Everführer, der ihn ohne viele Mühe hätte retten können, zu, ihm zu helfen: dieser aber rief ganz kaltblütig: Lath das Aas man; he will my vörn Griesen (zum Narren) hebben; he wart nich versupen! — und mit diesen Worten überließ er ihn den Fluthen. Zur Entschuldigung dieses Mannes muß ich aber folgendes sagen. Es baden sich an diesem Orte fast täglich Matrosen, die jeden vorbeyfahrenden necken, indem sie sich untertauchen, heftig schreyen, und wenn sie diese retten wollen, sie auslachen. Dasselbe war diesem Everführer auch schon oft begegnet, und er glaubte daher, man wolle ihn abermahls zum Besten haben; deswegen überließ er den Unglücklichen seinem Schicksale.

(D. Ztg. 1791. S. 644.)

Stralsund. Die frische December-Kälte, die in diesen Tägen auf einmahl nach einem sehr gelinden Späteherbste eintrat, lockte unsere Jugend, und auch manchen Geschäftsmann, bey heiterm Himmel auf das Eis, womit die Ostsee, die unsere Stadt auf der einen Seite bespühlt, schnell überlegt worden war. Die sanften Strahlen der December-Sonne zeigten den unbewölkten blauen Himmel auf der weiten Eisfläche im schönsten Wiederscheine. In der Gegend unsers Hafens liefen

schon kühne Schlittschuhläufer in schnellen Halbzirkeln munter umher: als einer derselben, der Ladendiener eines Gewandschneiders, sich zu weit zwischen die vor Anker liegenden Schiffe wagte, in deren Nähe nur bey lange anhaltendem starken Froste das Wasser gefrieret, und bald seine Vermessenheit mit seinem jungen Leben gebüßt hätte. Nachdem er fast eine Viertelstunde in der kalten See gelegen hatte, ward er endlich noch durch ein hingeworfenes Tau, welches er, als sich sein Körper noch einmahl empor hob, (wie es bey Personen, die ins Wasser sinken, verschiedene Mahle vor ihrem gänzlichen Versinken zu geschehen pflegt,) zu gutem Glück mit einer Hand noch ergriff. Ungeachtet aber der nicht geringen Gefahr, welcher der junge Mensch mühsam entronnen war, sahe man ihn, eine Stunde nach seiner Rettung, nach wie vor Schlittschuh laufen. War dieses Leichtsinn, oder ein Beweis von Muth, aus Ehrgefühl entstanden? Wenigstens hätte die gemachte Erfahrung diesen und andere Jünglinge vorsichtiger machen sollen. Aber die muntern Schlittschuhläufer bahnten sich nun vielmehr den Weg über das Eis nach dem nächsten Rügischen Dorfe, die alte Fähre genannt; so gefahrvoll dieser Eisweg auch war, da ein Seestrom auf demselben seinen Zug hat; und daher langen Frost zu einer haltbaren Eisdecke verlangt. Die Schlittschuhlaufer waren dann, so wie gewöhnlich, mit sogenannten Pekschlitten begleitet, welche man, darauf stehend, mit dem Bootshaken zwischen den Beinen hindurch in schnelle Bewegung bringt. Eines solchen Schlittens bedienten sich nun auch zwey hiesige Gewürzhändler, um sich zu einem Prediger auf Rügen, einem Verwanden des einen, dessen Dorf Gustow nicht weit vom Strande liegt, hinzupe-

ken, wie man hier spricht. Der eine saß vorn auf dem Schlitten: der andere führte den Boots-haken hinten stehend, so wie gewöhnlich, wenn der Pekschlitten zwey Personen fortführen soll. Sie erreichen auch glücklich die alte Fähre, peken von da am Strande hinaus nach der ungefähr eine Viertelstunde entlegenen Grahlschen Fähre, und setzen auch hier abermahls ihren Pekschlitten wieder aufs Eis!, und ihre Reise fort, wie zuvor. Diese geht nun durch eine wenigstens im Winter menschenleere Gegend, und eine Gegend, die zu Eise fast gar nicht passirt wird: weil sie viele verdächtige Stellen enthält. Auf eine solche gerathen dann auch unsere Reisenden, und — sinken. Ihr Angstgeschrey macht daß ein Schäfer, der sich in der Nähe befindet, herbey eilt, und sich um so eifriger die Unglücklichen zu retten bemühet, da er im lauten hohlen Rettungsruf derselben, die schreckliche Stimme seiner eigenen Kinder zu hören glaubt, die, wie er wußte, außer Hause waren. Er sinkt auch selbst in das Wasser: ihm wird aber von einem von Grahl herbeyeilendem Manne wieder herausgeholfen, da diesem seine Eisspornen Haltung gaben, die jenem auf dem glatten Eise gemangelt hatten. Für die beyden Reisenden aber war keine Rettung mehr. Man zog ihre erstarrten Körper heraus, von welchen der eine noch ohnmächtige Zuckungen äußerte. So wurden zwey Väter zahlreicher noch unerwachsener Familien ein bedauernswürdiges Opfer ihrer frohen Unbedachtsamkeit: da sie von Grahl nach Gustow den kleinen Spazierweg sehr leicht hätten zu Fusse zurück legen können. Um den einen trauert eine Witwe mit sechs unversorgten Waisen, um den andern eine schwangere Witwe mit drey gleichfalls unversorgten Waisen.

Zwey Väter hatte also der Tod vom Vergnügen abgerufen: nun traf die Reihe einen Sohn, der seinem Vater auf dem gefährlichen Elemente an die Arbeit folgte. Ein Fischer nahm seinen Knaben mit zum Aalstechen *) auf das Eis, und der sank vor seinen Augen in die See. Die Bekanntschaft mit der Gefahr und die väterliche Liebe erleichterten ihm jedoch die Rettung desselben. Er zog ihn glücklich heraus. Und nun sprach er zu ihm: „deine Kleider sind durchnäßt, mein „Sohn, geh nach Hause zu deiner Mutter, und „trockne dich, daß du mir nicht krank wirst!“ Der Sohn gieng und nahm den Pekschlitten zu Hülfe, um desto bälder und sicherer nach Hause zu kommen, und sich durch die mütterliche Pflege zu erquicken. Nach vollbrachter Arbeit kehrt der Vater auch nach seiner Wohnung zurück, und seine ersten Worte sind: „wo ist mein Sohn? Es „hat ihm doch nichts geschadet?“ Wie? was? fragt die bestürzte Mutter, hast du ihn denn nicht mitgebracht? — „Mitgebracht? antwortet der Vater; ich habe ihn ja lange vorausgeschickt, daß sich der arme Junge trocknen sollte!“ — Stumm von schrecklicher Ahndung eilt der Vater zurück, den verlornen Liebling zu suchen, und findet ihn nicht: sieht aber in einer Oeffnung des geborstenen Eises seinen Schlitten. Sein beklemmtes Herz pocht stärker, wie er dem Todeszeichen näher kommt; die Schreckensbilder, die in seiner Seele aufstiegen, und ihn schon den ganzen Rückweg folter-

*) Dieses geschieht durch eine Aalgabel oder einen Aalstecher, welcher drey mit Wiederhacken versehene Zacken hat, womit die Aale angespießt werden, wenn sie, der Luft wegen, zu dem vom Fischer ins Eis gehauenem Loche (Wuhne) kommen.

folterten, werden wahr— die Wellen spielen mit der Leiche des Sohnes vor den Augen des Vaters!— Die heilige Religion tröste ihn, und die gebeugte Mutter durch die Ueberzeugung, daß es für sie und den Knaben besser war, sich jetzt, als ein andermahl zu trennen, und durch die Hoffnung auf glückliches Wiedersehn.— — Wie vertraut aber unsere Pomeraner, besonders die Insulaner unsers Landes, mit dem furchtbaren Ocean sind, davon will ich ihnen bey dieser Gelegenheit von vielen Beyspielen nur noch ein einziges anführen. Oft fahren unsere herzhaften Pommern in Schlitten über dies furchtbare Element immer Berg an, so biegt sich die Ebene des schwachen Eises, sehen vor und neben sich Schlitten und Pferd einsinken und heben sie ohne große Aengstlichkeit wieder aus dem Schlunde des Wassers. Eine solche schauderhafte Scene hatte einst der Pachter der Insel Ummanz, welche der Stadt Stralsund gehört, vor sich. Das Eis war zerbrechlich; vor ihm sank ein Schlitten in die kalte Tiefe. „Sollten wir auch wohl lebendig nach Stralsund kommen, sagt er zu seinem Führer?"— Warum nicht, Herr?— „Ey, sieht er nicht, „was da vorgeht?—" O ja, Herr, antwortet der Bauer: aber die Leute halten sich mannigmahl nur gefährlich, und darum ersaufen sie: denn wenn ich auch hineinfalle, so halte ich nur den Athem zurück, und sogleich wirft mich das Wasser wie einen Fisch in die Höhe und auf das Eis hin."— Und siehe da, der Mann bekräftigte bald nachher seine auf physischen Gründen beruhende Behauptung durch sein eigenes Beyspiel.

(D. Ztg. 1786, S. 30:34.)

Eine der größten und thörichtesten Verletzungen der Lebenspflicht ist der Zweykampf, wenn sich zwey Ehren-Männer oder Knaben, nach bedächtlicher Ausforderung, oft ohne Zorn und Rache, herum hauen, stechen oder schießen, um eine nicht selten blos eingebildete oder höchstgeringfügige Beleidigung dadurch zu vergüten, daß der Beleidiger alle Kunst und Kraft aufbietet, den Beleidigten noch empfindlicher zu beleidigen, und dieser seinen gegründeten Anspruch auf Ersatz dadurch geltend macht, daß er sich freywillig der Gefahr aussetzt, von seinem Gegner verwundet oder getödtet zu werden. Am auffallendsten und bis zum Lächerlichen ungereimt ist diese Art der Selbstrache auf Universitäten, bey Jünglingen, die von der Ausbildung des Verstandes und der Vernunft Profession machen und sich vorbereiten, Lehrer ihrer Mitbürger, oder Diener der Gesetze zu werden. Dieses Ueberbleibsel vom Faustrecht aus den Zeiten der Barbarey, so auffallend es in einem Zeitalter ist, wo Verstand und Talente regieren, wird aber dann erst völlig zerstört werden, wenn

einst

einst die Vernunft *) sich der Thronen bemächtigt, und die Vervollkommnung zum Zweck der bürgerlichen Vereinigung macht.**) Bis dahin muß der Mann von wahrer Ehre wider den Strohm schwimmen. Wer den Grundsatz der fortschreitenden Verbesserung zur Regel seiner Handlungen erwählt, kann und darf sich nie so weit vergessen, daß er sein edles Leben so genannter Ehrensachen wegen, welche oft schändlich genug sind, in Gefahr setzte. Er muß allezeit das Bessere thun — er wird also vor Gericht klagen, wenn er nothwendig Genug-

*) Junge Leser belieben hier sich selbst zu fragen: wie sind **Verstand** und **Vernunft** von einander unterschieden, und wofern Ihnen der Unterschied nicht deutlich seyn sollte, die sechste Vorlesung im 1sten Th. noch einmahl durch zu lesen und zu — denken.

) Um so mehr Lob und Ehre verdienen diejenigen zahlreichen Studirenden in Jena, welche im Nov. 1791. von selbst einen Plan entwarfen, die Duelle abzuschaffen, und solchen im Jan. 1792. an die **Durchl. Herzoge zu Sachsen, welche diese Gesammt-Akademie unterhalten, und an den **Akademischen Senat** zur Genehmigung übergaben. (M. s. **Deutsche Zeitung** Beylage zum 2ten St. und den **Anzeiger** Nr. 16. 1 B. 1792.)

thuung haben muß; und wird verzeihen, wenn er sie entbehren kann. Da hier unter zwey Uebeln das geringste zu wählen ist, so wird er lieber den Tadel der Thoren, als die Vorwürfe seines Gewissens auf sich laden; wird lieber eine Unannehmlichkeit des Erdenlebens mehr tragen, als den hohen Zweck seines Daseyns verletzen. Die Liebe zu diesem flößt ihm den Muth ein, der dazu gehört, dem herrschenden Vorurtheil zu trotzen, und sich von der Menge für feig halten zu lassen, bis das Vaterland ihn auffordert, seine Tapferkeit gegen die Feinde desselben zu beweisen. In diesem Falle darf und muß er auch am größten unter den gesellschaftlichen Uebeln der Menschheit, am Kriege, Theil nehmen: weil die vom Feinde zu besorgende Zerrüttung des Staates, wo nicht für ihn, doch gewiß für das Ganze ein noch grösseres Uebel seyn würde, als die Lebensgefahr, die er zu seiner Vertheidigung übernimmt.

Versailles. Der Graf Du Perou hatte in dem Regiment des Gr. von der Mark gedienet, und sich, seiner Gesundheit wegen, geweigert, das Regiment nach Amerika zu begleiten, als es dahin gieng. Auf Ansuchen der übrigen Officiere, denen diese Aufführung nicht anstand, vergab der Befehlshaber seine Stelle. Du Perou schrieb ihm

einen

einen anzüglichen Brief deswegen und gieng nach Schweden, wo er der Günstling des Monarchen wurde. Nun kam er mit dem König als Kammerherr hierher, machte dem Grafen von der Mark seinen Besuch, und wurde nicht angenommen. Der König von Schweden, der sehr oft zu diesem würdigen Krieger gieng, wunderte sich endlich, seinen Freund niemals daselbst zu finden, und befragte den Grafen deswegen. Dieser sagte ihm gerade heraus: er glaube einen Mann, der von seinem Corps verachtet würde und ihn persönlich beleidigt hätte, nicht annehmen zu dürfen. Der König sprach vermuthlich mit dem Gr. Du Perou davon, und dieser forderte jenen vorigen Donnerstag in den Boulogner Wald, wo sie sich in Gegenwart dreyer Franzosen und dreyer Schweden die Hälse brachen. Da der Gr. v. d. M. gleich anfangs einen Stich bekam, legten die Kämpfer ihre Waffen nieder und besprachen sich; fingen aber die thörichte Balgerey noch einmahl an. Nun war der Gr. v. d. Mark so unglücklich, seinem Gegner einen tödtlichen Stoß ins Auge zu versetzen, den er noch 3 Viertelstunden überlebte. Noch denselben Abend wurde er in Chaillot begraben. Der Gr. v. d. M. hat wenig Hofnung mit dem Leben davon zu kommen. Solche barbarische Albernheiten des finstern Mittelalters geschahen noch in dem Jahre 1784. in dem verfeinertsten Lande Europens, wo der Galgen auf Duelle gesetzt ist, fast unter den Augen zweyer aufgeklärten und wohldenkenden Monarchen, von braven und vernünftigen Leuten. Sollte da Faustin nicht ausrufen: O Sieg der Menschheit! O philosophisches Jahrhundert! (D. Ztg. 1784. S. 251.)

Irland. Der Herr von Arcy, ein reicher Mann, besitzt, außer dem den Irländern gewöhnlichen

lichen Muthe viel Verstand und Lebensart. Gleichwohl ließ er sich unlängst durch unzeitige Hitze zu einer höchst lächerlichen Handlung verleiten. Bey der Parlementswahl zu Galway, gerieth er mit einem jungen Menschen in einen Wortwechsel, welcher sich mit einer Ausforderung zum Zweykampf endigte, der hier noch unter rohen Leuten üblich ist. Der junge Mensch, dem es nicht an Herzhaftigkeit fehlte, sah aber daß Herr Arcy gliederlahm war, und blos den rechten Arm brauchen konnte: er schlug ihm also vor, die Entscheidung des Streites lieber einem seiner Freunde aufzutragen; weil es nach den Gesetzen des Zweykampfs angeht, daß sich zwey Leute, die nichts wider einander selbst haben, einem dritten zu Gefallen todt schießen. Aber Herr Arcy sagte, es sey sowohl gegen seinen Geschmack, als gegen die Landes-Sitten, sich durch einen Verweser zu schlagen, und er würde sich schon zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze einfinden. Der junge Mensch fand ihn auch wirklich zu der bestimmten Stunde: aber in einem Lehnstuhl sitzend, weil er nicht vermögend war, auf den Füßen zu stehen. Er that ihm daher noch viele Vorstellungen: aber vergebens. Um nun nach den Gesetzen der Ehre den Kampf gleich zu machen, ließ er sich auch einen Lehnstuhl bringen; und da saßen die Thoren und schossen mit Pistolen nach einander, wie man nach der Scheibe schießt. Zum Glück traf keiner, und einige Freunde söhnten sie wieder aus; welches sie vorher hätten thun sollen, ehe sie sich in den Augen der Vernünftigen durch diese altmodische Thorheit lächerlich machten.

(D. Ztg. 1784. S. 139.)

Aus

Aus der Pflicht des Lebens entspringt endlich auch die Verbindlichkeit, solche Handlungen zu meiden, welche in der bürgerlichen Gesellschaft mit Todesstrafe belegt sind. Lebt der Weltbürger im Staate, und genießt die Vortheile der gesellschaftlichen Verbindung: so willigt er stillschweigend ein, die Gesetze desselben zu beobachten, und die auf die Uebertretung derselben gesetzten Strafe zu tragen; wenn sie auch seiner Vernunft unverhältnißmäßig vorkommen sollten.

In London wurden im Febr. 1784. mehrere Verbrecher zugleich gehangen. Als ihnen die Stricke um den Hals gelegt waren, brachten sie die ihnen, wie gewöhnlich, noch zu leben vergönnte halbe Stunde auf dem Schaffot mit Gebet zu, und einer von ihnen, Hauptmann Lee, der sehr sauber in schwarz gekleidet war, und sein Haar frisirt und gepudert hatte, bat sich vom Richter aus, daß er selbst dem Henker das Zeichen geben dürfe, wenn er den Riegel von der Fallbrücke *) weg-

*) Sonst wurden die Missethäter auf Karren unter den Galgen geführt, und wenn sie den Strick um den Hals hatten, wurde die Karre unter ihnen weg gezogen. Seit einiger Zeit ist dies abgeändert, und statt dessen vor das Gefängniß Newgate ein Gerüste mit einer Art von Fallbrücke gebaut worden, auf welchem die Galgen stehen. Auf dieses werden die Diebe herausgeführt, und wenn die Schlingen umgeschnürt sind, läßt man auf ein gegebenes Signal, die Brücke fallen, so daß ihnen in demselben Augenblicke der Hals zugezogen wird.

wegnehmen solle, daß sie der Gerechtigkeit ihre Schuld bezahlten. Dieser Lee war von vornehmen Eltern gebohren und hatte eine gute Erziehung gehabt. Er besaß viel Verstand und feine Manieren. In seiner Jugend wurde er Offizier in der Armee und erhielt wegen seiner Verdienste und Geschicklichkeit bald eine Hauptmannsstelle: aber da er es seinen Cameraden, welches lauter Leute vom ersten Range und großem Vermögen waren, an Aufwand in Kleidern, Mobilien, Pferden, Gastereyen ꝛc. gleich thun wollte, gerieth er bald in die Nothwendigkeit, seine Compagnie wieder zu verkaufen. Er hieng sich, wie junge Leute nach der Mode zu thun pflegen, an eine Schauspielerin und bestieg die Bühne: wo er aber, seiner Talente ungeachtet, nur eine mittelmäßige Figur spielte. Als Schauspieler gieng er mit einem Theil der Edimburger Gesellschaft nach Aberdeen. Daselbst wurde er aufgemuntert, das Theater zu verlassen, und eine Akademie *) der englischen Sprache für Frauenzimmer zu eröffnen. Madame Lee, die das Theaterwesen ablegte, fand darin viel Beyfall, und bekam die Töchter der vornehmsten Edelleute in Pension: aber der Hauptmann lebte zu ausschweifend für einen Ort, wo man zwar nicht so streng ist, als in andern Gegenden von Scotland, aber gleichwohl darauf sieht, wie Leute, die öffentliche Pflichten übernommen haben, gesittet sind; und da Madame Lee starb, ließ man es gern geschehen, daß er wieder in die Welt gieng. Er erneuerte seine Bekanntschaft mit der Bühne und spielte zu Portsmouth und anderwärts.

Wenig

*) In England nennt man das eine Akademie, was bey uns eine Pension heißt, d. i. eine Privat-Erziehungsanstalt.

Wenig Tage vor dem Verbrechen, das ihm das Leben kostete, kam er nach London, ohne einen Heller in der Tasche zu haben, wie es Leuten, die, wie er gewohnt sind, ihre jedesmaligen Einfälle und Triebe zu befriedigen, öfters begegnet. Er litt nun, im eigentlichen Verstande, Hunger, und schämte sich doch zu betteln, oder seine Noth einem seiner ehemaligen Bekannten zu entdecken: sondern da er dem Bedürfnisse nicht länger wiederstehen konnte, gieng er in die Rosen-Schenke in der Brückenstraße, wo er oft große Summen hatte aufgehen lassen, aß da, borgte nach Tische anderthalb Guineen von dem Wirthe, und gab ihm zur Sicherheit ein Papier, welches eine Anweisung des Lord Townsend an das Kriegs-Zahlamt seyn sollte. Als aber die Anweisung zur Zahlung eingereicht wurde, hielt man sie als falsch inne, und Herr Lee wurde sogleich eingesetzt, verhört und überwiesen. Seine Freunde thaten alles, was sie konnten, ihm das Leben zu retten: aber vergebens; indem die Gesetze wider Betrug und Verfälschung, wegen der Treue und Sicherheit im Handel, auf welchen das Wohl der Nation beruht, unerbittlich sind. Er mußte hängen, obgleich sein Betrug nicht viel über 9 Thaler ausmachte, und er durch Hunger dazu verleitet worden war. Seine Mutter las den Tod ihres Sohnes, von dem sie lange nichts gehört hatte, in den Zeitungen, und starb vor Schrecken.

(D. Ztg. 1784. S. 130. 131.)

III.

III.

Kommt ein Mensch, es sey ohne seine Schuld, oder durch eignes Versehen, in Gefahr, sein Leben zu verlieren: so ist es seine Pflicht, alles mögliche zu seiner Rettung anzuwenden. Er muß in Hungersnoth Speise suchen, wo er sie findet; muß im Fallen jede Stütze ergreifen, die sich ihm darbietet; muß in Krankheit die Hülfe des Arztes gebrauchen, muß Gegengift nehmen, wenn er vergiftet ist; muß der Gewalt des Feuers, Wassers oder Erdbebens, die ihm drohet, entfliehen; muß sich des Feindes zu entledigen suchen, der ihm nach dem Leben trachtet, und darf die Hoffnung, sich zu retten, nicht aufgeben, so lange er sich seiner bewußt ist.

Bey der großen Ueberschwemmung im Febr. 1784. wurde der Ort Neckerhausen unter Heidelberg fast gänzlich zu Grunde gerichtet, und eine daselbst mit verunglückte Frau brachte die Nachricht davon, auf eine in der That wunderbare Art, nach Mannheim. Der Churfürstl. Schiffkapitän Bezriff fuhr mit etlichen Matrosen auf einem Brücken-Nachen herum, zu sehen, wo Hülfe nöthig sey. Da wurden sie von fern bey dem Rheinhäuser Hirtenhause eine Weibsperson gewahr, die auf einer Eisscholle saß. Sie fuhren dahin, konnten sie aber wegen des Eises nicht erreichen. Der Kapi-

tän

kän ließ daher einige Bretter von den Gartenwänden losreissen und über das Eis legen, auf welchen er der erste war, das Weib zu retten, die er in seinen Nachen nahm und in sein Haus bringen ließ. Hier erzählte sie: „Sie sey von Neckerhausen. Daselbst wären am Freytage Mittag um 1 Uhr solche Eisberge neben dem zugebliebenen Neker eingebrochen, daß Jedermann gleich den Untergang vor Augen gesehen. In dem Hause, wo sie gedienet, wären 7 Personen gewesen. Sie sey mit dem Sohne, als der Stoß an das Haus gekommen, in des Nachbars Haus, aus diesem durch Einschlagung einer Wand hintenaus in eine Scheuer und auf das oberste Gebälk geflüchtet. Auf dem Gibel stehend, habe sie 6 benachbarte Häuser, Knall und Fall, mit allen darin befindlichen Personen einstürzen sehen; endlich sey die Scheuer auch eingestürzt, und sie beyde mit hinunter in den Schutt und das Eis gefallen, aus welchen sie sich wieder heraus und auf das vor einigen Wochen mit 25 Pferden aus dem Eis herüber ans Dorf geschaffte Heidelberger Marktschiff gemacht. Die Zerstörung habe immer mehr um sich gerissen, und vermuthlich noch 10 bis 12 in selbiger Reihe befindliche Häuser betroffen. Sie beyde, nebst einem alten Manne, wären endlich mit jenem schon halb untergegangenen Schiffe fortgetrieben worden. Schrecklicher könne man sich nichts vorstellen, als das Toben des Eises und Wassers, welches sich zuweilen wieder gestopffet. Gegen Abend wären sie endlich an Seckenheim vorbeygekommen, da habe es der junge Bursche gewagt, sich über das Eis zu flüchten. Das Schiff sey endlich untergegangen. Der alte Mann habe sich auf einem Bordstücke erhalten wollen, sey aber bald umgekommen. Sie habe sich auf einer nicht gar

großen Eisscholle befunden, auf der sie die ganze Nacht zugebracht. Am Sonnabend Morgens haben sich die Fluthen vermehrt, und sie sey zweymahl von der Scholle herunter, und bis an den Hals zwischen das Eis gefallen, aber glücklich wieder hinauf gekommen, und so hin und her getrieben worden, bis sie errettet worden." Sie war also 26 Stunden lang in augenscheinlicher Todesgefahr gewesen.

(D. Ztg. 1784. S. 90.)

Neun-

Neunzehnte Vorlesung.

Vom Selbstmord.

La vie est un mal pour le méchant qui prospere et un bien pour l'honnête-homme infortuné! Car, ce n'est pas une modification passagère, mais son objet qui la rend bonne ou mauvaise. *)

Rousseau.

Man sollte nun denken, die Pflicht, das Leben zu erhalten, könne gar nicht übertreten werden; indem Liebe zum Leben ein natürlicher Trieb aller lebenden Wesen ist, den ihnen die Natur einpflanzte, um die Ablösung derselben von den ihnen im Weltall angewiesenen Posten sich selbst vorzubehalten. Der kleinste Wurm krümmt sich unter dem Fuße, der ihn zertritt; das Hühnchen verbirgt sich unter dem Flügel seiner girrenden Mutter bey dem bloßen Anblick des Weihers; der gehetzte Hirsch flieht vor dem Hund und Jäger, bis er

*) Das Leben ist ein Uebel für den glücklichen Bösewicht, und ein Gut für den unglücklichen Rechtschaffenen: denn es wird zum Gut oder Uebel nicht durch eine vorübergehende Beschaffenheit, sondern durch sein Verhältniß zum Zweck desselben.

ohnmächtig niederstürzt: und so hat auch der Mensch eine natürliche Scheu vor allem, was ihm Vernichtung drohet; er wagt und leidet alles, sein Leben zu fristen.

Aber bey ihm zeigt sich hier eine leider! eben so häufige als widrige Erscheinung. Er allein ist fähig, dieses Gesetz des Lebens zu übertreten; er, dessen Leben tausend Freuden hat, die das Thier nicht kennt, und dem die Natur alle ihre Schätze öffnet, daraus zu nehmen, was er zum Wohlseyn bedarf.— Der Mensch — mit Verstand zu erkennen, was ihm nützet, und mit Freyheit, das Beste davon zu erwählen — wählt oft seine Zerstöhrung, wüthet mit eigner Hand gegen sich selbst, wird sein Mörder.

Und er kann auf diesen finstern Abweg von seiner schönen Laufbahn in jedem Alter, in jeder Lage des Lebens, und bey jeder moralischen und religiösen Art zu denken gerathen: wie die tägliche Erfahrung beweiset.

Kindischer Trotz und Unwille kann schon den Knaben zum augenblicklichen Ueberdruß des Lebens verleiten.

In Danzig sollte (1785.) ein Schüler aus der Armenschule, vom dürftigsten Herkommen, wegen eines Versehens ein Beschimpfungszeichen am Halse tragen, und sprang damit von einer Brücke, über die er nach Hause gieng, in den Stadtgraben hinab. (D. Ztg. 1785. S. 39.)

Eine gleiche Wirkung thut noch öfter die Furcht bey Kindern oder schwachen Gemüthern.

Ein Soldaten-Knabe in Potsdam hatte sich das Naschen angewöhnt, und vom Naschen, das Stehlen. Sein Vater wollte ihm dieses Laster durch Schärfe wieder abgewöhnen, und peitschte ihn, wenn er ihn darüber ertappte, mit einem Strick, oder was ihm sonst zuerst in die Hände fiel. Endlich entwendet der Knabe seinem Vater aus dem Laden, worinn er grüne Waare und andere Lebensmittel zu verkaufen hatte, auf einmahl 12 Groschen und etliche Würste. Es kommt heraus, und nun geräth er aus Furcht vor der Strafe, die er zu gewarten hat, auf den verzweifelten Entschluß, sich mit einem Steine am Halse in die Havel zu stürzen, und das an einer der allertiefsten Stellen. Erst den folgenden Tag fanden ihn einige Schiffer, da der Körper schon sehr aufgeschwollen und blau war.
(D. Ztg. 1785. S. 390.)

Entwickelt sich allmählich der Trieb zum andern Geschlecht: so reicht die zur Vermehrung des Lebens bestimmte Liebe oft dem brausenden Jünglinge die Sichel, es in der Blüthe abzumähen, ehe er zum Mann reifet.

So erschoß sich am 17ten Oct. 1787. in Eisenberg ein Schüler von 18 Jahren mit einer Pistole, so ungeschickt, daß er noch drey Stunden unter großen Schmerzen lebte. Seine Begierde zum Selbstmord war so rasend, daß er sich schlechterdings nicht verbinden lassen, sondern zum Fenster hinaus stürzen wollte. Er hatte sich nähmlich in eines Schneiders Tochter verliebt, oder besser zu sagen vernarrt, und weil ihn diese unzeitige Leidenschaft hinderte, sich zu einem nützlichen Menschen auszubilden, auch ihm und dem Mädchen sonst gefährlich zu werden schien: so verboten ihm seine Obern und die beyderseitigen Aeltern den verliebten Umgang, bis auf eine schicklichere Zeit. Darum entleibte er sich.

(D. Ztg. 1787. S. 398.)

Auch wahre Zärtlichkeit und feines Gefühl von Liebe und Ehre bringen denselben traurigen Erfolg hervor, wenn sie gekränkt werden, und die Lage des Leidenden in der bürgerlichen Gesellschaft ihm kein Rettungsmittel darbietet.

Am 21sten Julius 1786. wurde in Prenzlow ein Soldat enthauptet, Nahmens Kugler, von Nürnberg gebürtig, und ein Tischler von Profession, der sich durch seine Aufführung allgemein beliebt gemacht hatte. Er faßte eine zärtliche Neigung zu einem Mädchen, Louise Flemig genannt, über deren Lebenswandel zwar verschiedentlich geurtheilt wurde: die aber ihre meisten Bekannten für ein ehrliches Mädchen hielten; und der traurige Ausgang ihrer Geschichte zeigt, daß sie wenigstens den Tod leichter ertragen konnte,

als

als öffentliche Schande und den Verlust ihres Geliebten. Zugler meinte es ehrlich mit ihr, und hielt bey seinen Obern um die Erlaubniß an, sich mit ihr trauen lassen zu dürfen. Diese versagte man ihm auch nicht geradezu: man verzögerte aber länger damit, als es dem ungedultigen Liebhaber gelegen war; so daß er befürchtete, sie niemahls zu erhalten. Um nun zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen, flüchtete er mit seiner Geliebten, und nahm zu Königsberg in der Neumark aufs neue Dienste bey einem andern Regiment, wo er einen Pardonbrief erhielt, mit der Erlaubniß, sein Mädchen zu heyrathen. Aber bey seinem vorigen Regiment erfuhr man dieses bald, und verlangte seine Auslieferung: und obgleich diese sonst bey solchen Regimentern, die, wie es hier der Fall war, auf eigne Rechnung werben, nicht gewöhnlich ist, so geschahe sie doch dieses mahl. Dem Unglücklichen wurde der erhaltene Pardonbrief wieder abgenommen und er erhielt dafür einen von seinem vorigen Regiment, worin natürlicher Weise der Trauung mit seiner Geliebten nicht gedacht war. Da er nun durch ein Detaschement mit dem Mädchen transportirt wurde, sagte man ihm unter Weges: er habe keine Strafe zu befürchten; aber seine Braut, die Hure, die ihn zur Desertion verführt habe, werde ausgepeitscht werden. Sie wurde todtblaß vor Entsetzen über diese Nachricht, gab ihm einen bedeutungsvollen Wink und zeigte auf ihre Brust: er verstand aber diese Zeichensprache nicht. Als sie nun nach Schwedt ins Nachtlager kamen und die Wache sie beysammen ließ, flüsterte die unglückliche Verzweifelte, die das Leben gegen die ihr bevorstehende Schande für Nichts achtete, ihrem Geliebten ins Ohr: „er solle, da man ihm

bisher nicht Wort gehalten habe, ja nicht glauben, daß man es nun thun werde. Sie hätten ehrlicher Weise zusammen kommen wollen, und nun solle sie als eine Hure ausgepeitscht werden; diese Schmach könne sie nicht überleben. Er möchte sie also tödten, sonst werde sie selbst Hand an sich legen. Erzeige er ihr noch diese einzige Wohlthat: so werde sie doch der Seligkeit nicht verlustig; er könne sich noch bekehren, ehe er hingerichtet würde und sie würden dann im Himmel bald wieder beysammen seyn." Die leider! noch so sehr gewöhnlichen irrigen Vorstellungen von der Busse und Bekehrung veranlaßten also hier, weil die Furcht vor Schande und der Schmerz gekränkter Liebe dazu kam, einen zwiefachen Mord; da sie sonst nur Gleichgültigkeit gegen Tugend und Pflicht hervor zu bringen pflegen. Der Liebhaber war seiner Vernunft nicht mächtiger, als das schwache Mädchen, und weil ihm die strengen militärischen Gesetze keine Hofnung übrig ließen, die Unglückliche zu retten: so gieng die männliche Stärke, deren er sich bewußt war, bey ihm in fanatische Wuth über. Er sah in diesem Augenblicke auf der einen Seite die Person, die er über alles liebte, durch seine Schuld grausam zerfleischen, und in Schande und Elend auf immer von ihm getrennt verschmachten: auf der andern erblickte er ein besseres freudenreiches Leben, ohne Arbeit und Dienstzwang, wohin sie beyde nur einen schmerzhaften Schritt zu thun hatten, um auf ewig vereinigt zu bleiben. Diese schwärmerische Vorstellung eines bessern Zustandes, den er nach vollbrachter Mordthat durch schnelle Reue, Bekehrung und Glauben zu verdienen hoffte, siegte in seinem Gemüthe, und er begieng die schauderhafte That. Weil er kein Messer hatte, reichte

sie

sie ihm das ihrige, entblößte die Brust, und empfieng mit standhaftem Muthe, und ohne einen Laut von sich zu geben, den Tod von der Hand, von der sie Unterhalt und Schutz für ihre Lebenstage erwartet hatte. Um Gotteswillen! sagte sie ihm leise ins Ohr, als der erste Stich geschehen war — gieb mir noch einen, sonst muß ich schreyen — daß Herz ist nicht getroffen!" — Er that es, und nun trat er mit dem blutigen Messer hervor und zeigte sein Verbrechen der Wache an, welche nichts von dem entsetzlichen Vorgange bemerkt hatte; ob sie gleich in demselben Zimmer gegenwärtig war. (D. Ztg. 1786. S. 314.)

Bey dem gesetztern Manne, der richtigere Begriffe von den Zwecken und Pflichten des Lebens hat, kann doch das Gefühl beleidigter Liebe oder Ehre, durch den Schmerz, den der Undank einem redlichen Herzen verursachet, leicht so verstärket werden, daß es die Vernunft übertäubet, und der Verzweiflung Raum macht.

Ein aufgeklärter, einsichtsvoller Geschäftsmann, hervorstechend in seinem Fache, der ein ansehnliches öffentliches Amt begleitet, verheurathet sich mit einer jungen schönen Person, die ihm ihre Hand aus demselben Grunde giebt, wie sich tausende ihrer Schwestern verheurathen — weil sie eine gute Parthie zu machen glaubt. Die Geschäfte des Mannes halten ihn den größten Theil des Tages von dem jungen lebhaften Weibe entfernt auf der Schreibstube, aus welcher er oft Nachdenken und Ernst auf der Stirn mit zu ihr bringt. Er liebt

sie redlich und glaubt, durch Arbeiten für sie, mehr Zärtlichkeit zu beweisen als durch Tändeln. Unterdessen werden die einsamen Stunden dem Weibe lästig; leichtsinnige Buben flattern um sie, scherzen allmählich den Abscheu vor dem Laster aus ihrem Gemüthe hinweg; sie sinkt und — fällt. Der Mann bemerkt die Veränderung in ihrem Betragen, die das Laster der Unkeuschheit nach sich zieht, und die das schlaueste Weib nie ganz verbergen kann. Schwarzer Argwohn nagt in seinem Busen und quälende Zweifel über sein Schicksal hindern ihn an seiner nützlichen Thätigkeit. Ueberall steht das Bild seiner treulosen Gattin vor ihm, wie sie in den Armen ihres Buhlen des Fleisses und der Emsigkeit spottet, mit welcher er für sie und die fremden Kinder arbeitet. Endlich trifft er die Ehebrecherin auf der That. Soll er nun, der Mann von Ehre, sich durch die Bekanntmachung seines Unglücks dem Gespötte der Lacher Preis geben? Soll er die Schande tragen, welche das verkehrte Jahrhundert auf den gekränkten Theil leget? Oder soll er an der Seite der Ehebrecherin fortleben? Er fühlt, daß ihm die grausame Wahl eines dieser Schicksale, wie des andern untüchtig macht, sein Amt ferner zu verwalten, und der Welt zu nützen. Er flieht vor dem Anblick der Schlange, die ihn moralisch tödtet, in die Arme des nahen Strohmes, der ihn in eine andere Welt übersetzet, wo Ehebruch kein Gegenstand des Witzes ist, und Laster nicht zur modischen Lebensart gehören.

Daß falsches Ehrgefühl noch öfter auf solche Wege leite, ist leicht zu denken.

Der adelich gebohrne churfächs. Gesandte in Madrit, von Gersdorf, wurde von dem bürgerlich ge-

gebohrnen königl. preuss. Gesandtschaftssecretär Favre wegen einer harten Beleidigung, die er nicht wieder gut machen wollte, öffentlich mit dem Stocke geschlagen. Es ist aber am Ende des 18ten christlichen Jahrhunderts, das man sogar das philosophische genannt hat, noch Sitte, denjenigen für entehrt zu halten, der geschlagen wird, nicht den, der eine so ungesittete Handlung begeht. Von Gersdorf konnte von der Stunde an in keiner adelichen Gesellschaft, an keinem Hofe erscheinen, ohne sich überall den empfindlichsten Beschimpfungen auszusetzen. Es half nichts, daß er einen und den andern seiner Beleidiger ausforderte und sich mit ihm schlug. Die Scharte, welche seiner adelichen Ehre durch den bürgerlichen Stock zugefügt war, konnte nie wieder ausgewetzt werden. Was war ihm ohne diese Ehre das Leben nütze? Er stürzte sich endlich bey einem solchen Ehrenkampf absichtlich in den Degen seines Gegners.

In die Hütten der Dürftigen kann der Ueberdruß des Lebens unter dem Haufen der Leiden und Mühseligkeiten, die es ihnen oft zu einer schweren Bürde machen, leicht genug einschleichen. Doch mag hier die im 1sten Th. S. 543-546. dies. Vorlesungen abgedruckte Geschichte der unglücklichen Knettenbrech in Schkeuditz genug sey — denjenigen Lesern, die mit der vielfachen Noth der Armen unbekannt sind, die Wirkungen derselben auf das menschliche Gemüth zu zeigen. Freylich trägt das

Laster

Laster in der rohen Gestalt, wie es die niedern Volksklassen beherrschet, gemeiniglich die Schuld des Elendes, in welches sie endlich bis zur Verzweiflung hinab sinken, und oft büßt der unschuldige leidende Theil durch diese traurige Verwirrung die Ruchlosigkeit des abgehärteten Uebelthäters, den die Bande des Bluts oder der Ehre mit ihm verknüpfen.

Ein Müller Nahmens Weinrich in Hundsbrik bey Trarbach vernachläßigte seine Mühle und legte sich auf Fressen, Saufen, Staatmachen und Faullenzen, so daß er im kurzem mit seinem Vermögen fertig wurde, und die Mühle versteigert werden mußte. Der boshafte Mann verließ nun sein armes Weib mit drey Kindern und suchte und fand auch irgendwo Dienste als Mühlknecht, womit aber dem Weibe und den unglücklichen Kindern nicht geholfen war. Verlassen, ohne Brod, irrte sie im äußersten Elend herum und suchte endlich bey ihrem Vater eine Zuflucht. Allein der hatte das Vaterherz aus Unwillen gegen den schlechten Schwiegersohn verhärtet, und trieb sie zum Hause hinaus. Eben so machte es ihre verheurathete wohlhabende Schwester. Die Elende wurde nun einige Tage unsichtbar, bis jemand aus einem Ziehbrunnen Wasser holen wollte. Dieser erblickte einen todten Leichnam darin, machte Lerm und die von Gatten, Vater und Schwester verstossene Unglückliche ward heraus gezogen. Ihr jüngstes Kind hielt sie noch an der Brust: das andere hatte sie auf den Rücken gebunden. Als dies bekannt wurde, sagte der Enkircher Kuhhirt aus: sie wäre Tages vorher mit 3 Kindern bey

ihm vorbey gegangen und hätte das älteste an der Hand geführt: aber bald darauf hätte er ein Kind im nächsten Walde stark schreyen gehört. Auf diese Anzeige wurde nachgesucht, und man fand das Kind, dem der Hals abgeschnitten war mit Laub bedeckt. (D. Ztg. 1784. S. 339.)

Auch das glänzende Elend in Palläſten erstickt oft mit seinen heimlichen Sorgen den Trieb der Selbsterhaltung; und Ueppigkeit, Verschwendung, das Spiel, die Lotterie und das Lotto vermehren die Zahl der Selbstmörder, in den höhern und gebildetern Ständen, wo die Weichlichkeit eine so rasche und schmerzhafte Handlung hindern sollte. Den Lesern wird hier das merkwürdige Beyspiel des Amtmanns Päpke aus den Jahrg. 1788. S. 216:219 und 221:224 d. D. Ztg. einfallen aber jener Aufsatz kann seines Umfangs wegen hier nicht wiederholt werden.

In Cassel erschoß sich 1787. ein Offizier unmittelbar darauf, als er den letzten Groschen verspielt hatte. (D. Ztg. 1787. S. 236.)

Selbst bloßer Leichtsinn, Unachtsamkeit und Mangel an Ordnung in Geschäften und im Hauswesen können den ehrlichen Mann, in Labyrinthe führen, wo er keinen Ausgang siehet, als den Tod.

Der

Der Hauptmann S... zu ***, ein Mann von geprüfter Redlichkeit, hatte blos dadurch, daß er nicht zu gehöriger Zeit Rechnung abgeleget, seine Casse nicht oft genug nach gesehen und seine Haushaltungs-Ausgaben nicht sorgfältig nach der Einnahme abgemessen, einen Cassenmangel von 8 : 9000 Rthlr. verursacht. Als dieser nicht länger verborgen bleiben konnte, verleitete ihn ein unrichtiges Gefühl von Ehre zu dem Entschlusse, sich der Untersuchung durch einen gewaltsamen Tod zu entziehen: ob er sich gleich keiner vorsetzlichen Veruntreuung bewußt war, und auf die Gnade des Fürsten, so wie auf die Hülfe seiner Freunde und Gönner rechnen konnte. Er schrieb einen Abschiedsbrief an seine Frau und Kinder, aus dem die Todesangst sichtbar ist und nach dieser letzten Anstrengung der Selenkräfte, entfernte der Unglückliche noch sorgfältig alles, was zur Uniform gehörte, von seinem Anzuge, und begab sich eine halbe Stunde von der Stadt an einen Bach, wo er sich zuerst mit einem Schermesser, und da dieses sich auf dem Knorpel umlegte, mit einem stärkern Messer die Gurgel durchschnitt. Das Schermesser fand man neben ihm im Bache liegen.

(D. Ztg. 1785. S. 326.)

So sehr es zu verwundern ist, so bestätigt es doch die Erfahrung, daß bejahrte Leute die dem Grabe nahe sind, oft von der Sorge für ihr Auskommen im höhern Alter zur Selbstentleibung verleitet werden.

In Goldentraum in der Oberlausitz erhieng sich 1787. ein Greis von 73 Jahren, dem Jedermann das Zeugniß gab, daß er fromm und redlich ge-

gelebt, täglich gebetet und gesungen, in der Bibel gelesen, und fleißig zur Kirche gegangen. Den Tag vor seiner Entleibung war er in dem benachbarten Orte Rengersdorf gewesen, und hatte geklagt: es würde immer schlechter mit ihm, und er wisse nicht, wie es künftig gehen würde. Er ernährte sich bisher vom Spinnen, hatte noch einen Gulden Geld in der Tasche; und der Schulmeister, dem es Gott vergelte, gab ihm, so oft er backen ließ, ein Brod zum Geschenk: er konnte also wohl auskommen; und doch erhieng er sich.

(D. Ztg. 1787. S. 68.)

In Zelle gieng den 22ten Junius 1789. der Stallmeister Elderhorst freywillig aus dem Leben. Er war ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben, die er durch Nachdenken und Lesen noch mehr schärfte, selbst die Werke der tiefsinnigsten Weltweisen eines Hemsterhuis, Jacobi, Kant beschäftigten ihn. Er schrieb mit einer außerordentlicher Zierlichkeit, und war ein angenehmer Gesellschafter von unerschöpflichem Witz. Zum Zeitvertreib und bey allerhand Gelegenheiten machte er auch Gedichte, welche gute Dichteranlagen verriethen. Die Bürgerschen Musen-Almanache zeugen davon. Dieser liebenswürdige Mann verlor seit einigen Jahren seine gute Laune, und hatte Anfälle von Tiefsinn, die vielleicht, aus körperlichen Ursachen erzeugt, durch Schläge des Schicksals noch vermehrt wurden. Ungeachtet er ein reicher Mann war und keine Familie zu versorgen hatte, wurde es ihm doch zur fixen Idee, daß er werde verhungern müssen. Dieß erzeugte in ihm in schwarzen Stunden den Gedanken, diesem Unglücke durch einen eigenmächtigen Tod zuvorzukommen. Gedanken über den Selbstmord und über die leichteste Art, sich aus

der

der Welt zu schaffen, schwebten nun unaufhörlich in seiner Seele, seine Gesundheit welkte dahin, seine Geistesheiterkeit verschwand: bis er sich endlich, im 60sten Jahre seines Alters ins Wasser stürzte und todt gefunden ward.

(D. Ztg. 1789. S. 378.)

Auch körperliche Schmerzen können unerträglich werden, und den Menschen zur freywilligen Hingabe des Lebens verleiten.

In Jena entleibte sich (1790.) ein Studirender durch einen Pistolenschuß. Nach dem einstimmigen Zeugniß aller, die ihn kannten, war es ein junger Mann von unbescholtener Aufführung, rechtschaffenem Charakter und vorzüglichem Fleiß im Studiren. Er hatte als ein Kind von einigen Monaten das Unglück gehabt, daß ihm beym An- oder Ausziehen der Schuhe ein Fuß verdreht, und dann so übel geheilt worden war, daß er nur mit Hülfe einer mit eisernen Stäben versehenen Bandage gehen konnte, und bey jedem Tritte heftige Schmerzen empfand. Zu diesem Uebel, das ihm die Freuden der Jugend verbitterte, und ihn hinderte, den Stand zu wählen, wozu er vorzüglich Lust hatte, gesellte sich ein Hang zur Schwermuth, der allmählich zunahm, bis er ihn zu dem zwar lange von ihm überlegten, aber doch der Vernunft zuwider laufendem Entschlusse brachte, sein Leben selbst abzukürzen. Er that es, nachdem er eine Menge Abschiedsbriefe an seine Freunde geschrieben und dafür gesorgt hatte, daß seine Mutter durch die Nachricht von seinem Verlust nicht überrascht werden möchte.

(D. Ztg. 1790. S. 250.)

Ost

Oft kommt zu körperlichen Leiden eine lebhafte Phantasie, die das Uebel vergrössert und das Gemüth durch Vorhaltung einer noch schlimmern Zukunft bis zur Verzweiflung verwirret.

B... Ein junger Prediger, mit den zum ächten Volkslehrer erforderlichen Kenntnissen, Talenten und Gemüthseigenschaften ausgerüstet, hatte das Unglück, daß er, aus blos körperlichen Ursachen, einige Jahre nach einander einen Anfall von hypochondrischer Schwermuth bekam, während dessen er sich unfähig fühlte, oder glaubte, zusammenhängend zu denken und Kopfarbeiten zu verrichten. Dieser Zufall dauerte einige Wochen, dann wurde er durch Arzeneymittel wieder hergestellet. Allein, aus der periodischen Wiederkehr desselben schöpfte er die Besorgniß, daß es sich mit den Jahren verschlimmern, daß er endlich seinen Verstand gänzlich verlieren und in Raserey verfallen möchte. Seine Einbildung quälte ihn mit den erschrecklichsten Vorstellungen der möglichen Verbrechen, die er dann aus Mangel an Vernunft begehen könnte. Du hast das Leben, dachte er, empfangen, um dich und andere durch weise Erfüllung deiner Pflichten glücklich zu machen: aber eine unheilbare Krankheit, die sich mit zunehmendem Alter und abnehmenden Kräften verschlimmern muß, setzt dich in beständige Gefahr, in einen blos thierischen Zustand zu versinken, und durch Ausbrüche der Wuth unübersehbares Unglück zu stiften. Gebietet dir nun nicht die Vernunft, weil du sie noch hast, aus zwey Uebeln das kleinste zu wählen, und einen mangelhaften und gebrechlichen Theil deiner Glückseligkeit für einen größern besserer Art hinzugeben? Befiehlt dir nicht die Religion, der Liebe, den mit Schmerzen vermischten

Genuß der Lebensfreuden einiger Jahre für die Sicherheit, kein schädliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, aufzuopfern? Mit diesen und ähnlichen Gedanken trug er sich einige Jahre lang, sprach oft mit Freunden davon, hörte ihre Gegengründe gelassen an, und versuchte sie zu widerlegen: vertheidigte aber den Selbstmord nie, sondern erklärte dieses Verbrechen und dessen Schuld nur in seinem Falle für das kleinere Uebel, das er wählen müsse, und — stürzte sich endlich 200 Fuß tief von der Gallerie eines Kirchthurms herab. (Journal v. u. f. Deutschland 1785. 1stes St. S. 49.)

Einen schwächern Verstand führen nicht selten Gewissensscrupel und unaufgeklärte Religiosität eben so irre, als den stärkern richtige Folgerungen aus irrigen oder übelverstandenen Grundsätzen.

Ein braver Handwerksgesell ließ sich auf seiner Wanderschaft von einer verbuhlten Meistersfrau zu Ausschweifungen verführen. Die Frau, welche in einer 6jährigen Ehe mit ihrem Manne noch keine Kinder gebohren hatte, ward schwanger, und der deshalb geschöpfte Verdacht brachte den Mann in eine solche Wuth, daß er, nachdem er den Gesellen schon fortgeschickt hatte, bey einem entstandenem Gezänk, die schwangere Ehebrecherin erschlug, und dann als zwiefacher Mörder mit dem Schwerdte hingerichtet wurde. Auch der Gesell wurde, da sich bey der Untersuchung klare Beweise des Ehebruchs fanden, eingezogen, und auf eine gewisse Zeit zum Zuchthaus verurtheilt. In Rücksicht seiner sonstigen guten Aufführung entließ man ihn aber,

aber, nach ausgestandener Strafe, mit guten Zeugnissen. Er wanderte nun noch einige Jahre, und setzte sich endlich an einem entfernten Orte, wo man nichts von der Sache wußte, wurde Bürger und Meister, verheurathete sich, und kam durch Fleiß und Ordnung in gute Umstände. Jene unglückliche Begebenheit hatte aber so tiefe Eindrücke auf sein Gemüth gemacht, daß er mit den Jahren immer mehr zur Schwermuth geneigt wurde, die Einsamkeit liebte, und alle seine Feyerstunden zum Lesen der Bibel und verschiedener Andachtsbücher anwandte. Die sieben Bußpsalmen Davids und Benj. Schmolkens Reimgebete waren seine liebste Unterhaltung. Doch las er auch neuere geistliche Bücher, die ihm von seinem Beichtvater empfohlen wurden. Er fühlte täglich Reue über seine ehemalige Vergehungen, hatte sich vollkommen gebessert, so daß er nicht den geringsten Hang zum Rückfall spührte, erfüllte seine Berufspflichten aufs gewissenhafteste, und versäumte keine gottesdienstliche Versammlung, die er mit wahrer Andacht besuchte. Durch eignes Nachdenken und Lesen hatte er die sogenannte christliche Heilsordnung, so wie sie in den Katechismen gewöhnlich vorgetragen ist, vollkommen gefaßt, und, was noch mehr ist, treulich zur Ausübung gebracht. Er glaubte zuversichtlich, daß Gott ihm seine Sünden um des Verdienstes Christi willen vergeben, und ihn begnadigt habe. Aber gleichwohl konnte er wegen seiner lebhaften Phantasie zu keiner dauerhaften Gemüthsruhe gelangen. Wenn er an seiner Arbeit saß, so kams ihm oft vor, als säße sein ehemahliger Meister neben ihm, und reichte ihm den abgehauenen Kopf dar; und wenn er die Augen aufrichtete, sah er den blutigen Leichnam der erschlagenen Ehebrecherin vor sich liegen. Er bete-

te dann aufs inbrünstige: Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend ꝛc. dachte lebhaft an den Tod Jesu, und die ihm dadurch erworbene Rechtfertigung: und wenn nun jene Bilder des Schreckens endlich verschwanden, sang er ein herzliches Danklied, und arbeitete so emsig dabey, daß ihm Schweißtropfen von der Stirne flossen. So gieng es ihm alle Tage seines Lebens, und des Nachts wiederholte er dieselben peinlichen Vorstellungen im Traume. Selten, daß er eine Nacht ruhig schlief. Dieser qualvolle Zustand wurde mit den Jahren durch die sitzende Lebensart verschlimmert. Er betete dann, wenn ihn die Schreckensbilder überfielen, laut mit seiner Frau und Kindern, und die Einstimmung derselben zu seinen Klagen vermehrte sein Uebel. Er suchte vergebens Hülfe und Rath in Büchern und bey Predigern. Er überlegte selbst, was wohl die Ursache seyn möchte, daß Gott, der ihm doch seine Sünden gewiß vergeben habe, ihn noch immer durch jene schreckliche Erscheinungen daran erinnern und keine Ruhe genießen lasse?

Endlich kam er beym Lesen des 1 B. Mos. Cap. 9 auf den Vers: Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden. Ha, dachte er! Nun erkenne ich den Willen Gottes. Ich bin der Mörder des Mannes und der Frau; ich bin Schuld an ihrem Blute. Gott hat mir vergeben: aber das Gesetz fordert Blut. Der Richter hat mein Leben geschonet; ich muß es selbst für meine Schulden darbringen. So kam er zu dem Gedanken, sich selbst zu entleiben. Er kämpfte lange gegen denselben, bis seine kranke Phantasie ihm diesen Schritt als einen göttlichen Ruf vorstellte. Die menschlichen Richter, dachte er, sind zu nachsichtig gegen den Ehebruch geworden;

den: Gott will ihn selbst richten, und du sollst das Werkzeug dazu seyn. Als er mit dieser Idee vertrauter war, widerlegte er die Zweifel, die ihm dann und wann aufstießen, dadurch, daß doch in der Bibel kein ausdrückliches Verbot des Selbstmords, weder im A. noch im N. Testament, anzutreffen sey — und gesetzt, es wäre nicht recht: so beruhigte er sich mit der unrecht verstandenen Lehre von der Vergebung auch der schwersten Sünden, um des Verdienstes Christi willen. Seine Zweifel verschwanden und — er erhieng sich an einem Sonntage, nachdem er das h. Abendmahl genossen hatte, in seiner Kammer, wo man das Schmolkische Lied: Egypten gute Nacht! ich habe Salem funden ꝛc. im Gesangbuch auf seinem Tische aufgeschlagen fand.

Es würde zu viel Raum einnehmen, wenn ich Beyspiele von allen übrigen Lagen des Lebens, die zum Selbstmord führen können, hier anführen wollte. Sie haben alle mit den bisherigen dieses gemein, daß der Unglückliche, der sich des Leben beraubet, die Entbehrung des Gutes, worinn er seine Glückseligkeit setzet, oder die Leiden, die er zu tragen hat, für ein größeres Uebel hält, als den Verlust des Lebens. Er denkt: ich bin, so wie alle lebende Geschöpfe zum Glück gebohren; für mich ist kein Glück mehr auf Erden: also ist es besser, daß ich scheide. Durch den trostreichen Glauben der Unsterblichkeit der Seele und die Hoff-

nung eines bessern Schicksals nach dem Tode, wird in allen solchen Fällen der Entschluß zur Reife befördert, und der Gedanke, daß der Mensch hier nur ein Fremdling, und daß jene Welt seine eigentliche Heimath sey, muß ihn beschleunigen. Ja, es ist zu verwundern, daß die gewöhnlichen alttheologischen Vorstellungen von der Nichtswürdigkeit des sündhaften Erdenlebens und den Freuden des Himmels dieses Verbrechen nicht noch mehr häufen, welches der Inconsequenz der meisten Menschen zu verdanken ist, und der natürlichen Liebe zum Leben.

Diese widrige Erscheinung, daß ein empfindendes Geschöpf sich selbst vorsetzlich zerstöret, müßte nun einen denkenden Wesen aus einem andern Planeten, das unsre Erde besuchte, fast unglaublich vorkommen: aber reiflich überlegt, ist diese Abweichung von der allgemeinen Regel der thierischen Natur, so unvernünftig sie scheint, doch eine Folge vom Daseyn der Vernunft.

Die Möglichkeit, daß der Mensch den Trieb zum Leben unterdrücken kann, beruht darauf: daß dieser Trieb nicht der letzte Grundtrieb seiner Natur ist; daß seine Bestimmung nicht ist,

das

das Leben bloß zu genießen, sondern den Genuß desselben zu einer höhern Absicht anzuwenden; daß es Dinge giebt, die für ihn wichtiger sind, als das Leben, und daß er unter diesen und dem Leben mit Vernunft wählen kann. Darum ist es dem Selbstmörder, wie die angeführten Beispiele zeigen, so leicht, in jedem philosophischen und religiösen System Beruhigungsgründe wegen seiner Entschließung zu finden; indem unser Gefühl von Freyheit und Selbstständigkeit die Gegengründe schwächet, und unser Leben für unser wahres Eigenthum erkläret.

Die sonderbare Erscheinung, daß der Selbstmord bey gebildeten Völkern häufiger vorkommt, als bey rohern, beruht darauf, daß bey letztern der Trieb zum thierischen Wohlseyn um desto stärker ist, je weniger sie die Bestimmung des Menschen zu fortschreitender Veredlung des Geistes ahnden. Ueberdruß des Lebens wird da möglich, wo der Vervollkommnungstrieb einigermaaßen entwickelt, aber falsch geleitet, der Verstand nicht genug erleuchtet, und die Vernunft durch religiöse und andere Irthümer gefesselt ist.

Es morden sich mehr Britten als Deutsche: weil bey jenen der Vervollkommnungstrieb, vermittelst ihrer Staatsverfassung, weiter entwickelt, als ihre Moral und Theologie aufgeklärt ist.

Lassen sie uns nun sehen, wie der Weltbürger, wenn er fortschreitende Vervollkommnung als das letzte Ziel seines Daseyns erkennt und ernstlich verfolgt, die ihm zustehende unumschränkte Herrschaft über sein Erdenleben in den trüben Tagen der Noth und des Elendes ausübet! Denken sie sich ihn als einen Mann, den alle körperliche und geistige Uebel, welche je zum Selbstmord verleiteten, zugleich drücken, und geben sie ihm Gift und Dolch in die Hände: er wird doch nicht eher von seiner Laufbahn abtreten, bis seine Uhr ausgelaufen ist. So oft das Gefühl seiner Leiden sich zum Uebergewicht neiget, wird er die Einsamkeit suchen, und ohngefähr so mit sich selbst reden.

„Das Leben hat nun keinen Reitz mehr für mich. Die Einzige, die mich glücklich machen konnte, ist mir entrissen. Buben haben ihr Herz verderbet; sie lohnt meine treue

Zärt-

Zärtlichkeit mit Undank, bricht die am Altar Gottes mir zugeschworne Treue, und wer mich siehet, deutet mit Fingern auf mich und spottet meines Unglücks. Meine Gesundheit ist zerrüttet, der Kummer hat die Quelle des Lebens in mir ausgetrocknet; ich verwelke wie eine zerknickte Pflanze. Ich bin der Welt und mir selbst gleich unnütz: die Freuden des Lebens fliehen vor mir, und meine Talente haben mich verlassen. Meine Freunde hat der unverdiente Haß des Hofes gegen mich vertrieben. Von allen Seiten drängen mich harte Gläubiger, die ich nie bezahlen kann. Mit Grausen sehe ich den dunkeln Schuldthurm sich vor mir öffnen, und lese meinen Nahmen, als eines muthwilligen Verschwenders in den öffentlichen Blättern.

Alle Hoffnungen und Aussichten auf ein besseres Schicksal sind verschwunden; ich sehe nichts als Schmerz, Mangel und Schande vor mir, bis der Tod mein gränzenloses Elend endiget. Und sollte ich ihn, den einzigen Retter und Tröster, der mir helfen kann, nicht rufen? Die Gerechtigkeit macht es mir zur Pflicht: denn mit jedem Bissen Brod, den

ich esse, vermehre ich meine Schulden und raube fremdes Eigenthum. Soll ich diese Kette von Uebeln nicht zerreissen? Soll ich den unnützen Zweig, der den fruchtbringenden Aesten die Nahrung entzieht, nicht vom Baume abschneiden? Beruht nicht das Wohl des Ganzen auf der thätigen Mitwirkung aller Theile zum gemeinschaftlichen Zwecke, und ist es nicht zu wünschen, daß jedes Glied aus der Reihe trete, so bald es nicht mehr mitwirken kann?"

„Allein wo gerathe ich hin? Kann das Glied aus der Reihe treten, wenn es seine Nachbarn nicht fahren lassen? Kann der vertrocknete Zweig sich vom Stamme trennen, ohne das Messer des Gärtners oder die Gewalt des Sturms? Kann das Rad den Platz, wo es in die Maschiene eingezapft ist, freywillig verändern? Und, ist es nicht vielleicht Selbsttäuschung, daß ich mein Daseyn auf der Erde für unnütz halte? Was ist nützlich für mich und die Welt? Kann ich nicht in meiner jammervollen Lage noch an meiner Selbstbesserung arbeiten? Ist mir der Weg zu höherer Erkenntniß, Weisheit und Tugend versperret? Können nicht vielmehr die Schmerzen, die ich

dulde,

dulde, zum Stärkungsmittel meiner Seelenkräfte dienen? Sind nicht die Standhaftigkeit im Leiden, die Verzeihung auch des schnödesten Undankes, die Selbstgenügsamkeit des Verlassenen, schöne Tugenden? Und konnte ich diese in einer andern Lage erwerben? Soll ich die Gelegenheit, es in derselben weit zu bringen, mir aus Ungeduld selbst abschneiden? Ist es kein Nutze für mich, daß mein Geist mit jeder schmerzhaften Empfindung, die ich gelassen dulde, mehr Herrschaft über die Sinnlichkeit gewinnt? Und kann ich nicht, wenn ich den Muth behalte, noch durch Fleiß und Nachdenken Mittel finden, wenigstens einen Theil meiner Schulden zu tilgen? Fordert nicht die Gerechtigkeit, lieber die verwirkte Strafe zur Warnung für Andere zu dulden, als sich derselben zu entziehen?

Aber auch der Welt bin ich in diesem elenden Zustande, wenn er auch hülflos wäre, nicht gänzlich abgestorben, und kann meine Bestimmung für dieselbe noch erfüllen. Der Erfolg meiner Wirksamkeit im Ganzen ist ja nicht der unmittelbare Zweck, den ich vor Augen haben soll: sondern ich soll an dem Platze, wo ich in demselben stehe, leisten, was

meine

meine eigenthümliche Natur von mir fordert. Diese will, daß ich Verbesserung stifte: und das kann ich bis zum letzten Athemzug, durch Dulden, wie durch Handeln, auch außer mir in dem Kreise meiner Leiden. Andere lernen von mir leiden und üben sich in der Liebe und Barmherzigkeit an mir, werden dadurch edler, besser. — Dieses ist gewiß: ob und was ich aber jenseits des Grabes wirken werde, ist nur wahrscheinlich. Da mir nun die Vernunft gebietet, das gewisse Gute dem blos wahrscheinlichen in allen Fällen vorzuziehen: so ist es besser, ich trage mein Leben bis an das Ziel, das ihm die Vorsehung gesetzt hat. Ich muß es so lange erhalten, als es mir zum Mittel dient, den Zweck meines Daseyns zu erreichen, darf ihm nicht entsagen, wenn etwa die Erfüllung dieses hohen Berufs einige Mühe oder Thränen kostet. Nur in dem Fall darf ich es aufopfern, wenn es dieser verlangt: wenn der Trieb der Vervollkommnung mich zu Thaten fortreißt, die des Todes werth sind — wenn ich so sterben kann, wie Jesus von Nazareth, wie Leopold von Braunschweig. —“

Zwanzigste Vorlesung.

Sorge für den Leib.

Le corps a une grande part à notre être. — Ceux qui veulent dependre nos deux pièces principales, et les fequeſtrer l'une de l'autre, ils ont tort: au rebours il les faut racoupler et rejoindre. Il faut ordonner à l'ame non de ſe tirer à quartier, de s'entretenir à part, de mepriſer et abandonner le corps (auſſi ne le ſauroit-elle faire que par quelque ſingerie contrefaite:) mais ſe r'allier à lui, de l'embraſſer, le cherir, lui aſſiſter, le contreroller, le conſeiller, et le redreſſer, et ramener quand il fourvoye, l'epouſer en ſomme et lui ſervir de mari: à ce que les effets ne paroiſſent pas divers et contraires, ains accordans et uniformes*).

Montaigne.

Wir haben im vorigen geſehen, daß die Erde der Schauplatz iſt, wo der Menſch ſeine erhabene Rolle, als Miturheber der Vollkommenheit

*) Der Leib hat einen großen Antheil an unſerm Weſen. — Diejenigen, welche unſere beyden Hauptſtücke zerlegen und von einander abſondern wollen, haben Unrecht: man muß ſie vielmehr zuſammen kuppeln und vereinigen. Man muß der Seele befehlen, nicht für ſich zu ziehen und beſonders Haus zu halten, den Leib zu verachten und ſitzen zu laſſen, (auch kann ſie dieſes nur durch

ein

menheit des Weltalls, so lange spielen soll, bis der natürliche Tod oder die göttliche Vorsehung ihn von der Bühne abtreten heißt. Der erste Gegenstand, an dessen Vollkommenheit er hier zu arbeiten hat, ist also wohl sein organischer Leib, als das Werkzeug, womit er hier auf die Dinge außer ihm wirkt, und ihre Gegenwirkungen empfängt. Denn, ist dieses nicht in guten brauchbarem Zustande: so können die Verrichtungen, dazu es bestimmt ist, nicht anders als mangelhaft ausfallen.

Die Gebrechen des Körpers sind nicht allein der thierischen Bestimmung entgegen; indem sie den Genuß und die Wirksamkeit der körperlichen Kräfte beschränken: sondern sie haben auch unvermeidlichen Einfluß auf die höhern geistigen Fähigkeiten. Die Seele hängt, wie die tägliche Erfahrung lehrt, bey ihren Verrichtungen so sehr vom Körper ab, daß die größ-

ein verstelltes Geziere): sondern mit ihm gemeine Sache zu machen, ihn zu umfassen, ihn lieb zu haben, ihm beyzustehen, ihn zu meistern, zu berathen, zurecht zu weisen, wenn er irre geht; mit einem Wort, ihn zu heurathen, und unter den Pantoffel zu bringen: damit sie beyde einerley Wege gehen, und nicht verschiedene und entgegengesetzte, sondern gleiche Arbeit liefern.

gröſsten Talente und Tugenden oft dem Drucke einer Unverdaulichkeit unterliegen; daſs ein leichtes warmes Blut die ädlen Aufwallungen der Menschenliebe, so wie des Genius, begünstigt; und daſs der Biſs eines wütenden Hundes, ja ein bloſser Schlag auf den Kopf, den scharfsinnigsten Philosophen wahnsinnig machen kann.

Das groſse Gesetz der Vervollkommnung erstreckt sich also unstreitig über unser Verhalten gegen unsern ihm sehr gemäſs eingerichteten Leib, und legt uns folgende Pflichten auf.

1. Wir sind dem Leibe nicht blos den nothdürftigen Unterhalt schuldig, sondern müssen auch für das Vergnügen der Sinne sorgen, so weit es ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann.

Es ist nicht unter der Würde des denkenden Mannes, lieber Borsdorfer, als wilde Aepfel zu essen, und die brave Hausmutter kann mit gleicher Ehre am Küchenheerde, wie am Altar der Grazien stehen. Freywillige Fasten, und Entsagung gewisser Lebensmittel, die man haben kann, sind, wenn es nicht der Gesundheit wegen geschiehet, moralische Pedanterey,

rey, und sich daraus bey dem Schöpfer ein Verdienst machen wollen, daß man seine Gaben ungenossen läßt, ist kindische Einfalt.

Der heilige Simeon und Frau Clara in der 18ten Vorlesung S. 5. und 10. können hier als Beyspiele dienen: so wie jene Frau, welche das Gelübd gethan hatte, in ihrem Leben kein Kalbfleisch mehr zu essen; nachdem sie einen Fleischer mit einem kranken Kalbe betrogen hatte.

(D. Ztg. 1786. S. 62.)

2. Hingegen verträgt sich Naschhaftigkeit und Leckerey eben so wenig mit der Bestimmung und Würde des Menschen. Er hat wichtigere Dinge zu thun, als daß er eine ängstliche Sorgfalt bey der Auswahl der Speisen anwenden, und der Befriedigung des Gaumens mehr von seiner kostbaren Zeit widmen könnte, als das Bedürfniß erfordert. Wer die Küche und den Keller zu vorzüglichen Quellen seiner Zufriedenheit macht, muß allmählich den Geschmack an den Früchten des Geistes und Herzens verlieren: und Mangel des Nothdürftigen folgt im Wechsel der Dinge unterm Monde oft der Liebe des Entbehrlichen auf dem Fuße.

Vor einiger Zeit wurde im ***schen ein angesehener Civilbedienter, wegen eines beträchtlichen Rückstandes in herrschaftlichen Rechnungen, seines Amtes entsetzet. Er war kein Spieler —

er

er verwandte nichts unnöthiger Weise an Kleiderpracht — er hielt keine Gastereyen — er hatte nur zwey Kinder — er erlebte keine Unglücksfälle: und doch kam der Mann bey einer Einnahme von 800 Rthlr. nicht aus. Und warum? — er war ein Sclave seines Gaumens. Ohne delicate Gerichte konnte er sich bey keiner Mahlzeit begnügen, ein guter Bissen mochte kosten, was er wollte, er mußte ihn haben. Dies allein brachte ihn in sein gegenwärtiges Elend, und seine Mutter war die erste Ursache davon. Als Kind war er vor seinen übrigen Geschwistern ihr Liebling; und sie gab ihm ihre Vorliebe beständig mit Naschwerk zu erkennen. Er und sein Bruder bezogen beyde zugleich die Universität, und wenn denn letzterer sich manches anständige Vergnügen machte, blieb jener zu Hause, und verzehrte unterdessen eine Pastete, oder sonst etwas Leckerhaftes: und diese Lüsternheit hat ihn endlich um Amt und Brod gebracht. So können Mütter ihre Kinder auf die ganze Lebenszeit unglücklich machen, aus einer Art von Liebe, die man Affenliebe zu nennen pflegt.

(D. Ztg. 1786. S. 169.)

Bey der Jugend ist das heimliche Naschen oft mit Gefahr des Lebens verbunden, und nicht selten auch, wie die oben S. 53. angeführte Geschichte des Knaben in Potsdam beweiset, der Weg zum Stehlen; so daß das Leckermaul dem Halse den Strick zum Galgen bereitet.

Eine Dame in Herborn hatte ein Mittel wider die Mäuse, welches ihr von einem bekannten Hausirer, als den Menschen, unschädlich war verkauft

worden, in einer Kammer im hinteren Theil des Hauses vor die Mäuselöcher gelegt. Die Kammer war beständig verschlossen, und außer ihr kam keine lebendige Seele hinein. Die Wand in dieser Kammer befand sich aber in einem so schlechten Zustande, daß sie nach und nach stückweise herunter fiel, wodurch dann die Mäuse-Küchelchen endlich bedeckt und dem Gesicht entzogen wurden. Dies verursachte, daß sich die Dame nach einer so langen Zeit nicht mehr daran erinnerte. Sie gab nun ihrem Gesinde Befehl, alle Zimmer des Hauses zu säubern; die Reihe kam auch an diese Kammer, und ein Mädchen warf das Kehricht, und mit diesem das Mäusegift, auf eine im hintern Hof befindliche Miststätte. Wer hätte denken sollen, daß Kinder gesitteter Menschen an einem solchen Orte Naschwerk suchen würden, wenn man sich auch des Giftes erinnert hätte? Und doch geschahe es von einigen vorbeygehenden Knaben, die sich in den Hof schlichen, der eben offen stand. Einer von Ihnen mußte diese Unfläterey mit dem Leben bezahlen: die übrigen wurden wieder hergestellet.

(D. Ztg. 1785. S. 63.)

In Chemnitz wußte eine Magd die Schlüssel zu einem gewissen Behältniß ihrer Herrschafe heimlich zu entwenden, um ihre Lüsternheit nach Brandtwein zu befriedigen. Zum Unglück ergriff sie aber eine Flasche Vitriolöl, womit sie sich den Mund auf die erschrecklichste Art verbrannte. Sie würde haben sterben müssen, wenn sie mehr verschluckt hätte, und nicht noch in Zeiten ein geschickter Arzt wäre zur Hülfe gerufen worden. Sie hat aber die empfindlichsten Schmerzen ausstehen müssen, und fast 5 Tage nichts essen können.

(D. Ztg. 1788. S. 331.)

3. Die goldne Mäßigkeit im Genuß der Speise und des Trankes bedarf keiner weitern Gründe zu ihrer Empfehlung, als die Fülle der Gesundheit und Stärke, die sie ihren Freunden bis ins Greisenalter verleihet, und den Anblick des Zustandes, in welchen ihre unter das Thier herab gesunkene Verächter zu gerathen pflegen.

Ein Soldat in Halle wettete mit einem andern, daß er 10 Schock Birnen, die nicht die kleinsten waren, auf eine Mahlzeit aufessen wollte. Er verschlang auch wirklich fünf Schock, die ihm aber so übel bekamen, daß er, der angewandten Hülfsmittel ohngeachtet, elendiglich sterben mußte. — Fast sollte man auf die Vernunft zürnen, die den Menschen so tief unter das Vieh erniedrigen kann; würde nicht diese herrliche Gabe Gottes nur durch ihren Mißbrauch ein solches Schwerd in der Hand des Kindes.

(D. Ztg. 1788. S. 335.)

In Hannover starb 1784. ein Schneidergesell, allen Zechbrüdern zum Exempel, an 7 Quartier ($3\frac{1}{2}$ Kannen) Brandtwein, die er gesoffen hatte. Die Flamme schlug ihm zuletzt aus dem Halse, und damit gieng ihm der Athem aus. Den Menschenverstand hatte er schon vorher verloren: sonst hätte er nicht so gesoffen. Er hätte sich wohl ehrlich nähren können: denn er war Königsgesell *), und ein guter Arbeiter. (D. Ztg. 1785. S. 7.)

*) Der König hält seinem Hofschneider, nach altem Herkommen, einen Gesellen frey, der heißt der Königsgesell.

4. Eben diese Regel, in keiner Sache, selbst im Guten nicht, zu viel zu thun, gilt auch von der zur Erhaltung der Gesundheit nothwendigen Abwechselung der Bewegung und Ruhe, der Arbeit und Erholung, der Anstrengung und des Vergnügens.

Halle. Hier starb 1791. Joh. Fried. Nagel, im 32sten Jahre seines nützlichen Lebens. Er war seit 1783. vierter Lehrer des hiesigen reformirten Gymnasiums, und wurde wegen seiner Treue und seines Fleißes in seinen Berufsgeschäften, allgemein geschätzt. Weil aber sein angewiesener Gehalt nicht hinreichend war, seine Gattin, 4 Kinder, davon das älteste erst das 5te Jahr erreicht hat, und zwey alte hülflose Schwiegereältern zu ernähren: so sah er sich genöthigt, alle seine Kräfte aufzubieten, seiner zahlreichen Familie hinlänglichen Unterhalt zu verschaffen. Deswegen gab er Privatunterricht im Schreiben, Rechnen und besonders im italienischen Buchhalten, mit so unermüdetem Fleiße, daß man ihn noch des Abends um 9 Uhr von Schülern umgeben, ja sogar seine letzte Privatstunden aus dem Bette geben sah. Bey diesen gehäuften Geschäften ward er auch noch Schriftsteller, und gab eine Anweisung zur Rechenkunst, wie auch eine musikalische Monatsschrift heraus, welche beyde Schriften mit Beyfall aufgenommen wurden. Da also dem thätigen Manne bey so anhaltenden Arbeiten keine Stunden zur Erhohlung übrig blieben: so war es kein Wunder, daß endlich seine Kräfte unterlagen, und daß er im eigentlichen Verstande ein Märtyrer seines Fleißes wurde.

(D. Ztg. 1791. S. 324.)

Zu

Zu Nürnberg brachten sich in der Redouten-Zeit 1786. zwey Frauenzimmer durch unmäßiges Tanzen um Gesundheit und Leben. Eine davon, ein Mädchen von 16 Jahren, ist schon gestorben und entbehrt alle die Freuden des Lebens, die sie noch hätte genießen können: weil sie zu viel auf einmahl genoß. Die andre, eine junge verheurathete Frau, welkt wie eine zerknickte Blume dem Schooß der Erde entgegen. Beyde haben die Zeit des irrdischen Lebens, die sie zur Verädlung ihres Geistes und Herzens, und zu dem süßen Geschäft, Menschen glücklich zu machen, anwenden konnten, dem Taumel einer Nacht aufgeopfert.

(D. Ztg. 1786. S. 123.)

5. Dem großen Gesetz der Vervollkommnung ist noch mehr entgegen die Verunreinigung und Hinrichtung des schönen menschlichen Körpers durch unmäßige oder unnatürliche Befriedigung des Fortpflanzungstriebes. Kein Laster bestraft sich selbst durch so schreckliche Folgen, und keine verborgene und stumme Sünde verräth sich so leicht, durch ihren verderblichen Einfluß auf Leib und Seele, als der Mißbrauch der Geschlechtstheile.

Zu Fr.... in Thüringen starb eine Kindbetterin, und man beschuldigte die von ihr gebrauchte Hebamme, daß sie durch ein Versehen bey der Geburtshülfe ihren Tod verursacht habe. Die Verstorbene war die zweyte Frau ihres Mannes, welcher Kinder aus der ersten Ehe hatte. Gleichwohl lebten sie sehr einig und vergnügt mit einander,

und wurden von jedermann für brave Leute gehalten. Wegen des angezeigten Verdachts sollte nun der Leichnam der Verstorbenen secirt werden. Ehe dieses aber geschah, sagte der Mann zu seinen Kindern: er wolle vors Thor gehen, Holz zu kaufen, und zu rechter Zeit wieder da seyn. Allein er kam nicht wieder und bey der Sektion fand sich, daß die Frau von einer häßlichen Krankheit angesteckt gewesen war, welche der Lohn solcher unerlaubter und niederträchtiger Ausschweifungen zu seyn pflegt, die ihr auch ihre Feinde nicht hätten nachreden können. Man mußte nun vermuthen, daß der Mann um diesen Umstand gewußt, und daß er der Unschuldigen die gräßlichen Folgen seiner Unreinigkeit wohl selbst mitgetheilt habe. Man schickte daher Soldaten aus, ihn zu suchen, und fand ihn in einem Gebüsche unter einer Eiche liegen, wo er sich mit drey Schnitten die Gurgel abgeschnitten hatte. Am Stamme war ein Spiegel befestiget, und der Mann war schlecht gekleidet und hatte auch seine Taschenuhr zu Hause gelassen: alles Zeichen einer vorhergegangenen Ueberlegung, bey welcher aber die falsche Scham über die Vernunft gesiegt hatte. Der Leichnam des Selbstmörders wurde an dem Orte, wo er lag, durch den Hirten eingescharrt. Seinen Nahmen und Stand verschweige ich seiner Kinder wegen, und wünsche, daß seine blutige Gestalt mit den Zügen des letzten Augenblicks der Verzweiflung im Gesicht, am Todesbette des vergifteten Weibes und die trostlosen Kinder umher, sich der Seele jedes Jünglings und Mannes darstelle, den die schmutzigen Reitze feiler Buhlerinnen locken. (D. Ztg. 1785. S. 230.)

Alle Auftritte des Schmerzens und Jammers, die ich in dem Hause der Barmherzigkeit *) erblikte,

*) In dem wohl eingerichtetem Spital, die Charité genannt, in Berlin.

te, wurden zuletzt durch einen Anblik ausgelöscht, der alle Stufen des menschlichen Elends, die ich kannte, und mir als möglich gedacht hatte, bey weitem überstieg. Noch zittern und beben mir die Glieder, wenn ich daran denke, und das gräßliche Bild erregt mir einen eiskalten Schauer über den andern. Aber ich will mir es hier in der Stille der Nacht noch einmahl in der Einbildung erneuern, auf daß unüberwindlicher Abscheu und Eckel vor niedrigen Wollüsten mein ganzes Herz erfülle! Es wurde eine weibliche Gestalt aus einem entlegenem Zimmer von zwey Wärterinnen den langen schauerlichen Gang mehr herauf getragen, als geführt. Unser Begleiter sagte: „ dies sey eine blühende Schönheit gewesen, die Frau eines ehrlichen Bürgers, von dem sie zärtlich geliebt worden; vielleicht auch eine glükkliche Mutter: sie habe sich aber durch ruchlose Mannsleute zur Untreue und Entweichung von ihm verleiten lassen, und dann aus den schändlichsten Ausschweifungen ein Gewerbe gemacht, wodurch sie endlich in diesen Zustand versetzt worden sey.“ Jetzt schien sie ein bloßes Gerippe mit Beulen und Eiter bedeckt. Ihre Füße vermochten das halb verwesete Kadaver nicht aufrecht zu halten. Der Kopf war mit einem Tuche verhüllet. Dieses wurde abgenommen: da sah ich — die Zähne klapperten mir vor Schrecken, — einen Menschenkopf ohne Gesicht! Lippen, Wangen, Nase, Augen — alles war von dem tödlichen Gifte der Lustseuche weggefressen. Von der Stirne bis zum Kinn nichts, als ein abscheulicher Schlund voll Eiter und Gestank. O wehe! wehe! dem, der die Unschuld verführet! Wehe dem, der schändliche Laster mit reizenden Farben abmahlt, oder leichtsinnig darüber scherzet! Die ädelsten Theile der schönen menschlichen Gestalt, wo die unsterbliche

Seele sich im Lächeln der Zufriedenheit, in Blicken der Freundschaft, in Thränen des Mitleidens und im Ernst des guten Vorsatzes so deutlich offenbart— es ist unaussprechlich schmerzhaft, diese Tiefe des Verfalls der Menschheit durch eigne Schuld nur zu denken. Und so besteht dieser jämmerliche Ueberrest eines Weibes seit 14 Jahren; weder Mensch, noch Vieh, noch Pflanze: ein bloßer Abgrund, den man durch Nahrungsmittel unterhält, um manchen jungen Menschen, denn so lenkt es die Vorsehung, mit ewigem Abscheu vor den Lastern zu erfüllen, die zu einer solchen Vernichtung der Menschheit führen können.

(Dessauische Jugend-Zeitung 1783. S. 8.)

„Ich bin ein unbekannter aber großer Verehrer Ihrer Schriften. Sie suchen, und das ist edel, vornemlich der Jugend den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen und sie vom Laster abzuschrecken. Mein Bewegungsgrund an Sie zu schreiben, ist die demüthige Frage: wie gelange ich wieder zu meiner verlornen Seelenruhe, nachdem ich meinen Leib durch unflätige Entweihung der zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts vom Schöpfer bestimmten Triebe so sehr geschwächt habe? Meine Gestalt, die Gott gut gebildet hatte, ist verfallen. Eingefallene bleiche Wangen, Schwachheiten des Nervensystems, die schwärzeste Melancholie und öftere hypochondrische Zufälle sind die betrübten Folgen dieses Luderlebens. Hierzu kommt eine Gleichgültigkeit gegen die Schönheiten der Natur, von denen ich sonst ein so großer Freund war. Ich gehe oft gefühllos durch die seegensreiche Herbstnatur und weine oft, ohne daß ich es kaum weiß. Sehe ich einen gesunden blühenden Menschen, so beneide ich ihn, und denke: so könntest du auch seyn, wenn du deinen Körper durch das schändlich-

lichste aller Laster nicht so verwüstet hättest. Und so bin ich der schwermüthigste und unglücklichste Mensch.„ —

(Aus einem an Hrn. Campe gerichtetem Schreiben eines Jünglings, im 6ten Th. der Allg. Revision der Schul- und Erziehungswesens, S. 44.)

6. Es ist eben so erlaubt und recht auf eine reinliche, gegen die Strenge der Witterung schützende, mit gesunder Luft versehene und bequeme Wohnung, auf ein gutes Bett, und zur Bedeckung des Leibes dienliche Kleidung bedacht zu seyn, als es auf der andern Seite Pflicht ist, den Körper abzuhärten, daß er im Nothfall, ohne Nachtheil für die Gemüthsruhe, dieser Bequemlichkeiten entbehren könne. Aus dem erhabenen Grunde, weil der Mensch ein freyes, vernünftiges, zur Beförderung der Vollkommenheit an sich und in der Welt berufenes Wesen ist, darf er sein Angesicht nicht durch giftige Schminke verunstalten, seinen körperlichen Bau durch steife Schnürleiber, warme Pelzmützen, feste Halsbinden und Kniebänder, enge Schuhe, hohe Absätze und andere Kleidungsstücke, welche die Mode ohne Befragung des Arztes einführt, nicht zerstören. Um seiner hohen Würde im Reiche der

Wesen willen, darf er sich nicht am Pulte, oder Schreibtische hypochondrisch sitzen, noch seine Lunge so wenig im glänzenden Assemblee-Zimmer, als in der schmutzigen Schenke, durch verdorbene Luft verpesten.

In Insbruck fand man plötzlich auf einem Gange in einer Kaserne, welche noch vor kurzem ein Nonnenkloster gewesen war, zwey Mann todt auf der Erde liegen, und in zwey Zimmern waren alle Leute dergestalt erkranket, daß man sie insgesammt ins Militairhospital bringen mußte, wo gleichfalls noch einer davon starb. Diese Leute waren ein trauriges Opfer der Unvorsichtigkeit: die Zimmer waren neu, und wurden den ganzen Winter nicht eingefeuert, bis am nähmlichen Tage, als solche von den Soldaten bezogen wurden. Sie stehn überdies auf ebner Erde, und gerade über der Senkgrube. Es war also nichts natürlicher, als daß das Einathmen der durch die heftige Hitze aufgelößten faulen Dünste eine Erstickung verursachen mußte. (D. Ztg. 1786. S. 95.)

In Danzig hatte eine Famile von 4 Personen sich des Abends in Pfannenkuchen und Brandtwein gütlich gethan. Vor dem Schlafengehen machten sie noch Feuer im Ofen an, setzten den Ofen zu, ehe es völlig ausgebrannt war, und legten sich zu Bett. Da nun bis am folgenden Mittag sich niemand von ihnen sehen ließ, brach man die Thür auf, und fand alle 4 von dem Dunst und Rauch des Ofens erstickt. Durch die bekannten Mittel wurden sie wieder zu sich selbst gebracht: aber eine Mannsperson davon starb 48 Stunden hernach.

(D. Ztg. 1785. S. 60.)

In Großglogau, in Niederschlesien, wäre 1786. ein Böttcher und seine Frau, aus Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit beynahe ein Raub des Todes geworden. Die Frau hatte einen Kälberbraten in der Ofenröhre des sehr engen kleinen Stübchens gebraten, in welchem die Fenster und Thüren so verwahrt waren, daß schon den ganzen Winter hindurch wenig frische Luft hineingekommen seyn mochte. Durch die Bratendünste wurde nun der Frau, welche überdieses hoch schwanger war, der Kopf düster und schwer, so daß sie sich darüber beklagte. In der Meinung, sich eine Güte zu thun, heitzte sie daher Abends sehr warm ein, setzte sich an den Ofen, und 8 Uhr legten sich beyde Eheleute zu Bette. Des Nachts ward aber der Frau zweymahl, und dem Manne einmahl übel, und des Morgens fand man beyde todtenähnlich und der Sprache beraubt im Bette liegen. Durch die Bemühungen eines geschickten Arztes wurden sie kaum wieder hergestellt, so daß der Mann Nachmittags und die Frau des Nachts der Sprache wieder mächtig wurde.

D. Ztg. 1786. S. 129.)

Naumburg. Bekanntlich schadet auch die unschuldigste Schminke dadurch, daß sie die Schweißlöcher verstopfet und die Ausdünstung der Haut hindert. Hier haben wir ein Beyspiel gehabt, wie gefährlich auch manche künstliche Waschpulver und Waschwasser sind; so daß die Polizey billig dergleichen Schmieralien von den Galanterie Krämern nicht ungeprüft verkaufen lassen sollte. Die Mutter eines jungen Frauenzimmers wollte Milch absieden, die sie im Keller in einem kleinen Topfe stehen hatte. Sie kostete sie, um zu sehen, ob sie nicht sauer geworden sey: und sogleich empfand sie ein

heftis

heftiges Brennen im Munde, auf welches Uebelkeiten, Erbrechen und Ohnmachten folgten. Man holte einen Arzt, und es schadete der Person weiter nichts, als daß sie nachher Blasen im Munde bekam. Nach einigen Tagen fand sich wieder ein Töpfchen mit vergifteter Milch in der Küche. Dieses erregte Verdacht auf die Magd, welche die erste ganz bestürzt weggegossen hatte. Sie ward also gerichtlich vernommen, und weil sie nichts gestehen wollte, in Arrest behalten. Die Milch wurde durch den Stadtphysikus untersucht, welcher ätzenden Sublimat *), eines der heftigsten Gifte, darin fand. Unterdessen gestand die Magd: sie habe bey ihrer Mamsell ein weißes Pulver gesehen, welches diese in Milch gethan, und sich damit gewaschen habe. Hiervon habe sie genommen, um sich auch damit zu waschen: — so gehen schädliche Thorheiten von den höhern Ständen zu den niedern herunter. Der Physikus untersuchte nun auch einen Theil des Pulvers, und fand, daß es aus bittrer Mandelmilch mit ätzendem Sublimat bestand: woran sich die klugen Schönen, denen ihre eigne Haut nicht gut genug ist, spiegeln, und vor Schaden hüten mögen! (Ztg. 1787. S. 267.)

Bey Hergisdorf (einem Preußischen Orte von etwa 80 Häusern, eine Stunde von Eißleben,) sind Sandhöhlen, woraus Sand zum scheuern und in die Zimmer zu streuen, genommen wird. Dergleichen Sandgruben sind, wie die Leimengruben, so gefährlich, daß die Polizey der Unvorsichtigkeit, mit der sich besonders junge Leute hinein wagen, steu-

*) Aetzender Sublimat heißt Queckſilber, welches mit Salpeterſäure aufgelöſet und verkalkt, alsdenn mit Salzſäure durchs Feuer übergetrieben und in Blumen angeſchoſſen iſt.

steuren sollte. Alte Leute in Hergisdorf zählen 17 Personen, welche bey ihren Lebzeiten in den dasigen Sandhöhlen ihr Grab gefunden haben: und gleichwohl schickten noch im vorigen Herbst drey Mütter ihre Töchter, Kinder von ohngefähr 12 Jahren, dahin, um Sand daraus zu hohlen. Kaum hatten sie ihre Körbchen gefüllt, als die Höhle einstürzte und die drey Kinder erschlug. Als man sie nun, unter dem lauten Jammergeschrey der Aeltern, todt hervorzog, sah man mit Erstaunen, daß dem einen Mädchen von dem eisernen Blankscheite, das sie im Latze hatte, der Leib durch und durch gestochen war, wie mit einem Dolche. Weil nun ein ähnliches Unglück bey jedem heftigen Falle auf einer Treppe oder sonst geschehen kann: so werden Weiber und Mädchen zu Hergisdorf und andere, welche außer dem Rückgrade noch Stangen und Stäbe brauchen, um sich steif zu halten, vermuthlich so klug seyn, und statt der eisernen hölzerne nehmen. Wer aber gerade gewachsen ist, wird sie alle wegwerfen; indem solche Stützen, so wie die Schnürbrüste, blos für krüppelhafte Personen eine Hülfe seyn können: und dagegen die Gesunden leicht zu Krüppeln machen. Eine Mutter, die sich damit zur Unzeit aufsteift, ist so gar in Gefahr, ihr Kind zu tödten, oder zu verunstalten, ehe es zur Welt kommt.

(D. Ztg. 1788. S. 90.)

7. Es ist Pflicht für jeden Menschen, sich einige Kenntniß sowohl von der Beschaffenheit der thierischen Lebens-Oeconomie überhaupt, als von seiner körperlichen Natur insbesondere zu erwerben. Jeder muß die allgemeinsten

Regeln

Regeln der Diätetik wissen, um das vermeiden zu können, was seiner Gesundheit schadet. Er muß auch so viel von den gemeinsten Anzeigen der Krankheiten verstehen, daß er die Hülfe des Arztes nicht versäume, und ihm seine Gesundheitsumstände beschreiben könne.

In Krankheiten muß man die besten Heilmittel gebrauchen, die man kennet, sollten sie auch Ueberwindung des Ekels, oder Duldung eines heftigen Schmerzens erfordern; und sich des geschicktesten Arztes bedienen, den man haben kann, und seine Vorschriften pünktlich befolgen. Die Thorheit sich in solchen Fällen unwissenden, unvorsichtigen oder betrügerischen Pfuschern aller Art — vom selbstgemachten Grafen Cagliostro bis zum Schinder herab — anzuvertrauen, ist so groß, daß der Menschenfreund nicht ohne Traurigkeit sehen kann, wie gemein sie noch in unsern Tagen, nicht blos unter den niedern Volksklassen, sondern auch unter den höhern ist.

Daß jeder Mensch, nach dem Beyspiele der Thiere des Waldes, sein eigner Arzt seyn solle, ist ein eben so abenteuerlicher Gedanke, als wenn jeder sein eigner Schuster, Schneider,

der, Maurer, Zimmermann u. s. w. seyn sollte; mit dem Unterschiede, daß zur Heilkunde allein, nicht nur mehr Verstand, sondern auch ein größerer Umfang von Kenntnissen und Fertigkeiten, und mehr Erfahrung und Uebung gehört, als zu allen Handwerken zusammen genommen. Und die Selbstpfuscherey an der Gesundheit kann leicht noch größeres Unheil stiften, als der Gebrauch der Quacksalber: weil die Eigenliebe und das Vertrauen auf eigne Klugheit blinder, als der Glaube an Andere ist, und eigne Fehler schwerer zu gestehen sind, als fremde. Uebrigens beweist auch das Beyspiel der Thiere hier gar nicht, was es beweisen soll. Im natürlichen Zustande genesen sie nur von leichten Verletzungen und Unpäßlichkeiten, indem sie vom Schmerz oder Instinkt gedrungen, ihre Wunden durchs Ablecken rein halten, oder den verdorbenen Magen aus Ekel fasten lassen, so daß ihr Uebel von der Natur geheilt wird: und bey schweren Verletzungen und Krankheiten sterben sie ohne Hülfe, wenn der Mensch sich ihrer nicht erbarmet; so wie dieser im Gegentheil oft ein Opfer der unverständigen Hülfe wird, die er

selbst

selbst, oder Andere, der Natur unberufen leisten wollen.

1784. ließen die Bauern in dem Dorfe Groß-Bierstedt in der alten Mark 29 Kindern die Pocken inoculiren; weil sie von klugen Aerzten hörten, daß dieses das Mittel sey, diese Krankheit weniger gefährlich zu machen, und alle kamen glücklich durch. Von 17 andern, welche die natürlichen Pocken bekamen, starben vier. Deren Eltern hatten geglaubt, es sey unerlaubt, ein Kind mit Vorsatz krank zu machen, wenn es auch zu größerer Sicherheit des Lebens geschähe; da sie sich doch schon oft, in eben der Absicht, beym Aderlassen und Schröpfen, Wunden schlagen und durch Reinigungs- und Brechmittel Leibesschmerzen mit Vorsatz verursachen ließen. — Zu Neunheiligen, in Thüringen, dachten mehrere Bauern auch so, wie die zu Groß-Bierstedt. Sie ließen 9 Kindern die Pocken inoculiren, welche glücklich durchkamen.

(D. Ztg. 1784. S. 37.)

In Podebuls, einem Dorfe an der Elster bey Droyßig im Thüringischen Kreis von Churfachsen, wurde die Frau des Eselstreibers bey der dasigen Mühle von ihrem eignen toll gewordenem Hunde gebissen. Sie suchte bey keinem ordentlichen Arzte Hülfe, sondern bey einem Schuhmacher in dem Altenburgischen Dorfe Buchheim, der sich mit sympathetischen Curen abgiebt. Dieser gab der Frau einen beschriebenen Zeddel auf Butterbrod zu essen. Verständige Leute riethen ihr, zu einem Arzt zu gehen: aber sie thats nicht, und schon triumphirte der Aberglaube über die gesunde Vernunft, da 18 Wochen vergiengen, ohne daß sich die geringste Wirkung vom Hundsgift zeigte. Allein, dieses Gift wirkt bey manchen

Men-

Menschen früher, bey manchen später. Auf einmahl verfiel nun die Eselstreibers-Frau in Raserey und starb unter den entsetzlichsten Schmerzen. Dabey äußerte sich der besondere Umstand, daß sie luftscheu war und über Wind klagte, wenn Jemand auf sie zugieng. (D. Ztg. 1787. S. 351.)

Zu G. . im Bayreuthischen ertheilte ein herumziehender Afterarzt einem 36jährigen Bauersknecht das Gutachten, in ein warmes Bad, etwa das Carlsbad, zu gehen. Der Knecht hatte keinen Begriff von der Beschaffenheit warmer Bäder, und meinte: es käme blos darauf an, seinen Körper in einen außerordentlichen Schweiß zu bringen, und dazu wählte er folgendes Mittel. In einem nahe bey seines Vaters Hause befindlichen Backofen, der zwey Tage nach einander geheitzt worden war, schob er, als das Brod heraus, war, ein Brett, versetzte das Einheitzloch über die Hälfte, um die Hitze beysammen zu halten, und kroch hinein, so lang er war. Er wurde aber von dem heißen Dunste gleich so sehr betäubet, daß er das Brett verfehlte, und mit dem Bauche auf die glühenden Steine der untern Füllung des Backofens zu liegen kam, und sich so jämmerlich verbrannte. Der Schmerz riß ihn aus der Betäubung, so, daß er zu schreyen und zu wehklagen anfieng, und daß die Seinigen, die von dieser Schwitzcur nichts wußten, hinzu sprangen, und ihn halb gebraten heraus zogen. Das Gesicht, die Hände, die Brust und Arme waren erbärmlich zugerichtet: am schlimmsten aber die eine Kniescheibe, welche, der dienlichsten angewandten Mittel ungeachtet, lang nicht heilen wollte, und die große Zehe an einem Fuß war ganz weggebrannt. So lief es mit dieser Selbstcur ab.

(D. Ztg. 1789. S. 253.)

In Schönefeld, einem Dorfe bey Artern, hatten zwey Kinder, ein Mädchen von 11 und ein Knabe

Regensburg Staatsbibliothek

von 9 Jahren einen Ausschlag am Kopfe bekommen: weil es die Eltern vielleicht an der nöthigen Reinigung hatten fehlen lassen. Der Vater geht in die Apotheke, um sogenanntes Capuziner-Pulver zu kaufen und es den Kindern auf die Köpfe zu streuen. Dies ist eben nicht vorräthig: der Apotheker räth ihm also statt des Capuziner-Pulvers Fliegengift zu nehmen; jedoch mit der Warnung, solches nicht auf die Köpfe zu streuen, sondern in Wasser zu kochen, und mit dem Wasser die Haare zu waschen. Der Mann giebt aber das Pulver seiner Frau, ohne ihr zu sagen, daß sie es anders brauchen soll, als jenes. Sie streut es also gegen Abend den Kindern auf die Köpfe, und beyde empfinden bald die heftigsten Schmerzen. Die Eltern trösten sie damit, daß es schmerzen müsse, wenn es helfen solle. Aber die Köpfe schwellen nach und nach auf, es stellen sich Convulsionen ein, und die Kinder sterben, nachdem sie noch den folgenden Tag und die 2te Nacht unter dem kläglichsten Jammergeschrey zugebracht hatten. (D. Ztg. 1786. S. 397.)

8. Ein eben so wichtiger Fehler ist die allzu ängstliche Sorge für die Gesundheit, welche manchen Menschen den Genuß der Lebensfreuden verbittert, sie oft mehr in der Ausübung ihrer Pflichten, hindert, als wirkliche Krankheiten, und eine unrichtige Schätzung des Lebens und übertriebne Eigenliebe zum Grunde hat. Ein solcher Kränkler macht den Bauch eben sowohl zu seinem Gott, als der Schlemmer, mit dem traurigen Unterschiede, daß er den Apotheker, dieser den Koch zu seinem Opferpriester wählt.

Ue-

Ueberhaupt ist, so wie in allen Dingen die sichere Mittelstraße hier ebenfalls der Weg des Weisen. Wem der Gedanke beständig vorschwebt, daß er nicht lebt, um auf eine gewisse Art zu essen, zu trinken, zu wohnen, sich zu kleiden u. s. w. sondern daß er alles dieses aufs Beste thun und genießen darf und soll, um der Vervollkommnung zu leben, der wird ohne Mühe das Mittel zwischen Leichtsinn und Aengstlichkeit in Ansehung seines körperlichen Wohlseyns zu treffen wissen.

II.

Die Sorge für den Leib schränkt sich aber nicht blos auf die Erhaltung der Gesundheit ein: sondern die große Absicht unsers Daseyns, die Vervollkommnung, erfordert auch daß wir den organischen Gliedern desselben die möglichste Stärke und Fertigkeit zu geben suchen.

Es giebt erwachsene Menschen unter den Großen und Reichen, die aus Verwöhnung so unbehülflich geworden sind, daß sie ohne fremde Hülfe sich nicht selbst an und auskleiden können, und eine gleiche steife Ungeschicklichkeit trifft man zuweilen in der niedrigsten Classe derjenigen Arbeiter an, die immer einerley Art von mechanischer Verrichtung treiben.

Es sollte aber billig ein Gegenstand der Erziehung und des Unterrichts seyn, den Körper überhaupt biegsam und geschickt zu machen, und die Glieder in Bewegungen aller Art zu üben. So wie man jetzt anfängt, künftige Handwerker Schreiben, Rechnen und Zeichnen zu lehren: so sollte die Jugend aller Stände auch angewiesen werden, geschickt zu laufen, zu springen, auf dem Eis zu gehen, in die Höhe und Tiefe zu klettern; das Messer nicht blos beym Essen, sondern auch beym Schnitzen, mit Vorsicht und Geschicklichkeit zu führen; desgleichen eine Axt, Beil, Säge, Hobel, ordentlich und ohne Gefahr zu regieren, u. s. w. Die Ehrbegierde der Kinder sollte nicht darauf allein gerichtet werden, viel zu wissen: sondern auch viel zu können. Es giebt tausend Fälle im menschlichen Leben, wo man sich und Andern durch solche Fertigkeiten nützen, oder Schaden und Unglück verhüten kann: und jede solche Geschicklichkeit giebt dem Menschen einen höhern Werth, sowohl für sich selbst, indem sie ihn unabhängiger macht, als für Andere, indem er ihnen damit dienen kann.

Außerdem hat auch die Uebung der körperlichen Organe und Gliedmaßen eine unmittelbare

Beziehung auf die Erhöhung der Geisteskräfte. Ein richtiges und weit tragendes Auge und ein feines Ohr und Gefühl, ein subtiler Geruch und Geschmack, geben der Seele reichern und feinern Stoff zum Denken, als wenn diese sinnlichen Werkzeuge ungeübt oder verdorben sind. Es ist daher Pflicht, sich von Jugend auf im Sehen, Hören, Fühlen, Riechen und Schmecken zu üben, wie im Denken und Wollen. Es ist Pflicht des Staats in den öffentlichen Schulen und der Aeltern zu Hause solche Uebungen mit der Jugend zu veranstalten.

Vermittelst anatomischer, physiologischer und mechanischer Kenntnisse lassen sie sich auch eben so methodisch einrichten, wie der Unterricht in Sprachen und Wissenschaften. Man könnte es durch Uebung in der Jugend leicht dahin bringen, Entfernungen mit dem bloßen Auge so richtig zu messen, als mit dem Maaßstabe, und die Schärfe des Gesichts auf eben den Grad erhöhen, als bey gewissen wilden Völkern, welche die Gegenstände Meilenweit unterscheiden. Welcher Vollkommenheit und Verfeinerung das Gehör fähig sey, beweisen manche Musiker, die bey dem zahlreichsten Orchester jeden Mißton

hören, und anzugeben wissen, welche Stimme gefehlt hat. Die Apotheker und Weinküfer zeigen, daß man es auch im Schmecken und Riechen durch Uebung zu einer immer größern Genauigkeit und Bestimmtheit bringen kann. Bey der bisherigen Gleichgültigkeit gegen diesen Zweig der Menschenbildung veranlaßte nur in einzelnen Fällen der Mangel eines Organs die höhere Ausbildung eines andern, so daß Blinde Farben durchs Gefühl, und Taube ausgesprochene Worte durchs Gesicht unterscheiden lernten: aber die sinnliche Werkzeuge werden sich alle auf eben diese Art in gleichem Grade vervollkommnen lassen, wenn man dereinst die Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten, anstatt der Einpfropfung der Kenntnisse, zum Zweck und Gegenstand der Erziehung machen, und nicht mehr damit zufrieden seyn wird, wenn die Jugend das weiß, was man sie thun lehren sollte.

Folgende Beyspiele beweisen wenigstens die Möglichkeit einer solchen Verfeinerung der körperlichen Werkzeuge unsers zum ewigen Fortschreiten in der Vollkommenheit bestimmten Geistes.

In dem Dorfe Rio Tinto in Portugal lebte bis 1782. ein Priester, Nahmens Manuel, ein Mann von kleiner Statur, mit einer Habichtsnase und rundem hochrothen Angesicht. In seinem ganzen Wesen war so wenig hervorstechendes, daß ihn

Herr

Herr Lavater selbst für weiter nichts, als für einen Mönch, gehalten hätte. Auch gieng seine Gelehrsamkeit nicht einer Hand breit über sein Brevier hinaus, und er hatte nicht einen Zoll tief in der Theologie gegrübelt: sondern las alle Tage seine Messe, sprach den Segen, und verrichtete die Sacramente, wie sie ihm vorkamen, alles, wie mans ihn gelehrt hatte. Dieser Manuel kam aber die Woche zweymal auf seinem Maulesel von Rio Tinto nach Porto geritten, und stieg bey einem dasigen Apotheker ab. Daselbst versammelten sich die Lahmen und Krüppel, oder wer irgend ein Glied zerbrochen oder verrenket hatte: und er heilte sie. Denn mit dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand wußte er die verschobenen Muskeln, Sehnen und Knochen auf ein Haar zu finden, und bog und drückte sie dann mit solcher Kraft wieder in die Lage, wie sie seyn mußten, daß sie leichter heilten; und eben so genau und fest legte er auch, bey zerbrochenen Gliedern, den Verband an. Arzneymittel brauchte er wenig; und nur die einfachsten: Weinstein in Wein abgesotten und Terpentin. Den Schwulst vertrieb er mit Knabenurin. Auf solche Art heilte er einen Krüppel, der 3 Rippen im Leibe zerbrochen hatte, und einem Lahmen, dem ein gelehrter Wundarzt das zerbrochene Bein so schief geheilt hatte, daß er nicht darauf gehen konnte, schlug ers erst ein Jahr hernach wieder entzwey, und heilte es in Zeit von 4 Wochen. Eine arme Frau war von einem Feigenbaum gefallen, und konnte weder sitzen, noch stehen, noch liegen. Jeder glaubte, sie hätte das Gesäßbein zerbrochen, welches sehr schwer zu heilen seyn soll. Diese brachten ihr Mann und Bruder in die Apotheke getragen, und wollten sie entkleiden, als die Reihe an sie kam: denn der Priester nahm die Leute in der Ordnung vor, wie sie kamen, und ließ wohl einen Don auf einen Bettler warten; aber er sagte:

laßts gut seyn, wir wollen erst sehen. Und da strich er ihr mit seinem starken Daumen längs dem Rückgrad herunter, und sprach ihr Muth ein: denn es sey blos verrenket. Darauf nahm er das Weib vor sich, und strämmte seine Knie gegen den verletzten Ort, faßte mit den Händen an ihre beyden Schultern, und bog sie mit einemmal so gewaltig, daß man einen lauten Knack hörte. Die Frau that einen lauten Schrey, stand auf, und gieng ihres Weges. So kam der Priester von Rio Tinto jede Woche zweymal in die Apotheke, und heilte alle, die dahin kamen; die Armen umsonst, und die es bezahlen konnten, für 1 Teston (4 gl.). Die Reichen, die ihn zu sich ins Haus kommen ließen, mußten den Werth von 1 Thl. bezahlen; nicht mehr und nicht weniger. Für dieses Geld erhielt er seinen Maulesel. Er selbst lebte von seinem kleinen Priesterthume schlecht und recht, und enthielt sich alles Weins und starker Getränke; welche er seinen Patienten auch verbot. Dies Wesen trieb der Mann über 50 Jahr, und ward froh dabey. Endlich starb er vor 2 Jahren im 80sten Jahr seines Alters, bedauret von dem ganzen Lande, in welchem das Gerücht von seinen Thaten erschollen war.

(D. Ztg. 1784. S. 27.)

Im Dorfe Oppershausen unweit Celle, lebt ein gebohrner armer Krüppel, Nahmens Hans Heinrich Laue. Dieser Mensch hat von Jugend auf beyde Hände und einen Fuß nicht brauchen können, weil alle drey Glieder rückwärts stehen, und gelähmt sind. Dieser hatte es durch unermüdete Uebung dahin gebracht, sich dennoch nothdürftig selbst ernähren zu können. Er lernte mit den Zähnen und den Lippen spinnen, und spinnt jetzt täglich 5 Bind gutes, ebenes, feines, flächsenes Garn, zehn bis zwölf Stück aus dem Pfunde. (D. Ztg. 1790. S. 301.)

Ein

Ein und zwanzigste Vorlesung.

Sorge für das Vorstellungsvermögen.

Dich hat er mehr, als sonst, beglückt: Er gab dir einen Geist, der durch den Bau des Ganzen dringt, und kennt die Räder der Natur.

Kleist.

Wenn der Mensch verbunden ist, für das Wohlseyn und die Verbesserung seines sterblichen Leibes, als des Werkzeuges, vermittelst dessen die unsterbliche Seele ihre Kräfte äußert und entwickelt, zu sorgen: so ist die Pflicht, diese selbst dem großen Gesetz der Fortschreitung zu unterwerfen, für ihn ohne Zweifel noch dringender und wichtiger. Nimmt er im Laufe seines Lebens an Kenntnissen und Einsichten, so wie an Verstand und Vernunft, nicht beständig zu, so lebt er nicht als Mensch, sondern höchstens als Thier: denn er kann den allgemeinen Zweck des menschlichen Daseyns, Vollkommenheit zu stiften, ohne Maaß und Grenze, nicht erfüllen, wenn er auf irgend einer niedrigen Stufe der Leiter der Geschöpfe stehen bleibt.

Es bedarf also keines anderweitigen Beweises, daß der gemeine Landmann und Bür-

ger eben so wohl, als der Gelehrte von Profession, verpflichtet ist, seinen Verstand und seine Vernunft auszubilden, immer richtiger urtheilen und schließen zu lernen — also täglich mehr zu dieser Absicht dienliche Kenntnisse und Fertigkeiten zu erlangen. Ja dieses ist die erste und nothwendigste unter den Pflichten eines jeden Menschen, er sey auf dem Thron oder in Ketten gebohren; indem es von deren Erfüllung abhängt, ob und wie er alle übrigen erfüllen wird.

Schon die bloße Frage: ob es nützlich sey, das sogenannte Volk aufzuklären? ist unstatthaft, und sagt im Grunde eben so viel, als: ob es nützlich sey, Millionen Menschen zu der Absicht zu leiten, wozu sie erschaffen sind, oder sie solche geflissentlich verfehlen zu lassen. Jeder gebohrne Mensch ist zu seiner möglichsten Aufklärung eben so und noch stärker verpflichtet, als zur Erhaltung des Lebens, durch Speise und Trank. Die Anlagen zum Verstand und zur Vernunft unentwickelt zu lassen, oder zu unterdrücken, ist das größte Verbrechen, das der Mensch an sich selbst begehen kann — strafbarer, wann es vorsetzlich geschiehet, als der Selbstmord.

mord. Denn er mordet dadurch seine Seele, erstickt den Funken der Gottheit, der seine Würde ausmacht, sinkt in eine geringere Classe der Wesen herab, verliert den hohen Zweck seines Daseyns. Der Mensch, der blos der Sinnlichkeit lebt, seine ganze Wirksamkeit auf Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse einschränkt, und die Ausbildung seiner Geisteskräfte verabsäumt, macht sich zum Thier: und es ist gleichviel, ob dieses durch üppigen Genuß, oder durch übermäßige Arbeit und Noth geschiehet; nur ladet der Reiche und Große mehr Schuld und Verantwortung auf sich, wenn er die Mittel, die ihm die Vorsehung zu seiner Vervollkommnung darreicht, muthwillig ungebraucht läßt, oder wenn er die zahlreichste Menschenclasse geflissentlich in Unwissenheit und Irrthum zu erhalten bemüht ist. Hätte das Volk Akademien, so könnte es mit größerm Recht die Frage aufwerfen: ist es nützlich, die höhern Stände aufzuklären, damit sie uns für Brüder von gleichen Menschen-Pflichten und Rechten anerkennen?

Es versteht sich von selbst, daß hier so wenig von gelehrten und wissenschaftlichen Kenntnissen, als von Verfeinerung des Geschmacks

durch

durch die Künste des Vergnügens die Rede sey: sondern von Ausbildung des Vorstellungsvermögens durch Uebung desselben an denjenigen Gegenständen, welche sich jedem Menschen in seinem Wirkungskreise darbieten.

Der Landmann und gemeine Bürger braucht weder Kirchen- noch Weltgeschichte, weder Theologie noch Methaphysik, um sein Lebenlang immer verständiger und vernünftiger zu werden. Er muß nur wissen, daß sein Hauptberuf, als Mensch, nicht ist, zu arbeiten, um essen und trinken zu können: sondern daß er da ist, arbeitet, ißt und trinkt, um sich und Alles, womit er sich beschäftiget, immer besser zu machen. Er muß nur die Vervollkommnung als die Quelle seiner Pflichten ansehen, muß oft zu sich selbst sagen: Du sollst das Gute und Schöne in der Welt Gottes durch Arbeit und Genuß, durch Gedanken, Worte und Werke vermehren; darum mußt du, bey allem, was du unternimmst, deinen Verstand und deine Vernunft brauchen, mußt mit Fleiß und Nachdenken das Feld aufs beste bauen, deine Profeßion immer geschickter treiben, deinem Hauswesen immer sorgfältiger vorstehen; deine Bürgerpflicht immer gewissenhafter

haft er erfüllen, und gegen alle Menschen stets redlich und wohlthätig seyn — du mußt es deshalb thun, weil dein Lebensberuf ist, mit dem Schöpfer Gutes zu schaffen." — Mit solchen Gedanken kann der gemeine Mann, ohne alle Wissenschaft, sein Tagewerk anfangen, fortsetzen und beschließen: und die Sorge, daß er durch diese einzige wahre Aufklärung aus seinem eigentlichen Wirkungskreise verrückt, und dadurch unglücklich werden möge, ist völlig ungegründet, wie folgende Erzählung beweiset.

Der Schuhmacher, Mstr. Sohle, war ein fleissiger und rechtlicher Mann, der auf gut Leder hielt, und dabey so pünctlich und ordentlich in seinen Geschäften, daß ihn seine Nachbarn den Mann nach der Uhr nannten. Aber über den Leisten hinaus reichte sein Verstand eben nicht weit, und er blieb gern in allen Sachen bey der Art und Weise, die er von seinen Lehrjahren her gewohnt war. Er wünschte daher, zwey Söhne, die ihm seine Frau gebohren hatte, nicht zu Doktoren, sondern nur zu solchen braven Bürgern und Meistern, wie er selbst war, zu erziehen. In dieser Absicht hielt er sie fleißig zur Schule, und zu Hause that er sein möglichstes, ihnen den jugendlichen Muthwillen und die kindischen Ungezogenheiten vermittelst des Knie-Riemens abzugewöhnen. Der älteste, Michel genannt, erfüllte auch seinen Wunsch vollkommen. Er lernte alles, was in der Schule des Orts gelernt werden mußte und konnte, that alles, wie es vorgeschrieben war, und gieng kein Haar breit dar-

darüber hinaus. Der andere hergegen, Nahmens Jacob, hatte von Natur einen unruhigen, wunderlichen und dabey so hartlernigen Kopf, daß weder Vocabel, noch Katechismus, noch Sprüche, noch Psalmen darinne haften wollten, und daß diejenigen Theile seines Leibes, an welchen der Schulbakel und der Knieriemen ihre pädagogische Kraft übten, mit seinem Gedächtniß in keiner solchen Verbindung zu stehen schienen, wie bey andern Kindern. Er bekam täglich mehr Schläge, als Brod, und lernte doch, außer dem Lesen, von alle dem, was man ihm einbläuse, nicht einen Buchstaben. Dagegen hatte dieser Knabe einen unverstehlichen Trieb, bey allem, was er sah und hörte, nachzudenken, und zu forschen: woher es käme? warum es geschehe? wie es gemacht würde? was es für Nutzen habe? und dergl. Mit solchen Gedanken vertrieb er sich die Zeit, wenn andere Kinder ihre Lection lernten. Kam es nun ans Aufsagen und er wußte nichts: so ließ er sich schlagen und weinte nicht einmahl darüber; weil er gehört hatte, daß die Kinder von Schlägen groß würden. Er war im Stande, wann der Lehrer ihm die Casus von Mensa mit dem Stocke zuzählte, dabey ruhig zu überlegen: warum wohl der Herr Präceptor sich über seine Dummheit so ereifere, und ob es nicht besser wäre, man ließe die Hasel-Stöcke im Walde Nüsse tragen, als daß man den Schulknaben das Latein damit einpräge? Wenn er die Katechismus-Fragen auswendig lernen sollte, so dachte er statt dessen nach, was jedes Wort eigentlich bedeute. Wurde nun heraus gefragt, und die Reihe kam an ihn, so gab er zwar oft bessere Antworten, als die gedruckten: aber er bekam doch seine Schläge, und im Schul-Examen rühmte der Präceptor den Sohle major als ein

Muster von Fleiß und Wohlgezogenheit, und den Sohle minor stellte er als das räudige Schaf, das ihm die Heerde verderbe, zum Exempel auf. Zu Hause gieng es dem armen Jacob nicht besser. Wenn ihn sein Vater da oder dorthin schickte, eine Bestellung auszurichten: so blieb er überall, wo er einen Handwerksmann oder Künstler arbeiten sahe, stehen und hatte Acht, wie alles gemacht wurde. Er fragte auch die Leute, wie dieß und jenes hieß, und wozu es diente? Darüber blieb er Stunden lang aus und wurde mit dem Knieriemen bewillkommt, wenn er nach Hause kam. Gab ihm seine Mutter eine häusliche Arbeit auf, so verrichtete er sie nicht gerade so, wie sie es haben wollte, sondern wie ihm die Sache am leichtesten, geschwindesten und vesten zu machen schien. Da verdroß es seine Mutter, daß das Ey klüger seyn wollte, als die Henne, und es gab kein Schimpfwort, einen dummköpfigen, ungehorsamen und boshaften Jungen zu bezeichnen, daß er nicht täglich von ihr hören mußte. Sein liebster Zeitvertreib war, Werkzeuge und Maschinen, die er bey Künstlern und Handwerkern sahe, im Kleinen nach zu machen; wie er denn einmahl eine vollständige Oehlmühle schnitzte. Darüber bekam er wegen der Spähne, die er umher streute, manche Ohrfeige, und mußte alle Tage die Sprichwörter hören: **Schuster bleib bey deinem Leisten, und was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz.** So übel gieng es dem armen Jacob. Michel hingegen that nicht mehr und nicht weniger, als ihm befohlen wurde, saß auf seinem Schemel hinter dem Ofen, ohne zu muchsen, und wurde von Vater und Mutter gelobt und geliebkoset, wenn sie seinen Bruder als einen naseweisen Taugenichts von einer Ecke in die andere stießen. Zum Glück hatte

aber

aber dieser Knabe ein so besonderes Gemüth, daß ihn die schlechte Behandlung, die er von allen Seiten erfuhr, weder muthlos noch trotzig machte, sondern nur gleichgültig gegen Schimpfreden und Schläge: ja, durch den Widerstand wurde sein Trieb, von allen Dingen den Grund und die rechte Beschaffenheit zu erforschen, mit zunehmendem Alter immer stärker. Als nun die beyden Brüder in die höhere Schulclasse hinauf rückten, bekamen sie den Rector zum Lehrer, welcher vom Lernen und Lehren in Schulen eine andere Meinung hatte, als der Cantor, unter dem sie vorher standen. Er hielt dafür: die Kinder müßten in der Schule angeführt werden, 1) vernünftig zu denken, 2) ihre Gedanken im Reden und Schreiben wohl auszudrücken, und welches das vornehmste sey, 3) in allen Vorfällen des Lebens nach vernünftiger Ueberlegung zu wählen, und zu handeln. Sie lernten nicht blos, um zu lernen, und das Gelernte zu wissen: sondern um durch das Lernen ihren unsterblichen Geist zu nähren, und gesund und stark zu machen, für Zeit und Ewigkeit; eben so wie man nicht äße, um zu essen, sondern um den Leib zu nähren und zu stärken. In der ersten Stunde nach der Classenversetzung stellte er deshalb eine Unterredung mit den Kindern an, worinne er ihnen zeigte, daß Gott dem Menschen die Kraft zu denken, als seinen größten Vorzug vor den Thieren gegeben habe; daß es Gottes Wille sey, daß der Mensch von Jugend auf über sich selbst und alles, was um ihn ist, nachdenke, um alles deutlich zu begreifen, und die Ursachen und Wirkungen, Absichten und Folgen der Dinge einzusehen; und daß derjenige, der alles, was er denkt, redet und thut, nur andern nach macht, ohne selbst zu überlegen, warum und wozu? einem Lastthiere

gleiche,

gleiche, welches geht, wohin es getrieben wird. Er fragte darauf die Schüler nach der Reihe: was sie für Fähigkeiten der Seele und des Leibes hätten; was sie damit in der Welt vornehmen und ausrichten sollten; wodurch der Mensch glücklich und unglücklich werde; wornach er unter allen Gütern der Erde am meisten trachten müsse? u. dergl. Bey dieser Gelegenheit wurde er nun gewahr, daß der als der dümmste Knabe verschrieene Jacob Sohle gerade derjenige unter seinen neuen Schülern war, der die ädle Kraft zu denken am meisten geübt, und es auch in der Standhaftigkeit, Geduld, Versöhnlichkeit und andern christlichen Tugenden, so wie auch in der Geschicklichkeit der Hände, am weitesten gebracht hatte. Er ermunterte daher diesen Knaben, so fort zu fahren, und brachte ihn durch vernünftige Vorstellungen auch dahin, daß er so viel auswendig lernte, als zur Kirchen- und Examen-Parade nöthig war. Vom Lateinischen sprach er ihn frey, so wie andere zu Handwerkern bestimmte Knaben, die er während der lateinischen Lectionen schriftliche Aufsätze machen ließ. Der dumme Jacob schwang sich nun bald über den klugen Michel hinan, und wurde mit ihm zugleich confirmirt und aus der Schule entlassen, ob er schon zwey Jahre jünger war: indem der Prediger und Rector sich dabey nach den erlangten Einsichten und Tugenden der Kinder, nicht nach den Jahren richteten. Beyde Brüder wurden nun aufgedingt, hielten eine gleiche Lehrzeit aus, wurden losgesprochen, giengen auf die Wanderschaft, kamen wieder, wurden Meister, nahmen Weiber, zeugten Kinder, zogen sie groß, starben und wurden begraben — wie andere Bürger und Meister: aber beyde unterschieden sich in allen diesen gewöhnlichen Dingen des menschlichen Lebens sehr merk-

lich von einander. Michel Sohle lernte das Schuhmacher = Handwerk Stück für Stück, so wie es sein Vater trieb, und that keinen Stich anders, als dieser: Jacob hergegen forschte bey jedem Schnitt und jeder Naht nach der Absicht, die dadurch erreicht werden sollte, und studirte Vortheile aus, daß er in derselben Zeit mehr fördern konnte, und daß seine Arbeit ein feineres Ansehen bekam. Auf der Wanderschaft blieb Michel im ersten dem besten kleinen Städtchen, wo er Arbeit bekam, zwey Jahre sitzen, und sonst bekümmerte er sich an jedem Orte um nichts, als um das Wahrzeichen und die Herberge. Jacob war aber der Meynung: das Wandern sey in den Handwerks-Gesetzen verordnet, damit sich die Gesellen etwas in der Welt versuchen, mit Leuten manierlich umgehen lernen, und erfahren sollten, wie man anderwärts arbeite, besonders in großen Städten, wo die Kunst immer höher getrieben wird. Er blieb daher nicht länger bey Einem Meister und an Einem Orte, als bis er von seinem Verdienst so viel erspart und gesammelt hatte, daß er damit in eine andere große Stadt reisen konnte. Denn er hätte lieber Hunger gelitten, als unter Weges gebettelt, wie es viele reisende Handwerksbursche thun. Er brachte aber bald so viel zusammen: weil er den blauen Montag nicht feyerte, und des Sonntags lieber ins Feld spatzieren gieng, als im Wirthshause ohne Durst zu trinken, oder sein Geld zu verspielen. Dagegen machte er überall mit den geschicktesten Meistern Bekanntschaft, erkundigte sich nach Vortheilen im Leder-Einkauf, lernte die Güte jeder Sorte unterscheiden, merkte sich die Preise verschiedener Fabriken, und die Wege, wie es am wohlfeilsten von da und dort her nach seiner Vaterstadt zu ziehen sey. Auch machte er sich allent-

halben mit den Gesetzen und Gewohnheiten, nicht allein des Schuhmacherhandwerks, sondern auch anderer Gilden und Innungen bekannt, und bemerkte, was davon nachahmenswerth war. Als die beyden Brüder Meister wurden, bestanden beyde im Meisterstück vortreflich. Denn Michel konnte nicht anders arbeiten, als nach alter Handwerksmanier und Gebrauch, und dem Jacob war es ein leichtes, ein Paar Stiefel, Schuhe und Pantoffeln zu machen, woran auch der strengste Eiferer unter den Altmeistern keinen heterodoxen Stich aufspühren konnte. Auf gleiche Art bediente nun Michel seine Kundleute, und kam in den Ruf, daß er zwar dauerhaft, aber etwas plump arbeite, und daß zarte Füße Leichdornen von seinen Schuhen bekämen. Er behielt jedoch so viel Kunden unter den Arbeitsleuten, welche starke Schuhe brauchen, daß er nothdürftig zu leben hatte. Jacob im Gegentheil hatte die Bemerkung gemacht, daß unter den Füßen und Beinen der Menschen eine eben so große Verschiedenheit ist, als unter den Gesichtern. Er legte sich also darauf, diese Unterschiede genau zu bemerken, und verfertigte selbst eine Art von Leisten, die in Stücke zerschnitten waren, und denen er vermittelst kleinerer und größerer Einschiebsel die Gestalt eines jeden Fußes zu geben wußte, so daß seine Schuhe wie angegossen waren, und nirgends drückten. Seine Kenntniß vom Leder kam ihm dabey zu Statten, so daß er eben so wohlfeil arbeiten konnte, als andere, und an Sauberkeit that es ihm keiner gleich. Er kam daher in kurzem in solche Kundschaft, daß er selbst nichts thun konnte, als Maaße nehmen und zuschneiden, und viele Gesellen halten mußte, die das, was er zuschnitt, verarbeiteten. Daß er dabey reich wurde, läßt sich denken. In der Heyrath trachtete Michel besonders

dahin, eines angesehenen Meisters Tochter, die etwas im Vermögen hätte, zu bekommen. Er bekam auch eine solche, die aber eine ungeschickte, schmutzige und zänkische Hausfrau wurde, und ihm das Leben sauer machte. Jacob überlegte, daß die Frau dem Manne das Leben froh machen, ihn nach der Arbeit ergötzen, das Haus ordentlich und sauber halten, sparsam wirthschaften, die Kinder gut erziehen solle: und suchte daher eine solche, die geschickt, verständig, redlich und christlich genug wäre, dieses zu leisten. Er fand sie auch: weil er nicht darauf sah, ob ihr Vater der oberste oder unterste Meister gewesen, und ob ihre Mitgabe in Thalern oder Groschen bestehe. Er erzog seine Kinder nach der Manier des Rectors, durch Güte und Erklärung der Beschaffenheit der Dinge, zu klugen und braven Leuten; indem Michel die Seinigen mit Hülfe des Knieriemens nicht weiter brachte, als er selbst gekommen war. Als Unterthanen thaten beyde Brüder ihre Schuldigkeit aufs pünktlichste: nur mit dem Unterschiede, daß Michel aus sclavischer Furcht vor der Strafe gehorsam war, und Jacob, weil er einsahe, daß ohne Gesetze und Obrigkeiten keine Sicherheit und Ruhe im Lande wäre, und kein Bürger mit Frau und Kindern glücklich leben und sein Gewerbe treiben könnte. Beym Handwerk hielt Michel steif über die alten Gebräuche und Herkommen, setzte sich dagegen, wenn uneheliche oder Scharfrichterskinder aufgedingt werden sollten, und war ein geschworner Feind der Altflicker und Pfuscher. Jacob, welcher bald zum Obermeister gewählt wurde, hielt aber darauf, daß kein Mitmeister betrügliche Waare lieferte, daß Meister und Gesellen sich ehrbarlich aufführten, daß Meisters-Wittwen und Waysen versorgt wurden. Auch stiftete er eine Krankenverpflegungs-

Anstalt

Anstalt für fremde Gesellen und Lehrlinge, und eine Niederlage, aus welcher arme Meister Vorschuß an gutem Leder bekommen. Den öffentlichen Gottesdienst besuchten beyde Brüder fleißig, lasen auch beyde des Sonntags erbauliche Bücher. Aber Michel gieng in die Kirche, weil ers einmal so gewohnt war; er hörte und las Predigten, ohne den Inhalt zu fassen; er beichtete mit der Beichtformel, die er als Knabe gelernt hatte, und beym Genuß des heil. Abendmahls überlief ihn allezeit ein kalter Schauer, und war ihm zu Muthe, er wußte nicht, wie? Bey der Einführung des neuen Gesangbuches seufzte er über die gottlose Neuerungssucht, und sang zu Hause immer fort aus dem alten. Jacob im Gegentheil besuchte die gottesdienstlichen Zusammenkünfte als Anstalten, wo die Christen ihre Erkenntniß in der Religion erweitern und durch gemeinschaftliches Gebet und Gesang einander in der christlichen Tugend stärken. Bey der Beichte hielt er Abrechnung mit sich selbst, wie weit er seit dem letzten mahle in der Verbesserung seines Verstandes und Willens vorwärts gekommen, und was er nun noch alles an sich zu verbessern habe. Durch das Gedächtnißmahl Jesu stärkte er sich in dem Vorsatze, immer besser zu werden, und in der Liebe gegen die Menschen, welche Jesus an seiner Tafel alle als Brüder vereinigt, wenn sie in der Welt noch so sehr an Stand und Würden unterschieden sind. Michel las den Morgen- und Abendsegen aus dem Kubach, und Jacob betete aus dem Herzen. In Krankheiten brauchte Michel, was ihm die Nachbarn und Gevatterinnen riethen, und Jacob verließ sich auf den Arzt. In andern Wiederwärtigkeiten des Lebens wußte dieser auch oft Rath und Hülfe zu schaffen, wo jener aus Unentschlossenheit und Unverstand den

größten Schaden erlitt. Endlich auf dem Sterbebette, sagte Michel die sieben Bußpsalmen und alle Stoßgebete her, die er in der Jugend gelernt hatte, ohne recht zu wissen, was er that: Jacob hingegen versammelte seine Kinder um sich her, reichte ihnen die kalte Hand und sagte: „Ihr Lieben, ich scheide nun von euch! Aber grämt euch „nicht darüber! Wir sehen uns dort glücklicher „wieder, wo keine Krankheit und kein Tod seyn „wird. Ich sterbe fröhlich und getrost, mit herzlichem Dank gegen den allgütigen Gott, der mir „viel Freude in meinem Leben gegeben hat, und „gegen den braven Hrn. Rector, der mich gelehrt „hat, wie ich als ein verständiger und guter Mensch „und Christ leben sollte. Seyd brav und gut euer „Lebenlang, liebe Kinder! Vergesset nie, daß ihr „unsterbliche Menschen seyd, und daß die Hauptsache eures Lebens auf dieser Erde ist, immer verständiger und liebevoller zu werden. — Genießet „das Gute, daß euch Gott giebt, mit Freuden; „duldet die Leiden, die ihr nicht durch Nachdenken, Fleiß und Geschicklichkeit los werden könnet, „mit Geduld, wie unser lieber Herr Jesus, und „suchet immer so viel Gutes zu thun, so nützlich „zu werden, als ihr vermöget. Dies ist das Beste, „was ich euch wünschen kann.„ Unter solchen Reden mit den lieben Seinigen entschlief er so ruhig, wie ein Kind an der Mutter Brust. Nun genießt er von den Freuden der Ewigkeit gewiß auch mehr, als sein Bruder: weil er fähiger ist, geistige und göttliche Freuden zu verstehen. Seine Frau und Kinder trauerten um ihn im Herzen, und bestimmten das Geld, das die schwarzen Kleider gekostet hätten, zur Pflege kranker Handwerksgesellen: dagegen Michels Hinterbliebene bey seinem Ableben sich in Schulden steck-

ten, um ihn nach hergebrachter Sitte zu betrauren.

(D. Ztg. 1788. S. 139-153.)

Die Pflicht nützliche Kenntnisse zu sammeln, und die Denkkraft durch Uebung zu vervollkommnen, leidet also keine Ausnahme; und, wenn einst der Staat und die Kirche ihr Augenmerk dahin richten, die Menschen durch die bürgerlichen und religiösen Anordnungen zu ihrer wahren Bestimmung zu führen: so wird der Landeskatechismus auch ein Hauptstück enthalten, welches lehret, **wie der Christ immer besser denken lernen soll.** Zur Probe von seinem Inhalt mögen einstweilen folgende Gebote dienen, welche der Lehre Jesu und der Apostel sehr gemäß sind, und sich, wenn hier der Ort dazu wäre, leicht durch biblische Stellen bestätigen ließen; da sie keines Beweises bedürfen.

"Merke auf das, was du siehest und hörest, schmeckest, riechest und fühlest, und bemühe dich alles genau zu unterscheiden.

Habe Acht auf deine Gedanken und Gemüthsbewegungen, daß du immer wissest,

was mit dir vorgeht, und nicht wachend träumest.

Sprich keine Worte aus, du wissest denn recht, was sie bedeuten, und habest die Sache im Sinn, die sie anzeigen.

Versäume keine Gelegenheit, alles was du nennen kannst, selbst zu sehen.

Urtheile nicht eher, Etwas sey so, oder anders, bis du aus eigner Erfahrung oder aus sichern Gründen weißt, daß sich die Sache so verhält. Betrachte sie deshalb von allen Seiten, und zweifle, ehe du entscheidest.

Prüfe deine eignen Empfindungen und Gemüthsbewegungen, und erforsche, was dir eigentlich an einer Sache oder Person gefällt, oder mißfällt, ehe du urtheilest, sie sey schön oder häßlich, gut oder schlecht, nützlich oder schädlich.

Folge nicht blindlings Andern in deinen Urtheilen und Meinungen, sondern überlege erst, ob ihre Behauptungen Grund haben.

Erforsche bey Allem, was? wie? woher? wodurch? warum? und wozu? es so und nicht anders ist: damit deine Vorstellungen von den Dingen deutlich und vollständig werden.

Ueberlaß dich selten dem Spiel der Einbildungskraft und dem bloßen Zufall in der Wahl der Vorstellungen, die deine Aufmerksamkeit beschäftigen sollen. Unterbrich vielmehr oft willkührlich den Gang der Phantasie, die uns so gern mit angenehmen Träumen unterhält. Uebe dich hingegen darinne, gewisse Wahrheiten geflissentlich, bis zu einem vorgesteckten Ziele der Untersuchung, zu verfolgen, und dich durch keine Nebengedanken vom graden Wege dahin abbringen zu lassen.

Mustere zuweilen den Vorrath deiner Kenntnisse und Einsichten nach einem systematischen Leitfaden, oder auch nur mit Hülfe eines Wörterbuchs; indem du bey jedem Worte versuchest, dir die Sache, die es bedeutet, vorzustellen und deutlich zu beschreiben.

Prüfe deine Meinungen sorgfältig, ob sie Wahrheit enthalten, und entsage willig allen, die du als Irrthümer und Vorurtheile aus Gründen erkennest.

Wessen Beruf es ist, wissentschaftliche Kenntnisse zu erlangen, komme dem Gedächtnisse fleißig durch Collectaneenbücher zu Hülfe; und mache es sich zur Pflicht, zu bestimmten

Zeiten diese Bücher wieder durchzugehen, und sich bey dem Inhalt derselben, auch der nicht eingetragenen Nebengedanken zu erinnern.

Am Abend eines jeden verlebten Tages frage dich selbst: was ist heute zu deinem Vorrath von Kenntnissen hinzugekommen? welche neue Wahrheit hast du eingesehen, welche alte bewährt gefunden? welchen Irthum hast du erkannt, welches Vorurtheil abzulegen beschlossen?

Laß nicht ab, zu lernen, so lange deine Sinnen geöffnet sind: das Erdenleben ist die niedere Schule der Vollkommenheit, wo du nie müssig sitzen darfst, bis dich der Tod in die höhere versetzet."

Die getreue Ausübung dieser und anderer zur stufenweisen Verbesserung des Verstandes und der Vernunft abzielender Vorschriften geht nun in zwey schöne Tugenden über, die dem ädlern Theile unsers Wesens, dem Geiste allein angehören, und ihre Verehrer am weitesten über die Sinnlichkeit erheben und der Gottheit nähern. Diese sind:

1. Wißbegierde, beständig rege Neigung, alle Gegenstände der Natur und Kunst deutlich zu erkennen, ihre Eigenschaften zu erforschen, von allen den Grund und Zusammenhang einzusehen, und so die Seele gleichsam zu einem Spiegel des Weltalls zu machen, worinn sich alle Theile desselben in ihrer Verbindung und Folge abbilden. Die Eingeschränktheit der menschlichen Kräfte erlaubt freylich jedem nur, sich mit einem kleinen Bezirk dieses weiten Reiches genau bekannt zu machen, und zwingt ihn, die übrigen Provinzen dem Fleiße Anderer zu überlassen. Allein, jeder redliche Forscher, der Landmann am Pfluge und der Handwerker in der Werkstatt sowohl, als der Gelehrte in der Bibliothek, kann leicht so weit kommen, daß er einsieht: alles Vorhandene sey zu einer großen gemeinschaftlichen Absicht bestimmt — zu der, daß die größte mögliche Summe des Guten wirklich werde; er kann über den gestirnten Himmel und die blühende Erde, über Land und Meer, Berg und Thal, über alles, was ihm aus den verschiedenen Classen der natürlichen und künstlichen Dinge vorkommt, sich selbst und Andere

fro-

fragen, wie es entstehe und vergehe, wozu sein Daseyn nütze, oder schaden könne: und, bey diesem allgemeinen Ueberblick der Gegenstände der Erkenntniß, kann er dann blos diejenigen, die in seinen bürgerlichen Beruf einschlagen, immer weiter zu erforschen sich bemühen, oder ein Lieblingsfach noch dazu wählen, wo er sich gütlich thut, wenn die Alltagsspeise seines Brodstudiums für seinen Geist nicht nahrhaft genug ist.

Die gelehrte Welt kennt die tiefen Einsichten des Bauers Palitzsch zu Prohlis bey Dresden in die Naturwissenschaft und Sternkunde. Im Jahr 1738. entdeckte er zuerst einen Kometen, und wurde deswegen von der Londner Societät der Wissenschaften nach Würden gelobt und zu ihrem beständigen Correspondenten angenommen. Er verband aber mit seinen Talenten und Kenntnissen auch ein menschenfreundliches und ädles Herz, und schämte sich dabey der nützlichen Feldarbeit nicht: deshalb er von vielen großen Gelehrten, auch von vornehmen Herren und Fürsten, die ihn oft besuchten, um desto höher geachtet wurde. Der Tod rief ihn im Febr. 1788. von der Erde ab, als er eben in seinem Lehnstuhl saß, und in stille Betrachtungen über den Himmel vertieft war. Ein Tugendfreund schrieb unter sein Bildniß, das er in seinem Kabinet neben Kleinjogg und Maus aufgestellt hatte, die zwey Zeilen:

Die Hand am Pflug, der Geist hoch übern Sternenzelt:
Der Fuß im Erdenstaub, das Herz in jener Welt.

(D. Ztg. 1788. S. 94.)

Kirchs

Kirchberg. Die Unterthanen des Markgräfl. Badischen Oberamts Kirchberg, in der vordern Grafschaft Sponheim, machten vor einiger Zeit gegen verschiedene Landesherrliche Verfügungen, die sie auf die hiesige Gegend für unanwendbar hielten, vernünftige und bescheidene Vorstellungen. Der vortrefliche Fürst fand auch, daß mehrere ihrer Beschwerden gegründet waren, und — stellte sie sogleich ab. Dieses liebreiche Verfahren des Landesvaters und das weise Verhalten des würdigen Obervoigts, Freyherrn von Drais, erhöhte die ohnehin schon große Liebe und Dankbarkeit der Unterthanen gegen ihren Herrn und seinen Beamten, und sie legten ihre Erkenntlichkeit in den rührendsten Danksagungsschriften zu Tage. Unter andern sang ein Landmann in dem kleinen Dörfchen Büchenbeuern, welches nur 30 Familien zählt, für seine Miteinwohner bey dieser Gelegenheit, so gut ers konnte, aber aus der Fülle seines Herzens, ein Lied, welches unter andern folgende Strophen enthielt:

Mein Stand ist hart; doch wenn ich meinen Acker pflüge,
Mich Milch und schwarzes Brod ergötzt,
So schmeckt es gut, uud giebt mir Nahrung zur Genüge,
Weil mich mein edler Fürst doch schätzt!

Auf Brüder, auf! Nun laßt uns bauen unsre Mutter Erde,
Da unser Fürst mit Vaterliebe auf uns sieht:
Nie murre einer über drückende Beschwerde,
Denn uns wird ja durch Brod und Oehl die Arbeit wohl vergütet!

Nun

Nun dann! vergeßt es nie, Ihr meine lieben Brüder,
Was unser edler Fürst gethan, und ehrt —
Ehrt Seine Huld durch Deutschen Sinn — seyd
bieder —
Und werdet dadurch eines solchen Fürsten werth !!!"

Der Verfasser dieses Liedes heißt Johann Adam Schüler, hatte keine andere als bäurische Erziehung, und hat Kopf und Herz durch Lesen und Nachdenken so gebildet, daß er ein geschickter und fleißiger Landwirth ist, der sein Geschäft nicht allein selbst mit Verstand treibt, sondern auch seine Mitbürger auf manche zu benutzende Vortheile aufmerksam macht, und sie von manchem durch die lange Gewohnheit geheiligtem Vorurtheil abbringt. In prosaischen schriftlichen Aufsätzen drückt er sich gut und corrrect aus, und doch sind ihm die Stellen seines Liedes, wo er seinem Stande die ihm gebührende Achtung beweist, aus dem Herzen geflossen. Dieser Mann ist also ein lebendiger Beweis davon, daß die rechte Aufklärung den Landmann auf keine Weise schlimmer, sondern durchaus besser, und vermittelst des erhöhten Gefühls seiner Menschen- und Standeswürde — auch glücklicher macht. — (D. Ztg. 1791. S. 154.)

Von dem am 29sten August 1790. verewigten Fürsten Ludwig Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt verdient folgender schöne Zug seines häuslichen Lebens bemerkt zu werden, der sehr charakteristisch ist. Sein schweres Gehör beraubte den ädeln Mann mancher Freuden des gesellschaftlichen Umgangs. Zu einiger Schadloshaltung ließ er sich also in den Herbst- und Wintermonaten, auch oft bis spät ins Frühjahr hinein, täglich [Sonntags und Donnerstags, wenn Courtag war, ausgenommen] allerley nützliche Bücher aus der neuen

Litte-

Litteratur vorlesen, welches freylich wegen seines Mangels am Gehör mit sehr lauter und vernehmlicher Stimme geschehen mußte. Diese Vorlesungen waren auf folgende Art eingerichtet: An den benannten Tagen kamen gegen 5 Uhr Abends seine verstorbene Frau Schwiegertochter, die erste Gemahlin des nun regierenden Fürsten, [sie war eine Prinzessin Tochter des Fürsten Johann Friedrichs] ferner eine Prinzessin Schwester des Fürsten Johann Friedrichs, und seine eigene Prinzessin Tochter, zuweilen auch seine Prinzessin Schwester, die Frau Dechantin von Gandersheim, in des Fürsten gewöhnlichem Wohnzimmer zusammen. Mit seinem Hörinstrument zwischen den Zähnen hörte er aufmerksam zu, und seine Frau Schwiegertochter, damahlige Erbprinzessin spann, die übrigen strickten. In diesem häuslichen Zirkel wurden nun die neuesten gemeinnützigen Schriften vorgelesen. Zuweilen stand der ehrwürdige Vater auf, gieng ein paarmahl das Zimmer auf und ab, und dann wurde auch wohl über die vorgelesenen Sachen gesprochen. Dies dauerte bis um 7 Uhr, dann wurde zu Tische gegangen. (D. Ztg. 1791. S. 309.)

Noch ein Beyspiel von dem ädeln Durst nach Wahrheit und Erkenntniß, welches statt aller übrigen dienen kann, liefert die Parallele zwischen Friedrich d. Gr. und Franklin, der allein ihm zu vergleichen ist, im 1. Th. dies. Vorlesungen S. 573-577.

2. Die redliche Sorge für das Vorstellungsvermögen erzeugt die Tugend der Wahrheitsliebe. Es giebt Menschen, die eine Art Heißhunger nach Kenntnissen besitzen, alles lernen wol-

wollen, unermüdet lesen, hören und forschen: die aber mit dem bloßen Wissen der Dinge zufrieden, von einem zum andern forteilen, ohne genug darauf zu achten, ob ihre Einsichten der Beschaffenheit der Dinge, so weit das sterbliche Auge in sie zu dringen vermag, angemessen, oder ob sie mit irrigen Vorstellungen und Urtheilen durchwebt sind, und dann nothwendig zu falschen Schlüssen Anlaß und Stoff geben. Der wahre Freund der Vervollkommung hingegen bemüht sich, lieber wenig, und das Wenige recht zu wissen, als sein Gedächtniß mit halb wahren und falschen unverdauten Begriffen und Meinungen anzufüllen. Die Wahrheit ist die Göttin, welcher er sein Erkenntnißvermögen zum Dienste weihet, und er ist nicht damit zufrieden, ihr in der Stille zu dienen: sondern er bringt ihr die Früchte seines Nachdenkens und Fleißes, wenn er dazu veranlaßt wird, auch öffentlich zum Opfer. Menschenfurcht und Eigennutz halten ihn nicht ab, zu bekennen, was er für wahr hält, und er duldet lieber sinnliche Leiden und Beschwerlichkeiten des Lebens, als Einschränkung der Denkfreyheit und des Geisteszwanges.

Der Herzogl. Wirtembergische katholische Hofprediger, Werkmeister, sagte in einer zu Hohenheim vor seinem Fürsten gehaltenen Predigt:

"Das Haus des Fürsten ist die Werkstätte der öffentlichen Ordnung, Freyheit und Ruhe; ist der eigne Wohnsitz der Gerechtigkeit. Der Fürst aber, da er ein Diener dieser Gerechtigkeit ist, wird dadurch der Schuldner jedes einzelnen Staatsgliedes. Sein erhabener Rang, seine wesentliche Bestimmung wird eitel, alle seine Vorrechte werden für die Gesellschaft drückend, wann er diese heiligste, diese allerwichtigste Wahrheit vergißt: daß er der Schuldner seines Volkes ist. — Er bezahlt diese fürstliche Schuld, wenn er seine Pforte dem Armen, dem Elenden, dem Bedrückten willig öffnet; wenn er seinen Thron als den Zufluchtsort jeder gerechten Klage betrachtet; wenn er in seinem Pallast das Gesetz des Herrn, die Rechte seiner Unterthanen, die Pflichten der Fürsten unaufhörlich erwägt; — wenn er sich durch den Glanz seines Hauses nicht blenden, nicht hindern läßt, an jedem seiner Unterthanen einen Bruder, einen Mitmenschen zu umarmen, ihren Gehorsam und ihre willige Staatsbeyträge als eine Aufforderung zur Schützung ihrer bürgerlichen Freyheit und ihres Eigenthums anzusehen ꝛc.

(D. Ztg. 1785. S. 383.)

Danzer, einer der letzten Schüler Weishaupts, der in Ingolstadt die Rechtswissenschaft studirte, begleitete, als die sogenannten Illuminaten 1788. aus Bayern vertrieben wurden, einen jungen Grafen Savioli nach Dresden, der daselbst unter die churfürstlichen Pagen aufgenommen wurde. Hier sahe er, als Katholik, kein weiteres Fortkommen für sich, in sein Vaterland durfte er

nicht, und die Freunde, die ihn hätten anderwärts empfehlen können, waren zerstreut. Er faßte also den Entschluß, als Maurer-Gesell zu arbeiten, und zwar nicht als Freymaurer, sondern als gemeiner Maurer mit Kalk und Steinen. Er versteht diese Profession, weil sein Vater ein Maurermeister in Bayern ist. Es wird nun in der Geschichte der alten Philosophen viel daraus gemacht, daß Cleantes als Taglöhner Gartenarbeit verrichtete, und Epictet als Leibeigner die Mißhandlungen seines Herrn geduldig ertrug. Mich dünkt, folgender Brief, worin Danzer seinem ehemaligen Lehrer den Entschluß als Maurer zu arbeiten, bekannt macht, verdiene in eben dieser Rücksicht eine Stelle in den Jahrbüchern der Menschheit.

„Dresden, den 5ten Augnst 1787.

Wohlgebohrner Herr Hofrath,
mein verehrungswürdiger Lehrer!

„Ich kann mir das ungeheuchelte Zeugniß geben, daß ich nun mit Ernst, mit wahrhaftem Gefühl des Bedürfnisses an dem Geschäft meiner Vervollkommnung arbeite, und dieses macht, daß ich es mir für erlaubt halte, vor demjenigen selbst mein Herz zu eröffnen, dem ich mein ganzes sittliches Leben zu danken habe, der mich durch seinen Zuspruch, Lehren und Schriften in den Stand setzt, die Krücken des Scheines und der Verblendung von mir zu werfen, und aufrecht in der Welt umher zu wandern, wie mich Gott erschaffen hat.— Bey meinem letzten Abschiede von Ihnen, mein verehrungswürdiger Lehrer! rechnete ich noch sehr wahrscheinlich auf meine Zurückkunft, und mit dieser auf das Glück, noch einmahl einen Seelen erhebenden Zuspruch aus ihrem Munde zu vernehmen: da ich aber auf meiner Reise öfters überleg-

te,

Ie, welche Behandlungen die Freunde des Guten in unserm Vaterlande wirklich erfahren, welche Gefahren und Mißhandlungen dem Stifter dieses Guten selbst noch bevorstehen können: so wuchs der Abscheu gegen mein Vaterland, und der Widerwille gegen eine Rückkehr mit jedem Gedanken. Es wurde mir ein leichtes, meinen Entschluß zur Handarbeit hier bey geringern Bedingungen auszuführen. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Dresden, am Ende Aprils, war ich schon mit Hammer und Kelle beschäftigt, und das bin ich noch. Ich bin nur gemeiner Maurergesell, ohne Vorzug, ohne Ausnahme einer Arbeit, und mit jedem Tage, wo ich mir das Zeugniß geben kann, nach meiner Pflicht für den bedingten Sold, und nicht nach Schein, und dabey mit innerer Zufriedenheit mit meiner Lage gearbeitet zu haben, wächst das Gefühl meines Werthes, ungeachtet aller meiner grossen Mängel und Fehler, die ich mit einem mahle nicht ausreutten kann, aber mit unermüdetem Fleiß und mit der Zeit vermindern werde. Das schwöre ich mir selbst, und vor Ihrem Angesichte, mein erhabner Lehrer, wenn es möglich wäre, daß unter allen ihren Schülern, worunter ich an Unverdorbenheit und Anstrengung sehr vielen vor mir den Vorzug zugestehen muß, daß unter allen keiner in Ihre Lehren und Grundsätze eindringe, keiner ihre Liebe und Sorgfalt für uns mit seiner Vollkommenheit vergelte, — daß ichs seyn will, der sich einst in seiner Nacktheit vor Gott und seinem Lehrer nicht zu schämen hat, und dessen sich auch sein Führer nicht schämen soll, ihn als seinen Schüler zu erkennen. Dieses Versprechen sey mir ein neuer Antrieb zur unermüdeten Arbeitsamkeit in meiner Vervollkommnung, und bey jedem Fall werde mir die Schaam, daß sie einst alle Flecken,

womit ich mich selbst nach diesem Schwur und Versprechen noch unrein machte, mit Verachtung einer treulosen und niedrigen Seele an mir wahrnehmen werden — diese Schaam sey mir bey jedem Fehler zweyfache Pein und Marter. Ich binde mich, wo ich kann, um den Abgang meiner Kräfte durch den Drang der Nothwendigkeit zu ersetzen; und ich glaube, ich habe ihren Beyfall, mein verehrungswürdiger Lehrer, daß ich diese Lage des Taglöhners vor andern wählte. Sie ists, welche mir die Lehren der Weisheit zum höchsten Interesse, zur Nothwendigkeit macht. Ohne diese Grundsätze habe ich mit Mängeln, Niedrigkeit und Unbequemlichkeit zu kämpfen. Ich bin ein Thor, daß ich mein gemächliches Leben mit dem Schweiß der Arbeit vertauschte: aber mit diesem giebt mir meine Hand, was die Natur fordert, die Achtung der Menschen wird mir entbehrlicher und der Abend der Ruhe ist nach der Arbeit desto süßer. Ich gestehe es, ich hatte bisher manchen Kampf mit mir selbst; wenn mir die Hitze der Sonne, die Heftigkeit des Ungewitters manche Stunde doppelt lang, und manche Last doppelt schwer machte, so hatte ich ein kräftiges Stärkungsmittel nöthig. Da stunden dann Sie mir zur Seite, ich hörte die stärkende Stimme meines Lehrers: Perfer et obdura. Labor hic tibi proderit olim!

Wenn im Winter meine Arbeit zu Ende ist, so besuche ich die hiesige Bauakademie, und zu meinem Unterhalt gebe ich Instructionen in der Mathematik und lateinischen Sprache. Ich will durch Lehren lernen. Wenn künftiges Jahr ein merkwürdiger Bau vorfällt, so bleibe ich noch hier: sonst gehe ich nach Leipzig, arbeite dort als Maurer, bis mir etwa eine glückliche Bekanntschaft Muße zum Studium der Geschichte und der Klas-

siker

siker verschafft, — und so denke ich etliche Jahre meine Wanderschaft durch das deutsche Reich fortzusetzen u. s. w. (D. Ztg. 1787. S. 374-377.)

Diesen Tugenden stehen bey ihren Verächtern und Feinden folgende den Menschen mehr oder weniger unglücklich machende, oder ihn zum Thier und unter dasselbe herabsetzende Fehler und Laster entgegen.

1. Trägheit des Geistes, Mangel an Sehnsucht nach Erkenntniß und Licht, Gleichgültigkeit in Ansehung des geistigen Zustandes der Denkkraft — ein Fehler, der so gemein ist, daß im Durchschnitt unter hundert Menschen vielleicht kaum einer es für eine besondere Pflicht hält, auf fortschreitende Verbesserung seines Gedanken-Systems beflissen zu seyn. Die Abneigung so vieler Menschen und ganzer zahlreicher Gemeinheiten gegen die nothwendigsten Verbesserungen des öffentlichen Unterrichts und der Gottesverehrung, nicht blos auf dem Lande, sondern auch in solchen Städten, wo ein hoher Grad von Verfeinerung herrschet, ist ein trauriger Beweis davon.

Ganz Deutschland erstaunte darüber, daß die Einführung eines bessern Gesangbuches im verfeinerten und üppigen Berlin so viel Widerstand

fand: und in Frankfurt an der Oder, dem Sitz einer berühmten Universität, gieng es nicht beſſer. Als man die Stimmen darüber ſammelte, erklärten ſich nur 15 Familien für das neue Geſangbuch: 1097 ſtimmten für das alte Frankfurter, und 50 blieben neutral.

(Deſſ. Jugendzeitung 1783. S. 150.)

Speyer, 1786. Unter den mancherley Anſtalten und Einrichtungen, welche der hieſige Magiſtrat zur Aufnahme dieſer Reichsſtadt einige Zeit hergetroffen hat, verdient auch dieſe öffentlich bemerkt zu werden, daß er in den evangeliſch-lutheriſchen Schulen, neben der Einführung einer durchaus verbeſſerten Lehr-Methode, den in ſo vielen Landen aufgenommenen Seilleriſchen Katechismus eingeführt, und zu deſto geſchwinderer Erreichung dieſer heilſamen Abſicht gegen 500 St. ſolcher Katechismen ſchon gebunden unter die Schulkinder, ohne allen Unterſchied, unentgeltlich austheilen, auch die größern Seilleriſchen Lehr- und Leſebücher, und andere neuere gute Schulſchriften für ſämmtliche Schulen in ſtarker Anzahl und gleichfalls unentgeltlich hat anſchaffen laſſen. Und dieſe freygebige, des lauteſten Beifalls würdige Handlung wurde von einigen unruhigen Bürgern, ſtatt des ſchuldigſten Danks, mit öffentlichen Merkmahlen von Unwillen, Widerſpänſtigkeit und Mißvergnügen aufgenommen. D. Ztg. 1787. S. 23.)

2. Bey dieſer Gleichgültigkeit gegen den Zuſtand der Denkkraft gedeihen dann alle Arten der Vorurtheile und des Aberglaubens, welche den zum Prieſter der Weisheit berufenen Menſchen zu ſo thörichten, ihm ſelbſt und An-

dern

dern schädlichen Handlungen verleiten, daß man, wenn man sein Betragen mit der Aufführung der Thiere vergleicht, nicht selten zu zweifeln versucht wird, ob er oder sie die Gabe der Vernunft besitzen. Und leider! sind die Beyspiele solcher aus Mangel am Gebrauch der eigenen Denkkraft entspringenden Unvernunft so häufig, daß sich dergleichen blos aus den acht bisherigen Jahrgängen der D. Ztg. bey Hunderten anführen ließen. Allein, da die schreckliche Wirksamkeit des Aberglaubens, der Vorurtheile und der Unwissenheit, aus den schon angeführten und künftig beyzubringenden Beyspielen einzelner Thorheiten und Verbrechen schon zur Gnüge erhellet: so will ich die Leser hier nicht durch ein so niederschlagendes Sündenregister betrüben.

3. So wie die Kinder, welchen alles leicht gemacht wird, und deren Bedürfnissen man immer zuvorkommt, endlich alle Anstrengung scheuen und jede Arbeit als eine Strafe ansehen: so entsteht bey den von Jugend auf des Selbstdenkens entwöhnten Menschen eine wirkliche Lichtscheu, und ein Widerwille gegen alles,

was sie zum eigenen Gebrauch ihrer Geistes-kräfte bey Gegenständen, wo sie von jeher nachzubeten pflegten, was man ihnen vorsagte, auffordert; indem sie den natürlichen und unauslöschlichen Verbesserungstrieb auf ihr sinnliches Wohlseyn einschränken. So konnte im 18ten Jahrhundert des Lichts ein Tumult über die Versetzung des Y im ABC entstehen, und die eifrigsten Bemühungen braver und weiser Männer zur Aufklärung ihrer Zeitgenossen, waren oft bey den unbeträchtlichsten Kleinigkeiten, die sie verbessern wollten, umsonst angewandt.

Weil die Glocke am Klingebeutel zu Harpstädt*) ungewöhnlich laut klang, und dadurch das Anhören der Predigt, bey dem ohnehin außerordentlich unmäßigen und ungesitteten Husten und Reuspern vieler Gemeindeglieder erschwert wurde: so hieß der Amtsschreiber **) Bessel, als Kirchen-Commissarius, den Klöppel aus der Glocke nehmen. Die bisherigen Sammler fanden sich dadurch, sammt einigen aus der Gemeinde, beleidigt. Um nun diesen zu zeigen, daß das Klingeln zum Wesen der Sammlung nicht gehöre; vorzüglich aber in der Ab-

*) Ein Flecken und Amt in der Hannöverschen Grafschaft Hoya in Westphalen.

**) Die Amtsschreiber im Hannöverschen sind so wenig Actuarii als Copiisten, sondern wirkliche obrigkeitliche Personen, welche die Aemter größtentheils mit andern Beamten gemeinschaftlich, auch wohl allein verwalten.

Absicht, die Sache der Armen der Gemeinde, wovon gegen alle Gewohnheit nicht die Hälfte etwas in den Klingebeutel gab, wichtiger zu machen, und sie zu größerer Wohlthätigkeit, zugleich auch zu sittlicherm Betragen zu reitzen: entschlossen sich nebst gedachtem Beamten die würdigen Prediger Richerz und Soltenborn, wie auch einige andere Gemeindeglieder, den Klingebeutel abwechselnd herum zu tragen. Den vorigen Sammlern wurde, um sie nicht herabzusetzen, frey gelassen, den Cirkel auch mit zu halten. Der Entschluß ward der Gemeinde durch Hrn. Pastor Richerz — ehemaligen Universitäts-Prediger und Privat-Lehrer zu Göttingen, der durch den übersetzten und von Hrn. Generalsuperintendent Koppe herausgegebenen Lowthschen Jesaias, durch zwey Bände Predigten und durch seine Zusätze zum Muratori über die Einbildungskraft, als Gelehrter, denkender Kopf und vortreflicher Kanzelredner bekannt ist — von der Kanzel mit sehr lichtvoller Darstellung der Gründe, welche ihn heischten, angekündigt. Anfänglich hatte die Sammlung ungemein guten Erfolg: indeß fehlte es nicht an Leuten, über deren Vermögen es war, eine solche Neuerung zu tragen; obgleich das Consistorium zu Hannover sie als rühmlich erklärt und gebilligt hatte. Unter der Hand wurde der größte Theil der Gemeinde aufgewiegelt, ja es wurden, vermuthlich um der Sache einen frommen Anstrich zu geben, und den schwachen Bruder desto eher mit fortzureissen, neue Klingebeutel mit der Glocke, halbe Louisd'or, Gulden, Groschen u. s. w. gelobt, sobald man wieder klingeln ließe. Wie indeß diese ädlen Gelübde dem Klingebeutel die verjährten Rechte wieder herzustellen nicht vermochten: so fieng der größte Theil der Gemeinde an, demselben die ordent-

lichen ohnehin so sparsamen Gaben zu entziehen; daher man nunmehr um der Armen willen genöthigt war, zum Hohn des Menschenverstandes in unserm philosophischen Jahrhundert nach wie vor bimmeln zu lassen: wodurch denn die Gegenpartey zugleich das elende Vergnügen genoß, das ganze Sammlungs-Institut zertrümmern zu sehen; indem sich die verbundene Gesellschaft nicht entschließen konnte, mit der Schelle vor einer ehrbaren Gemeinde herum zu klimpern, deren Sittlichkeit, Aufklärung und Wohlthätigkeit zu befördern ihre einzige, wiewohl in Ansehung der meisten noch viel zu früh gefaßte Absicht gewesen war.

(D. Ztg. 1786. S. 117.)

4. Aus dem Mangel an Liebe zur Wahrheit und aus der Ungewohntheit, richtig zu denken, entspringt nun in solchen Seelen, wo der natürliche Trieb zur Vervollkommnung stärker ist, als die Hindernisse, die ihn zurückhalten, die Schwärmerey in ihren so mannigfaltigen Arten und Gestalten, die den Menschen zum Heiligen und zum Ungeheuer, zum Propheten und Wahnsinnigen, zum Dichter und Geisterseher, zum Märtyrer der Tugend und des Lasters, zum Wohlthäter und Feind der Menschheit macht; je nachdem die hellen aber undeutlichen Vorstellungen, welche den Vervollkommnungs-Trieb leiten, geartet sind.

Diese

Diese so gefährliche Gemüthseigenschaft ist durch eine sehr zarte Grenzlinie von dem erhabensten Zustande des sterblichen Menschen, vom Enthusiasmus oder der Begeisterung getrennt. In beyden ist die Vorstellungskraft von ihrem Gegenstande so sehr eingenommen, daß die Seele alles Uebrige, was zu gleicher Zeit auf sie wirket, nicht gewahr wird, oder nicht achtet. Der Mensch vergißt sich dann gleichsam; indem das, was um ihn ist, ihn nicht an sich selbst erinnert, und er lebt und webt ganz in dem Bilde, das seine Seele erfüllet. In einem solchen Zustande fühlt er sich ädler und stärker, als er gewöhnlich ist, und sieht den Gegenstand, der ihn begeistert, deutlicher und heller: weil alle Kräfte der Seele auf den einzigen Punkt gerichtet sind. Die Begierde nach dem Besitze des Gegenstandes ist heftiger: weil alle andere Neigungen ruhen. Selbst die körperlichen Kräfte scheinen stärker zu seyn, als bey einem ruhigen Gemüthszustande: weil sie der Mensch in der Vergessenheit seiner selbst ganz auf den Gegenstand anwendet; woran ihn sonst die Sorge für sein Leben hindert, welche während der Anstrengung immer einen Theil der

Kräfte

Kräfte für sich im Vorrath zu behalten scheint. In diesem Zustande lodert nun jener göttliche Funken in der menschlichen Seele, — der Trieb groß und ädel zu seyn — gleichsam zur lichten Flamme auf, und erleuchtet den ganzen Menschen. Dichter, Mahler, Bildhauer und Tonkünstler liefern dann Meisterstücke, ein Leopold wagt sich in die brausenden Fluthen, der Mitleidige giebt ungezählt, der Wahrheitliebende geht frohlockend zum Auto da Fe, der freye Mann wählt Ketten und Banden für kriechende Schmeicheley. Alles Große und Erhabene, was die Sterblichen je gethan, haben sie im Enthusiasmus gethan, und derjenige ist zu bedauern, der in seinem Leben keine solche Erhöhung der Menschheit an sich erfahren hat. Aber ein solcher Zustand ist Spannung der Kräfte; er darf nicht lange dauern — der Enthusiasmus darf den Menschen nur in solchen Zeitpunkten ergreifen, wo er große Entwürfe oder Thaten schnell und mit Aufopferungen zu Stande bringen soll. Tritt Begeisterung an die Stelle der Vernunft beym Ueberlegen, mischt sie sich in die Alltagsgeschäfte des Lebens, und wird sie die gewöhnliche Stimmung der

Seele:

Seele: so wird sie Schwärmerey, und macht Thoren und Wahnsinnige, jeden nach dem Maaße seiner Unwissenheit und der Mischung seines Blutes. Der Begeisterte will dann mit seinem erhöhten Kraftgefühl die Welt umkehren, der Natur gebieten, Geister sehen, den Unbegreiflichen durchschauen. Er glaubt an Gasner, Mesmer, Cagliostro und Consorten, oder ficht wie Donquixotte gegen Windmühlen und rennt mit eingelegter Lanze unter die Schaafe, die ihm ohnedies Platz gemacht hätten, leidet Hunger ohne Noth, verläßt Weib und Kinder, um zu wahlfahrten, verbrennt sogenannte Ketzer, wenn ers kann, schmäht und verfolgt die Freunde der Aufklärung und gesunden Vernunft, mordet auch wohl sich und die Seinigen um des Himmelreichs willen.

Auffallende Beyspiele davon finden sich schon im 1. Th. S. 361: 324. 529. 2. Th. S. 6: 10. 11. 54: 56. 66: 69. verglichen mit 1. Th. S. 585: 595. Für das jugendliche Alter, wo die Phantasie in voller Wirksamkeit ist, mögen noch folgende dienen.

Der

Der Sohn des Pfarrers in Ganderschweil *), ein sonst beliebter und fleißiger Student, entfernte sich plötzlich von Zürch, ließ sein Geld, Uhr, Kleider zurück — und einen Brief: man solle sich keine Mühe geben, ihn zu suchen. Da der Jüngling einen guten Charakter hatte, so wußte man nicht, was man von seiner Entfernung denken sollte. Er kam aber bald von selbst wieder und gestand seine Thorheit. Er hatte den Rousseau fleißig studirt, und kam auf den Einfall, einen Roman à la Emile zu spielen. Er wollte in den Gegenden des Païs de Vaud, wo Rousseau lebte, in Bauerndienste gehen, Vieh hüten, im unschuldigen Natur-Stand seine Zeit hinbringen, und schmeichelte sich dann, ein Engel würde seiner im Vorbeyreisen achten, wenn er ihn beym Lesen oder Flötenspielen anträfe, ihn zu sich nehmen u. s. f. — Aber der Roman endete sich tragisch. In Summiswald, wo er in einem Bauernhaus übernachtete, wurde eben zwey Dieben aufgelauert. Der junge Schwärmer schien einem, der Beschreibung nach, ähnlich, und weil er keinen Paß hatte, wurde er geholet und vor den Landvoigt selbiger Gegend gebracht. Der erkannte zwar seine Unschuld, rieth ihm aber eilig das Berner Gebiet zu verlassen, und versah ihn mit einem Paß — und nun studirt der von seinen Grillen durch seinen Unstern geheilte Jüngling wieder recht fleißig in Zürch, warnt andere junge Leute vor überspannter Phantasie, und ermahnt sie beym Lesen alles zu prüfen, und nur das Gute zu behalten. (D. Ztg. 1786. S. 131.)

In

*) Eine reformirte Gemeine im untern Neckerthal, im untern Amt der zum Stift zu St. Gallen gehörigen Grafschaft Toggenburg in der Schweitz.

In Leipzig wurden 1786. einige junge Leute von 12 bis 16 Jahren, wie sie nachher aussagten, durch das berühmte Trauerspiel die Räuber, daß ihre Sprudelköpfe berauschte, dazu verleitet, sich in eine Bande zu vereinigen, einiges Reisegeld zu stehlen und über Hamburg nach England zu gehen, um dort das Räuberhandwerk mit der den englischen Lips Tullianen eignen Großmuth zu treiben, und die ädlen Rollen eines Carl Moor, Schufterle und Consorten wirklich zu spielen. Sie hatten es, wie bey der alten Ritterschaft, zum Gesetz gemacht, keinen in ihren Orden aufzunehmen, der nicht vorher thätige Proben seiner Fähigkeit abgelegt hätte. Auch hatten sie Terzerole und Dietriche sich zu verschaffen gewußt. Aus einer kleinen Unbedachtsamkeit hatten sie aber nicht bedacht, daß Reisende, die von Leipzig zu Fuß nach Hamburg, und noch dazu in solchen Geschäften, wie sie, gehen wollen, des Weges kundig seyn müssen. Ein Theil der Gesellschaft kehrte also, da sie bald nicht mehr Bescheid wußten, wieder um, eine Landkarte zu holen. Diese wurden, da man die Buben unterdessen vermißt hatte, angehalten, und nebst den übrigen, deren man habhaft wurde, mit zweymahl zwölf Stockschlägen gezüchtigt.

(D. Ztg. 1786. S. 413. und 1787. S. 6.)

In Brünn erschoß sich ein junges Mädchen von 19 Jahren. Sie hatte die Pistole so stark geladen, daß der Lauf zersprang, und zum Fenster hinaus flog. Auf dem Tische fand man ein Billet, des Inhalts: „sie stürbe aus Liebe gegen ihren Verehrer:" aber vernünftige Leute behaupten, sie habe es eigentlich aus Narrheit gethan. Denn aus Liebe könne wohl Jemand

sein

sein Leben wagen, den geliebten Gegenstand zu retten: aber sich selbst tod zu schießen, könne nur einer wahnwitzigen Person einfallen.

D. Ztg. 1789. S. 358.)

Gewissensfrage eines studirenden Jünglings an den Herausgeber der D. Ztg.

„Mich hat schon lange der Gedanke beunruhigt: daß Studirende, so lange sie auf Schulen und Universitäten sind, auch noch als Candidaten, zu wenig für das gemeine Beste thun; weniger als Handwerker und Künstler, deren Lehrlings-Arbeiten schon meistens benutzt werden. Der gewöhnliche und fast einzige Weg, nützlich zu seyn, ist für jene der Unterricht der Kinder. Weil ich aber zu diesem nicht aus Mangel des Unterhalts genöthigt bin: so glaube ich, meine Zeit mehr auf das eigentliche Studiren verwenden zu müssen, dazu mir meine jetzigen Einkünfte gereicht werden, und informire daher nur einige Stunden umsonst; so daß ich mich auf solche Art um die Menschheit nicht sonderlich verdient machen kann. Reich bin ich auch nicht, und es fehlt mir an hinlänglicher Menschenkenntniß, das Wenige, was ich den Dürftigen geben kann, auf die rechte Art zu geben. Schon oft setzte ich mir vor, die Wohnungen des Elendes, dessen ziemlich viel in dieser glänzenden Stadt ist, aufzusuchen, und zu helfen, oder doch zu trösten, so viel ich könnte: allein durch eine gewisse falsche Schaam, nebst der Furcht, von listigen Betrügern hintergangen zu werden, bin ich noch immer von der Ausführung dieses Vorsatzes zurück gehalten worden. Man sagt nun zwar: der Studirende müsse sich zu seinem künftigen Geschäften vorbereiten,

reiten, und damit beruhigt sich vielleicht mancher, dem sein Gewissen, wie das meinige, vorwirft, ein unnützes Glied der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn. Allein, nach meiner Ueberzeugung, sollte jeder Mensch anfangen, für das Ganze zu wirken, so bald er seine Verbindlichkeit dazu erkennt und Kräfte dazu in sich fühlt. Stirbt nun der Studirende, ehe er Gelegenheit hat, seine gesammelten Kenntnisse zum Besten anderer anzuwenden: so verliert der Staat die Vortheile, die er mit Recht von ihm erwartet. Der Gedanke: du wirst, wenn deine Lebenszeit bald vorüber eilen sollte, dich auf dem Sterbebette keines Menschen erinnern können, den du glücklich gemacht hast, schlägt mich daher oft so sehr nieder, daß ich mein Daseyn verwünschen möchte.„ ꝛc.

Antwort.

Aedler Jüngling! die Quelle, aus welcher die Unruhe Ihres Gemüths fließt, ist rein und fruchtbar; nur zu voll, und könnte die schönen Pflanzen, die aus ihrem Rande entsprießen, leicht überschwemmen. Es sollte mich daher sehr freuen, wenn ich durch folgende Gründe etwas zu ihrer Beruhigung beytragen könnte.

Dem Triebe, Gutes außer uns zu wirken, und dem seligen Gefühl seiner Befriedigung, sind keine bestimmte einzelne Gegenstände in der Welt angewiesen: sondern das ganze Menschengeschlecht hat überhaupt eine festgesetzte Summe zur Vollkommheit des Ganzen beyzusteuern, deren Berechnung der Allwissende sich vorbehalten hat. Dieser stellt auch jeden Einzelnen durch den Gang der Dinge an denjenigen Platz, wo er seinen Beytrag zu jener Summe abgeben soll: einen auf den Thron, den andern in Ketten und Banden; jenen in die

Studierstube, ans Pult, auf die Kanzel, auf den Richterstuhl, diesen in die Werkstatt, oder an den Pflug; den Mann in Weltgeschäfte, das Weib in den engern und freudenreichern Kreis der häuslichen und mütterlichen Pflichten; die Jugend in die Schule, den Mann ins thätige Leben, den Greis in solche Lagen, wo Erfahrung nöthig ist. Das Maaß und die Art dieses schuldigen Beytrags richtet sich daher nicht allein nach der Kraft, Fähigkeit und dem Eifer des einzelnen Menschen: sondern auch zugleich nach der äußerlichen Lage der Umstände, worin sich jeder befindet. Keiner kann und soll mehr leisten, als diese mit sich bringt, und keiner darf etwas Anderes thun, als sie jedesmahl von ihm fordert. Thäte jeder nur dieses mit Ernst und Fleiß: so wäre das Erdenleben schon ein Himmel; dagegen allgemeine Verwirrung und Unthätigkeit daraus erfolgen würde, wenn jeder das Geschäft des Andern, oder alle Alles thun wollten. Ich bin daher der Meinung, daß Sie jetzt genug fürs Beste der Menschheit und des Staats arbeiten, wenn Sie die Pflichten ihres gegenwärtigen Standes redlich erfüllen, und dabey die Gelegenheiten, Andern Gutes zu thun oder Freude zu machen, die Ihnen das gesellige Leben darbietet, nach Vermögen benutzen. Vielleicht wird schon diese Betrachtung Ihre Zweifel heben. Aber noch gewisser rechne ich auf ihre Beruhigung, wenn Sie bedenken wollen, daß 1) der Werth des Menschen nicht auf der Zahl, oder dem Maaß und Gewicht derjenigen Handlungen beruhet, die er für Andere thut: sondern auf dem Grade von Verädlung des Gemüths, den er durch Ausübung guter Thaten überhaupt, und durch Erwerbung richtiger Einsichten von Jugend auf, bis zu dem Zeitpunkte seines Lebens, wo wir ihn schätzen,

zen, erreicht hat; und daß 2) von diesem Werthe die wahre Nutzbarkeit eines jeden Menschen für Andere abhängt. Jede seiner guten Eigenschaften wirkt ihr Gutes außer ihm und befördert das gemeine Beste; wenn er auch die einzelnen Posten, die er dazu beyträgt, nicht der Reihe nach aufzählen kann. Sie nützen daher zu jeder Zeit so viel, als Sie werth sind: jede neue Kenntniß und Geschicklichkeit, die Sie erlangen, jeder gute Gedanke, jede wohlwollende Neigung, die Ihr Herz beweget, jedes vernünftige und liebreiche Wort, das Sie reden, ja selbst der freundliche Blick, aus dem die Ruhe Ihres Gemüths hervorleuchtet, giebt Ihnen außer Ihrer eignen Freude dabey, auch ein Verdienst um die Menschheit und um den Staat. Schon die Munterkeit, mit der Sie der arbeitsame Bürger vor seiner Werkstatt vorbey in die Hörsäle Ihrer Lehrer eilen siehet, ist eine Wohlthat für ihn; indem er daraus schließt, daß treue Erfüllung des Berufs in allen Ständen eine angenehme Pflicht ist. Wer sich also eifrig bestrebt, immer weiser und besser zu werden, und alles, was ihm der Lauf seines Lebens zu thun vorlegt, aufs beste zu machen, braucht nicht besonders darauf zu sinnen, durch was und wie er sich um die Menschheit und den Staat verdient machen wolle. Das besondere Anstellen zur unberufnen Wirksamkeit für Andere ist so gar mit der Gefahr verknüpft, daß sich dabey leicht ein wenig Eitelkeit oder Herrschsucht in unsre Menschenliebe mischen kann. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich einer kalten, herzlosen Gleichgültigkeit gegen die zahlreichen Leiden der Menschheit das Wort reden will: sondern sehen Sie um sich, so werden sie finden, daß auch die besten Menschen nicht die Hälfte von dem Guten, das sie

im alltäglichen Leben und in ihrem Beruf thun sollten und könnten, wirklich thun, und daß auch der wärmste Eifer fürs Gute, bey dieser Einschränkung in diejenigen Grenzen, welche ihm die göttliche Vorsehung und die Ordnung der Dinge vorschreiben, Raum genug behält, sich zu beschäftigen. d. H.

(D. Ztg. 1789. S. 89 - 91.)

Zwey und zwanzigste Vorlesung.

Sorge für das Begehrungsvermögen.

Ich sehe ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüth.

Paulus.

Es ist eine sehr gewöhnliche Klage der Menschen über Andere, und offenherziger Personen über sich selbst: daß vom Einsehen der Pflicht noch ein weiter Weg bis zum Ausüben der That zurück zu legen sey; daß oft die besten Einsichten die ihnen entsprechenden tugendhaften Gesinnungen und Handlungen nicht hervorzubringen vermögen; daß, wie auch St. Paulus von sich selbst klagte, beym Wollen des Guten oft das Vollbringen fehle: indem das Gesetz des Fleisches, d. i. die Sinnlichkeit, mächtiger sey, als der Geist.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind: daß der Mensch kein Engel, oder reiner Geist, sondern ein Halbthier ist, dessen geistiger Theil durch die Bedürfnisse und Reitze des sinnlichen zur Thätigkeit angetrieben werden

muß, und daß er sich nicht von Jugend auf gewöhnet, alle seine Begierden, Neigungen und Entschlüsse auf ein gemeinschaftliches festes Ziel zu beziehen, und einem Hauptbestreben unterzuordnen: sondern sein Gemüth den Bewegungen, die der Gang der Dinge, vermittelst der ihm vorgehaltenen Gegenstände, mit sich bringt, hingiebt; und den Werth der einzelnen entstandenen Neigungen nicht nach dem Verhältniß zu seiner Natur und Bestimmung — sondern nach fremden Maaßstäben abzumessen pflegt. Der redlichste Vorsatz, seine Pflicht thun zu wollen, behält auf diese Weise immer einigen Spielraum. Man schränkt sich auf Amts- und Standespflichten, oder auf die äußerlichen, bürgerlichen und religiösen Schuldigkeiten ein, und ist damit zufrieden, wenn man diese nothdürftig erfüllt, und sich keine offenbar gesetzwidrigen Handlungen erlaubt. Bey einer solchen Alltags-Tugend besteht auch die Gesundheit, der Hausfriede und das Wohl der Familien und des Staates eine Zeitlang: aber, da der Erweiterungstrieb des Menschen nie ruhet, so muß er, aus Mangel an Befriedigung, endlich auf Gegenstände fallen, welche Collisionen

nen *) veranlassen; und dann stürzt das übelzusammenhängende moralische Gebäude leicht über den Haufen, und Leidenschaften bemächtigen sich des wüsten Platzes, und erbauen auf demselben dem Laster Tempel und Altäre.

Zu Edingen, einem schönen Dorfe zwischen Manheim und Heidelberg, lebten zwey junge Eheleute mehrere Jahre in dem gesegnetsten Wohlstand und in der besten Eintracht: nichts schien ihr wonnevolles Leben zu trüben. Sie erzeugten einige Kinder, legten sich mit außerordentlichem Fleiße auf den Ackerbau und die Viehzucht, und brachten ihr Vermögen in einen blühenden Zustand. Beyde Eheleute hatten wahre Liebe gegen einander, glänzten mit körperlichen Vorzügen, und begegneten sich immer mit der vorzüglichsten Achtung. Aber auf einmahl fieng die Frau an, gegen ihren Gatten kälter zu werden. Ihm war dieses Benehmen räthselhaft, und er verdoppelte seine Liebe: nur dessen Mutter, welche in dem nähmlichen Hause wohnte, konnte das Betragen ihrer Schwiegertochter nicht mit gleichgiltigem Gemüthe ansehen. Sie machte derselben öfters die bittersten Vorwürfe, und gab ihr zu verstehen, daß sie einen heimlichen Umgang mit einem andern pflege, worin sie sich nicht betrog. Denn die Ungetreue schenkte ihre Liebe einem Soldaten, der sich immer mit Urlaub in Edingen aufhielt. Beißender Kummer nagte indessen am Herzen der Mutter und ihres Sohnes, den zwar der letztere mit möglichster Be-

 hut-

*) Collision heißt in der Sittenlehre der Fall, wo zwey Pflichten eintreten, und nur eine erfüllt werden kann.

hutsamkeit unterdrückte, die erstere aber konnte sich weniger zurückhalten. Täglich wurde die Ungetreue von ihr mit Vorwürfen gezüchtiget: die aber alle fruchtlos waren. Endlich fiel die Mutter plötzlich in fürchterliche Zuckungen, und gab nach den erschrecklichsten Schmerzen und Kämpfen ihren Geist auf. — Der Sohn, dem es ahndete, daß seine Mutter Gift bekommen habe, suchte diese Vermuthung bey sich zu unterdrücken, und noch immer durch sanftes Zureden und liebreiche Behandlung die Liebe seiner Gattin wieder zu gewinnen; aber vergebens — die Wollust ist eine Furie, die nicht zu bändigen ist. Sie verbarg ihren verbotenen Umgang immer weniger, und fieng an, in der Gemeinde Aergernisse zu geben. Der gebeugte Gatte fuhr indessen fort, mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte für die Ungetreue und seine Kinder das Brod zu gewinnen: bis eines Tages das lasterhafte Weib das Maaß ihrer Bosheit erfüllte, und auch ihm Gift beybrachte. Kaum hatte er die vergiftete Suppe genossen, und kaum verspürte er die erste Wirkungen des Giftes, so rief er: "o Weib, wie habe ich das an dir verdient, daß du mir auf eine so schändliche Art mein Leben raubest? Ist es dir nicht genug, meine Mutter hingerichtet zu haben? Muß auch mich das Loos treffen, das deine Schandthaten über mich warfen? Doch, Gott verzeih dir's! Ich werde in der Ewigkeit für dich beten, daß du in dich zurückkehrest, und einstens einen gnädigen Richter findest." So sprach er, und gab unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist auf Die Mörderin nahm auf der Stelle die Flucht, wurde aber bald eingehohlt, und in Fesseln geworfen. Im Leichnam des Mannes fand man die deutlichsten Spuren der Vergiftung.

(D. Ztg. 1791. S. 177.)

Ueber

Ueber das Gräflich von Pücklerische Brauhaus zu Burgfarrnbach in Franken war von der kaiserlichen Commission ein Administrator gesetzt worden. Dieser erwarb sich dabey viele Verdienste dadurch, daß er die vortreflichen Anordnungen des Subdelegaten getreulich und eifrig besorgte: wodurch der reine Ertrag von 15000 auf 40000 fl erhöhet wurde. Wegen seiner Brauchbarkeit erhielt der Mann eine sehr gute Besoldung und hätte bey ordentlicher Haushaltung ein reicher Mann werden können. Allein zu seinem größten Unglück wollte er hiezu ein anderes Mittel gebrauchen, als ihm die Vorsehung so sicher an die Hand gegeben hatte: er setzte in das Lotto. Wie nun der Mensch immer geneigt ist, seine eignen Phantasien und Schwachheiten zur Sache Gottes zu machen: so hoffte auch dieser Administrator, daß Gott ihm seinen Wunsch vor andern erreichen lassen würde; weil er in seinem Herzen gelobte, den erlangten Reichthum recht gut anzuwenden. Aber beynahe hatte er alles das Seinige verspielt, und war dadurch in eine kummervolle Lage versetzt worden: als er auf einmahl alles verlorne wieder gewann. Anstatt nun dem so gefährlichen Spiele zu entsagen, setzte er vielmehr jetzt noch größere Summen hinein, glaubte, da ihm das Glück so günstig schien, bald seine Wünsche erfüllt zu sehen, und baute schon die menschenfreundlichsten Schlösser in die Luft, als ein Mann von wirklich guten Herzen und Gesinnungen. Aber bald hatte er wieder alles verlohren, und da er jetzt den Verlust noch weniger ertragen konnte: so nahm er seine Zuflucht zum Gebet — als ob man durch dieses Gott auch die Befriedigung unsrer Thorheiten abnöthigen könne. Im Vertrauen auf diese eingebildete Allmacht menschlicher Worte, setzte er nun auch von

den ihm anvertrauten Geldern ins Lotto, und nahm von Andern Geld dazu auf, ohne zu wissen, wie ers bezahlen könne. Diese schlimmen Schritte würde ihm sein ädles Herz nicht zu thun erlaubt haben, wenn ihm nicht der Mißbrauch, den er vom Gebet und vom Vertrauen auf Gott machte, die Hoffnung eingeflößt hätte, daß er alles würde wieder erstatten können. Die Vorsehung lenkte es aber so, daß seine ungerechten Thaten von der Commission bald entdeckt und ihm die Casse abgenommen wurde: und da bat er bey seinem Verhör um Gottes willen, man möchte ihm nur noch einmahl erlauben, ins Lotto zu setzen: weil er gewiß wüßte, Gott werde ihn nun gewinnen lassen. So groß ist die Gewalt der Hoffnung über das menschliche Herz, und so irre führt der blinde Glaube auch den redlich Gesinnten, der ihm da folgt, wo ihn die Vernunft leiten sollte. Hier könnte ich nun schließen: indem der natürliche Ausgang der Sache der seyn mußte, daß der Mann sein Amt verlor, und daß man ihn seinem selbst verschuldeten Schicksale überließ. Allein im gegenwärtigen Falle gieng es anders. Der abgesetzte Administrator hatte Verdienste, hatte Familie und hatte einen Richter, desgleichen freylich nicht auf allen Richterstühlen sitzen. Dieser ließ den Bestraften eine Zeitlang die Folgen seiner Thorheit fühlen: dann verschaffte er ihm eine andre Stelle, wo er durch seine Thätigkeit Nutzen stiftet, und wo er aus Dankbarkeit gegen den Aedlen, der ihm von seinem Fall wieder aufgeholfen, verdoppelte Ergebenheit und Treue beweiset.

(D. Ztg. 1787. S. 177.)

Die Erfahrung lehret auch, daß Menschen oft die schwersten Verbrechen in einer Art von Sinn-

Sinnlosigkeit begehen, wo sie nicht wissen, was sie thun, und von einem blinden Instinct getrieben zu werden scheinen, den man in Zeiten des Aberglaubens für die Wirkung des Einflusses unsichtbarer böser Geister erklärte; der aber nichts anders seyn konnte, als der durch dunkle Vorstellungen irre geführte Trieb der Thätigkeit. Das im 1 Th. S. 381. angeführte Beyspiel des Vatermörders Joh. Albers bestätiget dieses zur Genüge.

Traurig ist es, daß man in unsern Tagen, wo die Pflichtenlehre mehr als jemahls bearbeitet und unter allen möglichen Gestalten ausgebreitet wird, die Bemerkung gemacht haben will, daß die Ausübung der Tugend immer seltner werde, und daß man unter den unwissenden und rohern Nationen und Volksclassen, im Ganzen genommen, mehr Sittlichkeit antreffe, als bey den gebildetern Völkern und Ständen. Und noch trauriger für den Menschenfreund ist die Bemerkung, welche Welt- und Menschenkenner gemacht haben wollen, daß unter denjenigen Gelehrten, welche sich anmaßen, geflissentlich an der Verbesserung der Menschheit zu arbeiten, und die von Moralität und Tugend

am besten reden und schreiben, dieser Mangel an Uebereinstimmung der Thaten mit den Worten am auffallendsten sey.

Ich will hier nicht untersuchen, in wie fern diese Bemerkung historisch gegründet ist, oder nicht? Auch nicht, ob diejenigen Moralisten und Pädagogen, die sie treffen könnte, vielleicht aus dem gleichen Grunde, wie die Großen der Erde, nachsichtlich beurtheilt werden müssen: weil es leichter ist, weniger Rücksichten in einfachen Verhältnissen gemäß zu handeln, als vielen in verwickelten Lagen des Lebens, wo die zur Selbstbeherrschung erforderliche Aufmerksamkeit durch die Menge der Gegenstände zerstreut und geschwächt wird? Auch will ich nicht ausmachen, ob etwa dieser manchem beliebten Schriftsteller der Nation insbesondere angehängte Tadel eine Geburt des Neides und der Verläumdung sey? Ich schließe nur aus diesen Umständen: daß die Lehre von den Pflichten, die wir in Ansehung unsers Begehrungsvermögens zu erfüllen haben, von großer Wichtigkeit, und daher bis auf die ersten Gründe zurückzuführen sey.

Ein jedes Wesen, das begehren kann, richtet natürlicher Weise alle seine einzelnen Neigungen zuletzt auf den Endzweck seines Daseyns. Die Natur hat dafür gesorgt, daß dieses von allen Thieren, vermittelst ihrer Naturtriebe, wirklich geschieht; sie streben immer nach **Wohlseyn**, ohne sich diesen Zweck beym Handeln deutlich zu denken. Und eben so strebt der Mensch, wenn er auch ohne Ueberlegung handelt, allezeit durch das, was er thut, seinen Zustand zu verbessern, und erfüllt in so fern auch durch Fehler und Verbrechen den **materiellen***) Theil jenes Grundgesetzes seiner Natur. Allein, er soll seinen **Vervollkommungstrieb** nicht maschinenmäßig, wie das Thier den **Instinct** des **Wohlseyns**, befriedigen: sondern er hat freye Selbstthätigkeit. Er soll und kann bey seinen Handlungen auch den **formellen** Theil des ersten Sittengesetzes befolgen; er kann und soll im Streben nach fortschreitender Verbesserung dasjenige wählen, was der **Verstand** für gut und die **Vernunft** für recht und nothwendig erkläret. Aber dieses Uebergewicht der

hö-

*) M. s. d. Vorles. 1. Th. S. 193. 194.

höhern Seelenkräfte über die Sinnlichkeit ist, wie alles Menschliche, dem Gesetz der Fortschreitung unterworfen: und darinne liegt der Grund davon, daß der Mensch so oft seiner bessern Erkenntniß und Einsicht entgegen handelt, welches sonst einer besondern Verderbniß seiner Natur beygemessen zu werden pflegt. Er soll und kann nur stufenweise sittlich und gut begehren lernen; indem er von der thierischen Habsucht des Kindes an, bis zur festen Selbstbeherrschung des Mannes in der Veränderung seiner Neigungen fortschreiten muß.

Die allgemeine Pflicht, die uns in Ansehung des Begehrungsvermögens obliegt, ist also ebenfalls keine andere, als daß wir es stufenweise verbessern müssen. —

Es ist daher die Frage: wie müßten die Neigungen eines Menschen beschaffen seyn, der in diesem Stücke die höchste Vollkommenheit erreicht hätte? Und diese zerfällt in zwey andere Fragen: was? und wie? muß er begehren? — deren Beantwortung deutlich in dem höchsten Gesetz der Menschheit enthalten ist.

Er muß nähmlich in jedem Augenblicke seines Daseyns nach dem Besten streben,

das

das er in seiner jedesmahligen Lage im Weltall, mit allen ihren Verhältnissen, thun kann, und muß so darnach streben, daß der vernünftige Wille und das verständige Verlangen mit der sinnlichen Begierde übereinstimmen; daß der Verstand die Erfüllung der Begierde nicht mißbilligt, und die Vernunft sie nicht verbietet. Die Gebote des Willens müssen vom Verlangen und von der Begierde als unverbrüchliche Gesetze befolgt, und dieser unumschränkte Gesetzgeber muß in jedem einzelnen Falle um seine Meinung befragt werden. Bey allem, was wir thun, muß unser Blick auf den allgemeinen Zweck unsers Daseyns, auf Vervollkommnung gerichtet seyn; wir dürfen Nichts thun, daß nicht einen Beytrag zur Summe des vorhandenen Guten abgäbe; noch ohne unsre Vernunft gefragt zu haben: ob sie die Handlung auch alsdann billigen könnte, wenn alle freye Wesen in gleichem Falle eben so handelten?

Mit diesem hohen Ziele im Auge und an der Hand dieses Führers, sollen wir nicht allein unser tägliches Tagwerk, und die außerordentlichen Thaten, wozu uns die Vorsehung

beruft,

beruft, verrichten: sondern auch die Vergnügungen der Sinne sowohl, als die Ergötzlichkeiten des Geistes genießen. Es ist Pflicht, das Beste zu essen und zu trinken, was man mit Recht hat, nach vollbrachter Arbeit auszuruhen, und die Freuden der Liebe und Freundschaft zu schmecken: denn die Rücksicht auf unsere erhabene Bestimmung verädelt auch die sinnlichen Genüsse. Wenn ich mir am frohen Freundschaftsmahle bewußt bin, daß ich Speise und Trank deshalb zu mir nehme, um mein Leben, als Mitschöpfer Gottes auf der Erde, zur Bewirkung guter Thaten zu erhalten; wenn ich aus dem Becher der Freude in der Gesellschaft der Musen und Grazien mit dem Gedanken trinke, meinen Muth zur Tugend durch ihren Nectar zu stärken: so handle ich eben so rechtmäßig, als wenn ich die mühsamste Arbeit verrichte.

Ist hingegen jede **Begierde**, jedes **Verlangen** und jedes **Wollen** nicht zuletzt auf unsre hohe Bestimmung gerichtet, fehlt diese Einheit der Absicht bey unsern Handlungen: so bleibt unsre Tugend abgerissenes Stückwerk, und unser moralisches Leben gleicht einem übel grup-

pirten

pirten Gemählde von verschiedenem Lichte beleuchtet.

Die Geschichte der Menschheit lehrt auch, daß alle große männliche Thaten, welche je aus politischem oder religiösem Enthusiasmus verrichtet wurden, ihren Ursprung ebenfalls einer solchen lichten Hauptidee, die den unerkannten Vervollkommnungstrieb leitete, zu verdanken hatten. Der Spartaner starb mit Freuden fürs Vaterland, indem der Gedanke, ihm zu nützen, diesem Triebe bey ihm die höchste Befriedigung gewährte. Der Priester der Cybele entmannte sich aus heiliger Wuth, in dem Gefühl der Erhöhung seines Wesens, das der Aberglaube mit dieser unnatürlichen That verbunden hatte. Die christlichen Märtyrer lächelten auf dem Scheiterhaufen ihren Peinigern Vergebung zu: weil sie sich in diesem Augenblicke mit der Gottheit selbst zu vereinigen glaubten, und dadurch den Vervollkommnungstrieb im höchsten Maaß befriedigt fühlten. Die Nordamerikanischen Wilden spotten der Martern ihrer Feinde, weil sie es für das höchste Gut halten, über die Macht des Feindes erhaben zu seyn.

In allen solchen Fällen dringt sich die herrschende Idee oder Leidenschaft auch zum Maaßstab der Sittlichkeit auf. Die Vaterlandsliebe, der Religionseifer, das Gefühl von Unabhängigkeit erklären alles dasjenige für recht, was ihnen gemäß ist. Und auf eben diese Weise muß der aufgeklärte Tugendhafte die richtig erkannte Bestimmung des Menschen — die Vervollkommnung selbst, zur lichten Hauptidee machen, die seinen Erweiterungstrieb bindet: aber mit dem Unterschiede, daß er dem unbestimmten Streben nach Verbesserung nicht blindlings folgt, sondern die Rechtmäßigkeit jeder Befriedigung dieses Triebes nach dem Gesetz des Willens entscheidet. Die Liebe zum Guten ist bey ihm zwar herrschende, feurige und immer wachsende, aber nicht blinde, sondern vom Licht der Wahrheit erhellte Leidenschaft. Er lebt und stirbt für die Vervollkommnung so, wie es ihm die Vernunft gebietet.

Unser Begehrungsvermögen diesem Ideal stufenweise zu nähern, ist die Pflicht, die wir ihm schuldig sind, wozu die Beobachtung folgender einzelnen Verhaltungsregeln das Mittel seyn möchte.

„Brich

„Brich ohne ängstliches Bedenken die Blumen, die am Wege des Lebens hervorsprossen, und fliehe nicht den Anblick der Wunden, die seine Dornen verursachen. Genieße in schuldloser Unbefangenheit die Reitze der Natur und Kunst, und nimm gern Theil an den Freuden und Leiden deiner Mitgeschöpfe. Freue dich mit den Fröhlichen und weine mit den Weinenden, um dein Herz immer reizbarer, dein Empfindungsvermögen feiner, dein Gefühl lebhafter zu machen.“

„Frage dich bey den Bewegungen deines Gemüths oft selbst: warum es sich von diesem Gegenstande ab, zu jenem zuneiget? Was dir an diesem und jenem gut und wünschenswerth, oder bös und widrig vorkommt?“

„Laß keine Neigung deinem Herzen entkeimen, fasse keinen Entschluß, und vollziehe keine That, du habest denn zuvor den **Verstand** befragt: was für Gutes daraus für dich und für die Welt erwachsen könne? und die **Vernunft**: ob die Handlung auch recht und pflichtmäßig sey? Erhebe jede **Begierde** zum verständigen **Verlangen** und zum vernünftigen **Willen**, ehe du sie befriedigest.“

„Um deinem Gemüthe diese Art zu begehren eigen zu machen, fasse das große Ziel deines Daseyns fest ins Auge. Ich bin ein Mitarbeiter des Unendlichen an der fortschreitenden Verbesserung des Weltalls:— dies sey der Gedanke, womit du täglich den ersten Strahl der Morgensonne begrüßest. Im Laufe des Tages bleibe dieser Gedanke die wirksame Triebfeder bey allem, was du unternimmst; und an jedem Abend lege die Handlungen des zurück gelegten Tages auf die prüfende Wage der Vernunft, in die andere Schale die Pflicht aller Pflichten, und siehe zu, ob dein moralischer Gehalt zu: oder abgenommen; ob die Summe des vorhandenen Guten von dir erhöhet oder vermindert worden? Dann erste sinke dem Schlafe, mit dem Vorsatze, morgen alles besser zu machen, in die Arme. Schriftliche Tagebücher mögen für denjenigen Jüngling oder Mann, der vom unrechten Wege, wo er sich verirret hatte, zurück kehren will, als Erinnerungsmittel, um die bessere Spur nicht wieder aus den Augen zu verlieren, von großem Nutzen seyn: aber wo dieses nicht der Fall ist, mögen sie leicht zur Selbst-

Selbsttäuschung, und zu einer Art moralischer Pedanterey Anlaß geben, und die Eitelkeit nähren; zumahl wenn der Nebengedanke hinzu kommt, daß die geheime Geschichte unsers Herzens vom Publikum, oder wenigstens von unsern Freunden gelesen werden könne."

„Begnüge dich bey dieser täglichen Selbstprüfung nie mit dem allgemeinen Vorsatze, nun gut und immer besser zu werden: sondern bestimme ganz genau und einzeln, welche Fehler du morgen vermeiden, welches Gute du verrichten, bey welcher Gelegenheit, zu welcher Stunde du einen Sieg über deine Schwachheit oder Leidenschaft erkämpfen willst. Das allgemeine unbestimmte Streben, alles aufs Beste zu machen, verweise an die außerordentlichen unvorgesehenen Veranlassungen zum Handeln, die dir aufstoßen."

„Hüte dich, einen einmahl gefaßten guten Vorsatz, auch in Dingen von geringer Wichtigkeit wieder aufzugeben, ohne die Ueberzeugung, daß es besser sey, davon abzugehen. Bestehe aber nicht auf bloßen Einfällen, Launen, Capricen, wo es dieser Ueberzeugung an vernünftigen Gründen mangelt."

„Schäme dich nicht, die Gelegenheit zum Fall zu meiden: wahre Tugend ist nicht vermessen, sondern demüthig.“

”Uebe dich, Hindernisse, die sich deinem Verlangen entgegen setzen, zu überwinden, wann es die Vernunft gut heißet, und Begierden zu unterdrücken, wann es die Pflicht gebietet. Es wird dir gelingen, wenn du dich deiner hohen Würde und Bestimmung dabey erinnerst, dir die guten Folgen der That vorstellest, dann denkest, du habest sie schon vollendet, und das Herz durch das Vorgefühl des Sieges deines ädlern mit der Gottheit verwandten Theils über den thierischen erhebest, und nun in glühender Liebe des unendlichen Wesens, das dich solcher Hoheit würdiget, zur Handlung schreitest.”

”Im Handeln habe Vertrauen auf dich selbst und deine Kräfte: das Beste, was du thun mußt, vermagst du allezeit so gewiß, als ein weiser Gott den Gang der Dinge leitet.”

”Mißlingt dir eine so vollzogne That, oder entspricht ihr Erfolg deiner Erwartung, die Aerndte der Aussaat, nicht in vollem Maaße: so sey versichert, daß der Boden noch nicht vorbereitet war zu dieser Art von Erzeugnissen: aber

deine

deine Aussaat bringt sicher so viel Früchte, als sie bringen kann und soll. Es lag im Plane des Weltregierers, daß du dir deinen Einsichten gemäße, gute Zwecke vorsetztest, die nicht ganz erreicht werden konnten, um andere zu bewirken, die außer deinem Gesichtskreis lagen: aber den verdienten Lohn deiner That hast du schon durch sie selbst empfangen — du bist ein Mensch geworden, der so zu handeln vermag."

"Stehe nie still auf dieser Laufbahn, glaube nie, du habest ihr Ziel erreichet: die Fortschreitung, der Vollkommenheit sich zu nähern, ist ewig; obschon am Grabe die Spur des Weges dem sterblichen Auge verschwindet."

Auf diesem Wege wird der Freund der Vervollkommnung sicher zu den Tugenden gelangen, die seine Art zu begehren von den wilden Trieben des rohen ungebildeten Menschen, eben so sehr, als von den kraftlosen Neigungen des verfeinerten Weichlings, auszeichnen müssen. Sie sind:

1. Aechte **Empfindsamkeit**, jene Reitzbarkeit des Herzens, da es die gelindeste Berührung fühlt und erwiedert, der feinsten Freuden

und Leiden fähig, und zur Theilnahme an Vergnügen und Schmerzen jedes empfindenden Wesens geneigt ist. Und diese ädle Eigenschaft, welche so oft in schädliche Empfindeley ausartet, wird der beständig gegenwärtige Gedanke an unsere hohe Bestimmung und Würde leicht in den Schranken der Weisheit zurück halten, und vor der Uebertreibung bewahren, durch die sie bis zum Laster herabsinken kann. Sie ist übrigens kein Vorzug der Geburt und des Standes: oft herrscht wahre Empfindung in niedern Hütten, deren Bewohner Noth und Sorgen willig theilen, und flieht aus Pallästen, wo aus der Theilnahme und Rührung der künstlichen Gesichter der im Herzen lauernde Neid hervorschielt.

Ein Landmann in der Gegend von Pforzheim gieng im Sommer 1787. vor einem Kirschbaume vorbey, und dachte eben an seine lieben Kinder, und an die Freude, die sie ihm bezeigen würden, wenn er nach Hause käme. Der Baum hieng oben im Wipfel voller reifer Kirschen: hatte aber wenig Aeste, und so schwache, daß er nur mit augenscheinlicher Gefahr bestiegen werden konnte. Der Mann dachte aber in diesem Augenblicke an nichts, als an die Freude seiner Kleinen über die mitgebrachten Früchte, und kletterte hurtig den langen Stamm hinauf. Um nun die besten Kirschen zu erreichen, mußte er auf zwey Aeste treten, welche

einzeln

einzeln zu schwach schienen, ihn zu halten. Er band sie daher mit einem Stricke, den er bey sich hatte, und stieg dann auf das Band, das er fest genug zu seyn glaubte. Allein der Knoten war nicht fest genug geschlungen; das Band trennte sich unter seinen Füssen und der Mann stürzte auf den Boden hinab. Glücklicher Weise fiel er in das um den Stamm herum befindliche Gebüsch: so daß er kein Glied zerbrach, und seinen Weg weiter fortsetzen konnte. Er that dieses mit einem herzlichen Dankgebet an den Urheber und Erhalter seines Lebens, sah' sich dabey noch einmahl nach dem Baume um, und wurde nun erst recht gewahr, in welche große Gefahr ihn die Liebe zu seinen Kindern gebracht hatte. „Lieber Gott! sagte er bey sich „selbst: diesen Baum bestieg ich bis in den höchsten „Gipfel, um meinen Kindern eine Freude zu ma„chen: aber um ein Paar Kirschen willen, habe „ich sie fast ihres Vaters beraubt, den sie noch so „nöthig brauchen!„ Diese traurige Vorstellung nahm sein Gemüth ganz ein. Er sah schon die armen Waisen verlassen in der Irre umher laufen, hörte ihr Wehklagen um ihren Vater und Versorger, und erblickte in der Ferne die unglücklichsten Schicksale, die seinen vaterlosen Kleinen drohten. Ein modischer Empfindler hätte dieser Beklemmung seines Herzens durch eine Elegie Luft gemacht: aber der ehrliche Bauer wurde so sehr davon überwältiget, daß er ohne Bewußtseyn zu Boden sank und liegen blieb; bis einer seiner Nachbarn des Weges kam, ihn aufrüttelte und glücklich zu den Seinigen heimführte. Diese wahre Geschichte beweist nun augenscheinlich, daß man bey der Erziehung, auch des Landmannes, die Empfindung ja nicht auf Unkosten des Verstandes ausbilden: sondern dahin arbeiten müsse, daß der Mensch

zwar von den Leiden und Freuden des Lebens so stark als möglich gerührt werde; aber daß er auf der andern Seite so deutliche und hinlängliche Kenntnisse von den Dingen und ihren möglichen und wahrscheinlichen Folgen habe, daß ihn die Empfindung nicht zu unnützen oder schädlichen Handlungen verleiten könne.

(D. Ztg. 1787. S. 77.)

Geld und Gut macht seinen Besitzer wohl glänzender, aber nicht ädler, und — ich sage, auch nicht glücklicher; wenn sein Herz nicht so gestellt ist, daß ihm auch bey der Dürftigkeit wohl seyn würde. Eine sehr reiche Dame in — — (der Ort thut nichts zur Sache) hatte einen Taglöhner, der lange Zeit treu und redlich in ihrem Hause gearbeitet hatte. Er bewohnte eine kleine Hütte zur Miethe, an die er so gewöhnt war, daß es ihm schwer ankam, sie zu verlassen, ehe ihn der Tod herausholte. Nun sollte sie verkauft werden: und Kauf geht vor Miethe. Ey, dachte der Mann, der Dame sollte es auch wohl übel gefallen, wenn sie aus ihrem Pallaste getrieben würde; ehe man sie hinaus trägt: vielleicht hat sie Mitleid mit dir. Und so trug er ihr sein Anliegen vor: wie er das Häuschen gern kaufen möchte, wenn sie ihm das Geld dazu leihen wolle. „Ich werde alle Tage „älter, sagte die Dame, und je älter man wird, „desto geitziger wird man." Der arme Taglöhner merkte bald, daß dieser Scherz ernstlich gemeint sey, und stand ganz bekümmert vor ihr. Nun war eben der Hausknecht in der Nähe, und hörte und sah den Vorfall mit an. „Ey! sagte er, so geben Sie ihm doch von meinem Lohne (er hatte ihn viele Jahre lang stehen lassen) so viel, als er braucht. Er kann mirs nach Gelegenheit wieder bezahlen." — Die Dame konnte nicht umhin, den

Hauss

Hausknecht wegen dieses menschenfreundlichen Entschlusses zu loben, und fühlte es wohl, daß Geld und Gut glänzender macht: aber nicht ädler, und auch nicht glücklicher. (D. Ztg. 1786. S. 114.)

2. Regelmäßigkeit der Neigungen, da die sinnlichen Begierden, der Hang zum Vergnügen und der Abscheu vor Schmerzen aller Art, den Rathschlägen des Verstandes und den Geboten der Vernunft willig gehorchen, glühender Eifer für das erkannte Gute sich leicht erwecken, und unweise Leidenschaften sich leicht unterdrücken lassen. Die Zügellosigkeit des ungebesserten Menschen setzt durch ihre schrecklichen Ausbrüche den hohen Werth dieser Gemüthseigenschaft oft in helleres Licht, als ihr eigner Glanz, den sie mit dem Schleyer der Bescheidenheit verhüllet.

Halle, den 25. Jan. 1786. Im Genuß der gesellschaftlichen Freuden Herr über sich, und den Vorschriften der Weisheit getreu zu bleiben, fällt gefühlvollen Herzen schwerer, als geduldiges Ausharren und Ergebung in den trübsten Stunden des Leidens; zumahl bey unserm (dem weiblichen) Geschlecht. Ich kann daher nicht umhin, Ihnen ein Beyspiel von jener Standhaftigkeit, die auch den unschuldigsten Reitzen widerstrebt, zu melden, das ich gestern von einer meiner würdigsten Freundinnen bemerkte. — Viele der angesehnsten Familien feyerten den Geburtstag unsers großen Königs durch ein fröhliches Mittagsmahl. Auf den

Ge-

Gesichtern aller Mitglieder der Gesellschaft las man die warme Dankbarkeit und die herzliche Freude über das Glück, von einem Monarchen beherrscht zu werden, dem Kränze des Friedens eben sowohl, als Palmen des Sieges, längst den Beynahmen des Einzigen erwarben. Der festliche Tag sollte mit einem Ball beschlossen werden. Verschiedene wollten ihrer häuslichen Einrichtungen wegen sich von der Gesellschaft trennen: aber wenigen gelang es. Denn gegenseitiges Zureden und Bitten hielt den fröhlichen Cirkel fest zusammen. Eine Familie hätte man vor andern gern da behalten: allein hier zeichnete sich die Hausmutter durch eine Standhaftigkeit in Versagung der reitzendsten Freuden so sehr aus, wie ich es nie sahe. Es wurde alles versucht, um sie mit ihrem lieben Gatten und ihrer Tochter, oder wenigstens die letztere, bey der Gesellschaft zu behalten. Vergebens entschuldigte sie sich mit der Beschaffenheit ihres Hauswesens, mit ihren kleinen Kindern, die sie, weil sie eine wahre Mutter ist, nicht länger ohne Aufsicht zu lassen wünschte, mit den Arbeiten ihres Mannes u. s. w. Man wollte nichts hören. Man sprach von Einschränkungen einer Tochter an solchen feyerlichen Tagen. So gar zu kleinen Sticheleyen und lauten Vorwürfen nahmen einige ihre Zuflucht. Und die würdige Mutter, deren Kampf doppelt groß war, da der von ihr zärtlichst geliebten Tochter, die neben ihr stand, die Einstimmung des Herzens für den Ball aus den Augen leuchtete, diese — siegte endlich, fuhr mit Mann und Tochter davon, und genoß nun im Kreis ihrer geliebten Familie zu Hause noch eine Glückseligkeit mehr, die sie ohne ihre Standhaftigkeit nicht geschmeckt, ja vielleicht, wenn sie nachgegeben hätte, mit bitterer Reue vertauscht haben würde.

de. Denn als eine Kennerin des menschlichen Herzens sah sie die Eindrücke voraus, die der erste Ball in dem jugendlichen Herzen ihrer Tochter, bey ihrem Hange zum Tanzen, zurücklassen könnte. Diese, da sie die ädle Absicht ihrer Mutter weiß, dankt ihr im Herzen dafür, daß sie sie frühzeitig kämpfen und siegen lehrt: und wird ihr künftig noch mehr danken, wenn sie die Gefahren näher kennen lernt, die unser Geschlecht auf dem Wege zur Tugend und Weisheit, meines Erachtens noch mehr, als das männliche, zu bestehen hat.

(D. Ztg. 1786. S. 46.)

Ein junger wohlgebildeter, aber nicht reicher Landmann im Schwarzburgischen, hatte das Glück gehabt, die Gunst eines schönen und wohlhabenden Mädchens in seinem Dorfe zu erhalten; indem sie, wider die Gewohnheit der meisten Landleute, mehr auf die Person, als auf das Vermögen sah. Sie begieng aber die Uebereilung, ihm schon als Liebhaber die Rechte des Ehemannes zu gestatten, und erhielt die Hoffnung, Mutter zu werden, ehe ihr der priesterliche Segen zu diesem wichtigen Stande ertheilt war. Dadurch verlohr sie die Ehre des hochzeitlichen Kranzes, und kam um die schönen Wünsche und Gebete, welche ihre Eltern, Verwandten und Freundinnen für ihren Ehestand gethan hätten: die sich nun durch sie beschimpft glauben mußten, und statt der Hochzeitfreude, über sie betrübt waren. Doch dies war noch nicht alles. Kluge Mädchen halten es mit Recht für ein verdächtiges Zeichen bey einem Liebhaber, wenn er sie zu dem Leichtsinn verleiten will, ihr eheliches Leben mit einer Lüge vor dem Altar anzufangen, wenn auch nichts Schlimmeres daraus erfolgen sollte; wie hier der unglückliche Fall war. Sobald es nähmlich bekannt wurde, daß der und der die und

die

die heurathe: so meldete sich ein ander Mädchen, eben so schön, jung und reich, als die seyn sollende Braut, beym Fürstl. Consistorium, und verlangte ihn für sich; um ihre Ehre, die er ihr geraubt hätte, wieder herzustellen. Die Braut meldete sich daher auch, und bekannte mit Erröthen, sie sey in gleicher Schuld und Verdammniß. Wer hätte nun nicht denken sollen, daß eine so gefährliche Ehrensache zu den grausamsten Händeln zwischen den beyden Brautfamilien Anlaß geben, und daß es dem doppelten Bräutigam vielleicht auf beyden Seiten schlimm gehen würde? Man weiß ja, daß wohlhabende Landleute sich oft um weit geringerer Ursachen willen raufen und balgen, oder an den Bettelstab processiren? Hier geschah aber das Gegentheil, und alle in die Sache verwickelten Personen betrugen sich so musterhaft, daß es ihnen die feinsten und politesten Stadtleute kaum gleich thun würden. Als sie zusammen vor das Consistorium beschieden wurden, erschienen die Mädchen zwar mit dem Bewußtseyn der Schuld und dem ängstlichen Zweifel über ihr Schicksal im Gesicht: aber doch mit einer gewissen Fassung des Gemüths, die keinen heftigen Ausbruch der Leidenschaft befürchten ließ. Die Väter schienen mehr gerührt zu seyn, als die Töchter. Michel (so soll der Bräutigam heißen,) trat mit einer Miene auf, als ob er sich was darauf einbildete, zwey Bräute statt einer zu haben. Als ihm aber vorgestellt wurde, wie unchristlich und übel er gehandelt hätte, zwey brave Mädchen zu verführen, wodurch er die eine ganz unglücklich machte, und der andern, die er heurathen würde, doch gar vieles Mißvergnügen zuzöge: da wurde er sehr weichherzig, und es that ihm in der Seele leid, daß er seine Begierden nicht lieber durch Vermeidung der Gelegenheit und

durch

durch fleißiges Andenken an Gott und seine heiligen Gebote zu bezwingen gesucht hätte. Doch da nun die Sünde einmahl geschehen war, so gab das Hochfürstliche Consistorium den Bescheid: weil beyde Mädchen darauf bestünden, ihn haben zu wollen, so solle Er eine davon wählen, und die Gewählte solle der Andern 50 Rthlr. für den Abtritt bezahlen; weil er selbst ihr keine Entschädigung zu geben im Stande sey. Diese eben so natürliche als billige Entscheidung hatte Michel in seiner Unbefangenheit und Einfalt nicht erwartet: sondern er erklärte im vollen Ernst: er habe die Mädchen alle beyde lieb, eine so herzlich, wie die andere, und wolle sie recht gern alle beyde heurathen. Dabey berief er sich auf den Erzvater Jacob, welcher auch zwey Weiber gehabt habe. Die Mädchen hatten in der That auch das Ansehen, als würden sie sich diesen Vorschlag gefallen lassen, und in ihrer Theilung in Michels Herz lieber das vaterländische Beyspiel jener berühmten beyden Gräfinnen von Gleichen, als der Schwestern Lea und Rahel nachahmen. Da nun Michel erinnert wurde, zu bedenken, daß es wegen des in einer solchen Ehe zu befürchtenden Zwiespalts zwischen den Ehegatten, und der daraus folgenden schlechten Kinderzucht und andern Unfugs, nimmermehr gestattet werden könne, von dem weisen Gesetz der einfachen Ehe eine Ausnahme zu machen: so wurde er äußerst niedergeschlagen, und stand in tiefen Gedanken unschlüssig da, wie einst Herkules am Scheidewege der Tugend und des Lasters. Seine Seele schien in seinen Blicken zwischen beyden Geliebten ängstlich hin und her zu schwanken: er fühlte den tödtlichen Schmerz, den er der einen oder der andern verursachen würde; er sah den verdienten Vorwurf der Treulosigkeit

im

im Auge der einen immer schrecklicher blitzen, als bey der andern; und es war ihm selbst, als ob sein Herz zerschnitten würde, so bald er es dieser oder jener zusagen wollte. Die Bangigkeit der armen Mädchen in diesem entscheidenden Augenblicke läßt sich leicht denken. Selbst den Vätern gieng die Sache so nahe, daß der eine seinem Advocaten hundert Thaler verhieß, wenn ers dahin brächte, daß Michel seine Tochter nähme. Endlich, nach langem Zaudern schlug dieser seine Hand in die Hand des einen Mädchens und sagte: du bist es doch! Liebe! dich behalt ich. „Michel, antwortete die„se, ich habe dich lieb, das weißt du, und ich neh„me dich gern: aber prüfe dich recht, hast du mich „nicht lieber, als die andere; so mag ich dich „nicht." Michel blieb bey seiner Wahl, und, was diesen von aller städtischen Verfeinerung entfernten Landleuten viel Ehre macht — die Gewählte bewieß gegen ihre unglückliche Freundin keinen Uebermuth, diese zeigte keinen Neid und brach in keine Klagen und Vorwürfe gegen ihren verlornen Liebhaber aus, und auch ihrem Vater, der, wo ich nicht irre, die 100 Thaler geboten hatte, entfielen blos einige Thränen. Er faßte das Mädchen mit väterlicher Zärtlichkeit bey der Hand und sagte: Komm, meine liebe Tochter, gieb dich zufrieden! Gott wird dir auch noch zu einem guten Manne helfen, und dir deinen Fehler vergeben. — So giengen diese guten Leute alle wieder mit einander still und friedlich nach Hause, und die Schuldigen unterwarfen sich der verdienten Strafe mit christlicher Gelassenheit und Reue. Michel war am meisten zu bedauern, weil ihm sein Gewissen den bittern Vorwurf machte, ein so braves Mädchen, wie die Verlassene war, so sehr gekränkt zu haben.

Das

Das wird ihm wohl am Herzen nagen, bis er sie mit einem andern glücklich sieht.

(D. Ztg. 1786. S. 213.)

Der gräfl. von Pücklerische Oberförster S. . in Gaildorf hatte das Unglück, einen Mann, Nahmens Conrad, von Münster, im Wald zu schießen, daß er nach einigen Stunden starb. Der Mann machte Holz im Wald, und raufte sich im Heimgehen ein wenig dürres Gras in einem jungen Buschwerk aus. Der Oberförster wollte in einen andern Wald gehen, wo sein Jägerbursche war, als ihm unterwegs ein Bauer sagte, daß er selbigen Tages zwey Stück Wildpret in einer Gegend, die er ihm nannte, gesehen habe. Er geht also allein dahin, sieht von weiten ein Fichtenbäumchen sich bewegen, hört seiner Meynung nach ein Rauschen, glaubt also, es reibe sich ein Wild daran, sieht endlich zwischen dem Busche heraus eine weis graue Platte, und drückt sein Gewehr darauf los. Er geht nun hin, um seine Beute zu holen; aber, was für ein Anblick! Da saß der arme Mann im Blute, die Kugel war ihm auf der einen Seite in den Leib hinein und auf der andern Seite heraus gefahren. Warum aber dieser Unglücksfall vorzüglich einen Platz in den Jahrbüchern der Menschheit verdient, ist dieses. Der tödtlich Verwundete reichte dem Urheber seines Unglücks die Hand, und hieß ihn ruhig seyn: weil er, der Oberförster, ja in seinem Beruf gegangen; er aber hätte nichts da zu thun gehabt. Der Oberförster sank in Ohnmacht, und der von ihm unglücklicherweise geschossene Mann wurde nach Hause gebracht, wo er unter den größten Schmerzen starb, ohne ein Wort von Vorwurf gegen den Oberförster hören zu lassen, den er völlig entschuldigte. Diesen hohen Grad von wahrer Weisheit im Unglück, bewies der ar-

me Holzhauer Conrad von Münster, zu dessen Ehre es dieses Blatt an allen Orten und Enden verkündige! (D. Ztg. 1791. S. 789.)

3. **Beharrlichkeit** bey dem einmahl festgesetzten Vorsatze, welche festen **Muth**, die sich entgegen stellenden Hindernisse zu überwinden, und **Standhaftigkeit** unter dem Drucke der damit verknüpften Leiden in sich schließt. Diese Tugenden erhalten aber ihren Werth erst durch die Beschaffenheit der Gegenstände, bey welchen sie ausgeübt werden, und sinken zum Laster herab, wenn diese den Gesetzen der Sittlichkeit entgegen sind.

Ganz Europa kennt den Spanier Michel von Cervantes als einen Wohlthäter der Menschheit, weil er in dem berühmten Roman, Don Quixotte von Mancha, ein Mittel zur Aufheiterung des Gemüths und zum Lachen hinterlassen hat, worin mehr Weisheit liegt, als in mancher hochtrabenden Moral. Er wurde 1549. von armen Eltern gebohren, und wie er heran wuchs und sahe, wie um ihn herum alles von Thorheiten und Lastern wimmelte, kam er auf den Einfall, seine Zeitgenossen durch Schriften erleuchten zu wollen. Aber seine ersten Versuche fanden keinen Beyfall, und er konnte nicht davon leben. Da gieng er nach Rom, und diente aus Noth einem Kardinal, als Kammerdiener. Hernach ward er gemeiner Soldat, hielt sich wohl, und verlor in der berühmten Schlacht bey Lepanto seine linke Hand. Dafür war sein Lohn, daß man ihn ins Hospital brachte. Als er

nun

nun geheilt war, und wieder nach Spanien überschiffen wollte, nahm ein Seeräuber das Schiff weg, und führte ihn nach Algier in die Sclaverey. Diese konnte er nicht ausstehen. Er verband sich daher mit 14 andern spanischen Gefangenen, daß sie einen von ihnen gemeinschaftlich loskauften; der sollte nach Hause reisen, und mit einer Barke wieder kommen, und die übrigen abholen. Dieses kam zu Stande, und der Spanier, den das Loos traf, hieß Viana. Er wurde auch wirklich losgelassen, und reiste fort. Gegen die Zeit, da er wieder kommen konnte, entliefen dann die übrigen vierzehn ihren Herren, und verbargen sich in einer Höhle, an welcher einer von ihnen, ein Navarrer von Geburt, im Garten seines Herrn, der am Ufer des Meeres lag, zwey Jahre lang gegraben hatte. Cervantes ging des Nachts heraus, Lebensmittel zu holen, weil er keinem andern Muth und Standhaftigkeit genug zutrauete. In diesem elenden und ängstlichen Zustande blieben sie einen Monat lang. Endlich kam Viana, den 28sten Sept. 1577. und war schon am Ufer, als etliche Mauren vorbey gingen, und, da sie Christen gewahr wurden, zu den Waffen schrieen. Viana war daher froh, daß er noch zu rechter Zeit die offne See gewinnen konnte, und verschwand. Cervantes verlor darüber nicht die Hoffnung, sondern schmeichelte sich, sein Freund würde zu einer günstigern Gelegenheit wieder kommen, und sprach seinen armen Mitgefangenen Muth ein. Aber einmal schickte er des Nachts einen andern an seiner Statt nach Lebensmitteln aus: der ging hin, und verrieth sie, in der Hofnung, sein Leben zu erhalten. Da wurden sie plötzlich überfallen, in Ketten und Banden geworfen, und vor den Dey gebracht, ihr Urtheil zu empfangen. Dieser war ein Mensch, und ihn jammerte ihr Schicksal, daß sie so lange, wie Würmer, unter der Erde

gelebt hatten, und nun doch sterben sollten. Er versprach ihnen also, das Leben zu schenken, wenn sie nur den Urheber des Complots angeben wollten. Da trat Cervantes einen Schritt vor, und sagte: „der bin ich; laß meine Brüder leben, und mich sterben!„ Diese Großmuth flößte den Barbaren so viel Ehrfurcht ein, daß sie ihn auch leben ließen. Aber ihre Achtung für die Tugend ging doch nicht so weit, daß sie ihm die Ketten abgenommen hätten, und er versuchte es hernach noch viermal, sich in Freyheit zu setzen, mit Gefahr, gespießt zu werden. Sein letzter Versuch war der größte, nämlich der, alle Sclaven aufzuwiegeln, Algier selbst anzugreifen, und sich Meister davon zu machen. Diese Verschwörung wurde wieder entdeckt, nnd Cervantes gleichwohl beym Leben gelassen: weil ihn die Vorsehung dazu aufbewahrte, daß er seine Erfahrungen und seine durch Leiden und Anstrengung erhöhten Seelenkräfte noch zum Besten seiner Nebenmenschen anwenden sollte. Nach einer sechstehalbjährigen Gefangenschaft wurde er endlich für das sämmtliche Vermögen seiner Familie losgekauft, und kam wieder in sein Vaterland zurück. Hier schrieb er nun seinen Don Quixorte und andre Schriften, heilte dadurch Spanien von mancher schädlichen Thorheit, breitete nützliche Kenntnisse und Gesinnungen aus, machte vielen tausend Menschen damit eine Freude, welche jetzt noch vielleicht von Millionen genossen wird, und starb — vor Mangel und Elend — weil er, über der Begierde, seinen Zeitgenossen zu nützen und Vergnügen zu machen, jene Künste, wodurch man Geld und Gunst erwirbt, verabsäumt oder verachtet hatte. Der König, *) die Minister und alle Großen

*) Der König Philipp III. sah von weitem einen Studenten am Ufer des Manzannares spatzieren, der ein Buch

Großen und Reichen der Nation lasen, belachten und bewunderten seine Einfälle und — ließen ihn verhungern: weil er nicht vor ihren Thüren bettelte; während daß ihre Hunde, Affen und Papageyen ungefordert mit Leckerbissen versorgt wurden. Dieß geschah im Jahr 1616. Ob es im Jahr 1784. noch geschieht; werden die Fürsten, Minister, Großen und Reichen in Spanien und anderwärts erfahren, wenn sie gelegentlich nachfragen wollen, wie der Staat jetzt diesen und jenen gemeinnützigen Mann für seine Arbeit belohnt, und wie viel ihm selbst von den Freuden des Lebens zu Theil wird, da er vielleicht den Nutzen und das Vergnügen vieler Tausende befördert.

(D. Ztg. 1784.)

Ein armer Knabe kam in Danzig in eine dasige Winkelschule, und bat um ein Almosen. Die Lehrerin gab ihm etwas, und eben wurde ein 6jähriges Kind von einem Bedienten abgeholt, welches die verhungerte und zerlumpte Gestalt des Knaben zum Mitleid bewog. Es sprach freundlich zu ihm: komm mit mir nach Hause: meine Mutter soll dir etwas zu essen geben. Der Bediente stieß nun den Bettelknaben nicht zurück, wie es wohl zuweilen sogar Eltern in Gegenwart ihrer Kinder thun: sondern nahm seines Herren Kind an die eine, und den armen Knaben an die andere Hand, und bat, als er zu seiner Herrschaft kam, selbst für ihn um eine Gabe. Die Frau vom Hause beschenkte ihn

Buch las, aber oft inne hielt und sich gebehrdete, als ob er vor Freuden närrisch werden wollte. Da sagte der König selbst: „der Mensch ist entweder von Sinnen, oder liest den Don Quixote.„ Man schickte hin und fand, daß er wohl bey Sinnen war, aber wirklich den Don Quixote las.

auch sogleich mit Brod, Fleisch und einigen Kleidungsstücken von ihrem Sohne, und schickte nun den Bedienten mit, um zu sehen, ob die Eltern des Knabens wirklich in so bedrängten Umständen wären, wie er gesagt hatte. Dieses befand sich so. Der Vater war ein armer Taglöhner, und lag krank auf einem Lager von bloßem Stroh. Der Bediente beschrieb seiner Herrschaft den Zustand der armen Familie so rührend, daß nun der arme Knabe täglich Essen in dem Hause bekam, und das Schulgeld für ihn bezahlt wurde. Als er nun einmahl, da er sich satt gegessen, nach Hause geht, nimmt er ungefragt ein kleines Weißbrod mit fort, das eben am Wege liegt. Der Kutscher siehts, und sagt es dem Bedienten. Dieser wollte es anfangs nicht glauben, daß der Junge so undankbar seyn könnte; aber auf die Versicherung des Kutschers, lauft er ihm nach, setzt ihn zur Rede, und findet einen Theil des Brodes noch in seiner Tasche; obgleich der Bube läugnete, es genommen zu haben. Der brave Bediente schlägt ihn aber nicht im ersten Unwillen: sondern führt ihn hin zum Schulmeister, bittet diesen, ihn gebührend abzustrafen, und bringt den Jungen so zur Erkenntniß seines Fehlers, daß er sich für die Strafe bedankt. Darauf geht er mit zu seinen Eltern, und erzählt ihnen, was vorgefallen war, welche dann den Knaben zur Strafe den Abend fasten: ließen. Weil er auch die Schule unfleißig besucht hatte, so bat der Bediente den Schulmeister, ihm alle Sonnabende durch ein Billet zu melden, wie oft er die Woche über gefehlt habe. Den Kutscher und das übrige Gesinde ersuchte er inständigst, von dem schlechten Betragen des Knabens der Herrschaft nichts zu sagen; indem man erst versuchen müsse, ob er nicht gebessert werden könnte, ehe man ihm seine Wohlthäter

thäter entzöge. — Solche Beständigkeit im Guten ist eines glücklichen Erfolgs werth.

(D. Ztg. 1785. S. 197.)

Claudius Thion aus Peme in der Franche-Comté gebürtig, ein Jüngling an Jahren, und gemeiner Soldat; aber ein Mann am Herzen und höher als viele, die Stern und Bänder tragen, diente in seinem 17ten Jahre unter dem Regiment von Touraine bey der Belagerung von Brimston Hill.*) Da wurde ihm befohlen, Bomben auf eine Batterie zu bringen. Diese großen Mordklumpen werden vermittelst des Ringes, der dran ist, von zwey Leuten an einer Stange auf den Schultern getragen. Er gieng also voraus, und eine Kanonenkugel, die aus der Festung kam, riß ihm den rechten Arm weg, so daß er bloß an einer Sehne hängen blieb. Da setzte er die Bombe nieder, borgte von seinem Cameraden ein Taschenmesser, und schnitt den hängenden Arm vollends herunter. Nun nahm er die Stange auf die linke Schulter und trug die Bombe auf die Batterie. Alsdenn gieng er erst hin, und ließ sich verbinden. — Seelenruhe ist für alles gut: auch für körperliche Uebel. In dieser heissen und ungesunden Gegend ist sonst der Verlust eines Gliedes allezeit tödtlich: aber Claudius Thion kam davon und ist seit dem noch 3 Zoll gewachsen; weil sein Gemüth bey den heftigsten Schmerzen gelassen und heiter blieb. Er wurde nachher in das königliche Invaliden-Haus zu Paris, aufgenommen. Daselbst grämte er sich sehr darüber, daß er den verlohr-

*) Brimstonhill ist das Hauptfort auf der englisch-Westindischen Insel St. Christoph oder St. Kitts, welches man mit Gibraltar verglichen, aber dennoch 1782 an die Franzosen verloren hat.

lornen Arm nicht gegen einen Fuß vertauschen und sich mit einer nützlichen Arbeit beschäftigen könnte. Vier Monat war er darinn, ohne jemanden etwas von seiner That zu sagen; und als der Graf von Guibert, der Vorgesetzte des Hauses, ihn den darin speisenden Officieren bekannt machte, schlug er die Geschenke aus, die sie ihm anboten. Wenn dieses kein Held ist, so besteht er wenigstens aus dem Zeuge, woraus sie gemacht werden. — Der König, der wohl weiß, wie viel solche Beyspiele über den Charakter eines Volkes vermögen, hat ihn darauf zum Ober-Sergeant gemacht, mit einem höhern Sold, als gewöhnlich. Die Witwe eines Feldmarschalls hat ihn auf seine Kosten dazu equipirt, ein Feldmarschall hat ihm eine jährliche Pension ausgesetzt, und die Redliche Gesellschaft (Société de la Candeur) hat ihn am 9ten März dieses Jahrs zugleich mit dem Herrn von Montgolfier in ihrer Versammlung feyerlich gekrönt. Aber sein bester Lohn ist sein eignes Herz.

(D. Ztg. 1787. S. 268.)

Halle. Der hiesige gemeine Soldat K. ist eines Dorfpredigers Sohn. Sein Vater hoffte an ihm seinen künftigen Nachfolger und die Stütze seines Alters zu erziehen: und der Sohn brachte es auf Schulen und Universitäten wirklich so weit, daß er leidlich im Examen bestand, und den Beyfall der Gemeinde durch seine Art zu predigen erhielt; so daß die Hoffnung des Alten sich der Erfüllung nahte. Allein der junge Mann war unglücklicher Weise auf der Universität *** von dem Renomisten-Geiste, der noch zuweilen daselbst spukt, bedüftert worden. Denn leider! wird auf manchen Universitäten noch zu wenig auf wahre Veredlung des Menschen Rücksicht genommen, und mancher studierende Jüngling verliert daselbst an

Ver-

Vernunft und Sitten, was er an Kenntnissen gewinnt; obschon auch in diesem Stücke der Fortgang der Menschheit zum Bessern immer sichtbarer wird. K... gewöhnte sich hier, die Würde des Menschen in einer übelverstandnen Freyheit zu sezzen, sich durch Saufen, Spielen und Lärmen hervorzuthun, zu treiben, was die Leute verdroß, und es für etwas Großes zu halten, niemandem zu gehorchen, von niemanden abzuhängen, und immer fest auf seinem Sinn zu beharren. Stille Lebensweisheit und regen Trieb, Gutes in der Welt zu wirken, welches die schönsten Früchte der Wissenschaft sind, brachte er nicht mit zurück. Und nun setzte er den sogenannten Burschen Comment auch noch als Candidat fort, und dünkte sich etwas zu seyn, wenn er mit diesem und jenem burschikosen Bruder Studio auf der Bierbank saß, in dichte Dampfwolken gehüllt, die er aus dem Schlunde einer ungeheuern meerschaumenen Pfeife um sich her blies. Ein solcher Universitäts-Bramarbas ist aber gemeiniglich desto blöder in guter Gesellschaft, je mehr er unter seines Gleichen hervorsticht: und da es ihm an Feinheit der Sitten und Manieren zum Umgang mit dem bessern Theil des weiblichen Geschlechts fehlt, so behilft er sich mit dem schlechtern. K... warf seine Neigung auf die 36jährige häßliche Stallmagd seines Vaters, eines Hirten Tochter, die schon 2 mahl zu Fall gekommen war. Diese geübte Sirene wußte den Musensohn so fest in ihr grobes Netz zu verstricken, daß er sich ihr ganz zu eigen ergab, und seinen Sinn darauf setzte, der ganzen Welt, dem Consistorium und seinem alten Vater zum Trotz ihr anzuhangen. Der bedauernswürdige Greis, der seinen Sohn auf so schlimmen Wegen wandeln sah, schaffte daher das Mensch aus dem Hause, da dieser

ser eben zum Tentamen nach A.. verreiset war. Als er zurück kam, tobte und wütete er, wie ein Bär, dem die Jungen geraubt sind, über den Verlust seiner häßlichen Schöne, drohte, ihr nachzulaufen, wenn sie der Vater nicht zurück riefe, und hielt Wort. Er zog zu ihr in den Winkel, den sie im Dorfe gemiethet hatte, zum Aergerniß der ganzen Gemeinde. Der Vater suchte bey den Gerichten Hülfe, und das Mensch wurde sogleich aus dem Dorfe gejagt. Aber K... lief ihr nach, und ließ sich mit ihr in einer benachbarten Herrschaft nieder. Die Ermahnungen, Bitten und Thränen seines alten braven Vaters vermochten nichts über seinen störrigen Sinn. Ohne Wäsche, Kleider und andere gewohnte Bequemlichkeiten des Lebens, hauste er einen ganzen Sommer hindurch mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft in einer armseligen Hütte, spann Wolle, um das trockne Brod zu verdienen, mit dem er sich begnügte, trug ein Hemd von Sackleinwand, das ihm seine Geliebte aus einer alten Schürze gemacht hatte. Er hielt um den Hirtendienst im Dorfe an, als er erledigt wurde; und die Bauern versagten ihn selbigen, aus Achtung gegen seinen gekränkten Vater. Solche Standhaftigkeit, solche Selbstverläugnung, aus einer reinern Quelle entsprungen und auf einen ädlen oder nützlichen Zweck gerichtet, würde Bewunderung der Welt, und K... einen Platz unter den großen Männern des Jahrhunderts verdienen. Endlich schien die Annäherung des Winters seinen Starrsinn mürbe zu machen. Er kehrte, wie der verlorne Sohn, vom Hunger ausgemergelt und mit elenden Lumpen kaum bedeckt, ins väterliche Haus zurück; aber nicht mit Reue, nicht demüthig und bittend; sondern mit frecher Stirn tritt er Jedermann entgegen, und spielt den Helden, als ob

er

er die gerechteste Sache von der Welt hätte. In kurzem ersieht er die Gelegenheit, packt seine Sachen auf, geht mit seiner Geliebten davon, läßt sich mit ihr trauen, und wird Soldat. So oft ich ihn nun schildern sehe, fällt mir der Gedanke ein: daß Standhaftigkeit und Muth nur im Gusten Tugenden, und ein Held im Laster weniger werth sey, als ein Feiger und Schwacher.

(D. Ztg. 1788. S. 333.)

Die wichtigsten Fehler und Mängel, welche diesen Vorzügen des Begehrungs-Vermögens entgegen stehen, und die der auf dem ewigen Wege der Vervollkommnung wandelnde Sterbliche zu vermeiden, oder allmählich abzulegen hat, möchten folgende seyn.

1. Unempfindlichkeit, der traurige Zustand des Gemüths, wo es von den angenehmen oder unangenehmen Eindrücken, welche die Vorstellungen auf dasselbe machen, wenig oder gar nicht bewegt wird: also wenig Freuden genießet, die Leiden des Lebens nicht aus Vernunftgründen, sondern aus Stumpfsinn gelassen erträgt, das Wohl und Wehe Anderer gleichgiltig ansiehet, und sich mehr oder weniger dem Zustande eines gefühllosen Klotzes nähert. Dieser Mangel des Begehrungsvermögens setzt den Menschen auf der Bahn der

Ver-

Vervollkommnung am weitesten zurück: denn er kann keinen Schritt auf derselben thun, der ihm nicht durch die Empfindung des dadurch zu bewirkenden Gutes oder wegzuräumenden Uebels zum Bedürfniß gemacht würde, welches ihn zum Handeln dringet. Man sieht daraus, wie sehr die Meinung, daß die Glückseligkeit des Weisen in einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Vergnügen bestehe, der Natur des immer weiter strebenden Menschen widerstreitet. Uebrigens entspringt diese natürliche Eigenschaft entweder aus sehr heftigen Leidenschaften, welche alle Seelenkräfte auf einen Punkt richten, und gegen andere Eindrücke stumpf machen; oder aus gänzlicher Versäumniß der moralischen Bildung in der Jugend, so daß der Mensch zum Raubthiere aufwächst. Uebertriebne Abhärtung des Körpers kann in dieser Rücksicht der Empfindsamkeit schaden; wie die Beyspiele roher Völker beweisen, welche sich durch Grausamkeit gegen Andere eben so sehr auszeichnen, als durch Standhaftigkeit in der Erduldung körperlicher Leiden.

Eine Weibsperson, Nahmens Magdelena Opfermann in Kleinliebenau, im Stift Merseburg, war

war ohne Unterricht und Erziehung aufgewachsen, und in dem rohesten Zustande ihres Herzens und Geistes ward sie vor sieben Jahren Mutter von einem unehlichen Kinde. Sie erzog solches 3 Monate an ihrer Brust, nahm alsdann Ammendienste, und ließ das Kind ihrer Stiefmutter einige Zeit in der Pflege. Als aber die Opfermann kein Ziehgeld geben wollte, und die Stiefmutter solches, bey ihrer drückenden Armuth, auch nicht länger behalten konnte: so erbarmten sich Verwandte derselben in Leipzig des verlassenen Kindes, nahmen es bis ins sechste Jahr zu sich, und bildeten es zu solch einem lieben Kinde, daß jedermann an dem kleinen Röschen, so hieß es, seine Freude hatte. Aber nach Verfließung dieser Zeit gaben sie es der Mutter wieder, welche damahls auf einem Dorfe, das Pißen heißt, bey Bauersleuten diente. Die Opfermann brachte nach wenig Tagen ihr Kind von ihrer Herrschaft weg und sagte dieser: daß sie solches ihrer Stiefmutter geben, und bey ihr erziehen lassen wollte. Sie gieng mit demselben von Pißen [welches eine gute Stunde von Liebenau liegt] in die Aue herab, und sorglos, wie ein junges Lamm, lief die Kleine mit kindischer Einfalt und liebkosender Freude an ihrer Mutter Hand fort. Aber anstatt, daß diese Grausame das kleine Röschen nach Liebenau führen sollte, brachte sie es auf eine zwischen Horburg und Maßlau liegende Brücke, hob das schuldlose Geschöpf von der Erde empor, und da die kleine Unschuld an ihre Mutterbrust sich schmiegt, mit seinen Aermchen um ihren Hals sich schlingt, und sie schmeichelnd küßt, reißt die Barbarin die kleinen um sich geschloßnen Händchen von ihrem Nacken los, und stürzt das Kind, ohne auf sein Angstgeschrey, noch auf die flehentliche Bitte: ach liebe

Mut-

Mutter! ihr werdet mich doch nicht in das Wasser werfen? zu achten, über die Lehne in die Tiefe hinab. Nach vollbrachter Greuelthat gieng sie ohne die mindeste Rührung in ihre Dienste zurück, und als es Abend ward — — o läßt sich wohl solch eine Fühllosigkeit denken! tanzte dieses Ungeheuer von einer Mutter [denn es war an einem Sonntag] unter den lärmenden Tönen der Dorfmusik bis in die späte Nacht hinein. Ihrer Herrschaft berichtete sie, daß sie ihr Kind bey ihrer Stiefmutter zurückgelassen habe, und daß es diese wieder nach Leipzig zu den Verwandten bringen wolle: und zu ihrer Stiefmutter sagte sie, daß der Frau Muhme, [welche das Kind erzogen] ihre Schwester, das kleine Röschen zu sich genommen habe. Kein Mensch setzte in dieses Vorgeben Mißtrauen. Es war im Nov. 1789. da sie diese Höllenbosheit ausübte, und um Weihnachten gieng sie nach Leipzig, und hatte auch noch die Frechheit, daß sie die Verwandten besuchte, welche ihr Kind bis ins sechste Jahr erzogen hatten, meldete diesen, daß sie ihr Kind nach Schkeuditz in die Ziehe gegeben habe, und daß es da recht wohl versorgt sey. Die Anverwandten, welche ihren kleinen Zögling auch in der Entfernung noch liebten, brachten einige Kleidungssachen und Spielzeug zusammen, und gaben dieses der Opfermann, daß sie solches dem kleinen Röschen zum Weihnachts-Geschenk bringen sollte. Aber die Opfermann schenkte diese Sachen weg, und als sie nach Pißen kam, erzählte sie ihrer Herschaft, daß ihr Kind nun auch todt sey: die Stiefmutter hätte es wollen nach Leipzig tragen, und unterweges sey es gestorben. Man glaubte auch diesem Vorgeben. Als aber nach einiger Zeit die Stiefmutter nach Pißen kam, fragte man sie; wie es doch nur zugegangen wäre, daß das Kind

auf

auf dem Wege nach Leipzig so plötzlich gestorben sey? Die Frau erschrack, wußte von allem nichts, und nun bekam man Argwohn, ließ die Opfersmann arretiren, und in das Amt Lützen bringen, wo sie in dem Verhör ohne langes Weigern gestand, daß sie das Kind von der Brücke bey Maßlau in die Luppe gestürzt habe.

Die Fischer bekamen sogleich Befehl, den Körper zu suchen: allein, da zu eben der Zeit, als das Kind ertrank, das Wasser groß gewesen war, so hatte solches der Strohm mit fortgenommen, und erst im verwichenenen Sommer, da das Wasser sehr klein ward, wurde der Körper eine Stunde weit von der Brücke, bey dem Dorfe Töschen gefunden. Man berichtete dieses sogleich in das Amt, die Arrestantin ward zu dem Leichnam gebracht, wo sie befragt wurde, ob dies ihr Kind sey, und mit der größten Gleichgültigkeit erkannte sie es für das Ihrige. Alle, die den Leichnam sahn, vergossen die heissesten Thränen: nur die Mutter ließ keine Spur von Rührung merken. Welch entsetzliches Beyspiel, wie Hartherzigkeit sich mit Unwissenheit und Dummheit verbindet, und wie weit diese den Menschen herab zu würdigen vermögen! (D. Ztg. 1791. S. 55-58.)

Auf einer berühmten protestantischen Universität badeten sich 1784. zwey Studenten, und hatten nicht die Vorsichtigkeit gehabt, vorher die Tiefe des Flusses und die Beschaffenheit seines Bettes genau zu untersuchen. Einer von ihnen wurde daher von der Gewalt des Wassers fortgerissen, und gerieth in augenscheinliche Lebensgefahr. Sein Begleiter, der etwas schwimmen konnte, wagte sich muthig in den Strohm, ihn zu retten; weil er Menschengefühl hatte, und ein Christ war. Am

Ufer

Ufer standen Bauern, die sahen aus, wie Menschen, sagten aber: „so tief gehen wir nicht ins Wasser.“ Auch ging ein Priester vorbey, der alle Sonntage von der Menschenliebe und dem Christenthum predigt, der sprach: “Helft ihm nicht, es ist schon mit recht, daß einmahl einer ersäuft, daß sie ein Exempel daran nehmen!“ Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen, als die Bauern und der falsche Prophet. Der junge Mensch wurde vom Strohm selbst ans entgegengesetzte Ufer getrieben, und entkam mit der Warnung, künftig vorsichtiger zu seyn.

(D. Ztg. 1784. S. 222.)

Die Abschaffung der Todesstrafen in Rußland ist fast nur ein Wortspiel, das sich auf eine weit entsetzlichere Art erklärt, als die härtesten Todesstrafen im Auslande sind. In einer Landstadt hatte ein 64jähriger Soldat eine Mordthat begangen, und wurde verurtheilt zur Knute ohne Zahl: d. i. doch zu Tode geknutet zu werden? Der Missethäter hörte sein Urtheil ganz unerschrocken an. Er legte sein Sündenbekänntniß ganz gefühllos vor dem Priester ab, zog sich selbst den Rock aus, entblößte seinen Buckel, und hieng sich so auf denjenigen, der ihn auf dem seinigen halten mußte. Nur bey den ersten 50 Hieben schrie er einige mahl kläglich: bey den übrigen 300 Hieben aber, wobey sich 3 Knutenmeister abwechselten, hörte man nur selten einen Laut von ihm. Er sahe sich oft dabey so ruhig um, als ob der zerfleischte Rücken nicht sein gehörte: und als man glaubte, daß er seinen Geist bald aufgeben würde, stieg er selbst von dem Buckel seines Trägers, sich noch so gegenwärtig, ab, daß er sich ohne fremde Hülfe auf die Erde niedersetzte, sich die Nasenlöcher aufschneiden und auf die Stirn und Backen brandmarken ließ. Noch nicht genug! sondern nach dieser entsetzlichen Operation

stand

stand er auch selbst wieder auf, und ging zwey Werste weit nach dem Hospital zu Fuße. Es war besonders auffallend, als er nach Russischem Gebrauch hier und da Almosen erhielt, daß er dieselben noch mit einer so lebhaften Dankbarkeit annahm, als würde er solche noch lange zu seiner Freude genießen können. Dieser abgelebte Bösewicht wurde auch in kurzem in dem Lazareth wieder so gesund, daß er seine lange Reise nach Siberien antreten konnte. —

Die Knute ist eine ohngefähr 2 Ellen lange, Daumens dicke von ledernen Riemen geflochtene Peitsche, an deren Ende noch eine Spitze vom dicksten Leder ist. Diese wird ein Paar Tage vor der Execution in Milch geweicht, und so wieder getrocknet, daß sie nicht so hart wird, daß sie einschneide. Versteht der Knutenmeister seine Kunst recht, so muß der Missethäter unter den ersten 10 Hieben den Geist aufgeben: dennoch hat man ein Beyspiel, daß ein gemeiner Soldat, der einen Officier ermordet hatte, im Winter 5 Stunden nach einander geknutet worden ist, weil er durchaus sterben sollte, und da er doch noch lebte, an dem Pfahle, an welchem er seine Strafe empfieng, noch so lange hängen mußte, bis ihm Kälte und Schmerz das Leben nahmen! Das hab' ich selbst zu meinem Erstaunen gesehen, daß ein Soldat, der 9mahl durch 1000 Mann Spitzruthen gelaufen war, mit lachendem Muthe davon ging, als ob ihm nichts geschehen wäre. Diese Fühllosigkeit macht es, daß der gemeine Russe in der Schlacht so fest steht, wie eine Mauer. (D. Ztg. 1786. S. 120.)

2. Claudius sagt mit Recht: „Wahre „Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein

„großer Reichthum; Geld und Ehre sind nichts „gegen sie: und darum kanns einem Leid „thun, wenn die Leute sich und Andern was „weiß machen, dem Spinnengewebe der Em„pfindeley nachlaufen, und dadurch aller wah„ren Empfindung den Hals zuschnüren, und „Thür und Thor verriegeln.„

Der am 20sten Aug. 1790. in Leipzig enthauptete Mörder, Jonas, war ein aus Leichtsinn, Eitelkeit und feiner Bosheit zusammengesetzter Mensch, der eine seiner Freundinnen um einiger Thaler Geld willen umgebracht hatte, und das Benehmen eines Theils des hiesigen Publikums bey seiner Hinrichtung war so auffallend, daß es vielleicht nicht unnütz seyn wird, folgende Umstände davon bekannt zu machen. Als er acht Tage vor der Exekution in die sogenannte arme Sünderstube kam, wo der Verurtheilte bis auf den letzten Augenblick seines Lebens das Recht hat, an Eß- und Trinkwaaren zu fordern, was und wie viel er will, aß er Aprikosenpastetchen, trank Champagner, alten Rheinwein ꝛc. und ließ es sich wohl schmecken. Ich konnte mich dabey des Gedankens nicht enthalten, daß diese an mehrern Orten übliche Gewohnheit, die zu bewirkende Bekehrung des Deliquenten eben so wenig fördern möchte, als sie die Abschreckung, welche doch ein Hauptzweck bey den Todesstrafen ist, im Herzen des gemeinen Mannes vermehren kann; besonders da es jedermann vergönnt ist, gegen eine kleine Erkenntlichkeit an die Gerichtsdiener, den armen Sünder in den letzten Tagen seines Lebens so herrlich schmausen zu sehen. Meine Neugierde trieb mich auch dahin. Er gieng in sei-

nem

nem armen Sünders Anzuge, den er sich ganz mo-
disch, mit einem stehenden Kragen und Husaren-
Aufschlägelchen, hatte machen lassen, schön frisirt,
mit einer langen Tabackspfeife, geführt von einem
Rathsdiener, im Vorsaale seiner Stube durch eine
Gasse von Menschen auf und ab. Sein Gesicht
verrieth mehr heimliche Tücke, als wilde Bosheit:
hauptsächlich aber war sein Auge der Sprecher sei-
nes Herzens. Der Körperbau war klein, aber fest
und nervös, und die Gewandtheit seiner Glieder,
die er sich als Bedienter und Lohnlakay, und end-
lich als Vortänzer in den umliegenden Kneipen er-
worben hatte, gab ihm einen leichten Anstand.
Ich war eben mit ihm in einem gleichgültigen Ge-
spräch begriffen, als der Seiger 6 schlug: wie
wird's ihm seyn, wenn für ihn die letzte Stunde
schlägt? sagte ich. „Wie's mir seyn wird? Ach
„Sie müssen sich das Ding nicht so schlimm vor-
„stellen, mein Herr! Sterben müssen Sie dennoch,
„und vielleicht gar an einem harten Krankenlager:
„wenn Sie todt sind, werden sie in die Erde ver-
„schüttet, und kein Mensch denkt mehr an Sie.
„Ich sterbe aber auf eine splendide Art, tausende
„sehen mich dem Tod entgegen gehen, und nehmen
„ein Exempel an mir. Die ganze Stadt spricht
„von mir, jedes bedauert mich. Ich bin der Ge-
„genstand einer vierteljährigen Unterhaltung, und
„wenn ich dahin bin, bescheint mich die liebe Son-
„ne, und manch hübsches Mädel beguckt mich noch
„Jahre lang auf dem Rade.“ Er invitirte mich
hierauf, mit ihm zu trinken, welches ich aber höch-
lich verbat. Seine Brutalität gieng so weit, daß
er mit Mädchen von niederm Stande sehr unan-
ständig scherzte, und einen Herrn, der ihn mit der
Lorgnette besah, sich zu entfernen bitten ließ: weil
er es nicht leiden könne, mit dem Glase begafft zu

werden. Im Halsgericht, das hier mit allen alten Formalitäten gehalten wird, war er äußerst betreten, und als er auf den Markt, wo das Blutgerüste aufgebaut war, kam, sank er beynahe in Ohnmacht: doch sammelte er sich wieder, gieng mit heiterm Lächeln und frohem Scherz in der Prozession dreymahl um das Schaffot herum, und bestieg es dann mit festem Schritt. Mehr als 20 tausend Menschen wimmelten auf dem Markt, jedes Fenster war Auge. Jonas sank mit einem theatralischen Anstande auf die Knie, ließ sich einsegnen, und wischte, als er aufstand, den Staub von den Beinkleidern, eilte dann auf den Stockmeister zu, umarmte ihn, wie ein Schauspieler seine Geliebte, die er auf ewig verlassen soll, riß mit wilder Hand ein Bouquet von seinem Busen, und schenkte es ihm. Hierauf machte er der ganzen Versammlung eine schön studierte Verbeugung, und dankte gleichsam für geneigten Zuspruch: dann sprach er mit dem Nachrichter, warf sich nachläßig auf den Schemel, wie ein französischer Abbé auf seinen Sopha, riß sich mit großer Heftigkeit seine Kleidung vom Halse, entblößte diesen selbst, machte noch eine kleine Verneigung an die Umstehenden, ließ sich die Augen verbinden, und der Kopf kollerte auf einen Streich auf dem Schaffot herum. Nun wallfahrteten die ersten 14 Tage nach diesem splendiden Tode mehr als 200 Menschen an das Hochgericht, um den artigen Jonas auf dem Rade zu sehen: und die Thorheit gieng so weit, daß man Blumen um seinen Schandpfahl streuete, die von der Hand eines schönen Mädchens seyn sollten. Täglich fand man neue Aufschriften z. B. Ruhe sanft, guter Jonas! Im Leben mein Feind, im Tode mein Freund; Mein Herz und Dein Herz waren Ein Herz; Vergiß mein nicht; //Ach wie ist es um

dich

dich Schade, lächle lang noch auf dem Rade;„ Du bist mein, und ich bin dein, ewig wollen wir beysammen seyn; Denk an dein Jettchen; u. s. w. Eines Morgens soll der Kaviller ihm sogar einen Blumenkranz vom Kopf abgenommen haben. — Siegwart würde weinen vor Freude, und ich möchte ihm accompagniren, aber vor Herzeleid über die Empfindeley meiner Nachbarinnen. Es konnte auch nicht fehlen, es mußten sich Spottvögel einfinden, die ihren Spaß damit trieben. Es erschienen verschiedene satyrische Gedichte und Aufsätze darüber. (D. Ztg. 1790. S. 669:679.)

3. Der jedesmahlige Grad der Vollkommenheit des Menschen beruht nicht allein auf dem Umfange seiner Einsichten und Kräfte: sondern auch auf der Einigkeit seiner Neigungen; so daß er keine sinnlichen Begierden heget, die der Verstand und die Vernunft mißbilligen, und daß die Wünsche des Verstandes und die Gebote der Vernunft leicht in Empfindungen übergehen, welche lebhaft genug sind, Handlungen zu bewirken. Daher verträgt sich rohe Wildheit und Unbändigkeit der Begierden und Leidenschaften nicht mit dem Bestreben, immer besser zu werden.

Der Sohn einer ansehnlichen Familie in der Republik G... wurde zur Erziehung in ein adeliches Collegium gegeben. Hier machte er in den zu erlernenden Wissenschaften und Künsten gute Fortschritte, und that sich besonders in der Musik hervor. Seine vortheilhafte Bildung machte Eindruck auf das schöne Geschlecht, und eine gewisse Dame wandte alles an, ihre Neigung zu ihm zu befriedigen. Der junge Mensch wurde durch sie verleitet, daß er mittelst einer Strickleiter aus dem Hause zu entkommen suchte. Beym ersten Versuch zerriß aber die Leiter, und der Liebes-Ritter brach ein Bein. Die Vorsteher des Collegiums ließen nun, sobald als möglich war, den jungen Herrn zur gnädigen Mama nach Hause bringen. Darauf gab sich die Dame alle Mühe, dessen Aufenthalt zu erfahren; aber vergebens. Man sagte ihr nichts weiter, als, der junge Herr sey verschwunden, man wisse nicht, wohin. Sie beschloß daher Rache, und unzüchtiger Weiber Rache ist zuweilen wüthiger, als Löwen und Tyger. — Die Dame ließ durch bestochene Bösewichter das Collegium durch angelegtes Feuer in einen Aschenhaufen verwandeln. Nach Verfluß eines Jahres erschien der Chevalier wieder öffentlich, und sprach die Dame, die voller Reue über die begangene That 20,000 Scudi zur Wiedererbauung des Collegiums hergab, und kurz darauf starb. Unser Held war nun fleißig, und in wenigen Jahren hatte er sich durch seine Fähigkeiten und gute Aufführung ein solches Vertrauen erworben, daß er in Geschäften nach Holland geschickt wurde. Die Liebe spielte ihm dort bald wieder einen so schlimmen Streich, daß er fast um Ehre und Leben kam. Er wurde zurück berufen und eingesperrt. Im Gefängniß schrieb

er

er verschiedenes, das ihm Verzeihung und Loslassung bewirkte. Kurz darauf wurde er wieder bey einer Gesandschaft gebraucht, hatte aber bald wieder neue Liebeshändel. Endlich fiel er in die Hände einer Theaterprinzessin, die ihm alles abnahm, und noch in große Schulden versetzte; und Spieler, die seine Schwäche und Leichtglaubigkeit benutzten, ruinirten ihn vollends ganz. Aus Schaam getraute er sich nicht in sein Vaterland zurück zu kehren, und gieng in der Verzweiflung davon, ohne zu wissen, wohin. — Als er den letzen Ueberrest seiner Baarschaft aufgezehrt hatte, nahm ihm ein mitleidiger Wirth, für die Zehrung, noch den Rock vom Leibe. Nun reiste der Herr Marquis in der Weste, und kam ins Kemptische. Er logirte schon mehrere Nächte unter freyem Himmel, als er in die Hände der Streifer eines benachbarten Orts gerieth, die ihn für einen der Spitzbuben hielten, die in voriger Nacht ihren Pfarrer ausgeraubt hatten. Er wurde eingebracht, und nach langem Ausfragen faßte der dortige Beamte den Entschluß, den Menschen, der 5 Schuh 10 Zoll maaß, wegen seines verdächtigen Aussehens, dem nächsten Kaiserl. Werber zu schenken. So kam er nach Günzburg ins Sammelhaus. Die Officiere, denen sein Betragen auffallend war, drangen in ihn, und er entdeckte, daß er ein Marquis C... aus G... sey. Man schrieb dahin, und alles fand sich nach seiner Aussage richtig. Er gieng als Gemeiner zum Regiment, und nach wenig Jahren starb seine Mutter, die ihm ein großes Vermögen hinterließ. Darauf nahm er seinen Abschied als Officier, und verwaltet nun sein Vermögen nützli-

cher, nachdem er durch Schaden und Unglück klüger geworden.

(D. Ztg. 1788. S. 197 : 199.)

Ein ansehnlicher Kaufmann aus Cöln hielt sich in Aachen auf, und brachte Tag und Nacht am Faraos-Tisch zu. Seine getreue Gattin hatte er verlassen, und sie ward besorgt, er möchte seiner unglücklichen Leidenschaft auch ihr eignes Vermögen aufopfern. Ihre dringendsten Bitten, daß er zurück kommen und sich seiner Geschäfte wieder annehmen möchte, waren vergebens. Er erklärte ihr vielmehr, daß er sie gar nicht wieder sehen möge, so unempfindlich und pflichtvergessen machte ihn das Spiel. Weil er nun die Mittel in Händen hatte, ihr Vermögen völlig aufzuzehren: so sah sie sich endlich genöthigt, ihn mit Hülfe der Obrigkeit, als einen Verschwender, in das Kloster der barmherzigen Brüder einsperren zu lassen.

(D. Ztg. 1784. S. 166.)

In Catanea in Sicilien hat der Marquis v. St. Giuliano kürzlich ein Beyspiel davon gegeben, daß böse Leidenschaften den Menschen wilder und grausamer machen können, als ein reissendes Thier. Dieser Mann gerieth auf den Verdacht, daß seine Gemahlin ihm untreu sey, und wurde darüber so rasend, daß er die unmenschlichste Rache an ihr ausübte. Er gab nähmlich eines Tages allen seinen Leuten Urlaub, außer einer Kammerjungfer und einer Amme, die zu Hause blieben, gieng in das Zimmer seiner Gemahlin und brachte ihr etliche tödtliche Stiche bey. Auf ihr Geschrey lief die Kammerjungfer herzu, die erstach er auch. Unterdessen

kam

kam die Amme und stellte sich mit seinem Kinde auf den Armen zwischen ihn und die beyden Verwundeten. Aber der Tyger riß ihr das Kind weg, warf es mitten ins Zimmer und stach wütend auf sie los, während daß die beyden ersten Opfer seiner Raserey den Geist aufgaben. Die Amme und das Kind leben noch: und der Barbar hat die Flucht genommen, wird aber der verdienten Strafe so wenig entlaufen, als den Qualen seines Gewissens. An solchen Beyspielen sieht man, wie nöthig es ist, von Jugend auf seine Begierden und Leidenschaften mäßigen zu lernen.

(D. Ztg. 1784. S. 154.)

4. Das ganze Daseyn des Menschen in Zeit und Ewigkeit ist eine einzige, nie zu unterbrechende Reise nach einem vorgesteckten Ziele. **Unbeständigkeit** in seinen sich sämmtlich darauf beziehenden Vorsätzen und Neigungen würde ihn am Fortschreiten hindern, und Verzögerung verursachen. Er verbannt also alle **Furcht** und **Zaghaftigkeit** aus seinem Gemüthe, läßt sich durch keine **Reitze der Verführung** von seinem Wege ablenken, wird nicht **unmuthig**, wen er auf rauhe und dornigte Stellen stößt, und **verzweifelt** nicht, wenn auch Nacht und Stürme den Ausgang in undurchdringliche Dunkelheit verhüllen.

Der k. k. Kreis-Schulkommissair Frhr. von Meggenhoffen zu Ried im Innviertel, war einige Zeit in Stubenberg bey seinem ehemaligen Obristen Graf Baumgarten im Jagen. Sie besuchten die Hagenauische Wasserjagd, und fuhren am 26sten v. M. gegen 5 Uhr auf einem kleinen Kahn von Hagenau auf die Bayerische Seite hinüber. Der Kahn fährt auf einen Stock, schlägt um, und übergiebt seine ganze Ladung den Wellen. Ein Sergeant des Obristen rettet sich, macht Lermen, man eilt den Unglücklichen zu Hülfe, und alle — bis auf den Graf Baumgarten und den Baron von Meggenhofen, werden gerettet. Der Obrist wurde todt aus dem Wasser gezogen, und der leichnam des guten Meggenhoffen erst einen Monat hernach gefunden. Das ist die traurige Geschichte des Endes eines Mannes, der wegen seiner Tugend und Rechtschaffenheit allen, die ihn kannten, ewig unvergeßlich bleiben wird, und der ein längeres Leben verdient hätte. Er war kein Genie, um ein Sonderling zu heißen; aber ein Mann von richtigem Blick und reinem Herzen. Sollte ich von dem Eigenthümlichen seiner Talente urtheilen, so würde ich sagen, daß nicht philosophischer Trübsinn, nicht dichterische Imagination seine hervorstechende Fähigkeiten gewesen sind: sondern heller und gerader Verstand, und Beobachtungsgeist, und Gabe der Zergliederung. Deutliche Gedanken waren immer bey ihm die Grundlage, daraus entstand erst Empfindung und Wärme. Er machte keinen Anspruch auf weitläuftige Gelehrsamkeit: aber was er wußte, und — er lernte beständig, und mit Lust, aber er glaubte wenig zu wissen — wußte er gründlich. Alles war ein Eigenthum seiner Seele geworden. Moral-Philosophie war sein liebstes

Stu-

Studium, und Garve sein Lieblingsschriftsteller. Sein sittlicher Charakter war eben so, wo nicht noch auszeichnender, wie sein intellectueller. Niemand, den ich kenne, hat den Charakter, den Cicero von einem tugendhaften Mann vor allen Dingen fordert, immer mit sich selbst übereinstimmend zu seyn, in einem so hohen Grade zu eigen gehabt, als Meggenhoffen. Was eigentliche Laune sey, wußte er nicht. Weder sein Gesicht, noch sein Betragen änderte sich von einem Tage zum andern. Er war sich immer gleich, immer in der Mittelstrasse, immer unter der Herrschaft der Vernunft, immer in einem gewissen Gleichgewicht der Neigungen. Dazu trug sehr viel bey, daß er nicht den Ehrgeiz hatte, durch irgend eine seiner guten Eigenschaften auf der Stelle zu glänzen. Er schien nicht daran zu denken, wie er dem andern scheinen möchte: er dachte nur daran, wie er seyn wolle. Bey dem allen besaß er einen gewissen Edelmuth, einen Geist der Freyheit und Unabhängigkeit, der, ohne sich über die einmahl eingeführte, und festgesetzte bürgerliche und Staats-Verhältnisse muthwillig hinweg zu setzen, dennoch willkührlichen Mißbräuchen der Gewalt sich zu unterwerfen, und wegen eigennütziger Vortheile auch seinen Tribut zur Verletzung bürgerlicher Freyheit und der Unterthansrechte beyzutragen, nicht für erlaubt hielt. Er wollte die Achtung für sich selbst behalten, und hielt es für unbedeutender, an Leib und Leben, als an der Seele Schaden zu leiden. Als daher auch ihm die Vorsehung eine Rolle bey dem Schauspiele, welches mit den Illuminaten in Bayern in den Jahren 1784. — 1786. aufgeführt wurde, zutheilte, und Meggenhoffen in die Untersuchung verfiel, wobey sich nichts weiter ergab, als daß er sich

haupt-

hauptsächlich mit dem Lesen der Alten, eines Cicero, Seneca, Epictet, Antonins u. s. w. und mit der Anleitung junger Leute zu einer ähnlichen und für ihren moralischen Charakter und geschmackvollen Bildung so nützlichen Lectüre, beschäftigte, doch aber als ein Naseweiser Philosoph — zum bessern Unterricht im katholischen Glauben auf unbestimmte Zeit in ein Franziskanerkloster gesperrt wurde: so begehrte er, nach ausgestandenem Arrest, worin er sich so betrug, daß selbst die Mönche für ihn baten, seinen Abschied als Auditeur bey dem von Hegnenbergischen Infanterie-Regiment, und verließ sein Vaterland, ohne auf jemand wegen der erfahrnen Begegnung ungehalten zu seyn; mit vestem Glauben an eine über alle Menschen waltende weise und gute Vorsehung, welche alle unsre Schicksale zu unsrer Vervollkommnung lenket, und mit der vollen Ueberzeugung, daß alles was ist — gut ist. Meggenhoffen hielt es aber für seine Pflicht, seinen Mitmenschen öffentliche Rechenschaft zu geben, wie er die ihm zugetheilte Rolle gespielt habe, und schrieb deswegen seine Geschichte und Apologie, als ein Beytrag zur Illuminaten-Geschichte in Bayern, die besonders gedruckt worden ist, und auch als Beylage hinter dem VI. Band des grauen Ungeheuers stehet. Sie verdiente von allen jungen Leuten, als Beyspiel eines musterhaften sittlichen Betragens im Unglück gelesen zu werden. Er selbst erklärte sich über die Absicht bey der Bekanntmachung seiner Geschichte auf eine sehr charakterisirende Art. Wenn ich, sagte er, durch die Behandlung meiner Geschichte nur bey einem einzigen Leser, welcher vielleicht auch Anschläge, die auf die Verletzung seiner Gefühle von Menschenwürde abzielen, gegen sich wahrnimmt, dieses Gefühl er-

heben

heben würde: so bin ich wegen allem, was mir begegnet ist, und für die Zukunft begegnen kann, vielfach schadlos gehalten.

Meggenhoffen war keines einzigen Menschen Feind, aber ein warmer Freund seiner Freunde, und, wie es von einem solchen Manne zu erwarten, der beständig in allen seinen Neigungen ist, auch unveränderlich in seiner Freundschaft. Wenn er sich einmahl nach Prüfung und Wahl mit Jemanden verbunden hatte, so blieb er standhaft und getreu. Auch ich habe seine Freundschaft von dem Augenblick an, da er sie mir bey genauer Bekanntschaft schenkte, ununterbrochen genossen. Und mit lautem Dank gegen die Vorsehung erkenne ich es, daß Sie mich den Edlen auf meinem Wege finden ließ. Ich bin ihm viel — sehr viel schuldig.

Meggenhoffen war auch einer von den seltenen Menschen, die zur moralischen Bildung Anderer gleichsam gebohren werden. Er hatte die Linie zwischen Recht und Unrecht scharf gezogen, und bemerkte leicht die geringste Abweichung davon. Bey dem allem beleidigte sein Tadel nie; und seine Erinnerungen besserten immer. Man sahe sich beschämt und fühlte sich nicht gedrückt; denn er wollte sich nicht überheben. Er hielt sich bey weitem nicht für tadellos. Nur von dem gerügten Fehler durfte er sich frey sprechen. Was er lehrte, bestätigte sein Beyspiel. Kurz, er war — wenn es mir erlaubt ist, meine Achtung und Verehrung gegen ein

bey manchen verschrienes, aber nach seiner Anlage und Absicht gewiß preiswürdiges Institut, wie der Illuminaten-Orden war, öffentlich an Tag zu legen — so war Meggenhoffen die personificirte Moral des Ordens. Er nimmt die Liebe und Verehrung aller derer mit in den Tod, welche ihm einmahl diese Empfindungen gewidmet hatten.

(D. Ztg. 1791. S. 49-54.)

Drey

Drey und zwanzigste Vorlesung.

Sorge für die Anmuth.

Unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckigte, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem moralischen Schönheitsmaaß der Weisen, aufhört, Weisheit und Tugend zu seyn.

Wieland.

Der Mensch ist nicht zum bloßen Denken und Wollen geboren, sondern er denkt und will, um zu handeln. Es ist also an der Sorge für das Vorstellungs- und Begehrungsvermögen noch nicht genug: es ist auch Pflicht, dahin zu sehen, daß unsre verädelten Eigenschaften Eingang finden, da wo sie wirken sollen. Der schönste Diamant bleibt ungekannt und ungenützt, wenn er nicht durch den Schnitt und die Fassung eine gefällige Form erhält: so bleibt auch der Mensch bey den hellesten Einsichten und dem besten Willen eine unnütze Erdenlast, wenn es ihm an solchen Eigenschaften mangelt, die seine Kenntnisse und Tugenden annehmlich und brauchbar machen.

Es

Es giebt daher einen Kreis von schwesterlichen Tugenden, welche dem verädelten Menschen eine so liebenswürdige Außenseite geben, daß seinen innern Vollkommenheiten dadurch überall der Weg zur Bewirkung des Guten außer sich gebahnt wird.

Ich möchte sie das Gefolge der Anmuth nennen: weil die Grazien in einer deutschen Sittenlehre zu profan scheinen würden. Allein die Bemühung, sich diese äußerlichen Vorzüge der Menschenbildung, worin wir Deutsche noch weit hinter den alten Griechen und den neuern Franzosen zurück sind, zu erwerben, ist für unsre Jugend eben so wohl Pflicht, ist so gut Religionssache für sie, als es die Opfer der Grazien für die griechischen Mädchen und Jünglinge waren.

Lassen Sie uns also, meine jungen Freunde und Freundinnen zur holden Anmuth wallfahrten und mit ihrem freundlichen Gefolge Bekanntschaft machen. Sie sitzt auf keinem Throne, und wartet nicht am Altar auf unsre Opfer: sondern sie wandelt mit ihren Schwestern, der Weisheit und Tugend, mitten unter den Menschen, und man sieht sie öfter in

der

der reinlichen Wohnung des Mittelmannes, als im glänzenden Pallast des Reichen, wo ihr die unter ihrer Maske überall sich vordrängende eitle Gefallsucht den Aufenthalt verleidet. Dem Armen, der in seiner Hütte keinen Raum für sie hat, lächelt sie doch im Auge seines Weibes und in den Liebesblicken seiner Kinder Trost ins Herz.

Diese Tugend zeigt sich nun zuerst im Angesicht des Menschen. Sie ist aber nicht die Schönheit, die das Herz ins Auge herauf zaubert, sondern sie geht durchs Auge ins Herz, und diesem ist wohl bey ihr, wenn gleich das Auge nicht sieht, warum? Manches Gesicht ist anmuthig, das man häßlich finden würde, wenn es nicht anmuthig wäre. Und über diesen Vorzug hat die Zeit keine Gewalt, wie über die Schönheit: sondern die Anmuth bleibt, wo sie einmahl ist, so lange das sanfte Gemüth, aus dem sie sich über die leibliche Gestalt ergießt, nicht durch stürmische Leidenschaften verunruhiget wird. Denn, sie hat ihren Hauptsitz im Auge, wenn aus demselben reines Wohlwollen und Güte des Herzens heraus sehen. Wo diese nicht sind, grinset die erborgte Freund-

lichkeit, anstatt des natürlichen unbefangenen Lächelns der Anmuth, und verräth ihr Kunstwerk bald, durch die absichtliche Vertheilung ihrer holden Blicke unter die Augen, welche auf sie sehen, oder von welchen sie gesehen seyn will.

Frau von Tauenziehn, Hof-Dame Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Heinrich von Preussen, war bey ihrer vorzüglichen Schönheit besonders höflich, gefällig und einnehmend in ihrem ganzen Betragen. Ihr immer heitrer Geist sah Andre auch gern um sich fröhlich, und war geschäftig, etwas dazu beyzutragen: und diese Neigung gab ihrer schönen Bildung einen Ausdruck von Menschenfreundlichkeit und Güte, der sie noch ungemein verschönerte. Sie verlor ihr junges Leben, als sie ihre erste Tochter gebar; und der Tod brach sie frühe diese Blume in Gottes großem Garten: aber dafür hat sie desto schöner geblühet.

(D. Ztg. 1784. S. 111.)

Ihnen, meine Freundinnen, habe ich über diese Art der Anmuth ein besonderes Geheimniß zu eröffnen, nähmlich dieses: sie wohnt gern bey der Unschuld und Schamhaftigkeit, und entfliehet mit, wenn diese Tugenden von Ihnen weichen.

2. Außer dem Angesicht des Menschen, verschönert die holde Anmuth auch den ganzen

kunstreichen Bau seines aufgerichteten Körpers. Schlimme Angewohnheiten im Gehen, Stehen und Sitzen, in der Haltung und Bewegung des Leibes entstellen auch die Schönheit, und bringen selbst die Weisheit durch den Anstrich des Lächerlichen um ihre Würde. Doch behauptet die Natur in diesem Stücke den Vorzug vor der Kunst. Wohlgebaute Gliedmaßen nehmen sich, in natürlich leichten Bewegungen und ungezwungenen Lagen, wo die Seele nicht daran denkt, wie sich der Körper hält, schöner aus, als wenn sie wissentlich nach den Regeln der Mimik *) und zur Schau abgezirkelt werden. Man vernachläßige daher in der Jugend diesen Theil der Vollkommenheit nicht, der nicht wenig dazu beyträgt, Andere schon für uns und unsere Sache einzunehmen, ehe wir noch reden und handeln. Ein tölpischer und plumper Mensch stößt überall an, und seine besten innern Vorzüge gleichen Per-

*) Die Kunst, Leidenschaften und Gemüths-Charakter durch Geberden und Gesichtszüge natürlich auszudrücken.

len, die unter Schutt vergraben liegen, den nicht Jedermann gern aufwühlen mag. *)

3. In dieser Rücksicht ist es auch nichts weniger, als gleichgiltig, in welcher Kleidung man vor den Menschen erscheint, deren Achtung man zu schonen hat. Jede freywillige That ist ein Abdruck unsrer Gesinnungen; daher verräth übertriebner Putz Hoffahrt oder Eitelkeit, ein altväterischer Anzug Starrsinn oder Mangel an Geschmack, Schmutz am Leibe wenigstens Indolenz **) der Seele. Trägt der ernsthafte Mann das Kleid eines Marktschreyers, so kann man nicht umhin, zu denken, daß es ihm darum zu thun sey, die Augen der Menge auf sich zu ziehen; und wenn man im geschmackvollen Leipzig die Thomasschüler in schwarzen Röcken, Mänteln und Stutzperuquen sieht, so sollte man muthmaßen, ihre Obern wären Mönche, welche diese Knaben daran gewöhnen

*) Es findet sich von dieser Eigenschaft kein passendes Beyspiel in der D. Ztg. Ich werde aber in der Folge, wenn sich eins darbietet, darauf zurück weisen.

**) Ein Gemüthszustand, wo der Mensch aus Trägheit ruhig und zufrieden ist, die Sachen mögen gehen, wie sie wollen.

wöhnen wollten, den öffentlichen Spott gelassen zu ertragen. Die Sorge für die Anmuth in diesem Punkte muß dahin gehen, alles Auffallende und Gesuchte zu meiden, und den Gang der Mode weder selbst leiten zu wollen, noch sich von ihr sclavisch beherrschen zu lassen: sondern ihm so weit zu folgen, als die, nach einer verhältnißmäßigen Eintheilung der jährlichen Ausgabe, zur Kleidung bestimmte Summen reichet. Auf diese Bedingung kann die Weisheit selbst nichts dagegen haben, wenn das Weib dem Manne auch durch einen geschmackvollen Anzug Vergnügen zu machen suchet, und das Bestreben, alles aufs beste zu machen, auch in diesem Punkte befriedigt.

Potsdam. „Der erste Schritt im Laster ist weit leichter zu vermeiden, als wieder zurück zu thun, wenn er einmahl geschehen ist; weil ein natürlicher Trieb den Menschen immer weiter fort treibt, er mag auf guten oder schlimmen Wegen wandeln.„ Dieses bestätigte eine Frauensperson in Potsdam, welche der Hang zum Vergnügen, vielleicht blos die Neigung zum Putz, auf der Bahn des Lebens ins Unglück und endlich zur Verzweiflung führte. Sie war ohngefähr 30 Jahr alt, diente bey einer guten Herrschaft, die mit ihr wohl zufrieden war, und doch überließ sie sich lasterhaften Ausschweifungen, welche einer ledigen Person ihre ganze irdische Glückseligkeit, und die Ruhe des Gewissens rauben, und allemahl an den Tag kom-

men. Ihr Herr merkte bald, daß sie auf bösen Wegen gieng, setzte sie zur Rede, und stellte ihr vor: sie sey ja kein Kind mehr, und könne selbst bedenken, wie unglücklich sie sich durch eine solche Lebensart mache. Insbesondere führte er ihr die Stelle 1 Cor. 6, 13. 15. 18. recht ernstlich zu Gemüthe, und dieses mehr als einmahl. Aber das Laster hatte im Herzen der Unglücklichen schon so tiefe Wurzel geschlagen, daß sie ihm die freche Antwort gab: sie könne mit ihrem Lohn nicht auskommen, wenn sie nicht einen Nebenverdienst hätte. Woraus man wohl sieht, daß sie mehr Staat machen wollte, als ihr Stand erforderte; indem andere ehrliche Dienstbothen mit einem gleichen Lohne gar wohl auskommen. Sie hatte einen in Berlin wohnenden Bruder, der von ihrer schlechten Aufführung Nachricht bekam, und sie erst durch einen Brief brüderlich ermahnte, davon abzustehen, und hernach ihren Herrn bat, er möchte sie aus dem Dienste entlassen; indem er sie in Berlin bey einer Herrschaft anbringen wolle, wo er sie vor Augen hätte. Ihr Herr stellte ihr nun frey, ob sie selbst nach Berlin gehen wolle, mit ihrem Bruder zu sprechen: und dieses wollte sie am 18ten Febr. thun. Sie verrichtete aber erst ihre gewöhnlichen Geschäfte, und gieng dann fort, ohne sich reisemäßig anzukleiden. Nicht weit von der Glinickschen Brücke begegnete ihr ein Mann mit einem Schiebkarren, den bat sie, still zu halten, zog einen ihrer Röcke aus, und warf ihn auf den Karren, mit den Worten: Ich brauche nur einen Rock. Voll Verwunderung über dieses verwirrte Betragen sah ihr der Mann nach, und sie stürzte sich vom Geländer der Brücke mitten in den Strom hinab. Ein Fischer, der den Fall hörte, eilte sie zu retten; aber

aber der Körper war untergesunken, und vom Strohme fortgeführt worden.

(D. Ztg. 1786. S. 205.)

Ein Fourier von der Französischen Leibgarde, Nahmens Falconnet, erschoß sich am 10ten, weil er 2000 Livr. die seiner Compagnie gehörten, verschwendet hatte, um die herrschenden Moden in der Kleidung, Mobilien, Gastereyen u. d. gl. mitzumachen. — (D. Ztg. 1784. S. 55.)

4. Ein noch kräftigeres Mittel, sich angenehm zu machen, und dadurch seinen Wirkungskreis zu erweitern, ist die Anmuth der Rede. Man weiß, welche große Dinge die Beredsamkeit in der alten Welt ausgerichtet hat, und daß noch jetzt im National-Senat der **Britten** die wichtigsten Staatsbegebenheiten durch ihren Zauberstab gelenkt werden; daß **Mirabeau** durch seine Feuersprache **Frankreich** umkehrte; daß **Stanislaus August** durch sanfte Vorstellungen die Rechte der Menschheit in **Polen** geltend machte.

Noch kann der Volkslehrer auf der Kanzel ganze Gemeinden zu tugendhaften Vorsätzen und Thaten bewegen, und den Sturm empörter Leidenschaften Einhalt thun.

"Zerbst, vom 8ten Febr. 1784.

„Sie haben zu viel Antheil an dem, was ich hier seit einiger Zeit fürs allgemeine Beste leistete,

mein Werthester, als daß ich nicht glauben sollte, daß Ihnen dieser Brief eine recht selige Stunde machen werde. — Daß bald nach der Predigt, welche ich wider die öffentliche Betteley hielt, gedruckte Patente wider eben dieselbe, an allen Zerbster Thoren standen, daß die durch mich veranstaltete Subscription, zur Erhaltung der Armen aufs beste von Statten gieng, und ich mithin alle meine in der ersten Predigt gethanen Vorschläge glücklich durchsetzte, wissen Sie schon. Heute aber habe ich das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß das ganze neu eingerichtete Armenwesen nun feststeht, und so lange feststehen wird, als man hier wollen wird, daß es feststehen soll; daß ich eben ein Haus gekauft, welches zum Behuf desselben eingerichtet wird, und daß eine Arbeits-Anstalt angefangen worden, die zur Zeit in einer Flachsspinnerey besteht, zu der aber in Zukunft auch Wollespinnen kommen wird. Nimmermehr würde aber diese gemeinnützige Sache so weit haben gelangen können, wenn ich nicht mit einer guten Summe in der Hand, ihr gleich zur Seite war. Diese erhielt ich theils durch einen außerordentlich starken Absatz meiner beyden Predigten, theils durch freywillige Beyträge in- und ausländischer Menschenfreunde. Nahe an 900 ℔ sind es, welche ich bis auf diesen Tag solchergestalt zusammenbrachte, und so viel ich es zu übersehen vermag, hat das größere auswärtige Publicum auch die größere Hälfte hierzu beygetragen. Jedem, der mit und ohne Nahmen dazu steuerte, so lange ich lebe, dafür meinen warmen Dank, und Ihnen, Werthester, der die auswärtigen dazu zuerst in Thätigkeit setzte, *) meinen wärm-

*) Durch eine Aufforderung im 34sten Stück 1783. d. Dess. Jugend-Zeitung.

wärmsten! Außer dem Beytrag einer Fürstin, die ich nicht nennen soll, empfing ich von Gotha den stärksten, der 16 Louisd'or betrug. Durch obige Summe, war ich nicht nur in den Stand gesetzt, im ersten Anfang alle Ausgaben beym Armenwesen zu bestreiten: sondern ich konnte auch, als unsere Casse schon in Ordnung kam, ihr vier Monate lang noch einen beträchtlichen Theil ihrer Ausgaben abnehmen und aus mir bestreiten: dergestalt, daß sie am Schlusse des vorigen Jahres schon einen baaren Vorrath von 206 ℔ aufzuweisen hatte. Solcher seither durch mich bestrittenen Ausgaben sind z. E. daß ich den Aermsten in diesem strengen Winter nahe an 300 ℔ Holz gekauft, daß ich drey Monathe hindurch die Arzeneyen für die Kranken bezahlt, daß ich viel aus größter Noth versetzte Betten eingelöset, daß ich an 40 Arme so lange besonders ernährt, bis sie jetzt in die Casse aufgenommen wurden, daß ich vielen, welche aus Arbeitsmangel seither mit dem, was sie aus der Casse bekamen, nicht ausreichen konnten, bis jetzt noch täglich für einen Groschen Brod gekauft, daß ich 25 arme Kinder im Schreiben und Rechnen unterrichten lasse, daß ich für 6 verlassene Waisen noch ganz allein sorge, u. s. w.

Anfangs bestand die Commission, welche die Herrschaft zur Regulirung des ganz verfallenen Armenwesens niedersetzte, blos aus dem Herrn Brigadier von Rauchhaupt, der sich sehr edel und thätig dabey erwiesen hat, und mir. Jetzt ist sie, zur Erhaltung der Sache, auf mein eigenes Ansuchen vergrößert worden, und besteht halb aus obrigkeitlichen Personen, halb aus dem Publikum. Der Armen, welche erhalten werden, sind über 250. Dazu trägt der Fürst monatlich 120 ℔ und das Publicum 170 ℔ bey. Außerdem fließen noch

einige theils beträchtliche, theils unbeträchtliche Fonds zur Kasse. Das erkaufte Haus wird einstweilen nur zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen eingerichtet, bis wir mit der Zeit für mehr sorgen können. Es werden darin ein Arbeitssaal, einige Arbeitsstuben, eine Wohnung für den Wärter, eine Stube zur Austheilung und eine zum Aufenthalte für Wahnsinnige angelegt.

Urtheilen Sie, bester Mann, von der Freude, welche ich dabey empfinden muß, daß ich Ihnen dies alles schreiben kann. Sie ist mein Lohn! Theilen Sie dem Publicum einen Auszug dieser Nachrichten mit, und sagen Sie ihm, daß ich wünschte, daß selbige noch einen doppelten Eindruck machen möchten. Erstlich: daß mein Stand auf allen Seiten für gemeines Wohl thätiger werden möge; und dann — daß die Beförderer des Guten, die Menschenfreunde und Wohlthäter an allen Orten und Enden durch diese gute, zweckmäßige Anwendung empfangener Unterstützungen sich aufs neue gereitzt fühlen mögen, bey erster Gelegenheit, die sie wieder zum Gutsthun erhalten, von neuem thätig zu seyn! Ich selbst gebe die Anwendung, welche ich von den erhaltenen Beyträgen gemacht habe, für weit mehr aus, als die Predigt, durch die ich mir den Weg zu ihnen bahnte, und als alle Predigten, die ich noch halten werde.

Sintenis.

(D. Ztg. 1784. S. 57:59.)

Noch kann der eben so billige als gerechte Richter durch die Macht der wahren Beredsamkeit, die von Herzen kommt, und deshalb auch

zu

zu Herzen geht, oft die heftigsten Streiter aussöhnen, den Meineid verhüten, die Wahrheit ans Licht bringen, und den Gesetzen Gehorsam verschaffen, ohne die Schärfe des Schwerdtes vorzukehren.

In einem Dorfe im Schönburgischen starb 1789. ein Bauer, der dreyzehn hundert Thaler Schulden hatte, und dessen Gut nur höchstens eilfhundert Thaler werth war. Ein Concurs schien unter solchen Umständen eine unvermeidliche Sache zu seyn. Nicht lange nach dem Tode des Mannes kam sein ältester Sohn zum Amtmann und erklärte, daß er das Gut seines Vaters annehmen wolle. „Habt ihr denn so viel Geld, lieber Freund, „daß ihr die Schulden eures Vaters bezahlen „könnt?„ erwiederte ihm der Amtmann. „Nein „Herr Amtmann, nicht so viel Pfennige, als das „Thaler seyn müßten: aber Sie machen mich, mit „Mutter und Geschwister zeitlebens glücklich, wenn „Sie mir zum Gute verhelfen, und ich flehe Sie „um Gottes willen darum. Sie werden es schon „machen können.„ Der Gedanke, das Glück einer ganzen Familie auf zeitlebens gründen zu können, war diesem Beamten zu reitzend, als daß er nicht wenigstens alles hätte versuchen sollen, um es dahin zu bringen. Er bestimmte einen Termin, an welchem der Sohn mit den Gläubigern seines Vaters vor dem Amte erscheinen sollte. Der Tag kam, und der Amtmann fragte die Gläubiger: ob sie ihr Geld haben, oder noch einige Zeit nachsehen wollten. Wir wollen unser Geld, war die fast einstimmige Antwort. „Aber so werdet ihr von „euren Forderungen fallen lassen müssen!„ „Wir „lassen nichts fallen, Herr Amtmann: was wir

„gegeben haben, wollen wir auch wieder haben.„
„Aber wo nichts ist, da hat der Kaiser selbst sein
„Recht verlohren.„ Das Gut ist ja noch da, das
„muß verkauft werden.„ Wenn ihr darauf be-
„steht, so müssen wir es freylich subhastiren: aber
„laßt mich euch zuvor einen Vorschlag thun, lie-
„ben Leute. Ehe es bis zur Subhastation des Gu-
„tes kommt, vergeht vielleicht ein Jahr und drü-
„ber. Unterdessen muß das Gut sequestrirt wer-
„den; das verursacht Kosten, und das Gut wird,
„wie es gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen
„pflegt, verschlimmert. Dann kommt es darauf
„an, ob wir für alles mit einander acht hundert
„Thaler bekommen. Meine Kosten betragen da-
„bey ohngefähr zwey hundert Thaler, und die aus-
„sergerichtlichen auch etwa zweyhundert Thaler.
„Diese gehen euren Forderungen vor, und es blei-
„ben für eure dreyzehn hundert Thaler nur noch
„etwa fünf hundert Thaler übrig. Ihr müßt
„dann natürlich mit vierzig Procent zufrieden seyn,
„und bekommt zugleich den traurigen Gedanken
„mit ausgezahlt, daß ihr eine ganze Familie brod-
„los gemacht, und an den Bettelstab gebracht habt.
„Alles das könnt ihr aber verhindern, wenn ihr
„freywillig von euren Forderungen etwas fallen
„lasset, und dadurch den jungen Menschen in den
„Stand setzt, daß Gut seines Vaters übernehmen
„zu können. Ihr gewinnt dabey augenscheinlich,
„und habt obendrein noch die herrliche Belohnung
„aus freyem Antriebe großmüthig gewesen zu seyn,
„und eine ganze Familie gerettet zu haben. Nun
„überlegt es, welches von beyden ihr thun wollt.„
Ein gutes und vernünftiges Wort findet oft eine gute Statt, das war der Fall auch hier. Die Gläubiger schienen durch die Rede des menschenfreundlichen Richters überrascht und begeistert zu

wer-

werden: denn sie entschlossen sich binnen einigen Minuten einmüthig zu dem Vorschlag der Großmuth. Sie zogen ihre Schuldbriefe heraus, einischrieben sechzig für hundert, andere siebenzig, noch andere gar nur funfzig, und die Zinsen erließen sie fast alle. —

Den Nahmen des braven Amtmanns, der den Gedanken, der Retter eine ganzen Familie zu werden, einem Verdienst von einigen hundert Thalern vorzog, verschweige ich, um seiner Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten: aber Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß ihn schon allein diese That unter die Aedeln unserer Zeit erhebt, und ihm die Liebe und Achtung jedes Menschenfreundes erwerben muß. (D. Ztg. 1789. S. 258.)

Und so kann die Wohlredenheit auch im Privatleben großen Nutzen durch ihre Gewalt über die Gemüther stiften. Wer eine Sache, wobey Andere mit Hand anlegen, oder einstimmen sollen, am besten vorzutragen weiß, wird sie allezeit am leichtesten und glücklichsten bewirken. Wer seine eigne oder fremde Noth am rührendsten beschreibet, findet auch die meisten Herzen und Hände zur Hülfe bereit.

Nach dem unglücklichen Brande in Göppingen, welcher dieses gewerbvolle Wirtembergische Landstädtchen den 18ten August 1782. in einen Aschenhaufen verwandelte, ließ der Reichsstadt Ulmische Beamte zu Lonsee einige seiner reichsten Bauern zu sich kommen, schilderte ihnen den Zustand dieser zu Grunde gerichteten Nachbarn mit

männ-

männlicher Beredsamkeit, und sagte, daß er gesonnen wäre, dahin zu reisen, und ein Paar Kinder in seine Versorgung zu nehmen, deren Eltern außer Stand gesetzt wären, ihnen eine weitere Erziehung zu geben. Wenn etwa, fügte er hinzu, einer oder der andere von ihnen Lust hätte, ein gleiches zu thun, so wolle er sich nach mehrerern solcher Hülfsbedürftigen erkundigen. Ohne Zaudern erklärte einer von den Versammelten: Ich will eins. Diesem folgte ein zweyter: ich will auch eins; und eben so gut und trocken stimmten noch 8 zu gleichem Liebeswerke. — Der Amtmann, erfreut über diesen Erfolg, fuhr fort, daß es nicht genug sey, daß sie sich zu dieser Aufnahme entschlossen hätten. Ihre Weiber müßten auch um diese Vermehrung ihrer künftigen Tischgenossen gefragt werden! „Hab nicht daran gedacht", erwiederte einer. Hierauf liefen alle zum Amthause hinaus, und alle kamen mit der Nachricht zurück, daß ihre Weiber des nämlichen Sinnes wären. Nun ritt unser Amtmann nach Göppingen, eröffnete seine Werbung, und hatte sehr bald seine jungen Rekruten beysammen, welche unter Anstimmung eines Dankliedes auf einem Wagen zu ihren neuen Pflegeltern fuhren. Als sie in dem Amthause zu Lonsee angekommen waren, stellte sie der Amtmann in eine Reihe, und ließ den Bauern die Wahl, während daß er wegen eines Geschäfts in ein anderes Zimmer gegangen war. Bey seiner baldigen Zurückkunft waren diese Gutthäter nicht nur mit ihren Kindern bereits auf und davon gegangen, als ob sie fürchteten, daß man ihnen ihre Beute wieder rauben würde; sondern andre waren eben im Begriff, ihm auch die zwey übrig gebliebenen hinwegzuführen, die sie ihm endlich, nicht ohne bezeugten Unwillen, überließen. Dieser edle Mann, welcher in seinem Leben nicht eine

von allen empfindsamen Schriften unsrer Zeit gelesen hat, heißt Lüderlin. Er würde sich durch eine Lobrede über diese Handlung beleidigt finden, und glaubt, so wie ich ihn kenne, ganz gewiß nicht einen Augenblick, daß er etwas gethan habe, welches nicht ein jeder Anderer eben so gut gethan haben würde. D. Ztg. 1784. S. 222.)

Der Vorzug der Wohlredenheit ist daher allerdings werth, daß der Freund der Vervollkommnung ihn zu erlangen suche: denn auch dem bloßen Hausvater wird das Hausregiment leichter, wenn er seinen Willen immer auf die deutlichste, überzeugendste und gefälligste Weise ausdrückt, und die Hausmutter wird durch wahre natürliche Beredsamkeit die Kinder und Hausgenossen sicherer lenken, als durch Poltern und Schelten. Es sollte also wohl ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts seyn, die jungen Leute im Reden von solchen Dingen, wovon sie einst als Mitglieder des Staats und als Familienhäupter zu reden haben werden, fleißig zu üben; so wie man sie — freylich noch immer nur in wenig Schulen — in schriftlichen Aufsätzen über dergleichen Gegenstände übet. Man sollte die künftigen Hausväter und Hausmütter, beym Unterricht in den Pflichten ihres

Stan-

Standes in den höhern Schul-Classen, anleiten, die kleinen Kinder auf die zweckmäßigste Ar zum Guten zu ermahnen, und vor Fehlern zu warnen. — Der künftige Handwerker sollte sich über seine Profession auch dem Unkundigen verständlich machen, und diesen verstehen lernen. Für erwachsene Jünglinge und Mädchen wäre es gewiß eine eben so schickliche als nützliche und angenehme Unterhaltung, in freundschaftlichen Zirkeln sich in mündlichen Vorträgen über allerhand in ihrem Erkenntnißkreis einschlagende Gegenstände zu üben, wie es in den Englischen Clubbs geschieht.

Auch der bloße Ton der Menschenstimme ist nicht als unbedeutend zu vernachläßigen. Wer sich berufen fühlt, sein ganzes Wesen von einer Stufe der Verädlung zur andern zu erheben, wird seine Stimme wenigstens vor angewöhntem Mißlaut zu bewahren suchen, wenn sie nicht von Natur in lieblichen Tönen durch das Ohr zum Herzen geht.

Da der Brief nichts anders ist, als eine geschriebene Rede: so gilt alles hier Gesagte auch von der empfehlungswerthen Kunst, sich auf eine gefällige und einnehmende Weise mit

Abwe-

Abwesenden schriftlich zu unterhalten; damit man nicht solche Briefe schreibe, wie der in der D. Ztg. 1786. S. 232:234. befindliche eines Proselytenmachers, oder nachstehender herzbrechender Liebesbrief:

„Gebieterin meines Herzens!

„Wenn ich mich unterfangen darf, Ihnen, vielgeliebteste Mamsell .... meine unwürdigen Zeilen zu Dero Füßen zu legen, so bitte unterthänigst, selbe eines liebreichen Anblicks zu würdigen, und in tiefster Ehrfurcht vortragen zu lassen. Gleich bey dem Anblick, da ich Ihre liebenswürdigste Person zum erstenmahl auf der Wallfahrt zu den 7 Schmerzen Mariä zu Gesicht bekam, haben Sie meinem Herzen die unauflöslichen Liebesfesseln alsogleich angelegt, und mich dadurch zu Ihrem unterthänigsten Sclaven gemacht, welche Sclavenfesseln ich auch mit dem größten Vergnügen meines Herzens geduldig tragen will, wenn ich nur, Geliebteste ... Ihr Herz zum Unterpfand dafür erhalten kann; o wie glücklich würden Sie mich machen, wenn ich, allerliebstes Kind, Sie dermaleinstens in meine Arme zärtlich einschließen könnte. Es wäre zwar meine Schuldigkeit gewesen, Ihnen mündlich meine feurigste Liebe zu entdecken — allein eine immerwährende Scham und Ehrfurcht, nebst der Gegenwart der dritten Person, haben mich davon abgehalten — dahero habe meine Zuflucht zu der Feder genommen, und verhoffe, von meiner innigst geliebtesten ... nicht gänzlich verstoßen zu werden. Bitte auch zugleich recht inständigst, wenn ich es würdig seyn sollte, mir auf mein zwar unwürdig, jedoch aufrichtigstes Schreiben, eine zu meinem Glück ausschlagende Antwort,

welche ich während der nächsten Andacht zu den 7 Schmerzen Mariä aus Dero schönsten Händen, welche ich ehrfurchtsvoll viel tausendmahl unterthänigst küsse, empfangen will; und wenn es möglich seyn kann, so kommen Sie, meine Gebieterin! mit dem Schwesterchen allein. Ich getröste mich indessen eines glücklichen Fürgangs in meiner Liebe, und erwarte mit Schmerzen jene erfreuliche Stunde, womit verbleibe, nebst Anwünschung einer vergnügten Nacht bis in den Tod, Dero getreuester Sclave, N. N." (D. Ztg. 1786. S. 169.)

5. Unter den Künsten, die das Leben verschönern, die Freuden der Geselligkeit vermehren, und den Menschen bey seines Gleichen empfehlen, gebührt der Musik die erste Stelle. Wie viel schädliche, unsittliche oder doch langweilige Mittel, die Zeit zu tödten, würde man aus den Gesellschaften aller Volksklassen verbannen können, wenn der Geschmack an dem ädeln, reinen Vergnügen der Harmonie, und die Fertigkeit, wenigstens im Singen, allgemeiner verbreitet wäre! Ein Lied, wie die Freude von Schiller, in einer zahlreichen Gesellschaft, bey schicklicher Gelegenheit gesungen, stimmt traurige Gemüther zur Fröhlichkeit um, macht feindliche zur Versöhnung geneigt, giebt dem Blöden Muth, dem Gebeugten Trost, nähert alle Herzen einander, und setzt alle bösen Lei-

denschaften, sammt den leidigen Convenienzen, Standesrücksichten und Verhältnissen aller Art, die das gesellige Leben zu einem faden Drama machen, eine Zeitlang außer Thätigkeit. Ohne die Gewalt der Musik über das Gemüth des einsamen Leidenden, und ihren Einfluß auf den Charakter überhaupt in Anschlag zu bringen, verdient also diese Tochter des Himmels, schon als gesellschaftliches Vergnügen ein vorzüglicher Gegenstand der National-Erziehung und Gesetzgebung bey jedem Volke zu seyn, das gegründeten Anspruch auf Sitten und Cultur machen will. Aber leider! hat, die alten Griechen ausgenommen, noch kein europäischer Staat sie aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und in neuern Zeiten hat man sogar angefangen, ihre Wirksamkeit für die Religion zu verkennen, und zu vernachlässigen. So ist es allmählich dahin gekommen, daß die Ausübung dieser Kunst zwey sehr verschiedenen Menschen-Classen überlassen worden ist, Handwerksmäßigen Musikanten, welche durch ihr Gefiedel und Gedudel die Hunde heulen machen, und Virtuosen, die blos das Kenner-Ohr der Großen durch übertriebene empfindungslose Künsteleyen

zu kitzeln suchen: anstatt daß sie ein ädler Zeitvertreib für die Nation — nicht blos durch Hören, sondern durch Mitsingen und Mitspielen seyn sollte, wozu ächte Musik, die eben so faßlich und einfach seyn muß, als ächte Beredsamkeit, nie zu schwer seyn wird. Wie die Sache jetzt steht, kann der seiner Bestimmung beflissene Weltbürger nichts thun, als seine Kinder solche Musik lehren lassen, und in den Gesellschaften, die er besuchet, gelegentlich ein Lied mit anstimmen, ohne auf das Nasenrümpfen der übermodesten Dame Etiquette zu achten.

Die beyden größten Menschen unsers Jahrhunderts, Friedrich der Einzige und Benjamin Franklin, hatten, unter andern ruhmwürdigen Eigenschaften, auch diese gemein. Wenn Friedrich von der Arbeit für Menschenglück ermüdet war, erquickte er sich durch den Umgang mit den Musen, und durch die ädelste und reinste der sinnlichen Ergötzlichkeiten — die Musik, worinn er Meister war, wie in allem was sein Geist umfaßte: und Franklin — — erfand die Harmonika; ein Instrument, dessen himmlische Töne für unsre verzärtelten Nerven noch zu reitzend sind, und welches erst in einem Zeitalter, wo die Vernunft mehr Herrschaft über die Sinnlichkeit gewinnt, seine Zauberkraft ohne Gefahr beweisen, und die Musik ihrer wahren Bestimmung näher bringen wird.

(D. Ztg. 1788. S. 87.)

Hildburghausen, den 12ten April, 1788.

Lange versagte ich meinem Herzen den Ausfluß meiner Empfindungen in Worte über den herrlichen Charakter unserer lieben Herzogin, und blieb blos ein stiller Bewunderer. Als ich Sie aber, begleitet von Ihrem liebevollen Gemahl, einem großen Kenner und Verehrer der ädlen Ton-Kunst, am vergangenem Charfreytage die Rammler- und Graunsche Cantate, der Tod Jesu, singen hörte: da entquoll meinem Busen ein aufgehaltner Strom von Empfindungen, da wurde ich hingerissen von der Macht Ihrer Stimme, und erschüttert von der Miene Ihrer Andacht — da schwur ich, auch dem Ausländer ein Gemählde davon zu liefern, wie Sie, ein Engel in Menschen-Hülle, das Fürsten-Diadem auf dem Haupte und das Diadem der Religion im Herzen, den Tod Jesu besang. Den hohen Werth dieses Gegenstandes drückte die Majestät ihres Gesichts aus. Man sah es ihr an, daß Sie ein Herz voll heiliger Empfindungen zu diesem Todes-Gesang mitbrachte. Keine Ihrer Mienen warb um Beyfall. Ihr einziger Gedanke war — Erbauung. — O! mit welchem theilnehmendem Gefühl preßte Sie im ersten Recitativ, das Wort: Gethsemane aus Ihrer Brust, in einem Ton heraus, der Wehmuth in jedes Herz schauerte, und sterbend, wie Ihr Gesang, sich in Thränen verlor! Bey der herrlichen Arie:

„Ein Gebet um neue Stärke
„Zur Vollendung ädler Werke ꝛc.

konnte man den Kampf in ihrer Seele, zwischen dem hohen Triebe zu ädlen Thaten und der Wehmuth über menschlichen Schwäche, mit der Innbrunst Ihrer Bitte um neue Stärke zur Tugend, auf ihrem Gesichte lesen. Jeder gerührte Zuhörer bat mit Ihr zu Gott um neue Stärke, zur Vollen-

dung edler Werke. Zur Entzückung riß Sie jeden Zuhörer mit dem Duett dahin:

Feinde, die ihr mich betrübt,
Seht, wie sehr mein Herz euch liebt!
Euch verzeihn — ist meine Rache;;

Denn jeder weiß, wie ähnlich und treu unsere geliebteste Fürstin diesem Vorbilde ist — wie beglückt Sie alle ihre Unterthanen zu sehen wünscht. Endlich, als Sie nun in sanften Tönen das Traurige in diesem Leichen-Gesang durchgefühlt und durchgesungen hatte; so schwung Sie ihre Stimme in der Arie:

„Singt dem göttlichen Propheten,

mit einer Freudigkeit, welche der reinste Ausfluß der Religion war, weit über den vielstimmigen Klang der Instrumente, in aufwärts rollenden Silber-Tönen mit solcher Stärke aus voller Brust empor, daß man im Zauber der Töne mit hinauf zu schweben wähnte. Jedoch, mehr zur Wehmuth gestimmt, rührte der seelenvolle Blick, womit Sie in dem Choral:

„Ihr Augen weint ꝛc.

den Zuhörer zu Thränen aufforderte, die Herzen der Anwesenden noch mächtiger. Demüthiger kann kein Seraph vor Gott stehen, seine Befehle zu erwarten, als unsere demüthige Charlotte an diesem Char-Freytag sang:

„Hier liegen wir gerührte Sünder,
„Nimm Jesu, unser Opfer an ꝛc.

Noch nie habe ich Musik und Andacht so schön vereinigt gesehen, als bey dieser holden Fürstin, welche Gott dem Lande zum Segen recht lange erhalten wolle! Lebhafter fühlte ich nie die Wahrheit: daß wahre Religion auf den Schwingen wahrer Musik das Herz über den Erdenstaub zum Himmel empor hebt. (D. Ztg. 1788. S. 145.)

Der Töpfermeister Joh. Georg Schiller in Erlangen war ein für die Arbeiten, die seine Profeßion mit sich brachte, zu mancherley guten Erfindungen aufgelegter Kopf. Er machte Oefen von dem besten Ansehen mit Dauerhaftigkeit, und verzierte sie mit geschmackvollen Büsten und Vasen aus freyer Hand verfertigt. Er war daher schon in dieser Rücksicht in unsrer Stadt und Gegend beliebt. Am meisten aber schätzte man ihn wegen seines musikalischen Talents. Erst in seinem männlichen Alter entwickelte sich dasselbe, und er lernte ohne alle Anweisung mehrere Instrumente, vorzüglich die Flöte. Am Feyerabend oder des Sonntags, wenn andere Profeßionisten in die Schenke gehn, blieb er zu Hause, mit seiner Musik beschäfftigt, oder gieng mit seinem Freunde, der auch Musikliebhaber ist, über Land, beyde die Flöten in der Tasche, um sich unter freyem Himmel damit zu üben und aufzuheitern. Durch diesen Eifer brachte ers so weit, daß er in öffentlichen Conzerten und Opern nicht allein mitspielen, sondern sich auch mehrmahlen mit einer obligaten Flöte hören lassen konnte, und es war ein Vergnügen, mitten im erleuchteten Saal den gemeinen Mann im bürgerlichen Anzug als Künstler auftreten, und ihm von der ihn umringenden Gesellschaft von Standespersonen Beyfall zuklatschen zu hören. — Niemahls vernachläßigte er aber dabey sein Töpferhandwerk, das ihm Brod verschaffte; die Musik blieb Nebensache, und wie er selbst sagte, sein Mittel, die Sorgen zu vertreiben und sich von schwerer Arbeit zu erhohlen.

(D. Ztg. 1788. S. 93.)

6. Es giebt finstre, einseitige Köpfe, welche die Weisheit, so wie die Religion, zur Freu-

denfeindin machen, und alle frohen Spiele und Scherze aus dem gesellschaftlichen Umgange verbannen wollen. Diese vergessen, daß der Mensch kein reiner Geist, sondern halb Thier, halb Engel ist, und daß es zu seiner Bestimmung gehört, auch seine Empfänglichkeit für die Erdenfreuden auszubilden, und diese nicht zu verachten, sondern mit Weisheit zu genießen. In dieser Rücksicht ist es sogar Pflicht, sich in jedem mit der Sittlichkeit verträglichem gesellschaftlichem Zeitvertreib zu üben, das Talent der angenehmen Unterhaltung, möglichst zu entwickeln, und — nur das Uebermaaß zu meiden.

Die Gewohnheit der Schnitter, dem Gutsbesitzer, für den sie den Segen des Jahres einärndten, einen Aehrenkranz zu bringen, ist wohl in Deutschland allgemein: aber auch fast überall hat sie dadurch, daß man die Anordnung dieser Feyerlichkeit, so wie der Kirchenfeste, dem eisernen Herkommen überläßt, an ihrem Werthe für den Geist und das Herz der Theilnehmer verlohren. Ich würde daher sehr überrascht, als ich am 11ten Septemb. den Aerndtekranz zu Krauthain, einem Gute des Grafen von Hohenthal, bringen sah. Da es Sonntag war, so begann die Feyerlichkeit mit Recht im Gotteshause, und zwar Nachmittags. Eine Herzerhebende Motette, von einigen Thomasschülern aus Leipzig gesungen, machte den Eingang. Dann folgte der herrliche Gellertsche Gesang: Gott ist

mein

mein Lied ꝛc. von der ganzen Gemeinde mit einer Ordnung und Andacht, die mit sich fortriß, gesungen. Es ist nichts rührender, als eine große Menge Menschen von einerley guten Empfindung beherrscht zu sehen, und hier waren, wegen des Zusammenflusses der benachbarten Ortschaften, und selbst aus der Stadt, alle Stühle und Gänge der Kirche gedrückt voll, und viele mußten vor der Thüre stehen bleiben. Gott, sagte ein guter Leipziger, voll tiefer Andacht, nach geendigtem Gesange, welche Wirkung sollte ein solches Lied in unserer Thomaskirche thun? Der würdige Pfarrer, M. Kümmel, redete sehr faßlich und erbaulich vom Zwecke der Wohlthaten Gottes und dem Danke, den er dafür von uns fordert. Der Graf gieng mit seiner Gesellschaft — dem Dr. Rosenmüller, einigen andern Professoren und jungen studirenden Edelleuten mit ihren Führern, zu Fuß in die Kirche, und eben so durch die gedrängten Reihen der Zuhörer wieder zurück. Darauf brachte ihm die Schnittergesellschaft unter einem freudigen, mit Instrumental-Musik begleitetem Gesang, den Aehrenkranz. Er nahm ihn freundlich an, fragte die Leute, wie ihre Arbeit gegangen, und ob sie zufrieden wären? und ließ sie dann auf die Wiese gehen, wo sie auf seine Kosten bewirthet wurden, und sich durch einen fröhlichen Tag erheiterten. Er kam auch mit seiner Gesellschaft dahin, und sah ihrem Wesen zu, wie ein Vater seine Kinder scherzen sieht. Bald mischten sich die ädeln Jünglinge sammt ihren Mentoren in den Reihen, und nahmen Theil an der schönen Freude, welche der Lohn vollbrachter und gesegneter Arbeit ist. Der würdige Graf klatschte Beyfall dazu, und der an diesem Tage vorzüglich heitere Himmel begünstigte das Fest, das durch kei-

nen unsittlichen Ausbruch der Fröhlichkeit gestört wurde. (D. Ztg. 1791. S. 714.)

7. Auch die Behandlung ernsthafter Geschäfte kann durch eine gewisse Anmuth erleichtert, oder durch tölpische Ungewandtheit erschweret werden. Manchen Leuten scheint die schwerste Arbeit unter den Händen zu verschwinden: dagegen Andere mit der ängstlichsten Anstrengung nicht von der Stelle zu kommen scheinen. Diese Geschmeidigkeit, die sowohl im Charakter liegt, als in den Organen, ist eine Wirkung des freyen Gebrauchs der eignen Kräfte bey mannigfaltigen Gegenständen. Das Kind, dem bey jedem Tritte zugerufen wird, wie es den Fuß setzen soll, das man zu lange am Gängelbande führt, und ihm bey allen Bedürfnissen zuvorkommt, wird diese für die Wirksamkeit des Menschen so wichtige Eigenschaft nie erlangen; so wenig als der Arbeiter, der sich ewig mit einerley mechanischer Verrichtung beschäftigt.

Georg Christoph Kaufmann, ein Conditor in Ulm, verstand seine Profession so gut, daß sein Backwerk von fernen Orten her, gesucht wurde. Außerdem besaß er eine Kunst, ohne welche keine Arbeit gedeiht, und welche sich junge Leute bey Zeiten zu eigen machen sollten. Er verrichtete sein Geschäft mit einer unglaublichen Geschwindigkeit: ohne daß man eben, wenn man ihm zusah,

heftige

heftige oder eilfertige Bewegungen der Hände gewahr wurde. Sein Hauptvortheil bestand in geschickter Vertheilung dessen, was jetzt, und was nachher, und was noch später zu thun war, in schicklicher Stellung der Materialien und Werkzeuge, die er brauchte, und in möglichster Ersparniß der Zeit und Kräfte: so daß er in kurzer Zeit in einem engen aber bequem eingerichteten Raume, und mit weniger Kräften weit mehr zu Stande brachte, als manche, die sich bis zur Entkräftung abarbeiten. Da er dabey auch ein guter Haushalter war, so gelangte er zu einem beträchtlichen Vermögen, ob er gleich nur gering angefangen hatte: und durch seine Bereitwilligkeit, andern Menschen zu dienen, erwarb er sich allgemeine Achtung und Liebe. Möchte Ulm, möchte jeder Ort viel solcher guten Bürger haben, und möchten junge Leute aus diesem Beyspiele lernen: daß es bey Arbeiten aller Art nicht auf Hastigkeit und Ungestüm, sondern auf Ordnung und kluge Wahl der Zeit, des Ortes und der Handgriffe ankomme; an die man sich von Jugend auf so gewöhnen kann, daß einem alles leicht von Statten geht!

(D. Ztg. 1787. S. 54.)

8. Zu dem Gefolge der Anmuth gehört endlich noch die liebenswürdige Bescheidenheit — eine Tugend, die unsern wahren Werth desto nachdrücklicher empfiehlt, jemehr sie ihn mit ihrem Schleyer zu bedecken sucht. Es wäre eben so überflüßig, ihr stilles sanftes Wesen zu beschreiben, als die Verpflichtung des Weisen zu derselben umständlich darzuthun; da der

auf-

aufgeblasene Thor auch dem schwächsten Auge seine Schellenkappe nicht verbergen kann, und da die Meinung Anderer von unserm Verstande den Absichten, die wir durch sie erreichen wollen, eben so beförderlich ist, als das Vergnügen, das sie empfinden, wenn wir ihren Einsichten und Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Folgendes Beyspiel mag zeigen, wie sehr auch die höchste Vollkommenheit der Sterblichen dadurch gewinnt, wenn sie sich ihres Werthes nicht überhebet.

Den 21sten März 1791. beschloß der Consistorialrath und Gen. Sup. Jacobi in Celle seine an Jahren, so wie an guten Thaten, reiche Laufbahn, nachdem er 80 Jahre alt geworden, und 53 Jahre im Lehr- und Predigtamte gestanden hatte. Er war einer von den durch Geist und Herz verehrungswürdigsten Männern unsrer Zeit, und die Klage der Aedlen ist gerecht, daß das Häuflein der Guten um einen vermindert worden. Er wurde von seinen Zeitgenossen als ein gelehrter, einsichtsvoller und selbstdenkender Mann geschätzt, der zur Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten und zur Beförderung der geläuterten Religionserkenntniß sowohl, als des thätigen Christenthums, theils durch Schriften, theils durch Lehre und Wandel, sehr viel beygetragen hat, und als ein treuer Arbeiter an dem Bau des Reiches Gottes, welches in Wahrheit und Tugend besteht, jederzeit erfunden worden ist.

Seine gelehrten Verdienste leben in seinen mannichfaltigen gemeinnützigen Schriften fort:

aber

aber das, was er als Mensch war, und wie er sich in allen Verhältnissen des geschäftigen und geselligen Lebens zeigte, wird vorzüglich in dem dankbaren Andenken des Landes sich erhalten, in welchem er lebte und wirkte. Er war einer von den Wenigen, die, in der Mittelmäßigkeit gebohren und erzogen, durch eine glänzendere Lage, durch zeitliche Güter, durch Rang und Stand, sich nicht bewegen lassen, ihren Grundsätzen und Sitten jemahls untreu zu werden. Die schöne Harmonie mit sich selbst, die allein den Weisen ausmacht, fand sich bey ihm. Kopf und Herz stimmten zusammen, und wohl kein Abschnitt seines Lebens hat ihn eines Widerspruchs mit sich selbst zeihen können.

Als ein Mann, der seine Pflicht ehrte, und zu ihrer unwandelbaren Befolgung durch Religionsgründe angetrieben ward, war sein ganzes Leben ein Muster der stillen, geräuschlosen, nützlichen Thätigkeit, bey der er bis an den Abend seines Lebens, ja fast bis zu seinem letzten Hauch, verblieb.

Menschenfreundlich, sanft, liebevoll, bescheiden und demüthig war sein Betragen gegen Jedermann, lehrreich sein Umgang, in welchem er die Schätze seiner gelehrten Einsichten so freygebig eröffnete. Trotz der Schwächen des hohen Alters und der Mühseligkeiten eines geschäftigen Lebens behielt er eine heitere, oft lustige Laune bey, womit er den geselligen Umgang würzte, ohne seiner Würde, seiner Ernsthaftigkeit und seinen Grundsätzen das Geringste zu vergeben. Waren auch Klagen über die jetzige Zeit bisweilen der Inhalt seiner Gespräche: so wollen wir so billig seyn, zu gestehen, daß die unter höhern Ständen verschwundene Einfalt der Sitten und die an ihre Stelle getretene Ueppigkeit, mit ihrem ganzen Gefolge, ein Gegenstand gerechter Klagen seyn mag.

Es verdient angemerkt zu werden, daß er sich nie von jener Sitte der Väter, durch das verführerische Beyspiel, und den herrschenden Ton einer dem Gängelband der alten Sitten längst entwachsenen Zeitgenossenschaft, hat abwendig machen lassen. Es gehört aber große Festigkeit des Charakters darzu, sich nicht vom Strohm fortreissen zu lassen, und Männer von solcher Einfalt im Hausrath, Nahrung, Kleidung und allem, was zur Nothdurft des Lebens gehört, dürften künftig immer seltnere Erscheinungen werden.

Sein unauslöschbarer Wahrheitsdurst nahm mit den Jahren eher zu, als ab. Aber die Summe aller seiner Kenntnisse war, daß er mit der einem Weisen anständigen Bescheidenheit gestand: er wisse nichts, und in demüthiger Erwartung nach dem Licht einer andern Welt sich umsah, die jetzt seinen ädlern Theil besitzt! (D. Ztg. 1791. S. 238. 241.)

Blümchen Wunderhold *) fehle daher niemahls in dem Kranze der Anmuth, der die Tugend zieren muß, wenn ihr Besitzer die ganze Fülle ihres Segens genießen will. Denn, Wieland hat Recht, daß die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckigte, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem moralischen Schönheitsmaaß der Weisen aufhört, Weisheit und Tugend zu seyn, nur unter den Händen der Grazie verlieret.

---

*) Wer sollte dieses Lied vom Bürger nicht kennen?

Vier und zwanzigste Vorlesung.

Sorge für zeitliches Vermögen und Ehre.

Reichthum ist wohl gut, wenn man ihn ohne Sünde brauchet: und Armuth des Gottlosen lehret ihn viel Böses.

Sirach.

Unter den Irrthümern, welche jemahls aus Mißverstand der wichtigsten und schönsten Lehren der Vernunft und Religion entsprangen, dann, aus Achtung für ihre Quelle, Jahrtausende lang als göttliche Wahrheiten galten, und doch, wegen ihrer innern Ungereimtheit, theils nie im Allgemeinen befolgt werden konnten, theils offenbare Thorheiten in der Volksmeinung zu Weisheit, und Laster zu Tugenden erhoben, ist der falsche Begriff vom Werthe der zeitlichen Güter vorzüglich merkwürdig. Der erhabne Gedanke Jesu: daß der Tugendhafte, im Collisions-Falle, sein leibliches Wohlseyn dem Heil, das ist, der Vollkommenheit seiner Seele, nachsetzen müsse, veranlaßte in hypochondrischen Köpfen, und in einem unter dem Druck des Despotismus leidenden Zeitalter, jene schwärmerischen Vorstellungen von der Nichtswürdigkeit

keit der Erdengüter und den Vorzügen eines künftigen Himmels, welche der menschlichen Natur und Bestimmung so wenig angemessen waren, als die Herrlichkeiten des Schlaraffenlandes oder des Königreichs Eldorado. Die Sorge für das Zeitliche wird, als erniedrigend, gemeinen Seelen überlassen; wer sich von besserm Schlag zu seyn dünkte, und sich fähig fühlte, dem Strohm des damahligen Sittenverderbens zu widerstehen, entsagte den Geschäften des gesellschaftlichen Lebens, und widmete seine Zeit und Kräfte müßigen Betrachtungen und Kämpfen gegen die Sinnlichkeit.

Und das auf diese Weise unter den christlichen Völkern verbreitete Ideal von einer überirdischen Tugend und Glückseligkeit, welches nicht auf den eigentlichen überall in die Sinnenwelt eingefugten Wirkungskreis des Menschen passet, schwebt noch immer in der Volksreligion *) und

wird

*) **Volksreligion** bezeichnet nicht die in den Theologischen Systemen und in den Lehrbüchern enthaltene, sondern diejenigen Religionsmeinungen und Grundsätze, welche, aus dem Unterricht aller Art geschöpft, mit herkommlichem Aberglauben und eignen Gedanken verwebt, wirklich in den Köpfen des Volks vorhanden ist, und die Gesinnungen und Handlungen derselben bestimmet.

wird durch den Schul- und Kirchen-Unterricht gangbar erhalten. Ob es nun gleich heut zu Tage wenig wahre Asceten *) mehr, und nur selten solche Schwärmer, wie der neue Origenes **), hervorbringt: so bildet es doch theils Heuchler, welche die Tugend und Religion zu Mas-

*) Asceten heißen Andächtige oder Fromme von besonderer Strenge, welche aus den eigenthümlichen Pflichten der Religion, als dem Gebet, der Enthaltsamkeit, der Liebe zu Gott, eine besondere Angelegenheit machen, die, nach ihrem Sinne, den leiblichen Angelegenheiten vorgehen muß; so daß sie das weltliche Leben vom geistlichen trennen, und im letztern durch wirkliche Uebung nach grössrer Vollkommenheit streben, als im erstern. Solche Asceten waren die Stifter der geistlichen Orden und die Redlichen unter ihren Nachfolgern.

) Dieser Unglückliche, ein pietistischer Webergeselle, versank im religiösen Unsinn so tief, daß er sich 1790. zu Neuwied auf die erschrecklichste Weise selbst entmannte, in der Meinung, er thue Gott einen Dienst daran. Die Geschichte desselben verdient von jedem, der mit Seelsorge oder Menschenbildung zu thun hat, gelesen zu werden. Sie ist unter dem Titel gedruckt: **Der neue Origenes, oder Geschichte seltsamer Verirrung eines religiösen Schwärmers. Nebst einer Abhandlung über die Quellen und Gefahren der Schwärmerey. Von Karl Spazier, Fürstl. Wiedischen Hofrath. Berlin 1792.

Masken des Lasters machen; theils erregt es beständige Widersprüche zwischen der Moral des Christen und der Lebensklugheit des Menschen und Staatsbürgers. Wenn jene, dieser falschen Vorstellung gemäß, Verachtung des Reichthums und Gleichgültigkeit gegen Ehre und andere äußerliche Vorzüge gebietet, also, um folgerecht zu seyn, die Bemühung um diese irdischen Vorzüge für verwerflich erkläret, und hingegen die wahren und gemachten Bedürfnisse des Menschen und seine Lage im Staate ihn zur Bewerbung um dieselben unaufhörlich antreiben: so kann bey diesem beständigem Kampf entgegen gesetzter Triebfedern und Rücksichten keine wahre Tugend bestehen; und dieser Mangel an Einheit der Denkungsart macht wirklich die Sittlichkeit der meisten Menschen zum Spiel der ersten Eindrücke, der Laune und des augenblicklichen Vortheils. Es bedarf wohl keines Beweises, daß dieses traurige Bild dem Geiste unsers Zeitalters gleichet.

Diese Klippen sind nun auf keine andere Art sicher zu vermeiden, als wenn man die große Wahrheit immer vor Augen hat: „daß das

„Ver-

„Verhalten des Menschen, in allen Rücksichten „und Verhältnissen seines Daseyns hier und „dort, ein einfaches, zusammenhängen„des, auf einerley Grund gebautes Gan„ze, und der Zweck und Gegenstand der ganzen „Reihe seiner freyen Handlungen nichts anders „seyn muß, als — in sich, und auf allen „Seiten um sich her Verbesserung zu be„wirken.„

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist alles, was als Mittel zu diesem Zwecke dienen kann, der Sorgfalt des Menschen würdig. Er darf und muß also auch, auf erlaubten und anständigen Wegen, nach Reichthum und Ehre streben, darf die sogenannten Glücksgüter nicht verschmähen, in so fern sie Mittel sind, sich selbst zu vervollkommnen, und Gutes außer uns zu stiften; und daß sie es sind, lehrt die tägliche Erfahrung.

Wer mehr hat, als die Nothdurft erfordert, kann für seinen Ueberfluß nicht allein mannigfaltige sinnliche Freuden erkaufen, und den Genuß des Lebens durch Abwechselung versüßen: sondern auch die Kenntnisse und Talente, Erfindungen und Beobachtungen Anderer sich eigen

machen. Dem Reichen stehen viele zur Bildung des Geistes und Herzens diensame Hülfsmittel für Geld zu Gebot, die der Dürftige erst durch Fleiß und Arbeit erwerben muß. Jener kann seine ganze Kraft unmittelbar auf die Vervollkommnung selbst verwenden, wenn dieser durch die Sorge für die Erhaltung des Leibes und für die Erfordernisse des Lebens oft davon abgezogen wird. Daher unbemittelten jungen Leuten nur bey außerordentlichen Talenten das Studiren anzurathen ist, und mittelmäßige Köpfe von Obrigkeits wegen davon abgehalten werden sollten.

„Ich bin in E..., einem kleinen Landstädtchen in Th... geboren. Mein Vater, ein armer Handwerker, trieb allda die Schuhmacher-Profeßion, und auch ich würde entweder diese, oder eine andere, als meine künftige Bestimmung erwählet haben, wenn nicht der erste Geistliche des Orts, sonst ein würdiger Mann, in mir Fähigkeit zum Studiren entdeckt zu haben, vorgegeben hätte. Ich war damahls 14 Jahr alt, und der Gedanke, in eine glänzendere Sphäre versetzt zu werden, mußte allerdings auf ein so junges Gemüth tiefen Eindruck machen. Der dasige Beamte, mit dem die Sache in Ueberlegung genommen worden war, bot mir in der Zukunft Unterstützung an, und würde sein Versprechen gewiß erfüllt haben, wenn er nicht, ehe ich noch die Schule bezog, verstorben wäre. Dieser Umstand versprach allerdings wenig Glück

für die Zukunft, und wenn man von einem 14jährigen Knaben, dessen Kopf schon mit künftiger Größe erfüllet war, Nachdenken erwarten dürfte, so hätte mich dieses freylich aufmerksam machen müssen: aber das Trostwort des Geistlichen: Dr. Luther war auch eines armen Bergmanns Sohn — verscheuchte sowohl bey mir, als auch bey meinen Aeltern, die fast eben so wenig, als ich, über die Sache nachdenken konnten, alle ängstliche Sorgen der Zukunft, und ich bezog demnach auf gut Glück im Jahre 1776. eine der lateinischen Schulen zu N... Da ich Anlage zur Musik und eine ziemliche Stimme zum Singen hatte: so wurde es mir nicht schwer, im Chor und durch Hausinformation so viel zu verdienen, daß ich bey den Freytischen, die ich von einigen Aedeln daselbst erhielt, und bey meinen noch wenigen Bedürfnissen, nothdürftig leben konnte. Ich übergehe daher die Schuljahre, in denen ich mich glücklich fühlte, und erinnere nur so viel, daß ich nach einem siebenjährigen Aufenthalte in N... von meinen Lehrern mit unter diejenigen gezählet wurde, die nun zu den höhern Wissenschaften zugelassen werden könnten. Ehe ich jedoch die Schule verließ, suchte ich, da ich nun wohl fühlte, daß bey meinen dürftigen Umständen eine Akademie zu beziehen, äußerst gewagt war, einen angesehenen Mann, der in einer wichtigen Bedienung stand, und durch dessen Fürsprache ich eines der Landesstipendien zu erhalten hoffte, mir geneigt zu machen: aber hier mußte ich zum erstenmahl hören, daß Arme nicht studiren sollten. Ob ich nun wohl in der Zukunft die Wahrheit dieses Satzes mehr als zu gut einsehen lernte: so war ich doch damahls schon zu alt, um einen andern Weg zu meinem künftigen Glücke einschlagen zu können, und zu der letztern Zuflucht,

dem Soldatenrocke, dachte ich, ist's dann noch Zeit genug, wenn dir das Glück ganz den Rücken zukehret. — Einige Bekannte hatten mir gesagt, daß in Wittenberg wohlfeil zu zehren, auch daselbst im Chor und sonst einiger Verdienst zu erwerben sey. Ich verließ also die Schule, mit den besten Zeugnissen meiner Lehrer versehen, und mit einer Baarschaft von 7 Thlr. und reiste nach Wittenberg: fand aber da nicht alles so, wie man mir vorgespiegelt hatte, und die wohlfeile Zehrung war für mich, bey der geringen Aussicht etwas allda zu verdienen, noch immer zu theuer. Dies bewog mich, nach einem Aufenthalte von einigen Tagen noch Leipzig zurück zu kehren, allwo ich im Jahr 1783. unter dem Rectorat des verehrungswürdigen Herrn Dr. Platners inscribiret wurde. Ich wählte aus Neigung und aus einem unüberwindbaren Widerwillen gegen Krankenbesuche, das Studium der Rechte, und erhielt allenthalben meine Collegien frey. Ein ganzes Vierteljahr hatte ich mich mit meiner kleinen Baarschaft beholfen: aber endlich war sie aufgezehrt, und ich lebte nun vom Abendtische im Convictorium, den mir ein Anderer abtrat, fast ganzer 8 Wochen. Zwar hatte ich auch unterdessen an dem Orte, wo ich meine Schuljahre verlebet hatte, um eines derer Stipendien, die für Studirende bestimmt sind, angehalten: aber die Menge der Eingebornen, die mit mir zugleich die Schule verlassen hatten, und mir vorgiengen, ob sie gleich weniger bedurften, machte, daß soche nicht an mich reichten. Damahls lebte Leipzigs allgemeiner Wohlthäter *) und

*) Ich vermuthe, daß dieses der verewigte Kaufmann Joh. Gottl. Quandt, (m. s. 1 B. d. d. Ztg. S. 159. 248. und 351.) gewesen ist, und begreife — aus Erfahrung — wie ihn, der Vortreflichkeit seines

und der Unterstützer von so manchen armen Studirenden noch. Man rieth mir, mich an diesen zu wenden. Ich gieng zu ihm, wollte ihm meine mißliche Lage vorstellen: aber ich mußte zu einer unglücklichen Stunde gekommen seyn; denn dieser von andern so sehr gerühmte Menschenfreund stieß mich fast, ehe ich recht zum Wort kommen konnte, zur Thür hinaus. Zurück gescheucht durch diesen ersten mißlungenen Versuch, wagte ich es nicht weiter, irgend Jemanden, außer meinen vertrautesten Freunden, die mir aber nicht helfen konnten, mein Elend zu klagen, und ich suchte sodann, nach einiger erlangten Bekanntschaft, durch Abschreiben mir die nöthigsten Bedürfnisse zu erwerben. Ein paar mahl wagte ich es noch, um öffentliche Stipendien anzuhalten: aber alle mahl ohne Erfolg; außer daß ich ein halb Jahr vor meinem Abgange, durch die Fürsprache eines würdigen Rathsmitglieds, eine Choralistenstelle an der Nicolai-Kirche erhielt, deren geringe Einkünfte ich aber, wie gedacht, nicht lange genoß. Elend war allerdings mein Leben und mit Kummer und Sorgen überhäuft: doch schleppte ich mich ganzer drey Jahre so hin, bis ich dann Gelegenheit fand, von einem Rechtsgelehrten zu seinem Gehülfen gebraucht zu werden. Und in dieser Qualität lebe ich noch, habe zwar durch die größte Einschränkung die nöthigen Kosten zum Examen und Notariat erspart und dieses wichtige Hinderniß aus dem Wege geräumt; bin jedoch noch ohne die geringste Aussicht, und fast ohne Hofnung, auch das Nöthige zu meiner völligen Legitimation zusammen bringen zu können.

(D. Ztg. 1789. S. 421.)

nes Charakters ungeachtet, die Menge der Ansprüche an seine Wohlthätigkeit zuweilen ungeduldig machen konnte! d. H.

Selbst in Rücksicht der Sittlichkeit hat der Reiche den Vorzug, daß es ihn nicht sauer ankommt, Andere ohne Neid glücklich zu sehen, und daß er der Versuchung, nach fremdem Gut zu streben, und unerlaubte Mittel zur Verbesserung seines Zustandes anzuwenden, weniger ausgesetzt ist, als der Dürftige. Armuth und Noth lehren oft mehr Böses, als Gutes, wenn nicht nahe Hülfe ihren Einfluß auf das Gemüth mildert. Ein schreckliches Beyspiel davon giebt die Geschichte der unglücklichen Knettenbrech im 1sten Th. S. 543-548. der noch folgende beygefügt werden können.

Ein ehrlicher Taglöhner, Nahmens Horst in Potsdam, hatte Lebenslang auf dem dasigen Holzhofe gearbeitet, und hatte täglich in seiner Jugend 10 Gl verdient. Dieser Taglohn wurde ihm bey zunehmendem Alter geschmälert, so daß er zuletzt täglich nur 6 Gl bekam, wovon er seine Frau und 5 Kinder ernähren mußte. Endlich werden ihm auch diese 6 Gl abgenommen, da das Alter und die Abnahme der Kräfte ihm nicht erlauben, so viel zu arbeiten, als der Holzsetzer von ihm verlangt. Diese Kränkung, sich außer Lohn und Brod gesetzt zu sehen, und sich von seiner Frau ernähren zu lassen, wirkt so sehr auf sein Gemüth, daß er einmahl gegen Abend von seiner Frau, die an nichts weniger denkt, Abschied nimmt, und nach der Glinikischen Brücke geht. Hier grüßt er noch die Invaliden, die daselbst die Wache haben,

und

und stürzt sich dann über das Geländer in die Havel hinab. (D. Ztg. 1786. S. 87.)

Bey Frankfurth a. M. erhenkte sich 1788. ein alter Mann. Er kam des Abends halb entblößt und vor Kälte erstarrt in den Hof eines Pachters, dessen Vieh er den Sommer hindurch zu hüten pflegte, und bat um ein Nachtlager. Dieses wurde ihm abgeschlagen. Er verlangte nur einen Platz in der Scheune, um sich die Nacht hindurch vor der heftigen Kälte schützen zu können: umsonst! der Pachter ließ ihn durch einen seiner Knechte vor die Thür bringen, und sie hinter ihm verriegeln. In einem benachbarten Dorfe war der Unglückliche schon abgewiesen worden: weil er kein Geld hatte, unter Menschen, Mitbürgern und Christen Mitleid und Hülfe zu erkaufen. Nun bemächtigte sich die Verzweiflung seiner. Er dachte: Gott wird sich dein in einer bessern Welt erbarmen! — und erhieng sich an einen nahe stehenden Baum.

(D. Ztg. 1788. S. 16.)

In einigen Gegenden von Frankreich waren 1784. die Straßen sehr unsicher, weil mehrere arme Leute, welche durch die Ueberschwemmungen zu Grunde gerichtet waren, und von der Regierung noch keine Hülfe erhalten hatten, vom Straßenraube lebten. Sie tödteten niemanden, wehrten sich aber als Verzweifelte gegen die wider sie ausgeschickten Strassenbereiter. Es wurde daher im Staatsrathe vorgeschlagen, ordentliche Truppen gegen sie ausrükken zu lassen: aber der gute Ludwig XVI. sagte: „Ich kann nicht zugeben, daß man diese Leute todtschieße; sondern man gebe ihnen zu leben, und sorge dafür, daß sie ihren Unterhalt auf eine rechtmäßige Art verdienen können.“

(D. Ztg. 1784. S. 161.)

Auch kann der Wohlhabende die Mittel, Gutes außer sich zu wirken, die der Dürftige erst suchen muß, oft ohne Mühe haben, und die Kräfte, die ihm dazu fehlen, durch bezahlte ersetzen. Er kann seine Kinder von den besten Lehrern unterrichten und durch geübte Erzieher planmäßig bilden lassen, wenn er sich nicht selbst dazu fähig glaubt. Er kann den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden, ohne daß es ihn große Mühe oder Selbstverläugnung kostet. Gemeinnützige Anstalten und Unternehmungen jeder Art unterstützt er durch Geldbeyträge, wenn er nicht selbst mit Hand anlegen kann. Er theilt Werkzeuge und Vorschriften zur Rettung verunglückter Personen aus, belohnt ihre Retter, und wird so ihr Wohlthäter, wenn es ihm an Gelegenheit oder Muth, selbst zu helfen, mangelt.

„Seit dem ich diesen Freyherrn von P... im Wirtembergischen kenne, wird es mir immer wahrscheinlicher, daß die großen Veränderungen, welche mit der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, und besonders auch mit unserm deutschen Vaterlande noch vorgehen müssen, wenn wir als empfindende und denkende Wesen darin glücklich leben sollen, durch die bloße Aufklärung des Geistes, nach und nach erfolgen können und werden, ohne vorhergängige Zerrüttung der Länder durch Aufruhr und gewaltsame Staatsveränderungen. Wenn es

nur

nur erst dahin kommt, daß die meisten Großen und Reichen den Werth der Dinge und der Menschen, in Beziehung aufs gemeine Beste richtig schätzen, und ihre Ehre darin setzen, edel und gerecht zu seyn: dann wird die erbliche Ungleichheit der Geburt und des Vermögens, von welcher jetzt so viele Mängel der Staaten entspringen, ihren nachtheiligen Einfluß von selbst verlieren; jeder wird der Sohn seiner Thaten seyn, und sich Niemand mehr anmassen, als ihm gebührt. In solchen süßen Träumen unterhält mich die Bekanntschaft dieses Mannes, weil er wirklich so handelt, als wäre er nicht Eigenthümer seiner ansehnlichen Einkünfte, sondern nur Verwalter, der das, was er nicht zu seiner Nothdurft braucht, immer so anlegen, wie es gerade für die Menschheit am nützlichsten und nothwendigsten sey, und der Vorsehung berechnen müßte. Ich will Ihnen nur einige Fälle aufzeichnen. Er hat der Witwencasse in C... 2000 fl geschenkt; seinen Unterthanen nach einem Wetterschlage durch eine große Summe wieder aufgeholfen; den Predigers- und Schulmeisters-Witwen in W... und D... 1200 fl ausgesetzt, und den Frauen seiner Beamten, auf den Fall, daß sie Witwen werden sollten, 1800 fl. Den durch Brand verunglückten Städten Göppingen und Neuenburg hat er wenigstens 300 fl geschenkt, und hätte noch mehr gethan, wenn man zum Theil dieses Geld nach seinem Willen verwendet hätte. Der Kirche zu St. hat er ein Ciborium *) 300 fl an Werth verehrt, der evangelischen Kirche in Brünn 300 fl, der zu Wien 100 fl, zum Schulwesen in P.. 100 fl, zum Schulhause in W.... 250 fl, der Schule in K... 400 fl, wovon der Zins halb zu Preisen für die Schü-

*) Ein Gefäß, fast wie ein Kelch gestaltet, worin die geweihten Hostien verwahrt werden.

Schüler, halb zur Anlegung und Unterhaltung einer Schulbibliothek verwendet werden soll, zu der er schon selbst 100 trefliche Bücher geschenkt hat. Eben dieser Schule sind auch 00 fl zur Haltung einer gelehrten Zeitung von ihm geschenkt worden. Drey junge Gelehrte, die es verdienten, ließ er auf seine Kosten ein halbes Jahr reisen, und beschenkte den Dr. D. noch dazu mit 100 fl zu etlichen chirurgischen Werkzeugen. Für mehrere junge Studirende zahlt er Kost, Wohnung, Bücher, zum Theil auch Kleider auf ein oder mehrere Jahre, auf Schulen und Universitäten. Andere ermuntert und empfiehlt er. Viele Witwen und Waisen erfreut er im Stillen und läßt nicht leicht einen Unglücklichen ungetröstet, oder jemanden, der ihm den geringsten Dienst gethan, unbelohnt von sich. Daß er diesen Winter den Armen bey der heftigen Kälte Holz ausgetheilt habe, können Sie leicht denken. Dabey weiß man oft nicht, ob sein Geschenk, oder die Art, wie er es giebt, vorzuziehen sey." (D. Zig. 1784. S. 125)

David Pury, Bürger von Neufchatel und Diamanthändler zu Lissabon, schickte dem Stadtrathe seiner Vaterstadt nach und nach folgende Geschenke. Im Jahr 1779. 400,000 franz. Livres zu irgend einer gemeinnützigen Verwendung. 1780 und 1781. jedesmahl dieselbe Summe zu gleicher Absicht. Diese Summen wurden nebst dem Gewinnst der Lotterie zur Erbauung eines Spitals, das nun vollendet mit der Aufschrift: Civis Pauperibus (ein Bürger baute es für die Armen) da steht, und zur Verbesserung eines Theils der Landstraße nach Valengin angewendet. Im Jahr 1783. schickte dieser Patriot wieder 100000 L. zur Erbauung eines Bethauses: und noch läßt er jährlich der Almosenkammer 100 neue Louisd'or

(600

(600 Thlr.) auszahlen, und sein Correspondent vertheilt noch einmal so viel unter schamhafte Arme.
(D. Ztg. 1785. S. 87.)

Oft kann er, durch eine kleine zu rechter Zeit ertheilte Wohlthat, etwas Gutes bewirken, daß ihren Werth tausendfach überwieget.

Ein gelernter Gärtner, Nahmens J..., wurde durch den Tod seines Herrn in Regensburg dienstlos, kam vor einigen Jahren, nach vieler vergebens angewandter Mühe, wieder unter zu kommen, mit seinem Weibe in den dürftigsten Umständen nach Erlang, und nährte sich seitdem, so gut er konnte, von Blumenwerk und Saamen, die er in Nürnberg kauft, und hier hausiren trägt. Im Sommer geht seine Handelschaft erträglich: aber im Winter muß er sich jämmerlich behelfen. Doch gieng es ihm nie so hart, wie diesen Winter. In vergangener Woche, wo bey uns die Kälte auf einen hohen Grad gestiegen war, kam er zu meinem Freund, dem Hk. u. k. R. P. W. als ich eben gegenwärtig war, und bot ihm Sämereyen an. Sein durchaus geflickter Rock, so dünne wie Spinnengewebe, war bey dieser strengen Kälte ein trauriger Anblick für uns. Ich fragte ihn: ob er sich denn im Winter mit diesen Handel allein fortbringen könne? Die Antwort war: hart geht es freylich, aber Gott wird schon wieder helfen — wenn wir nur diesen Monat überstanden haben. Ich: was will er denn darnach anfangen? Der Winter ist ja bis dahin noch nicht vorüber? Er: ich weiß es wohl; aber man hat doch Hoffnung, wenn der Tag zunimmt, daß es besser wird. Vielleicht bring ich bis dorthin Geld zusammen, daß ich nach Nürnberg gehen, und frisch einkaufen kann.

kann. Dann ist mir geholfen. Mein Freund — der von der Noth des Mannes schon unterrichtet war und wußte, daß er ihm gegen über in einem Hofstübchen wohnt, das einem Keller ähnlicher ist, als einer Wohnung, daß er weder Betten, noch Holz, und mit seinem Weibe täglich kaum 6 Kr. zum Leben hat, wovon noch 1 Kr. zu Schmiedekohlen angewendet wird, bey welchen sich die Frau wärmt, — fragte: wärs denn nicht besser, wenn er gleich jetzt einkaufen könnte? Er: wenn ich das könnte, wär' mir auf immer geholfen. W. Wie viel braucht er denn? Er: 1 Thlr. müßte es auf alle Fälle seyn, aber dann wäre mir recht geholfen! W. Ich will ihm einen Thlr. leihen: da hat er ihn, geb er mir ihn wieder, wenn er kann. Und hier hat er ein Paar Schuhe und einen Rock, damit er nicht unterwegs erfriert. Heute Abends in der Dämmerung komm' er auch, und hohle etwas Holz, damit er seiner Frau einmahl eine warme Stube machen kann. Eine Freudenthräne glänzte im Auge des armen, aber redlichen und fleißigen Mannes; er konnte kein Wort hervorbringen. Tags darauf gieng er nach Nürnberg, und seit der Zeit sind seine Umstände merklich verbessert. — Wie wohl mir bey diesem Auftritte ums Herz ward, kann ich nicht beschreiben. Möchten Ihre jungen Leser daraus lernen, daß man oft mit Wenigem viel thun kann, und möchten alle dabey bedenken, daß um und neben ihnen auch solche Haushaltungen anzutreffen sind, die sich so kümmerlich behelfen müssen, wie der Gärtner J..., und welchen vielleicht durch einige Gulden aufzuhelfen wäre: wenn man es der Mühe werth achtete, sich genauer nach ihren Umständen zu erkundigen.

(D. Ztg. 1789. S. 74.)

Ja,

Ja, auch nach seinem Tode kann der Reiche, durch weise Bestimmung seines Vermögens, noch in künftigen Jahrhunderten den Menschen wohlthun, und den Dank der Nachwelt verdienen.

Es muß sehr angenehm seyn, wenn Gott unser Tagewerk gesegnet hat, vom Schauplatz des Lebens mit dem Bewußtseyn abtreten zu können, daß wir durch die Früchte unsers Fleißes die Freuden der Erde noch vermehren werden, wenn wir selbst ihrer nicht mehr bedürfen. Mit diesem Bewußtseyn starben hier Hr. Gottlieb Sengwein, ehemaliger k. k. Gesandtschafts-Sekretär zu Frankfurt, und seine Gattin Johanna, geb von Wurzer. Sie besaßen 42500 fl. an Kapitalien, und hatten keine Kinder: daher wurden sie einig, diesen Mangel des Verdienstes um den Staat durch die Verwendung ihres Vermögens zu ersetzen, und vermachten ihre sämmtlichen Kapitalien der Oestreichischen milden Stiftungs-Kasse, mit der Bedingung, daß von den jährlichen Zinsen derselben arme, aber tugendhafte, gesunde und eine fruchtbare Ehe versprechende Landmädchen ausgesteuert werden sollen. Diese sollen nicht unter 19 und nicht über 26 Jahr alt seyn, beglaubigte Zeugnisse ihrer guten Aufführung beybringen, und Proben, daß sie gut Wolle und Flachs spinnen können. Der Bräutigam, mit dem sie sich vermählen, soll ein junger gesunder Bursche von guten Sitten seyn, zwischen 24 und 36 Jahren, und unter mehrern, die sich melden und für wahlfähig erkannt werden, soll das Loos entscheiden. Die glücklichen Bräute erhalten jede 200 fl. zur Mitgabe, und werden am Josephs- oder Theresiens-Tage in der Hofpfarrey getrauet. Dieser gemeins-

nützis

nützigen Anstalt haben die braven Eheleute noch die Bedingung beygefügt, daß, wofern es der Kaiser genehmigen, und einen Platz dazu anweisen würde, jedes der ausgestatteten Paare zwey Obstbäume oder Maulbeerbäume anpflanzen, und daß die daraus entstehende Allee die Patrioten-Allee heißen sollte. Dieses vortrefliche Testament wurde am 1. December 1783. gemacht; das Jahr darauf starb Herr Sengwein, und am 31sten Januar dieses Jahrs übergab die Witwe das Kapital schon an die milde Stiftungskasse, indem sie sich die Zinsen vorbehielt. (D. Ztg. 1785. S. 250.)

— — La Tour, ein vor einigen Jahren verstorbener französischer Mahler, der durch seine Kunst ein ansehnliches Vermögen erworben, hat, um damit auch noch nach seinem Tode zu nützen, ein Capital dazu ausgesetzt, daß von den Zinsen für die in seinem Vaterlande, der Picardie, in jedem Jahr geschehene menschenfreundlichste Handlung, oder für die nützlichste gemachte Erfindung, ein Preis von der Akademie zu Amiens ausgetheilt wird. Dieser ist für dieses Jahr unter drey Personen aus dem Kirchspiel Ressons getheilt worden, wegen folgender Thaten. „Ein heftiger Regenguß nöthigte eine Anzahl Einwohner, die im Feld arbeiteten, einen Zufluchtsort zu suchen. Ein zwischen ihnen und dem Dorfe befindliches 3 bis 400 Fuß breites Thal war schon überschwemmt, und das Wasser bedeckte den Steg, der darüber führt. Um dem Strohme besser widerstehen zu können, faßten sie im Hinübergehen einander an, und die ersten entkamen der Gefahr. Aber der Strohm wurde stärker, zerriß die Kette, die sie gemacht hatten, und nahm einen jungen Menschen, Anton Sené, und ein Mädchen desselben Alters mit fort. Anton fand einen Baum, an dem er sich halten konnte.

Als er aber seine Gefährtin in einiger Entfernung von sich fortgerissen sahe, vergaß er seine Gefahr, schwamm zu ihr, faßte sie bey ihren Röcken, und zog sie nach seinem Baume zu. Die reissende Fluth nahm sie ihm wieder; und er wagte sein Leben noch einmahl, sie zu retten, und brachte sie glücklich auf seinen Baum, wo er nun vergebens um Hülfe rief. Zu derselben Zeit blieb Magdalene Parié, die sich hätte retten können, im Wasser, um zwey kleine Mädchen zu retten. Sie kämpfte anderthalb Stunden mit den Wellen, und verschwand endlich: vergebens suchte man zu Pferde an sie zu kommen. Da stürzte sich Carl Parent ins Wasser, ihr beyzustehen, zog sich aber beym Anblick der schrecklichen Gefahr erst wieder zurück, bis der göttliche Funken der Liebe, der in seinem Herzen glimmte, noch zu rechter Zeit durch die Hoffnung angefacht wurde. Er versuchte es noch einmahl; warf ihr ein Stück Seil zu; sie faßte es, und die beyden kleinen Mädchen hielten sich an ihre Kleider — so zog er seine Beute nach sich, bis nahe ans Ufer. Da wird Magdalene erst gewahr, daß eine von den Kleinen fehlt, und läßt das Seil fahren, um sie nachzuholen. Sie findet sie nicht, und Carl Parent bringt sie endlich mit der andern aufs Trockne. Dann eilt er, den Anton Sené und das kleine Mädchen, die bey ihm auf dem Baume war, in Sicherheit zu bringen. Dieser Thaten wegen wurde der Preis zwischen dem Anton Sené, der Magdalene Parié und dem Carl Parent getheilt — und allen dreyen war das hohe Gefühl, über der Ausübung des Guten sich und die ganze Welt zu vergessen, ein noch größerer Lohn, als das Metall, das sie empfiengen. — Der Mahler la Tour scheint überhaupt gewußt zu haben, wie das Geld, das man auf der Erde zurücklassen muß, auf Zinsen für die

Ewigkeit sicher anzulegen sey. Er hat, außer obiger Preisanstalt, noch zwey Stiftungen für seine Vaterstadt St. Quintin gemacht: eine zu einer freyen Zeichenschule, die andere zu einer Armencasse, aus welcher dürftige Wöchnerinnen und fleißige Handwerker, die Alters oder Krankheits halben nicht arbeiten können, verpflegt werden.

(D. Ztg. 1786. S. 377.)

Wegen dieser großen Vorzüge des zeitlichen Vermögens, deren bisherige Entwickelung zugleich die rechte Art, es zu gebrauchen, lehret, muß der wahre Freund der Vervollkommnung allerdings seine Sorgfalt auf Erhaltung desselben richten, wenn ihn die Vorsehung ohne sein Zuthun hinreichend damit beschenkt hat, und auf rechtmäßigen Erwerb so vieler Einkünfte, als er in seinem Stande und nach Verhältniß der Gelegenheit, die er hat, damit Gutes zu wirken, brauchet. Er darf und muß sich den Werth seiner Arbeit für den Staat und das Publikum, nach dem einmahl angenommenen Maaßstabe, durch Geld vergüten lassen; er kann im Handel nach einem billigen Gewinn trachten; er darf eine einträglichere Stelle der geringern vorziehen: aber nicht der Vortheil, sondern die höchste erreichbare Vollkommenheit des Werkes muß das vorzüglichste Augenmerk

seyn,

seyn, das ihm bey der Verrichtung seiner Geschäfte und Arbeiten jeder Art unmittelbar vorschwebet. Den dadurch zu erlangenden Gewinn nimmt er an, als ein zum Erdenleben unentbehrliches Accidenz, neben dem Hauptlohne jeder guten rechtlichen That, welches der dadurch gethane Fortschritt in der hohen Bestimmung unsers Daseyns ist. Der Staatsmann, der Beamte, der Gelehrte, so wie der Künstler, Fabrikant, Manufacturist und Landwirth — alle suchen zunächst die höchste Vollkommenheit in der Betreibung ihrer Geschäfte; weil aus solcher auch der höchste wahre Nutze für sie selbst sowohl, als fürs Ganze, entspringt, und den dadurch zu erlangenden Wohlstand betrachten und genießen sie gleichsam als die Zinsen von dem Capital, das sie in die Casse des gemeinen Wohls legen, und verwenden sie wieder zu demselben hohen Zweck, immer besser zu werden und besser zu machen.

Unsere hohe Bestimmung selbst macht folglich Betriebsamkeit, Kunstfleiß und Arbeitsamkeit in jedem Fache, das der Mensch zu seinem Beruf erwählt, oder dahin er durch die Vorsehung gesetzt wird, zur unerläßlichen

Pflicht, und wer sie mit solchen Gesinnungen erfüllet, wer die beste Arbeit um die billigsten Preise liefert, dem wird es auch selten an Nahrung und Gewinn fehlen, Gottes Segen wird ihn reich machen, ohne Mühe.

Der noch lebende berühmte Markgräfl. Anspachische Hofmedailleur, Johann Christian Reich in Fürth, der aus Eisenberg gebürtig ist, verlor seinen Vater in der frühesten Jugend; dazu war seine Familie zahlreich und arm: so daß er schon in den Schuljahren für seinen Unterhalt selbst mit sorgen, und seine Fähigkeiten deshalb anstrengen mußte. Er erlernte das Gürtler-Handwerk, und als während seiner Lehrjahre eine neue Orgel in der dasigen Stadtkirche erbaut wurde, nahm ihn der Orgelbauer zum Gehülfen beym Löthen der Pfeiffen. Hier reitzte die künstliche Zusammensetzung dieses herrlichen Instruments seinen forschenden Geist so sehr, daß er für sich in Nebenstunden und des Nachts, durch viele Versuche, endlich eine kleine Orgel zu Stande brachte, welche noch jetzt in einer benachbarten Dorfkirche gebraucht wird. Dabey vernachlässigte er seine Profession so wenig, daß ihm sein Meister alle Arbeiten anvertrauen konnte. Nach geendigter Lehrzeit gieng er, wie gewöhnlich, in die Fremde, und seine Geschicklichkeit und gute Aufführung verhalf ihm zu einer glücklichen Heurath mit einer jungen Meisters-Wittwe in Fürth. Er erzog einen Stiefsohn und fünf rechte Kinder zu braven Leuten, und kam durch Ordnung und Erfindsamkeit so weit, daß er jetzt einer der wohlhabendsten Einwohner in Fürth, und aus dem Gürtler-Meister fürstlicher Hof Medailleur geworden ist. Seine Profession gab nähmlich seinem immer weiter

ter strebendem Geiste zu wenig Nahrung. Er errichtete eine Fabrik von Zahlpfennigen oder Rechenpfennigen, die er noch jetzt in großen Parthien versendet, und legte sich auf die Kunst, Stempel zu schneiden, und Medaillen zu verfertigen. Darinne brachte er es so weit, daß Joseph II. Friedrich der Einzige, und Friedrich Wilhelm seine schönen Arbeiten der gnädigsten Aufmerksamkeit würdigten, und daß ihn der Markgraf von Anspach, als ein Kunstkenner, in seinen besondern Schutz nahm. Zu seinem Vergnügen hat er sich einen ansehnlichen Vorrath von mathematischen und physikalischen Instrumenten, auch eine überaus künstliche Uhr selbst verfertiget.

Daß übrigens dieser brave Mann den glücklichen Fortgang seiner Betriebsamkeit auch durch seine Denkungsart verdiene, erhellet aus folgenden Umständen. Er hat vor einiger Zeit für die verunglückten Einwohner einer seinem Geburtsort nahe gelegenen abgebrannten Stadt 800 Gulden baar, nebst etlichen Kisten Zeuge zu Kleidungsstücken unter seinen Freunden gesammlet und eingeschickt. Im verwichenen Sommer besuchte er nach einer 33jährigen Abwesenheit seine Vaterstadt Eisenberg wieder, freute sich der noch lebenden Gespielen seiner Jugend, fand hier nicht, wie die meisten Menschen, wenn sie an die vergangenen Zeiten zurück denken, das Gegenwärtige alles schlimmer, sondern vielmehr alles besser, zeigte die wärmste Zärtlichkeit gegen seine Freunde und so viel Patriotismus, daß er beym Abschiede häufige Thränen vergoß. Zum Zeichen seiner Ergebenheit und Treue gegen seine Landsleute verfertigte er darauf eine schöne Denkmünze, welche auf dem Avers die Stadt perspectivisch gezeichnet vorstellt, mit der Unterschrift: DULCIA LIN-

QUIMUS ARVA, (die angenehme Gegend hab ich hinter mir gelassen). Unten in der Exergue steht: EISENBERGA. Der Revers enthält einen antiken Altar, von welchem Opferdampf empor steigt, mit der Umschrift: CIVES OMNES VT FORTUNATI SINT PRECOR (Allen Bürgern wünsch ich Heil und Segen). In der Exergue steht: Joannes Christ. Reich nat. Eisenb. nc. Fürth. D. Ztg. 1783. S. 67.)

Der Einwohner Meier im Dörfchen Dickel, in der Grafschaft Diepholz, gäbe vielleicht ein nicht unwürdiges Gegenbild zu dem mit Recht von Hohen und Niedern verehrtem Schweitzer-Bauer Kleinjogg bey Zürch ab, wenn ein Hirzel ihn beschriebe. Wenigstens ist er eben so, wie jener, blos durch vernünftiges Nachdenken über seine Wirthschaft und durch beständigen Fleiß und gute Ordnung in seinem Gewerbe, aus einem armen ein wohlhabender Mann geworden, und hat sich auch dabey den Ruhm eines guten, ehrlichen und gefälligen Mannes erworben. Er hatte sich einige hundert Thaler in Holland verdient, damit nahm er den Hof seines Schwiegervaters an. Dieser war so weit herunter gekommen, daß er sein Land, welches größtentheils verpfändet, und wegen Mangel am nöthigen Vieh, in schlechtem Zustande war, mit einem geschenkten Maulthiere bestellen mußte. Die Paar hundert Thaler, welche Meier besaß, reichten also kaum zur Bezahlung einiger dringender Schulden und zur Anschaffung der nöthigsten Geräthschaften und des Viehes hin. Nun hat er es in 15 Jahren durch Fleiß und Verstand dahin gebracht, daß die Ländereyen frey und in guter Besserung sind, und hat 10 Pferde im Stalle; ohne jemanden übervortheilt, oder sich des Geitzes und Eigennutzes schuldig gemacht zu haben. Vielmehr

weiß

weiß man folgende großmüthige Handlungen von ihm, die ihm wahre Ehre machen. Er hätte sich mit einer Schwester seiner Frau gegen eine sehr geringe Geldsumme abfinden können, da er den Hof in so schlechten Umständen annahm: allein er stattete sie reichlich aus, und gab ihr einen guten Brautschatz, um sie desto besser verheurathen zu können. Einer seiner Miteinwohner sollte vor ein Paar Jahren, da ihm bey anhaltendem Regen an seinen Zeugen, die er als Fracht fuhr, etwas verdorben war, 60 Thaler zur Entschädigung an den Kaufmann bezahlen. Meier hatte ihm diese Zeuge aus bloßer Gefälligkeit überlassen, wäre also wohl durch kein Gericht zur Uebertragung des Schadens angehalten worden: aber er bezahlte die Hälfte davon freywillig, weil es seinen Nachbar sonst zu sehr gedrückt hätte. Mit seinem Schwiegervater und seiner Frau lebt Meier in der schönsten Einigkeit, und weil Er gut ist, und Ordnung und Fleiß liebt; so hat er auch gute Dienstbothen, welche ihm gern dienen, und in seinem Hause herrscht Zufriedenheit und Segen, als der natürliche Lohn der Arbeitsamkeit und eines rechtschaffenen christlichen Lebenswandels.

(D. Ztg. 1787. S. 111.)

D. Nathanael von Wolf war der Sohn eines Apothekers zu Konitz in Westpreußen, geb. 1724. In seinem 16ten Jahre kam er nach Danzig in das Gymnasium, und sein Vater, der bald nach seiner Ankunft starb, hatte ihm jährlich 50 Dukaten ausgesetzt, davon er studiren sollte. Seine Vormünder meinten aber, ein ehrliches Handwerk ernähre seinen Mann gewisser, als die Gelehrsamkeit, und verlangten, er solle ein Schuhmacher werden. Da der junge Wolf dieses nicht eingieng, zahlten sie ihm das ausgesetzte Geld nicht aus. Dadurch gerieth er in den äußersten Mangel, genoß oft einige

Wochen lang nichts als, eitel Brod und Wasser, und es war ein Fest für ihn, wenn er etwas Bratenfett und Salz dazu hatte. Gleichwohl verminderte dieses seinen Eifer für die Wissenschaften nicht; nur sein Körper litt darunter. Als er endlich einige kleine Stipendien erhielt, gieng er 1744. nach Halle, die Arzneywissenschaft daselbst zu studiren. Ein lateinisches Gedicht, das er an den damaligen Bischof von Ermeland richtete, der ein Freund seines Vaters gewesen war, verschafte ihm ein Jahrgeld von 25 Ducaten, so lang er studiren würde. Damit reichte er aus: weil er nie vergaß, daß er Studirens, nicht Wohllebens halber, auf der Universität sey. 1748. erhielt er zu Erfurt die Doctorwürde, und disputirte de Senectute (vom Alter). 1749. kam er, mit vielen Kenntnissen und Geschicklichkeiten bereichert, nach Danzig zurück, gieng auf Gerathewohl und ohne die Landessprache zu verstehen, nach Polen, wurde Leibarzt bey dem Fürst Lubomirsky, und besuchte mit ihm Spaa, Paris und Wien. Weil er in seiner Jugend sparen gelernt hatte, so sammelte er daselbst binnen 8 Jahren 600 Ducaten, und diese wendete er an, seine Begierde nach Vollkommenheit in seiner Kunst noch weiter zu befriedigen. Er besuchte daher die berühmtesten Lazarethe und die größten Aerzte in Italien, der Schweiz, Holland und England. In London blieb er fast ein Jahr, und machte mit den berühmtesten Aerzten Bekanntschaft: allein der Steinkohlendampf, den er wegen seiner schwachen Brust nicht vertragen konnte, nöthigte ihn, wieder nach Polen zu gehen. Da wurde er Leibarzt bey dem Fürst Czartorisky, und gieng mit diesem 1765. wieder auf Reisen. Der jetzige König erhob ihn bald nach seiner Thronbesteigung (1764.) um seiner Verdienste willen in den Adelstand, mit dem Cha-

rakter

rakter eines Hofraths. 1767. verließ er Polen, kaufte in Dirschau in Westpreußen ein Haus, baute daselbst eine Sternwarte, und machte noch andre Einrichtungen, um sein übriges Leben in Ruhe den Wissenschaften zu widmen: alles von seinem durch Fleiß und Geschicklichkeit erworbenem Gelde. Aber bey der nachherigen Theilung von Polen (1772.) zog er von da nach Danzig, weil er ein größerer Freund der republikanischen als der monarchischen Staatsverfassung war. Würden nun die Dinge in der Welt nach ihrem wahren Werthe für die menschliche Glückseligkeit geschätzt: so war der Besitz dieses Mannes keine geringe Entschädigung für den Verlust, den die Stadt damals erlitt. Er machte hier zuerst die Blattereinimpfung bekannt, lehrte, daß man sich bey hitzigen Fiebern mehr kühl als warm halten müsse, gab dem Landmanne Vorschriften des Verhaltens bey der Pest, bey den Kinderpocken ꝛc. in die Hände, und rottete manches verjährte Vorurtheil durch sein Ansehen aus. 1780. schenkte er der dasigen Gelehrten Gesellschaft seine Bibliothek mit seiner Mineralien- und Instrumenten-Sammlung, so wie auch die von ihm auf eigne Kosten auf dem Bischofsberge erbaute und mit Englischen Instrumenten versehene Sternwarte, und fügte ein Kapital von 4000 Dukaten zur Besoldung eines dabey anzustellenden Lehrers der Astronomie hinzu. Auch vermachte er dieser Gesellschaft seine noch übrigen Bücher, Instrumente, Münzensammlung, die Nutzung seines Hauses auf 38 Jahr, und seinen Ring mit einem antiken Kopf in Malachit, zum Siegel des Observatoriums. Es ist gewiß zu bewundern, daß dieser Mann blos durch sich selbst so viel Gutes stiften konnte, welches auch nach ihm noch fortwirken wird, so lange das Menschengeschlecht besteht: aber

man sieht aus seiner ganzen Geschichte, daß er seinen ansehnlichen Wirkungskreis nicht etwa durch einzelne Aufwallungen von Genie und überspannter Thätigkeit, sondern durch unabläßiges Anhalten und Fleiß in der Vervollkommnung gemeinnütziger Wissenschaften und Künste erlangt habe.

(D. Ztg. 1785. S. 46.)

Auf der andern Seite wird aber der Reichthum eben dadurch, daß er seinen Besitzer in den Stand setzt, ohne Mühe Andern zu dienen, und sie zu Werkzeugen seines Willens zu machen, für die fortschreitende Vervollkommnung seiner selbst gefährlich. Wer das Verlangen nach sinnlichen Freuden und äußerlichen Vorzügen leicht befriedigen kann, während daß er Andere mit großer Anstrengung darnach ringen sieht, wird leicht verführt, einen zu hohen Werth darauf zu legen, und das Wohlbefinden als den Zweck seines Daseyns anzusehen, zu dem es nur als Mittel dienen soll. Daher ist Vergrößerungssucht so häufig bey den Großen, als Habsucht bey den Geringen anzutreffen, und jene verwüstet ganze Länder und liefert Tausende auf die Schlachtbank, wenn diese Einzelne beraubet oder mordet. Die ganze Geschichte ist aber zu reich an Beyspielen dieser Art, als daß es nöthig wäre, hier,

außer

außer denen in den Jahrs-Uebersichten im 1 Th. S. 389. bis 525. enthaltenen einzelnen neuern Spuren davon, noch mehrere Belege aufzustellen.

Die Leichtigkeit, jeden Wunsch zu erfüllen, jeder Laune zu folgen, jeden Einfall zu bewerkstelligen, giebt auch den Leidenschaften des Begüterten nicht selten jene Unbändigkeit und Unsittlichkeit wieder, welche der Umgang mit der verfeinerten Welt bey ihm abzuschleifen pflegt, und verleitet ihn dann, die Gewalt, die ihm sein Geld über den Willen Anderer giebt, zu mißbrauchen.

„Herr von Kornmann, ein reicher Banquier und Rathsherr in Straßburg, heurathete 1774. ein Frauenzimmer aus Basel, aus wahrer Neigung, und sie wählte ihn mit vollkommener Freyheit. Er hatte einen Oheim in Paris, der einem der reichsten und berühmtesten Handelshäuser vorstand, an dem er selbst Theil hatte. Dieser lud ihn mit seiner jungen Gattin zu einem Besuch in die große Königsstadt voll glänzenden Elendes ein, wo es ihnen so wohl gefiel, daß sie die ersten sechs Jahre ihrer Ehe daselbst blieben. Diese Zeit über gebahr Madam Kornmann zwey Kinder, stillte sie selbst, und erfüllte alle Mutterpflichten mit der zärtlichsten Sorgfalt. Ihr Mann glaubte, das beste Mittel, sie der Tugend und sich in dem schlüpfrigen Paris getreu zu erhalten, sey, ihr das Joch des Ehestandes so leicht als möglich zu machen, und ließ ihr daher völlige Freyheit

und

und Gewalt über ihre Person und über seine immer angefüllte Casse, ohne jemahls Rechenschaft von ihren Ausgaben zu fordern. Dadurch wurde sie gewohnt, jede aufsteigende Neigung zu befriedigen und ihrem Herzen nichts zu versagen. Im Jahr 1779. wurde ihm ein gewisser Herr Daudet de Jossan, Vertrauter des Prinzen von Montbarrey, der damahls Minister war, vorgestellt. Dieser Herr Daudet hatte durch die erschlichene Gunst des Prinzen die Stelle eines Adiuncts des Syndicats von Straßburg erhalten, stand folglich an der Spitze des Straßburger Magistrats, und obgleich Kornmann bald merkte, daß der Herr Daudet wohl weiter nichts, als ein Streichmacher seyn möchte: so mußte er ihm doch Höflichkeiten erweisen und gestatten, daß Madam Kornmann besondere Besuche und Aufwartungen von ihm annahm; nach der vornehmen, aber abgeschmackten Pariser Sitte, da Mann und Frau in Einem Hause, jedes seine Haushaltung für sich zu haben scheinen, und Gesellschaften halten, um die sich der andere Theil nicht bekümmert. Einige Zeit vor dieser neuen Bekanntschaft machte Kornmann mit seiner Frau eine Reise nach Spa, und hatte daselbst das Schicksal vieler Männer, die ihre Weiber ohne Noth in die Bäder führen, daß sie sich in einen jungen Laffen, einen Holländer von Geburt, vergaffte. Allein die freundschaftlichen Vorstellungen, die ihr der Mann wegen dieser Schwachheit that, schienen sie zu rühren: sie bat ihn mit Thränen um Verzeihung, und war wieder die zärtliche Gattin und Mutter, wie zuvor. Es dauerte aber nicht lang, so war der Holländer in Paris. Kornmann erfuhr, daß er ein erzlüderlicher Mensch sey, der bis über die Ohren in Schulden stecke, und daß

er

er die Bekanntschaft mit Madam erneuert habe, um sich, vermittelst ihrer Gewalt über ihres Mannes Casse, aus seiner Verlegenheit zu reissen. Kornmann sagte seiner Frau das nöthige darüber in den glimpflichsten Ausdrücken: und die Schwetzerin war in den Pariser Sitten schon so weit gekommen, daß ihr seine Vorwürfe unerträglich waren. Sie wurde wüthend vor Zorn, brach in beleidigende Reden aus, drohte davon zu laufen und ihre Kinder zu verlassen, wenn er sich fernerhin beygehen ließe, ihre Freyheit im Geringsten einschränken zu wollen. Unglücklicher Weise war der Herr Daudet bey diesem Sturm zugegen, nahm die Parthey des Mannes und dieser mußte ihn zum Vertrauten seines Kummers machen: weil er einmal so viel davon erfahren hatte. Er spielte nun den Freund vom Hause und setzte seine Besuche bey der Dame fleißig fort. Der Mann schöpfte Verdacht, weil er den Vogel kannte: allein Madam versicherte, daß sie ihn nicht leiden könne; indem sie sogar einen natürlichen Abscheu vor der Farbe seiner Haare habe. Er sah aber augenscheinlich, daß sie die Verstellungskunst lernte, daß sie ihre Kinder weniger liebte und daß sie ihr Betragen gegen ihre Leute und alle, die um sie waren, allmählich änderte. Das Laster ist nicht so leicht zu verbergen, als die Schuldigen glauben. Kornmann fand für nöthig, 1780. wieder nach Spa zu gehen, um seine durch den häuslichen Gram zerstörte Gesundheit herzustellen, und vor seiner Abreise bat er die von ihm innigst geliebte Gattin flehentlich, um ihrer vorigen Liebe und Glückseligkeit, um ihrer Kinder willen, die Augen zu öffnen, und den Abgrund anzuschauen, in den sie sich zu stürzen bereit schiene. Er warnte sie um so nachdrücklicher vor dem elenden Daudet:

weil er keine wirkliche Leidenschaft für sie habe, sondern blos aus ihrem Verderben Vortheil zu ziehen suche. Er blieb einen Monat in Spa, und mußte — so grausam tyrannisiren die Verhältnisse des Lebens in der sogenannten großen Welt das menschliche Herz — er mußte mit dem Verführer seines Weibes nicht blos Geschäftsbriefe wechseln, sondern sich auch vertraulich über die zu bessernde Aufführung der Treulosen mit ihm unterhalten. Bey seiner Zurückkunft erfuhr er aber, daß sie in ihrem strafbaren Umgange auch den Wohlstand beleidigt, daß sie in Daudets Hause Zusammenkünfte gehalten und durch ihr Betragen die Nachbarschaft geärgert hatten. Denn Daudet glaubte, durch das öffentliche Aufsehen und durch Nichtbarkeit ihrer Vergehungen, der Dame den Rückweg zur Tugend und Pflicht versperren zu müssen. Unterdessen mußte der Bösewicht nach Straßburg gehen, seine Stelle anzutreten: und Madam Kornmann verlangte, ihre Anverwandten in Basel zu besuchen, dahin der Weg durch Straßburg geht. Der Mann willigte darein, in der Hoffnung, die Verirrte im Schooße ihrer Familie, beym Anblick des häuslichen Glücks, zum Nachdenken über sich selbst und zu der schweitzerischen Ehrlichkeit und Unschuld zurück gebracht zu sehen. Nur bedung er sich aus, daß sie bey ihrem Aufenthalt in Straßburg sich vorsichtig betragen solle. Unter Weges führte ihn nun der Anblick der Natur und des ruhigen Landlebens auf manche ernsthafte, aber sanfte freundliche Betrachtung, die er seiner Gattin mittheilte. Er schilderte ihr die vielfachen Freuden, welche die Natur dem unruhigen und unzufriednen Menschen überall anbietet. Er stellte ihr vor: wie schnell die Auftritte des Lebens einander verfolgen und entfliehen; wie bald das schwache Alter hereinbricht,

bricht, und alle falschen Vergnügungen wie einen Nebel zerstreuet; wie wichtig es ist, ein reines Gewissen für die letzten Tage des kurzen fliehenden Daseyns aufzubewahren; wie süß es seyn müsse, mit ruhigem Gemüthe dem Ziele entgegen zu gehen, wo alle Täuschung verschwindet, und die Wahrheit allein, mit der Erinnerung des Guten, das wir gethan haben, übrig bleibt. Solche Unterhaltungen lockten der Frau von Kornmann manches mit Thränen der Reue begleitetes Geständniß ab, und ihr Mann schöpfte die schönsten Hoffnungen. Aber der Anblick von Straßburg zerstöhrte alle ihre guten Entschlüsse wieder. Sie zeigte daselbst ihre Schande öffentlich. Er führte sie darum früher nach Basel, und ließ sie da, um eine Geschäftsreise zu machen. Unterdessen besuchte sie der Verführer Daudet zu wiederholten mahlen, und erregte den Unwillen der ganzen Stadt, durch sein schlechtes Betragen mit derselben. Bald darauf legte der Prinz Montbarrey die Ministerstelle nieder, und sogleich verlor Daudet sein Syndicat, und kam wieder nach Paris. Kornmann erfuhr nun zuverlässig, daß dieser Mensch ein mit Schulden überhäufter, schon mehrmahls von der Polizey gezüchtigter Glücksritter und Betrüger sey. Er sagte dieses seiner Frau, und erklärte ihr, daß er sein und ihrer Kinder Vermögen nicht einem solchen Menschen Preis geben, sie also nicht mehr frey über seine Casse gebieten lassen, und ihr den gemeinschaftlichen Hausaufwand anvertrauen könne. Er bezahlte bey dieser Gelegenheit noch eine Summe von 10,000 Livres für Diamanten, die sie ohne sein Vorwissen aufgenommen hatte. Von diesem Augenblicke an schien nun der Verführer mit der Ehebrecherin die Verabredung genommen zu haben, alles darauf anzulegen, daß der unglückliche Ehe-

mann,

mann, dessen Gesundheit durch den Gram sichtbarlich geschwächt war, sich vollends zu Tode ärgern solle. Die Frau ergriff geflissentlich jede Gelegenheit, die bittersten Zänkereyen, selbst in Gegenwart der Bedienten, anzufangen, und der Liebhaber spielte den Herrn im Hause und am Tische, ohne sich einmahl vor Fremden zurück zu halten. Endlich riß dem Manne die Geduld; er bezeugte dem Daudet die verdiente Verachtung, und verbat sich seine häufigen Besuche. Er bat den ältesten Bruder seiner Frau, der am meisten über sie vermochte, nach Paris zu kommen, und zu versuchen, ob er sie zur Vernunft und Tugend zurück bringen könne: aber es war alles vergebens. Ihr Betragen wurde täglich ausschweifender und frecher, und Kornmann wurde endlich von treuen Freunden gewarnt, für die Sicherheit seines Lebens zu wachen. Einer derselben, der seine Gefahr kannte, rieth ihm, die Sache dem Herrn Le Noir, damahligen General-Polizey-Lieutenant, vorzutragen. Bekanntlich ist der Polizey-Lieutenant der unterste königl. Minister, der an der Spitze der Polizey steht, dem also die höchste Aufsicht über die öffentliche Sicherheit, Ordnung und Sitten in Paris anvertrauet ist. Man weiß auch, daß die mit Unrecht berühmte Pariser Polizey darin besteht, durch ein Heer theuer bezahlter Schelme, Fremde und Einheimische bis im Innersten ihrer Häuser belauern und ausspioniren zu lassen, und bey dem geringsten Verdacht, auf die bloße Anzeige eines solchen Elenden, den untadelhaften Mann ohne Verhör und Urtheil im Nahmen des Königs, der nichts davon weiß, aus dem Schoße seiner Familie zu reissen und in die Bastille oder andere abscheuliche Kerker zu werfen. Ein zeitiger Polizey-Lieutenant kennt daher alle Spitzbuben und Schelme des Landes, und Herr Le

Noir

Noir gestand dem unglücklichen Kornmann bey der ersten Unterredung, daß er den Daudet der gröbsten Verbrechen fähig hielt. Er wußte ihm aber keinen andern Ausweg vorzuschlagen, als die Madam Kornmann vermittelst einer Lettre de cachet sogleich in Verhaft nehmen zu lassen, und sie dadurch der Gewalt des Bösewichts zu entziehen. Der Mann trug Bedenken, die Frau, die er immer noch zärtlich liebte, so hart behandelt zu sehen. Es wurde ihr also einstweilen eine heimliche Wache gesetzt (train de police), sie zu beobachten: und da fand sich, daß sie ihren ärgerlichen Umgang täglich fortsetzten. Man fieng endlich Briefe auf, aus welchen ein Anschlag auf Kornmanns Leben zu vermuthen war. Nun willigte er in die Verhaftnehmung des treulosen Weibes, und sie wurde in ein anständiges Haus unter die Aufsicht einiger Matronen gebracht, wo ihr nichts abgieng, als die Freyheit. Der Mann zahlte 2000 französische Thaler jährl. für ihren Unterhalt, und schickte ihr die kostbarsten Delikatessen, Weine, und was sie sonst in seinem Hause zu finden gewohnt war. Hier wurde sie durch einen königl. Commissarius vernommen, und bekannte den Ehebruch, und daß sie von Daudet schwanger sey, ohne Schwierigkeit. In den ersten Tagen empfand sie auch einige Reue, und bat ihren Mann um einen Besuch, den er ihr in Gesellschaft des Herrn le Noir abstattete. Sie schien anfangs geneigt, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, und sich den Vorschlag, den er ihr that, einige Zeit bey ihren Verwandten zuzubringen, gefallen zu lassen. Allein, als Hr. le Noir sich entfernte, änderte sie sogleich ihre Gesinnung, und zog die Gefangenschaft der Besserung vor: und in der Folge zeigte sichs, daß daran niemand Schuld war, als der Hr. Oberaufseher der Sitten selbst, dem

die Dame der Mühe werth schien, von ihm aufs neue verführt zu werden, und der ihr einen Wink davon gegeben haben mochte. Daudet bewegte unterdessen Himmel und Erde, ihr die Freyheit zu verschaffen. Er ließ einen jüngern Bruder von ihr, der in Göttingen studirt hatte, nach Paris kommen. Dieser wurde von seinem Schwager mit der aufrichtigsten Freundschaft aufgenommen, und täuschte ihn, durch Daudet verführt, so daß er sogar den Briefwechsel der Schuldigen beförderte. Die Sachen blieben aber, wie sie waren, bis ein neuer Held auf den Schauplatz trat.

In Paris lebt ein Mann, Nahmens Peter Augustin Caro von Beaumarchais, der, ohne ein öffentliches Staatsamt zu bekleiden, durch das Uebergewicht seiner Talente, seines Reichthums und seiner Arglist, auf die Regierung vielleicht so viel und mehr Einfluß hat, als wenn er Staatsminister wäre; und zu gleicher Zeit despotisirt er den Geschmack der Pariser und ihrer Affen so gewaltig, daß z. B. sein sittengefährliches Lustspiel Figaro vor zwey Jahren hundert mahl nach einander aufgeführt, und demselben zu Ehren eine lächerliche Mode vom ganzen galanten Europa nachgeahmt wurde. Dieser wichtige Mann erklärt sich auf einmahl unberufener Weise zum Beschützer der Madam Kornmann, und schreibt an den Advokaten ihres Mannes: „es mißfiele ihm, daß die Dame „auf königl. Befehl arretirt sey; und wofern Korn„mann die Bedingungen nicht annähme, die Er „ihm wegen seiner Frau vorschreiben würde; so „werde er ihn durch sein Ansehen und durch seine „Feder zu Grunde richten." Kornmann gieng voller Unwillen und Erstaunen mit diesem Briefe zu Hrn. le Noir: und die berühmte Pariser Polizey gestand ihm, daß sie es nicht wagen dürfe, einen

nen ehrlichen Mann gegen die Gewaltthätigkeiten eines Bösewichts, wie Beaumarchais, zu schützen, der mit so vielen Großen in Verbindung stehe. Kornmann wurde zur Geduld verwiesen, und mit leeren Hoffnungen getäuscht. Dagegen begünstigte man die Ehebrecherin so sehr, daß sie ihren sträflichen Umgang selbst im Verhaft unterhalten konnte. Der betrogne Ehemann überzeugte sich endlich von den Absichten, die Herr le Noir selbst auf sie hatte, hielt um die Erlaubniß an, sie aus ihrer Gefangenschaft zu nehmen, und übergab dem Sittenaufseher einen Brief an sie, voll so rührender Vorstellungen und Bitten, daß ihr sonst weiches Herz gewiß nicht dagegen ausgehalten hätte. Aber der Sittenaufseher versagt dem Ehemanne die Erlaubniß, seine Frau zu sich zu nehmen, und unterschlägt seinen Brief an sie. Dagegen erhält Beaumarchais einen königl. Befehl, sie aus jenem Hause abzuholen, und, unter seiner Aufsicht, bey einen Wundarzt zu bringen, der ihre Niederkunft besorgen soll. Beaumarchais erhält diesen Befehl durch Hrn. le Noir in Gegenwart des gekränkten Mannes, und da dieser ihm seinen aufs äußerste getriebenen Unwillen darüber bezeigt, zuckt er die Achseln, und schiebt die Schuld auf die Königin, auf Hrn. Amelot, den Prinz von Montbarrey, den Prinz von Nassau und andere mächtige Personen, die ihm abgeneigt wären. Man stelle sich in die Lage des Unterdrückten, und denke noch dazu, daß er eben denselben Prinzen von Montbarrey, als er die Ministerstelle niederlegte, mit 300,000 Livres aus einer Verlegenheit gerissen hatte. Er wird nun vom Minister zum Sekretär und von diesem zum Minister gewiesen, und erhält nirgends Hülfe. Er wendet sich daher unmittelbar an den König, und erlangt wirklich, daß seine Sache seiner ordentli-

chen Obrigkeit, dem Magistrat zu Straßburg, zur Entscheidung übergeben wird; indem seine Frau im Châtelet *) auf die Trennung von Tisch und Bett geklagt hatte. Er hoffte nun leichter zu erhalten, daß sie aus Paris, der Quelle ihres Verderbens, entfernt würde: aber die weise Polizey erklärte ihm: weil er die Sache zu Straßburg, bey einem ordentlichen Gerichtshof, anhängig gemacht habe; so stehe die Dame nicht mehr unter ihrer Gewalt, und könne sie in Paris bleiben so lange, und auf welchen Fuß es ihr selbst gefiele. Sie that dieses auch ganz frey in dem glänzenden Zirkel der Herren von Beaumarchais, Daudet und ihres gleichen, und immer auf Unkosten ihres Mannes. Beaumarchais hatte aber gedrohet, diesen gänzlich zu Grunde zu richten, und hielt Wort. Durch allerhand Kniffe und Ränke wurde das Gerücht ausgestreut, daß das Kornmannische Wechsels-Haus nicht sicher stehe, und alle Correspondenten desselben, die der Frau bekannt waren, wurden unter der Hand vor dessen nahem Fall gewarnt. Die Frau berief sich alsdenn auf dieses gemachte Gerücht, das ganze Vermögen mit gerichtlichem Arrest zu belegen, um, wie sie vorgab, ihr Heurathsgut zu sichern, und so mußte Kornmann inne halten, zu zahlen, da sein Haus noch über eine Million mehr besaß, als Forderungen an dasselbe gemacht wurden. Dies ist noch nicht genug. Der Cardinal von Rohan hatte, als Groß-Almosenier von Frankreich, die Grundstücke und Gebäude des Hospitals der Quinze-Vingts **) an eine Gesellschaft von Kapitalisten für 6 Mill. und 312,000 Livres ver-

*) Ein altes Schloß, worin die Vogtey, ein Untergerichts-Hof von Paris, ihren Sitz hat.

**) Ein reiches Spital für Blinde.

verkauft, und Kornmann hatte für 3 Actien und verschiedene Vorschüsse, die er gethan hatte, 600,000 L. an diese Gesellschaft zu fordern; auch hatte er die Aufsicht über die Casse. Es fanden sich Schwierigkeiten bey der Unternehmung, und der Cardinal ersuchte Herrn Kornmann im Vertrauen: die Gesellschaft durch seinen Credit zu unterstützen; sprach bey dieser Gelegenheit von seiner unglücklichen Ehe, gab ihm Anschläge, wie er Ruhe erhalten könne, und versprach seine Beyhülfe dazu. In der Folge rieth er ihm, seine Gelder aus der Casse jener Gesellschaft zu ziehen, und seinen Platz einer andern Person zu überlassen — und diese Person war niemand anders, als sein Feind von Beaumarchais, der nebst dem Hrn. Daudet und selbst der Madam Kornmann bey dem Cardinal ein- und ausgieng. Kornmann ließ sich gleichwohl dazu bereden, und kaum hat Beaumarchais das Recht erlangt, die Angelegenheiten der Gesellschaft einzusehen, als er mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen in Kornmanns Haus fällt, und ihn zwingen will, Vergleichspunkte mit seiner Frau, die er selbst zu entwerfen beliebt hat, zu unterschreiben. Der natürlicher Weise über ein solches Benehmen entrüstete Kornmann weist ihm die Thür, und die letzten Worte des gewaltigen Mannes sind: „denken Sie daran, daß Peter „Augustin Caro von Beaumarchais Sie zu Grunde richten wird.“ In der That verklagte er ihn nun wegen schlechter Verwaltung der Casse der Gesellschaft und suchte einen Befehl vom Minister zu erlangen, um den Unglücklichen, den das vornehme Complot um Weib, Ehre und Vermögen gebracht hatte, auch noch in die Bastille einzusperren. Diesen hatte der Kummer schon dem Tode nahe gebracht, und nun sah er auch sein

Haus mit Spionen umgeben, und durfte in demselben keinem seiner Bedienten trauen. Ein armer gebrechlicher Greis, der alle Tage vor seiner Thür lag, und dem er beym Ein- und Ausgehen jedesmahl ein Almosen reichte — dieser Greis war ein Spion, gedungen von der noblen Policey auf alle seine Schritte zu lauern. Einer seiner Bedienten brachte ihm wirklich Gift bey, davon aber die Dose nicht stark genug war, ihn der Verfolgung seiner Feinde zu entziehen. Kaum hatte er also diesen Angriff auf sein Leben überstanden, so mußte er nach Spa entweichen, um sich nicht einsperren zu lassen. — Jedoch der enge Raum dieses Blattes macht es nothwendig, die übrigen von so vornehmen und feinen Leuten von Stande wider den unschuldigen Mann verübten Greuelthaten, so kurz als möglich zusammen zu fassen. Man suchte ihm noch, durch ein von einem Betrüger erzwungenes falsches Zeugniß, einen Unterschleif zu beweisen, welcher Schelmstreich aber zu seinem Vortheil ausschlug, und eines Abends, als er in sein Haus gehen wollte, überfiel ihn ein verkappter Meuchelmörder und drückte einen Pistolenschuß auf ihn ab, der glücklicher Weise nur durch den Hut gieng. Die Vorsehung schien aber sein Leben zu schützen, damit die Bosheit seiner Feinde wenigstens mit dem Abscheu der Nation gebrandmarkt würde, wenn ihre Macht sie vor der verdienten Strafe sicherte: auch damit dem französischen Volke durch dieses, wie durch so viele ähnliche Beyspiele, die Mängel seiner Regierung immer fühlbarer gemacht, der Dünkel auf seine durchaus falsch geleitete Cultur gedemüthigt, und eine bessere Zukunft vorbereitet werden möchte. Kornmann hatte nähmlich um diese Zeit einen treuen theilnehmenden Freund und Rathgeber gefunden, dessen er sich zum Werkzeug

seiner

seiner Rettung bediente. Auf dessen Rath suchte er fürs erste den Rest seines Vermögens, die 600,000 Livres, die er an die oben angeführten Gesellschaft zu fordern hatte, durch den Weg Rechtens den Klauen seiner Feinde zu entreissen, und er fand Gerechtigkeit und Hülfe bey den ordentlichen Gerichtshöfen des Reichs. Darauf verklagte er seine treulose Frau im Punct des Ehebruchs. Nun geschahen neue Vorschläge zum Vergleich von Herrn le Noir, und man suchte ihn durch allerhand Winkelzüge hinzuhalten, während dessen der Anfall auf sein Leben geschahe. Er zeigte diesen bey der Polizey an, und der neue Polizey-Lieutenant le Crosne, (Herr le Noir war unterdessen wirkl. königl. Staatsrath geworden,) gab auch Befehl, den Thäter auszukundschaften: aber dieser Befehl wurde nicht befolgt; weil alle Polizey-Beamten sich wider den unglücklichen Mann verschworen zu haben schienen. Dagegen ward er insgeheim bedrohet, daß man ihn in ein Staatsgefängniß einschließen wolle, wenn er seine Stimme wider seine Unterdrücker zu erheben wagte. Er war nun aufs äusserste getrieben: es blieb ihm nichts übrig, als öffentlich seine Zuflucht zu den Gesetzen zu nehmen, und das Publikum durch die Bekanntmachung seiner Klagschrift aufmerksam auf seine unglückliche Lage zu machen. Sein Freund, Herr Bergaße, einer der ädelsten Menschen des Jahrhunderts, verfaßte die Klagschrift mit solcher Stärke der Gründe und des Ausdrucks, daß der Sieg nicht zu bezweifeln war: aber nach der französischen gerichtlichen Form, hat eine solche Schrift keine Gültigkeit, wenn sie nicht von einem zünftigen Advocaten unterschrieben ist, und in dieser löblichen Zunft fand sich keiner, der seinen Nahmen der Stimme der Unschuld wider so

mächtige Unterdrücker leihen wollte. Seine Leiden dauerten sechs volle Jahre, ehe er nur laut über sie schreyen durfte. Endlich, nachdem sein mächtigster Feind, Herr von Calonne gestürzt wurde, erschien diese Schrift im May dieses Jahrs ohne Unterschrift, und Kornmann bekannte sich dazu und überreichte sie den Ministern, auch selbst der Versammlung der Notablen. Beaumarchais ließ sogleich eine Bekanntmachung drucken, worin er versprach, sich zu vertheidigen, und — so weit geht die Unmenschlichkeit des witzigen Kopfes, daß er, um die Augen von der schwarzen Gestalt, in der ihn diese Schrift darstellt, abzuziehen, vorgiebt: die ganze Sache sey von zwey Rasenden blos in der Absicht erfunden, zu hindern — daß er seine neue comische Oper Tarara nicht aufführen solle, weswegen er das Opern lustige Publicum um Verzeihung bittet. Einen armen Greis, der sonst Thürhüter bey ihm gewesen, und der sich verlauten ließ, er könne wohl manchen Umstand in dem Kornmannischen Handel aufklären, wofern ihm Herr von Beaumarchais nicht in seiner Noth beystehe — ließ er sogleich durch einen königlichen Befehl in Verhaft nehmen.

(D. Ztg. 1787. S. 364:369.)

Die Allgewalt des Goldes über den Gang der Dinge in der gesitteten Welt, die Käuflichkeit aller nur wünschenswerthen Sachen unterm Monde, selbst der Liebe, Freundschaft und Ehre, kann den Reichen leicht so sehr verblenden, daß er vergißt, wozu er seinen Schatz hat, ihn wie einen Götzen verehret, ohne seine Gaben zu genießen, freywillig an der vollen

Ta:

Tafel des Glückes darbet, und das Gute, das er dadurch bewirken könnte, ungethan läßt. (Beyspiele davon sind schon oben S. 12. und 170. angeführt.)

Doch ist das bekannte Sprichwort: **der Geitz ist eine Wurzel alles Uebels**, von diesem Laster weniger, als von der Habsucht wahr. Der Geitzige sündigt nur dadurch, daß er von dem Seinigen sich und andern nicht giebt, was er geben sollte: aber der Habsüchtige, er sey Eroberer, oder Straßenräuber, nimmt was des Andern ist, noch ohne Recht dazu, und wird in der Wuth der Leidenschaft der schrecklichsten Freveltaten gegen Andere fähig; da der Geitz nur sein eigner Peiniger ist.

Zu Altdorf in der Pfalz wurde am 15ten Jun. 1787. zweyen Brüdern nach ergangenem Urtheil und Recht erst die rechte Hand abgehauen: dann wurden sie gerädert, ihre Körper aufs Rad geflochten, und die Köpfe und Hände besonders aufgespiesset. Schaudern und Entsetzen ergriff die Menge der Zuschauer, die sich von allen Seiten her zu diesem schrecklichen Schauspiel drängten: aber noch weit schrecklicher war die Greuelthat, womit diese Unglücklichen eine so grausame Strafe verdient hatten. Es waren Vatermörder, und die leidige Habsucht war die Ursache ihres unmenschlichen und fast unglaublichen Verbrechens. Ihr Vater, Philipp

Peter Vogel, Bürger und Kirchenvorsteher zu Gommersheim, einem Gräfl. Degenfeldischen Amtsort der Herrschaft Altdorf, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen von 30,000 fl. erworben. Vor 3 Jahren entriß ihm der Tod seine Ehegattin, da er deren Pflege und Beyhülfe, wegen seines zunehmenden Alters immer mehr bedurfte. Von seinen beyden noch ledigen Söhnen konnte er wenig Trost im Alter hoffen: weil er in der Jugend zu nachgiebig gegen sie gewesen, und sie ihm nun den verstocktesten Ungehorsam bewiesen. Er beschloß daher, nach einem 3jährigen Wittwerstande, wieder zu heurathen, und wählte dazu die Magd, welche bey ihm diente, und von deren Rechtschaffenheit seine Söhne so gut, als er, überzeugt waren. Er entdeckte diesen Entschluß seinen Kindern, und theilte, noch vor der Vollziehung, sein ganzes Vermögen mit ihnen; gab jedem 24 Morgen Aecker, und behielt für sich nur 12 Morgen; wovon er seiner Verlobten nicht mehr als 3 Morgen verschrieb, die sie nach seinem Tode als eine Erkenntlichkeit für seine Verpflegung erhalten sollte. Und um dieser 3 Morgen willen faßten die Unmenschen den Anschlag ihren guten Vater noch vor der Trauung zu ermorden. Sie warfen in der Scheure, welche noch vom Segen der letzten Aerndte voll war, ein Grab auf. Der Vater kam dazu, und fragte, was da hinein solle? „Grundbirn (Kartoffeln)!„ war die zornige Antwort. Am 26sten Abends schickten nun die Bösewichter erst die Braut aus dem Hause weg; dann ergriffen sie mit mörderischen Händen ihren Vater, steckten ihm ein Sacktuch in den Mund, und würgten ihn. Der alte 61jährige Mann wehrte sich, so gut er konnte, und fiel vor seinen Mördern auf die Knie, und bat mit aufgehobenen Händen um sein Leben bey den

Kin-

Kindern, die ihm das ihrige zu danken hatten. Aber umsonst! die Greuelthat war einmahl angefangen, und es ist eben so schwer im Laster zurückzukehren, als es leicht ist, den ersten Anfang zu meiden. Sie schleppten den armen Mann in die Scheuer, warfen ihn halbtodt in die Grube, sprangen mit Füßen auf ihm herum, und scharrten die Mördergrube zu. In der Nacht thürmten sie etliche hundert Bosen (Bündel) Stroh darauf. Als nun der Mann vermißt wurde, gaben sie vor, die Heurath habe ihn vielleicht gereuet, und er sey dieserwegen entwichen. Sie ließen ihn auch suchen, und versprachen 300 fl. für die erste sichere Nachricht von ihm. Allein das Amt zu Altdorf ließ die Bösewichter vorladen, bemerkte Unruhe an ihnen, und ließ deshalb die Scheuer und das Haus durchsuchen. Die Magd sagte aus: das aufgethürmte Stroh habe vor ein Paar Tagen noch nicht auf dem Platze gestanden, und da man es wegräumte, fand sich die Mördergrube mit dem Leichnam des Erwürgten. Dem Ansehen nach, hatte er in der Grube noch gelebt, und sich heraus zu arbeiten gesucht: denn die Nägel an den Fingern waren sogar abgekratzet; und nach Aussage der Visitatoren konnte er wohl 24 Stunden in dieser entsetzlichen Qual zugebracht haben, ehe er gestorben. Die Zunge war in den Hals hinunter geschoben durch die Gewalt, mit welcher die Wüthrige ihm das Sacktuch in den Mund gestossen hatten. — Dieses thaten Kinder ihrem leiblichen Vater um 3 Morgen Land willen, die er einer redlichen Person zuwandte, um von ihr im Alter verpflegt zu werden! Dieses thaten als Christen getaufte und erzogene Menschen in einem Jahrhundert, das sich mit Aufklärung und Menschenliebe brüstet! Die Abscheulichkeit der Greuelthat ist nicht auszusprechen! — Und die Möglichkeit der-

selben

selben unter Christen und gesitteten Menschen? — diese liegt in der fast überall, selbst in den Gesetzen und der Gerichsverfassung, herrschenden unrichtigen Schätzung der Dinge: vorzüglich aber in der elenden Erziehung des Volkes, im Predigen und Lehren solcher Dinge, die nicht bessern, im Ceremonienwesen und Wortkram, womit der Geist und die Kraft der Religion Jesu, wie das Waitzenkorn unter dem Unkraut, erstickt wird. — Die Vorsehung läßt solche ganze Nationen entehrende Vorfälle geschehen, um sie zu zwingen, daß sie sich des Elends der Erziehung und des Volksunterrichts endlich einmahl im Ernst annehmen.

(D. Ztg. 1787. S. 217-219.)

Daß eine allzu ängstliche Sorge für das zeitliche Vermögen, wenn sie auch nicht zur ungerechten Habsucht wird, doch die Aufmerksamkeit des Menschen auf seine geistige Wohlfahrt schwächet, ihn zu unrichtigen Begriffen und Urtheilen verleitet, und so seiner Vernunft selbst gefährlich werden kann, beweist die tägliche Erfahrung.

Den 27sten October 1791. ereignete sich zu polnisch-Würbitz, einem Guthe des Grafen von Reichenbach, drittehalb Meilen von Creuzburg in Schlesien, auf dem dasigen Pfarrhofe eine sehr traurige Geschichte. Der Creuzburger Diaconus Roschny, welcher seit einiger Zeit Spuren der Melancholie gezeiget haben soll, wurde dahin, um sich zu zerstreuen, zu seinem Bruder, dem dasigen Pfarrer, von den Seinigen geschickt. Als er an dem nähmlichen Tage ganz allein sich befand, indem

sein

sein Bruder nach Constadt reisen mußte: verfiel er auf den unglückseligen Gedanken, sein leibliches Kind, einen Knaben von 7 Jahren, der sich schon einige Wochen in Polnisch-Würbitz befand, dergestalt am Kopfe zu mißhandeln, daß das arme Kind eine Stunde darnach seinen Geist aufgeben mußte. Er zeigte auch sogleich diese abscheuliche That dem Hausgenossen mit den Worten an. Nun ist er weg! — Gewiß eine sehr traurige Geschichte, für denjenigen, der sie begangen hat! und für seine unglückliche Frau und noch lebende sechs unversorgte Kinder! aber eben so lehrreich, als Beyspiel für Andere. Denn der gute Diaconus Koschny hat sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, diese Verwirrung des Gemüths selbst zugezogen. Es war ein Mann, wie die ganze Gegend weiß, dessen größtes Dichten und Trachten dahin gieng, wie er reich werden wollte. In dieser Absicht kaufte er mit fremdem Gelde eine Landwirthschaft nach der andern; war ein ordentlicher Geld- und Güther-Mäckler, und sein Beruf war ihm blos eine Nebensache. Er hatnichts als Projekte im Kopfe, die meistentheils in die Luft gebaut waren. Jedoch muß man es ihm zum Ruhme nachsagen, daß, bey seinen geringen Kanzelgaben, er ein sehr guter Oeconom war; der, wenn er nach dem Rath seiner Freunde, bey diesem Fache geblieben wäre, darinne viel geleistet haben würde. Als nun seine windigen Plane, reich zu werden, scheiterten, und seine Glaubiger auf ihn aufmerksam wurden: so sah er endlich ein, daß er auf puren Sand gebauet habe. Er verkaufte daher auf einmahl seine Wirthschaften in der größten Geschwindigkeit, und fand nun erst, daß er sich verrechnet hatte. Anstatt aber, daß er sich in sein Schicksal finden, und zu seinem Amte als ein treuer Hirte zurück kehren, und den Ausspruch seines

Herrn

Herrn und Meisters: Selig sind die Armen; denn das Himmelreich ist ihr — befolgen sollen: so gerieth er in eine solche ängstliche Traurigkeit, daß er alles verlohren hielt, und glaubte, daß er mit seiner Frau und sieben unerzogenen Kindern Hungers sterben müßte. Dieses war die Folge von der übernatürlichen Anstrengung seiner Seelenkräfte, um sich zu einem reichen Manne zu machen, und von dem Verdruß über seine getäuschte Hofnung.

(D. Ztg. 1790. S. 781.)

Endlich verleitet auch das Vergnügen, mit dem mächtigen Metall, sich so viel Freuden aller Art verschaffen, und so viel Menschen froh machen zu können, den Reichen, dem sein Gut nicht sauer zu erwerben geworden ist, leicht zur Verschwendung, und läßt ihm dann den Mangel desto härter empfinden, je üppiger er seinen Ueberfluß genoß.

Ein Mann, dem Gott ein ansehnliches eignes Vermögen, ein einträgliches und ehrenvolles Amt, eine liebenswürdige Gattin und hoffnungsvolle Kinder gegeben hatte, der dabey ein Mann von Ehre und ein höchst zärtlicher Ehemann und Vater war, schrieb auf einmahl dem Lehrer seiner Kinder folgenden Brief, den er in der entscheidenden Stunde, da der lange hingehaltene Umsturz seines Glücksstandes zum Ausbruch kam, aufs Papier hinwarf, als er entflohe,

flohe, und sein geliebtes Weib und Kinder hülflos zurück ließ.

„Theuerster Mann!

„Wie werden Sie sich entsetzen, was werden meine lieben Knaben sagen, wenn sie dieses gelesen haben! — Ich, so ganz mit dem besten Herzen Mann, Vater, Freund, bin durch Unglücksfälle und üble Verwaltung meiner Angelegenheiten in den schrecklichsten Verfall gerathen, wodurch ich Gattin, Kinder, Anverwandte, Freunde, Witwen und Waisen mit ins Verderben ziehe, selbst— der Unglücklichste auf der ganzen weiten Erde werde. O! Theuerster! wie ist doch alles dahin, alle glänzende Aussicht, alle Hoffnung für meine lieben Kinder und von ihnen! — — Ich bin der Elendeste von denen, die je Gottes Sonne gesehn. Sagen Sie dies meinen armen Knaben, und bitten Sie sie, daß sie mir nicht fluchen! denn auch der kleinste unter ihnen — mein ** sollte mir fluchen. — Ich bitte Sie, bester menschenfreundlicher Mann, erbarmen Sie sich meiner armen Kinder und halten Sie sie bis — — noch, als wenn ihr Vater unter den wirksamen Lebenden wallete. Mein lieber *** mag sogleich seine bedrängte Mutter besuchen, deren Stab, Trost und Stütze er werden muß, so jung er ist.

Ich muß, um meiner armen Familie nicht noch mehr Schmach zuzufügen, eine schandbare Flucht ergreifen, ungewiß wohin, und ob man mich nicht in Ketten und Banden wieder bringt; dann in schweres Eisen schmiedet. Schon stand ich am Rande der Fluthen, aber Gottes Rechte hielt mich. Nun bin ich bereit alle Schmach, alles Elend zu dulden. — Gott, wie schrecklich ist mein Schicksal,

aus

aus dem besten Wohlstande ins schmählichste Elend! Gott hat mich so tief, so tief fallen lassen, daß härtere Strafgerichte schwerlich über einen Menschen ausbrechen können. O göttlicher Mann, hätte ich in meiner frühen Jugend einen solchen Lehrer gehabt, wie Sie, so wäre ich gewiß der Elende nicht, der ich jetzt bin. — Gott vergelte Ihnen Ihre Treue, die Sie an meinen Kindern bewiesen haben! Und nun leben Sie wohl, lebt wohl — Ihr meine theuern, theuern Herzenskinder! Hat je ein Vater Vaterliebe gefühlt, so war ichs, obschon — die ganze Welt mich für einen Raben-Vater erkennen muß; ihr selbst, ihr Lieben, es thun müßt. O, fluchet nicht dem unglücklichen blödsinnigen Vater, dessen ganzes lebenswieriges Geschäft es war, Euch zu segnen! — Wie gern hätt' ich Euch noch einmahl gesehn, Euch an meine Brust gedrückt! wie gern an meinem Jahrstag, wo sonst alles Freude in meinem Hause war, Sie bester Mann, Euch, meine Liebsten, bey mir gehabt! Allein der Schmerz ließ es nicht zu: fest war es vorlängst beschlossen, nur brach das Ungewitter zu plötzlich über mich herein! — Eure lieben Wünsche habe ich mit Wehmuth empfangen: aber, daß mich der Gram nicht zu Boden drücken sollte, ungelesen hingelegt. — O des Elends, o des Jammers, das den unglücklichsten Vater trift! Schrecklich ist mein Schicksal, unbegreiflich. Doch ich will Euch das Herz nicht schwer machen, meine Liebsten. Eilet, wenn Euer lieber Lehrer Euch nicht mehr leiten und nähren kann, in die offnen liebevollen Arme Eurer zwar höchstunglücklichen, aber äußerst rechtschaffenen Mutter, die Gut und Blut mit Euch theilen wird, so viel ihr noch die verwüstende Hand Eures grausamen Vaters übrig gelassen hat. Vielleicht, o Gott schenke mir diese Himmelsfreude, vielleicht seh ich Euch noch

einmahl vor meinem Ende wieder, wäre es auch in Schmach und Banden! und seh ich Euch nicht hier, doch in jener Ewigkeit, hoffe ich! darum stürzte ich mich auch nicht in die Fluth. Noch einmahl — Leben Sie wohl, mein allerwürdigster Freund, mit Ihrer lieben Gattin, mit Ihren lieben Kindern. Wie glücklich sind Sie, dem Gott die Gabe gegeben hat, mit Wenigem auszukommen, und dabey das unschätzbare Glück eines guten Gewissens und ehrlichen Nahmens zu genießen! — O hätte ich die Hälfte Ihrer Grundsätze gehabt, was für ein Mann, wie unaussprechlich glücklich könnt ich seyn! Ach Gott! wie seh ich nun alles so klar — aber — alles nun ohne Rettung! zu spät! Schrecklicher, schauderhafter Zustand! — — O meine Lieben, ich drücke Euch voll Schmerz, aber mit der heißesten Vaterliebe, an meinen Busen, mit sehnlichem Flehen, Eurem gottlosen verworfenen Vater zu verzeihen. Gott segne Euch! so schreye ich mit der Sonnen-Aufgang und mit ihrem Niedergange zu Gott. Ihr werdet, Ihr müßt mich vergessen — aber ich, ich vergesse Euch nie: täglich wird Euer und Eurer geliebten Mutter Bild vor meinen Augen schweben, o ihr liebsten, ihr besten, ihr herzensguten Menschen! Mein Herz ist zerrissen. Mit Euch, o Ihr Theuren, sind nun ewig alle Freuden für mich verlohren: traurig wird jeder Tag, schreckensvoll jede Nacht über mich anbrechen. O werd' ichs ertragen! Gott stärke mich! Gott segne Euch, Gott sey ewig mit Euch, o Ihr Theuren, Theuren, Gott mit Euch, ewig! — Amen! O mein Bester! hätten Sie das wohl je von einem Manne gedacht, wie ich bin? Ja, lieber würdiger Mann! welches Elends ist der Mensch fähig, welches Verderbens! Unglücksfälle haben mich zwar hart betroffen: aber eine Blindheit ohne Beyspiel hat mich gänzlich

ohne Rücksicht auf irgend etwas hingehalten. Immer glücklicher Credit machte mich tollkühn: bis am Ende alles brach, Gott nicht mehr half, und seiner Langmuth, die mich so oft gerettet hatte, ein Ende machte. Fluchen Sie mit mehrern, mit der ganzen Nation, mir Ungeheuer, der ich ärger wie Uncle, *) mein Weib nicht allein, sondern auch meine Kinder, — nicht verkaufe, sondern in noch größeres Elend stürze! — Ich will Sie nicht länger quälen. Gottes schwere Gerichte liegen auf mir. Leben Sie wohl. Gott segne Sie, wie es Ihr Herz, Ihr rühmlicher Eifer verdient. Trösten Sie meine armen Kinder, und bedauern Sie den unglücklichen

von der holländ. Grenze"

* * *

Aus diesem Briefe ist nun offenbar nichts anders zu schließen, als daß dem unglücklichen Urheber desselben ein höchsttrauriges Leben voller Gewissensangst, Furcht, Reue und fruchtloser Sehnsucht bevorstand — ihm, der sonst brav war, und aus der gütigen Hand Gottes alles empfangen hatte, was man zum glücklichsten zufriedensten Leben nur wünschen mag. — Und wer war Schuld an dieser bedauernswürdigen Veränderung? Wer brachte den Mann um den Genuß seines Vermögens, um die nützliche Thätigkeit in seinem Amte, um die Freude, die ihm ein geliebtes Weib und gute Kinder machten? Wer raubte ihm das Glück, welches ihm die Vorsehung selbst so reichlich zugetheilt hatte? — Offenbar nichts anders — als der übertriebne Luxus, die Verschwendung.

(D. Ztg. 1785. S. 414-416.)

II.

*) Der bekannte Treulose, den die Leser hoffentlich alle aus Gellerts Erzählung kennen.

II.

Fast dieselben Vortheile, Gefahren und Verhaltungsregeln finden nun auch bey der Ehre Statt, welches vielsinnige Wort hier in der Bedeutung genommen wird, da es die Meinung Anderer von uns, und unser äußerliches, auf ihrer Hochschätzung beruhendes Gewicht und Ansehen bezeichnet. Der Philosoph setzt zwar in dieser Rücksicht die wahre Ehre mit Recht in die Meinung der Vernünftigen von unserm wahren Menschenwerthe: allein dieser Begriff wäre nur in einer Welt von Vernünftigen anwendbar, und da die Ehre hier als bloßes Mittel zur Wirksamkeit betrachtet wird; so kommt es hauptsächlich darauf an, daß die Meinung desjenigen Publikums, in welchem wir leben und handeln, von uns, unsern Absichten beförderlich sey. Sind diese rein, gerecht und ädel, und ist es uns ernstlich darum zu thun, sie zu erreichen: so können wir selbst die Achtung des großen Haufens, ja so gar der Lasterhaften, niemahls für gleichgiltig ansehen: sondern müssen auf gleiche Weise nach äußrer Ehre streben, wie nach zeitlichem Vermögen.

Die tägliche Erfahrung lehret, daß die Menschen aller Classen nur selten nach deutlichen Vorstellungen von den Sachen selbst handeln: sondern immer das Gewicht der Person, die etwas sagt, thut, oder bewirken will, mit in die Wagschale legen, wenn sie die Gründe für und wider dieselbe abwiegen. Der angesehene vornehme Mann richtet durch seine bloße Gegenwart und Verwendung oft mehr aus, als der Geringe durch die tristigsten Bewegungsgründe. Die bloße Meinung von seinen Einsichten und Fähigkeiten erleichtert ihm die Mühe, sie gelten zu machen, und die Voraussetzung seiner Rechtschaffenheit überhebt ihn der niederschlagenden Sorge, sie beweisen zu müssen. Er kann auf diese Weise oft den gradesten Weg mit Zuversicht einschlagen, wo der redlichste und fähigste Mann, dem die öffentliche Meinung ungünstig ist, aus Mangel an Selbstvertrauen, sich entschließen muß, verdrießliche Umwege zu nehmen, oder sein Vorhaben aufzugeben.

Zu Nürtingen, im Wirtembergischen, hatte die Bürgerschaft darum angesucht, daß ein Theil der Gemeindegüter unter sie vertheilt werden möchte, und man weiß, was dieses für eine schwierige zu Streitigkeiten geeignete Sache ist. Dieses bewog

wog den Durchl. Herzog, als einen Freund der beſſern Landwirthſchaft, ſich am 19ten Nov. ſelbſt dahin zu verfügen, den Platz in Augenſchein zu nehmen, und die Vertheilung von 100 Morgen Land ſo zu leiten, daß alle Theilnehmer zufrieden waren, und ihrem Landesvater Segen dafür anwünſchten.
(D. Ztg. 1791. S. 872.)

Der wahre Weiſe benutzt daher, ohne Bedenken, das Gewicht, das ihm Geburt, Stand, Rang und Wohlhabenheit über die Gemüther der Menſchen geben: ja, er bemüht ſich ſogar ſolche ihm mangelnde Vorzüge, wenn ſie ihm auf dem Wege der Vervollkommnung nützen können, zu erlangen. Auch leere Titel und Standeserhöhungen nimmt er an, wenn ſie ſeinen Wirkungskreis im Staate erweitern, oder ihm die Erfüllung ſeiner Menſchen- und Bürgerpflichten erleichtern: eben ſo wie er ſich z. B. im Studiren der Wörterbücher, Sammlungen, Ueberſetzungen und anderer Hülfsmittel und Vorarbeiten anderer Gelehrten zum weitern Fortſchreiten in ſeinem Fache bedient. Das S. 263. angeführte Beyſpiel des Freyherrn von Wolf kann auch hier zur Erläuterung dienen.

Es iſt in der That eine Art von moraliſcher Pedanterey, ſolche Vortheile zu verſchmähen

und ungenutzt zu lassen, wenn man sie besitzt; und der Moralist, der sie übermüthig verachtet, läuft Gefahr, mit dem Fuchs in der Fabel verglichen zu werden, der die Traube, die er nicht erreichen konnte, als unreif verwarf, oder macht sich des heimlichen Hochmuths oder Neides verdächtig.

Außerdem ist wirkliche Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Ruf kein Zeichen eines wohlgeordneten Gemüthes, und grenzt zu nahe an Niederträchtigkeit, als daß sie eine Frucht der Weisheit seyn könnte. Wer von Andern nicht geschätzt seyn will, wird sie seiner Seits auch verachten; also desto weniger Eifer haben, seinen Pflichten gegen sie ein Genüge zu leisten.

Allein, auf der andern Seite meidet der Vernünftige, mit gleicher Wachsamkeit über sich selbst, die Gefahren für die Tugend und Weisheit, welche mit dem Vorzug der Ehre, so wie mit dem Besitz des Reichthums verknüpft sind.

Er sucht die Achtung seines Publikums nur auf rechtmäßigen Wegen, durch wahre Verdienste, zu erlangen. Seine Nachgiebigkeit

gegen die herrschenden Sitten und Gebräuche erstreckt sich nur auf solche Gegenstände, wobey er keine wesentliche Pflicht verletzet. Er meidet alles Auszeichnende und Auffallende im Aeußerlichen, bequemt sich auch zu manchem lästigen Herkommen und Gesetz der Mode, um kein Sonderling zu scheinen, hütet sich sorgfältig vor allem, was ihn dem Spott der Menge aussetzen könnte: aber er sucht nie Ehre in modischen Lastern und Verbrechen, und, wenn höhere Pflichten eintreten, verläßt er die Heerstraße der Sitten und Gewohnheiten mit so viel Entschlossenheit und Würde, daß seine Ehre mehr dabey gewinnet, als verliert.

Die Jungfern H... in Maynz, legten gleich nach dem Ableben ihres Vaters, des Registrators H..., weil er ihnen kein Vermögen hinterließ, ihre seidnen Mäntel ab, schafften sich an deren Stelle wohlfeilere von Kattun an, und baten ihre Bekannten, ihnen Hauben und ähnliche Arbeiten zu zu weisen. Dieses vernünftige Betragen, verbunden mit Fleiß, Sparsamkeit und weiblicher Sittsamkeit, war die Ursache, daß sie, ohne Vermögen zu besitzen, doch bald rechtschaffene Männer bekamen. Dagegen weiß ich verschiedene unter meinen Landsmänninnen, welche sogar bey einer schönen Gestalt und 10,000 fl. Mitgift unverheurathet bleiben: weil sie eine entgegen gesetzte Aufführung annehmen, nichts thun, als den Vergnügungen nachlaufen, und zu viel Geld auf den

Putz verwenden. — Männer, die von ihren Bedienungen leben, sind daher nicht im Stande, eine so theure Hälfte zu suchen, und der wohlhabende Bürger wagt es nicht, aus Furcht vor einem Korbe, und die geputzte Puppe bleibt sitzen.
(D. Ztg. 1785. S. 233.)

Er legt der äußerlichen Ehre keinen höhern Werth bey, als sie verdient; dünkt sich darum, daß sein Nahme mit Beywörtern verlängert, oder seine Weste mit einem Kreutz verzieret ist, selbst nicht besser, als Andere, und wird diesen durch seine Hoheit nicht beschwerlich. Statt anderer Beyspiele lese man hier die Anekdoten von Kaiser Joseph II. im 1sten Th. S. 286 bis 291.

Er benutzt sein Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft nur zum Guten, den Glanz der äußern Ehre zur Erhöhung seiner innern Würde, und zum Segen der Welt. So gebrauchte Friedrich d. G. die Majestät des angestammten Thrones, und Franklin das erworbene Ansehen seines Nahmens. (M. s. 1 Th. S. 553 bis 577.)

Fünf und zwanzigste Vorlesung.

Selbstkenntniß und Selbstschätzung.

Die Kenntniß seiner eigenen Kräfte dient dazu, daß man seine Vollkommenheiten noch mehr erhöhen, seine Fehler aber verbessern kann. Mancher hätte es weiter gebracht, wenn er seine Talente gekannt hätte, und manchen hätte eine Last nicht niedergedrückt, wenn er die Kraft seiner Schultern geprüft haben würde.

Gracian.

Wir haben nun aus der erhabnen Bestimmung des Menschen zur fortschreitenden Vervollkommnung die einzelnen Pflichten, die er sich selbst schuldig ist, entwickelt. Er muß sein Leben erhalten, und auf der Erde verweilen, bis ihn die Vorsehung abruft. Er muß für seinen Leib sorgen, und seine Gliedmaßen und Sinne so geschickt als möglich machen. Er muß täglich an nützlichen Einsichten zunehmen, immer richtiger denken und vernünftiger schließen lernen. Er muß die sinnlichen Triebe und Leidenschaften immer strenger durch Vernunft beherrschen, und dem freyen Willen immer mehr Gewalt über seine Handlungen verschaffen. Er muß seinen erhöhten Leibes-

und Geistes-Eigenschaften den Reitz der Anmuth geben. Er muß Reichthum und Ehre, als äußerliche Hülfsmittel zu seiner Wirksamkeit suchen, erhalten und mit Weisheit gebrauchen.

Es ist aber nicht genug, daß er diese Pflichten kenne, und gelegentlich, wie sie der Lauf der Dinge mit sich bringt, beobachte: sondern er ist deswegen da, es ist sein eigentlicher Beruf und die Hauptsache seines Lebens, sie getreulich zu erfüllen.

Auch erfordert das Gesetz der Vervollkommnung, daß wir keine Eigenschaft unsers Wesens mit Hintansetzung oder Unterdrückung der übrigen ausbilden. Das Wohl des Leibes darf nicht mit dem Schaden der Seele, Wissenschaft nicht mit Verlust der Gesundheit, erkauft werden. Empfindsamkeit, Verstand, Gedächtniß, Einbildungskraft und Vernunft müssen keines auf Kosten der übrigen, sondern alle Seelenkräfte, so weit es bey den besondern Anlagen und äußerlichen Umständen eines jeden Menschen möglich ist, gleichmäßig ausgebildet werden: weil eine immer der andern die Hand bietet, und alle mit dem Grundtriebe

der

der Fortschreitung verbunden sind. Auch ist jeder Mensch nicht für sich allein da, sondern er ist mit seinen Kräften und Fähigkeiten in die Reihe der Dinge hingestellt, wo sein wahres Wohl theils von seiner größern oder geringern Empfänglichkeit für ihre mannigfaltigen Eindrücke, theils von seinem verhältnißmäßigen Vermögen, auf sie zurück zu wirken, abhängt. Einseitige Ausbildung gewisser Fähigkeiten, kann ihm also leicht im Ganzen schaden. Ueberspannte Empfindung ist z. B. die Mutter vieler Thorheiten, und zu viel Kälte macht unthätig. Leichtigkeit im Begreifen kann nichts helfen, wenn das Gedächtniß die gefaßten Begriffe nicht aufbewahret, und ein glückliches Gedächtniß ohne Urtheilskraft und Vernunft ist eine unnütze Last. Hingegen kann auch der größte Scharfsinn eine Sache nur so weit beurtheilen, als ihm die Empfindung und das Gedächtniß den Stoff dazu darbieten. Eine allzulebhafte Phantasie blendet die Vernunft durch ihre täuschenden Bilder: aber die weisesten Entschlüsse bleiben unausgeführt, wenn sie nicht vermittelst der Phantasie zu Empfindungen übergehen. (M. s. die Beyspiele 1. Th. S. 539 — 542.

Aus

Aus diesen beyden Ursachen ist es unumgänglich nothwendig, daß der Mensch, der seine Bestimmung erfüllen will, zu jeder Zeit wisse, wie weit er gekommen ist. Selbstkenntniß ist der Wegweiser auf der Bahn der Vervollkommnung.

Die Alten sahen dieses so gut ein, daß sie die Vorschrift: Mensch, erkenne dich selbst! — zum höchsten Gebot der Weisheit machten, und den Sokrates, weil er es so weit gebracht hatte, einzusehen, daß er nichts wisse, durch das delphische Orakel für den Weisesten seiner Zeitgenossen erklären ließen. Und sie hatten Recht, wenn man voraussetzt, daß der Mann, der sich selbst kennt, seine Eigenschaften nicht blos weiß, sondern sie zugleich nach ihrem moralischen Werthe richtig schätzet. Er kann alsdenn nicht anders, er muß seine Mängel zu ergänzen, seine Fehler zu verbessern und sein Gutes zu vermehren suchen.

Die Selbstkenntniß darf nähmlich nicht auf die hervorstechenden Züge des Charakters eingeschränkt, sondern muß so vollständig, als möglich, seyn.

Ich muß erstlich überhaupt mit mir selbst darüber einig seyn, und mit völliger Beruhigung wissen, daß ich meine Bestimmung und Pflichten in ihrem ganzen Umfange kenne, und aus festen Gründen von ihrer Verbindlichkeit überzeugt bin. Dann muß ich wissen, in wie fern ich jede, einzeln genommen, wirklich erfülle, oder übertrete? Ich muß wissen, welche Fähigkeiten meines Geistes in dem gehörigen Ebenmaaß ausgebildet sind, und welche nicht? Welche zu meinen besondern Beruf erforderliche Kenntnisse und Fertigkeiten mir noch abgehen, und welche ich besitze? Welche Neigungen ich zu stärken, oder zu schwächen, zu erwecken, oder zu unterdrücken, welche Gewohnheiten ich anzunehmen, oder allzulegen habe?

Die Kenntniß meiner selbst muß bis in die kleinsten Theile meines ganzen Wesens dringen: weil ich in allen diesen Theilen nach Vollkommenheit streben, und die in mir liegenden Keime des Guten alle in einem gewissen Ebenmaaß entwickeln soll.

Richtige Selbstkenntniß kann nun nicht Statt finden, ohne zugleich mit gerechter Selbstschätzung verbunden zu seyn.

Jede Eigenschaft, deren wir uns bewußt sind, macht uns eine angenehme oder unangenehme Empfindung, wir erkennen sie für einen Vorzug oder Mangel, und wir können uns in diesem Urtheil irren, wie bey andern Gegenständen. Und, wenn dieses geschieht, so laufen wir Gefahr, durch den Fortgang in dem unrichtig beurtheilten Zustande, uns stufenweise zu verschlimmern, anstatt besser zu werden. Wenn z. B. der empfindsame Jüngling die Theilnahme seines weichen Herzens an fremden Leiden, die Thränen, die das Mitgefühl der Noth des Bruders aus seinem Auge presset, für die Frucht eines hohen Grades von moralischer Bildung hält, und sich dabey wohlgefällt: so kann er leicht beym Mitempfinden stehen bleiben, wo er mit helfen sollte; und, je höher sein einseitiger Hang, nur von der dunkeln Seite der Gegenstände gerührt zu werden, steigt: desto mehr nähert sich ihm die Gefahr des Wahnsinnes, der zum Selbstmord führt, wie die meisten in der 19ten Vorlesung angeführten Beyspiele dieses Verbrechens beweisen. Hingegen kann der kaltblütige Mann, der die Empfindung unterdrückt, und das Gesetz nicht blos

blos zur Regel, sondern auch zum alleinigen Antrieb der Handlungen macht, also nicht eher etwas thut, bis er muß, leicht durch Unterlassung fehlen, und auf dem Wege der Besserung still stehen bleiben, wo Ruhe oft gefährlicher ist, als Verirrung.

Es ist also von der größten Wichtigkeit, bey unsrer Selbstschätzung gerecht zu seyn, uns keine Vorzüge beyzulegen, die uns fehlen, keine unsrer Eigenschaften höher zu achten, und auch keiner einen geringern Werth beyzulegen, als sie es verdient. Könnten wir den ganzen Zustand unsrer körperlichen und geistigen Verbesserungsfähigen Eigenschaften, gleichsam wie auf einer Landcharte verzeichnet, — überschauen und sähen immer richtig, was an jedem Platze zu verändern, oder zu lassen sey: so würden wir immer das Nothwendigste zuerst thun, und in der Wahl des Besten niemahls irren. Eine solche Selbstkenntniß würde ihren Besitzer in der That zum weisesten Sterblichen machen, wenn Sterbliche derselben in diesen Umfange fähig wären.

Unterdessen, da wir uns diesem erhabnen Vorbilde doch stufenweise nähern müssen und kön-

können: so treten hier zwey wichtige Fragen ein, ohne deren Entscheidung der redlichste Tugendfreund irre gehen, Mühe und Zeit bey seiner Selbstbildung verlieren, und sie zum Spiel des Ohngefährs machen würde. Die erste ist:

„Nach welcher festen Regel beurtheile ich, „ob eine Eigenschaft, die ich habe, ein zu ver„bessernder Fehler, oder ein Vorzug sey?"

Die Antwort darauf ist leicht:

„Nach dem großen Gesetz der Menschheit: „mache dich und Alles immer besser."

Dieses ist der Zweck deines Daseyns, und alle deine natürlichen Eigenschaften sind Mittel dazu. Ist nun eine derselben so beschaffen, daß sie diesen Zweck befördert; so ist sie recht und gut: ist sie aber diesem Zwecke entgegen geleitet, oder in einem für denselben unbrauchbaren Zustande; so muß sie als fehlerhaft verbessert werden. Wäre z. B. die Empfindsamkeit so lebhaft, daß sie bey jedem Gefühl des Unrechts in brausenden Zorn übergienge: so ist dieses deshalb ein Fehler; weil der Zorn das Nachdenken über die Mittel zur Abhelfung des Uebels, das ihn erregte, hindert. So ist ein schwaches Gedächtniß, wobey die nützliche

Thätig-

Thätigkeit durch häufige Vergessenheiten gestört wird, ein wahrer Mangel. Allzu starke Sinnlichkeit, Weichlichkeit oder Schwäche des Leibes sind Fehler: weil dadurch die höhern Gaben des Geistes im Fortschreiten aufgehalten werden. Und so ist bey der Selbstschäzzung alles zu tadeln, was uns in der fortschreitenden Verbesserung unser selbst, oder in der Bewirkung des Guten außer uns hindert; alles zu billigen, was uns darinne fördert.

Die zweyte Frage ist:

„Nach welchem Maaßstabe läßt sich beur„theilen, ob diese oder jene Gemüths-Eigen„schaft, dieses oder jenes Talent, diese oder je„ne Fertigkeit, den rechten Grad der Ausbil„dung erreicht habe, über welchen hinaus ihr „fernerer Fortgang den übrigen nachtheilig wer„den, und das harmonische Gleichgewicht der „Kräfte stören würde, welches der menschlichen „Tugend ihren höchsten innern Werth so wohl„als die beste äußere Wirksamkeit ertheilet?"

Hier ist die Antwort schwerer.

Einmahl ist es eine nothwendige Bedingung der Sterblichkeit unseres Geschlechts, daß wir im Erdenleben uns in die Zweige der

Vervollkommnung unsers Wesens theilen, und ihre ädlen Früchte gegen einander austauschen müssen; so daß jener harmonische Fortgang zur Vollkommenheit nicht von jedem Einzelnen, sondern vom ganzen Geschlechte geschiehet. Denn sollten alle in unsrer Natur liegende Keime des Guten von jedem Einzelnen entwickelt werden: so würde das Ganze zu langsam fortschreiten. Ungleichheit in der Reife der verschiedenen Gemüthseigenschaften ist also unvermeidlich.

Um nun zu bestimmen, welche Felder eben vor andern an zu bauen sind, und welche ohne Nachtheil Brache liegen können, muß der Mensch nicht für sich allein, sondern in seiner wirklichen Lage in der Welt betrachtet werden, wo das Bedürfniß die Merkmahle zur Bezeichnung jenes Maaßstabes darbietet. Jeder muß vorzüglich das seyn, das wissen und das können, was er braucht, um in seinem Stande, bey seinen Glücksumständen, in seiner Familie und an seinem Orte die allgemeine Menschenbestimmung möglichst zu erreichen. Der Staatsminister muß andere Vorzüge besitzen, als der Gelehrte, der Landmann

andere,

andere, als dieser. Der Jüngling muß sich anderer Fertigkeiten und Einsichten befleißigen, als der Mann, und mit dem Vaternahmen eröffnet sich diesem wieder ein neues Feld von nothwendigen Kenntnissen und Uebungen. Diese seine besondere Lage in der Reihe der Dinge muß folglich der Einzelne bey der Auswahl des besondern Zweiges der Vervollkommnung, den er zu jeder Zeit vorzüglich zu bearbeiten hat, zu Rathe ziehen; er muß sich diejenigen Leibes- und Geisteseigenschaften, die er in derselben am nothwendigsten braucht, vor andern zu erwerben, und diejenigen Fehler, die ihm hier am schädlichsten sind, zuerst abzulegen suchen.

Dieses Geschäft ist freylich mühsam, und erfordert eine so gründliche Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt und eine so sorgfältige Aufmerksamkeit auf sich selbst, daß noch zur Zeit wenig Menschen, in dem zerstreuendem und die Seele sich selbst entziehendem Wirwarr des gesellschaftlichen Lebens, es darinne weit bringen können. Ja auch dann noch, wenn einst die Gesetzgebung und Regierung der Staaten ganz auf den großen Zweck, die Menschen

immer besser zu machen, gerichtet seyn werden, wird die zum sichern Fortgang im Guten nothwendige Selbstkenntniß noch öffentlichen Unterricht, Seelsorge und Leitung des Volks durch erfahrne Lehrer und Seelenärzte unentbehrlich machen. Allein, wenn der Mensch in der That ein ädleres Wesen ist, als das Thier, wenn er ein unsterblicher Geist ist: so darf ihn die Schwierigkeit dieser Wissenschaft wohl nicht verleiten, ihr gänzlich zu entsagen, da er ohne sie zur Classe der Thiere herabsinkt; sondern muß ihn vielmehr ermuntern, sie so fleißig zu treiben, als er kann.

Uebrigens giebt es kein anderes sicheres Mittel, zu einer so richtigen Selbstkenntniß und Selbstschätzung, als es die menschliche Schwäche zuläßt, zu gelangen, als daß wir unsre täglichen Gedanken von den Dingen sowohl, als unsre Empfindungen, Neigungen und Handlungen beobachten, ihre wahren Quellen aufsuchen, und ihre Beschaffenheit durch die Vergleichung derselben mit unsern Pflichten, davon eine deutliche Uebersicht uns beständig vor Augen schweben muß, sorgfältig prüfen. Wem es ein Ernst ist, seine Tage als

ein

ein moralisches Wesen würdig zu verleben, kann deshalb die schon oben S. 164. empfohlne tägliche Abrechnung mit sich selbst nicht unterlassen. Jeder Künstler, der kein Stümper bleiben will, macht sichs ja zur Pflicht, sich täglich in seiner Kunst zu üben: und sollte die Kunst der Menschenbildung weniger Sorgfalt verdienen, als die Musik oder Mahlerkunst? Wir versäumen keinen Tag, Speise und Trank zu uns zu nehmen: sollte nun der unsterbliche Geist nicht einer eben so regelmäßigen Pflege und Sorgfalt werth seyn, als der Leib, der heute oder morgen den Würmern zur Speise vorgesetzt wird?

Man wende nicht ein, daß die meisten Menschen durch die Zerstreuungen und Geschäfte, durch die Freuden und den Kummer des Lebens, durch Ueberfluß oder Noth außer Stand gesetzt wären, diese Selbstprüfung oft genug anzustellen! Jeder findet ja Zeit seine Einnahme und Ausgabe aufzuschreiben, Gesellschaften zu besuchen, zu spielen, sich um die Angelegenheiten seiner Nachbarn zu bekümmern, und tausend Dinge zu thun, die sein Beruf nicht mit sich bringt: sollte er nicht täglich eine Viertels

stunde finden, wo er an die Hauptsache seines Lebens denken könnte? an seine Bestimmung? Es liegt in der That blos daran, daß man nicht diese, sondern den Unterhalt, das Vergnügen, die Lieblingsleidenschaft zum Zweck des Daseyns macht.

Der Gebrauch **moralischer Tagebücher** ist zwar oben (S. 164.) in einer gewissen Rücksicht widerrathen worden: aber hier ist ein Fall, wo man sie, mit völliger Ueberzeugung, solchen jungen Seelen empfehlen kann, welche bisher mit dem Strohme des Leichtsinnes und der Zerstreuung, ohne Achtsamkeit auf sich selbst, fortschwammen, aber nun gewahr werden, daß sie vielleicht in mehrern Fächern der Wissenschaften und Weltkenntnisse besser Bescheid wissen, als in ihrem eigenen Herzen, und die Nothwendigkeit der Selbstkenntniß zu ihrer fernern Ausbildung einsehen und fühlen. Diesen rathe ich, von heute an, ein geheimes, auch für Freunde unsichtbares Tagebuch zu halten, in dasselbe eine kurze Uebersicht ihrer allgemeinen Menschenpflichten sowohl, als ihrer gegenwärtigen besondern Standespflichten, statt der Vorrede, einzuschreiben; dann täglich Morgens,

ehe

ehe das bürgerliche Leben anfängt, eine Viertelstunde dem menschlichen Leben zu widmen, wo sie in diesen moralischen Spiegel schauen, und die Vorsätze der Besserung für bestimmte Fälle dieses Tages in das Buch verzeichnen. Sie können die Seiten in zwey Spalten theilen, und dann am Abend, wenn das Geräusch des Lebens vorüber ist, und die Stille der Nacht der Seele die Rückkehr zu sich selbst verstattet, bemerken Sie aufrichtig, den Vorsätzen des Morgens gegen über, wie sie erfüllt worden sind.

Ein Erzieher zu B. am Rhein hatte einer seiner besten Schülerinnen, S. L. H. an ihrem 14ten Geburtstage den freundschaftlichen Rath gegeben, daß sie nun immer mehr sich selbst beobachten, das, was noch an der Ausbildung ihres Geistes und Herzens fehlte, selbst zu entdecken und zu verbessern suchen, und sich zu dieser Absicht ein Tagebuch machen, und ihre merkwürdigsten Handlungen, Gedanken und Vorsätze jeden Abend darin aufzeichnen möchte. Um eben diese Zeit hatte er die bekannten Maximes de la Sageſſe, qu'on a trouvé dans le porte-feuille de feu M. le Dauphin, pere de Louis XVI. — (Lehren der Weisheit in der Brieftasche des französischen Kronprinzens, des Vaters des jetzigen Königs, gefunden) seinen sämmtlichen Schülerinnen dictirt, und ihnen aufgegeben, sie in Nebenstunden ins Deutsche zu übersetzen. Diese Lehren, welche einen kurzen Inbegriff der menschlichen Pflichten enthalten, sind durchaus befehlsweise abgefaßt: z. B. reflechiſ-

fés avant que de rien entreprendre &c. *): und als ihm die genannte Schülerin ihre Ueberſetzung brachte, ſah er zu ſeiner innigen Freude, daß ſie ſtatt der Worte du ſollſt, u. dergl. überall — ich will geſetzt, und ſo die Regeln als lauter Vorſätze ihres tugendliebenden Herzens ausgedrückt hatte. Zugleich bat ſie ihn ganz beſchämt, ihr dieſe Abänrung des Originals zu verzeihen und ſie vor ihren Geſpielinnen zu verheelen: indem ſie geſtand, daß ſie dieſe Weisheitslehren ſo überſetzt hätte, um ſie vor ihr ſchon angefangenes Tagebuch zu ſchreiben. Die Freude des Lehrers über dieſen ſchönen Erfolg ſeiner Vermahnungen war zu groß, als daß er nun die übrigen Schülerinnen nicht hätte ermuntern ſollen, dem Beyſpiele ihrer guten Mitſchweſter zu folgen. (D. Ztg. 1786. S. 133.)

Dem auf oben beſchriebene Art eingerichteten Tagebuche eines verunglückten Jünglings, davon zu ſeiner Zeit aus gewiſſen Urſachen keine öffentliche Nachricht gegeben werden konnte, war folgende tägliche Anrede an ſich ſelbſt vorgeſetzt.

„Der große Haufe, den ich um mich her nach Geld, eitlem Prunke, und nach Wohlleben rennen ſehe, iſt nicht auf dem rechten Wege zur Glückſeligkeit. Ich will der beſſern kleinen Zahl nachfolgen.„

„Ich bin ein unſterblicher Geiſt. Der Leib iſt meine Wohnung und Werkſtatt. Die Sinne ſind die Werkzeuge, und alles, was ich empfinde, erkenne und genieße, iſt Stoff, den ich zu meiner Selbſtverädlung verarbeiten ſoll, bis in Ewigkeit.„

„Dies iſt mein Weg: dazu leb' ich, lebe unter Menſchen; empfange täglich aus den Händen der Natur und der Geſellſchaft tauſend Gaben; dazu ſterb' ich einſt, wenn die Erde den Thon wieder nimmt,

*) Ueberlege erſt, ehe du etwas unternimmſt ꝛc.

nimmt, den sie zu meiner irdischen Hütte geliehen hat, und dazu bin ich ein unsterblicher Geist.„

„Ich bin mehr, als dieser Leib, den ich bewohne, bin mehr als das Kleid, das ich trage; mehr als der Reichthum, den ich besitze; bin mehr in der Schöpfung durch mein hohes Wesen, als in der Gesellschaft durch den Stand, den die Geburt mir gab, und der Bettler ist so viel, als ich — Er ist auch ein unsterblicher Geist.„

„Der Leib verweset, Kleider veralten, Reichthümer gehen verloren, Geschlechter steigen und fallen, und ich kann von allem diesem nichts mit in die Ewigkeit hinüber nehmen: sollte ich nun meinen Werth in so hinfällige Dinge setzen, wenn ich unsterblich bin? — Sollte ich den Unsterblichen, dem sie fehlen, deshalb geringer achten?„

„Meine Ehre ist: Licht des Verstandes — Reinigkeit des Herzens — Stärke des Willens.„

„Mein Glück ist: immer mehr zu erkennen; weiser zu wollen und zu genießen; standhafter auszuführen.„

„Dies lehrt mich das Mißvergnügen, welches jeder unverständige Gedanke, jede unädle That, nach sich zieht; dies lehrt mich die durch mein ganzes Wesen ströhmende Wonne, wenn ein dunkler Gegenstand in meinem Geiste hell wird, wenn ich der Sinnlichkeit einen Sieg abgewinne, oder einen braven Entschluß durchsetze; dies sagen mir die weisen und guten Menschen aller Völker und Zeiten aus ihrer Erfahrung; dahin zielt die Vereinigung der Menschen in bürgerliche Gesellschaften, dahin die Gesetze, die Erziehung und die heilige Religion. Dieses erfordert auch der Posten, den mir Gott im großen Weltall anvertrauet hat: denn, ich bin nicht blos Thier, — ich bin ein unsterblicher Geist im thierischen Leibe.„

„Wollte ich blos genießen, nicht durch meine Kräfte selbst etwas Gutes hervorbringen: so wäre ich nicht besser, als der Wurm unter meinen Füßen, als das Vieh in meinem Stalle.„

„Tausende arbeiten für mich: sollte ich nicht wieder für sie arbeiten?„

„Wo ich in der Schöpfung hinsehe, unter den Sternen und im belebten Wassertropfen, herrscht dieselbe Ordnung, daß jedes Wesen nach seinem Vermögen Gutes wirket: und so ist die Gesinnung des Schöpfers einstimmig mit meinem Gefühl, mit meiner Vernunft, mit der Stimme der Weisen, mit den Gesetzen der Obrigkeit, mit der heiligen Religion.„

„Ich soll täglich Gutes thun, so viel ich kann, und besser werden, so lang ich lebe.„

„Du ewiger Urquell meines Wesens! laß mich heute dieser meiner hohen Bestimmung nicht vergessen! Laß mich, was du mir giebst, mit Dank genießen; was du mir auflegst, ohne Murren tragen; was du gebeutst, mit Freuden ausrichten, und durch alles dieses mich besser werden!„

Wahre Selbstkenntniß und gerechte Selbstschätzung wird der gewisse Lohn der kleinen Mühe seyn, die ein solches Tagebuch verursachet, und die dadurch ohnfehlbar zu bewirkende Zufriedenheit mit uns selbst und wahre Würde vor Gott und der Welt, wird nicht so viel Zeit kosten, als die meisten jungen Leute beyderley Geschlechts auf ihren Anzug verwenden, um sich eine gefällige Außenseite zu geben.

Ein Paar ädle Früchte der Selbstkenntniß verdienen noch bemerkt zu werden: die wahre Demuth, und der ächte Stolz. Jene ist das schamhafte, den Selbstkenner nie verlassende Bewußtseyn, daß all' unser Wissen Stückwerk, alle unsere Vorzüge mangelhaft und gebrechlich sind, und daß wir am Besten, das wir zu thun vermögen, blos unsre Schuldigkeit thun: dieser ist das ädle Bewußtseyn unsrer Menschenwürde und des Guten, das wir, bey aller menschlichen Schwäche, errungen haben. Jene äußert sich vorzüglich dadurch, daß wir fremdes Verdienst aufrichtig lieben und verehren; dieser dadurch, daß wir uns zu gut dünken, irgend etwas zu begehen, das uns vor uns selbst erniedrigte. Beyde vertragen sich in einer tugendhaften Seele eben so gern, wie sich der Hochmuth gegen Geringere mit der Niederträchtigkeit gegen Höhere in einem lasterhaften Herzen paaret. Dagegen unterscheidet sich die Tugend der Demuth vom Laster der Niederträchtigkeit dadurch, daß jene aus Bewußtseyn der menschlichen Schwäche so bescheiden von ihren wahren Vorzügen denkt, sich derselben nicht zu überheben; dieses aber,

von

von solchen Vorzügen entblößt, sich seiner eignen Unwürdigkeit nicht schämet. Der Hochmuth brüstet sich über die Gebühr auf Geburt, Reichthum, Stand, einzelne Talente oder Fertigkeiten, verachtet Andere, welchen diese meistens zufällige, oft nur eingebildete Vorzüge mangeln, und läßt ihnen solche empfinden: der Stolz hingegen fühlt sich nur zu gut, um schlecht zu handeln, und äußert seine Achtung für sich selbst ohne Uebermuth, und nur dann, wenn ihm zugemuthet wird, sie durch seiner unwürdige Thaten zu schwächen. Er gründet sie auch allezeit auf *innern* Werth, dagegen der Hochmuth sich oft an äußerliche Dinge, als Gestalt, Kleidung, Vorrang und dergleichen hänget, und dann zur kleinlichen Eitelkeit wird.

Friedrich d. G. gab durch das 1783. ertheilte Verbot, daß die seiner Hülfe bedürftigen, die ihm, wenn er täglich aus Sans Souci nach der Stadt Potsdam ritt, Bittschriften überreichten, nicht niederknieen sollten, wahre Demuth zu erkennen. „Denn, sagte er, das können sie wohl vor Gott „thun: wenn sie aber etwas an mich abzugeben „haben, können sie es so thun, ohne niederzu„fallen.“ (D. Ztg. 1784. S. 29.)

Den Hochmuth auf zufällige Geschenke des Glückes konnte er so wenig leiden, daß er an einen Grafen, der ihm seinen Sohn zur Beförderung empfohlen hatte, eigenhändig schrieb: „Im

„Fall

„Fall euer Sohn dem Vaterlande etwas nütze wer„den will, so muß er sich auf Titel und Geburt „nichts einbilden; weil das nur Narrenspossen sind: „denn es kommt allezeit auf persönliche Verdienste „an." (D. Ztg. 1784. S. 45.)

In Wien beschwerte sich (1774.) der hohe Adel, daß alle öffentliche Spatziergänge dem Pöbel sowohl, als ihm offen ständen, und bat, wenigstens den Prater verschließen zu lassen, damit man daselbst mit seines Gleichen frische Luft schöpfen könne. Kaiser Joseph II. schlug dieses Gesuch ab, und sagte: „Wenn Ich immer mit meines „Gleichen in Gesellschaft seyn wollte: so müßte ich „in die kaiserliche Gruft bey den Kapuzinervätern „steigen, und darinne meine Tage zubringen." Ueber die sonst nur für Sterne und Ordensbänder offene Pforte des Augartens ließ er die Ueberschrift setzen: Belustigungsort allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer.

Das Reichsritterstift Odenheim ward seit einem Jahre durch einen weitläuftigen Prozeß beunruhiget, der die Frage betrift: „ob der bürgerliche Canonicus und Prediger dieses Stifts, Hr. „Gärtler, violetfarbene Chorkleider tragen dürfe, „wie seine adelichen Chorbrüder, oder sich mit „schwarzen begnügen solle?" Im Jahr 1770. ertheilte nähmlich der Fürst Bischof von Speyer diesem Ritterstifte den Vorzug, daß die Kapitularen desselben bey Kirchenverrichtungen und öffentlichen Umgängen sich violetter Chorkleider, wie die Domherrn, als eines Unterscheidungszeichens von den gemeinen Chorherren und Vicarien bedienen sollten. Den Bewegungsgrund zu dieser Begnadigung drückt die deshalb ergangene bischöfliche Verordnung so aus: „Nach unserer Erhebung auf „den bischöflichen Stuhl zu Speyer gereichte Uns,

„bey

„bey der einige Stunden weiten Entfernung von „Unserer Kathedralkirche zum vorzüglichen Ver„gnügen, in den Ringmauern Unserer Residenz„stadt Bruchsal das Odenheimische Ritterstift, „und darmit einen, wegen erhabner Geburt und „Würde sowohl, als andern besondern Begab„nussen distinguirten Clerum allhier bey und um „Uns zu haben. Gleich beym Antritt Unserer Re„gierung nahmen wir den Bedacht, demselben „Merkmahle unsers gnädigst geneigten Willens zu „geben, und glaubten davon keine thätlichere Pro„be darzulegen, als wenn wir sie durch eine distin„guirt- und erhabene Kirchenkleidertracht von „niedern Collegiatstiftern auszeichnen, und dadurch „eine ihrer Geburt so wohl, als dem Ansehen ih„rer Kirche mehr zugemessene, dem Publiko in „die Augen fallende Vorzüglichkeit versehen thä„ten. Allermaßen wir nun wahrgenommen, daß „ihre Kirchenkleidung nur in schwarzen Talaren „und dergleichen Bireten bestanden, sie somit in „öffentlichen Prozeßionsgängen von geringern Col„legiatstiftern gar nicht, ja kaum von ihren eig„nen Vicarien unterschieden gewesen seyn: so wol„len Wir und gestatten — daß sie inskünftig vio„lett damastene oder seidene Talare mit dergleichen „Biret und Krägen tragen." ꝛc. Vermöge dieser Vergünstigung erschien nun auch der damalige Kapitular und Prediger des Stifts, Hr. Linz, obgleich bürgerlichen Standes, in violetter Kleidung und trug sie bis an seinen Tod. Seinem Nachfolger, Hrn. Gärtler, wurde sie aber schon bey seiner Investitur von dem bischöfl. Speyerischen geistlichen Gericht untersagt. Hr. Gärtler meinte nun vielleicht, die Gemeinnützigkeit des Predigers ersetze den Mangel der adelichen Geburt bey ihm, oder wenigstens hielt ers für Pflicht, seiner Stelle

einen

einen Vorzug zu erhalten, den sein Vorfahrer genossen hatte. Er appellirte daher an das Maynzische Metropolitangericht, welches ihm beypflichtete, und den Speyerischen Fiscal in die Kosten verurtheilte. Dieser machte nun die Klage in Rom anhängig. Der Pabst ernannte auch den Fürstbischof zu Hildesheim und Paderborn, seinen General-Vicarius im Norden, und den Fürstbischof zu Fuld zu Richtern in dieser Sache: aber beyde verbaten sich die Entscheidung derselben. Auf das weitere Ansuchen des Speyerischen Fiscals verwieß der Pabst den Handel an die Congregation des trientischen Conciliums, und der Speyerische Official bestimmte wirklich dem Hrn. Gärtler eine Zeit von 2 Monaten, binnen welcher er sich vor dieser Congregation zu Rom verantworten sollte. Weil es aber gegen die deutschen Reichsgesetze und Fürstenverträge streitet, einen fremden Gerichtshof in einer deutschen Sache anzuerkennen: so wandte sich Hr. G. an den Kaiserl. Reichshofrath zu Wien, und bat um einen Befehl (mandatum avocatorium a tribunali peregrino), daß die Sache wegen der violetten Kleidung auf deutschem Grund und Boden möchte ausgemacht werden. Die Ritterschaft selbst genehmigte diesen Schritt, und nun heißt es, daß man in Rom nicht abgeneigt sey, diese Streitigkeit, ob Hr. Gärtler sich violet oder schwarz kleiden soll, durch andre in Deutschland ernannte (delegirte) Richter untersuchen und entscheiden zu lassen. Dieses ist der bisherige Verlauf der Sache, und mich dünkt, es verdient in den Jahrbüchern der Menschheit angemerkt zu werden, daß im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts viele Federn und Köpfe in Rom, Wien, Bruchsal, Maynz, Fuld und Hildesheim in Bewegung gesetzt wurden, um auszumachen:

machen: „ob das gemeinnützigste Mitglied einer „geistlichen Gesellschaft, der Prediger, unter sei„nen violetten Chorbrüdern sich allein durch die „schwarze Farbe auszeichnen solle: weil er nicht „von adelicher Geburt war.“ Der Stifter der heil. Religion, zu deren Dienst die Geistlichkeit vom Staate unterhalten wird, sprach bey einer ähnlichen Gelegenheit zu den ersten Lehrern derselben: „die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heisset man gnädige Herren. Ihr aber nicht also! Sondern der größeste unter euch soll seyn wie der jüngste, und der vornehmste, wie ein Diener!!!“ (D. Ztg. 1785. S. 272.)

J... in Hessen. Hochmuth kommt vor dem Fall: — dies Sprichwort mag folgende Geschichte beweisen. Am 30sten Oct. saß ich in meiner Studierstube, als es in meiner Nachbarschaft ein Lärm gab. Ich springe ans Fenster, glaube mein Nachbar erfrische etwa, wie er zu thun pflegt, wieder einmahl die eheliche Liebe seiner Frau, mit einem Prügel von geduldigem Holz: allein ich hatte mich geirrt. Der Nachbar warf seinen Onkel, der Frauen Vaters Bruder, der erst seit einigen Wochen, da er nebst Frau und Sohn aus dem Dienst gejagt worden, einen Zufluchtsort bey ihnen gesucht, mit seinen wenigen Effekten, einer Lade, und etwas Flachs, vor die Thür, und das war der Lärmen. Vor einem Jahr wiederfuhr ihm dieselbe Ehre von seinem eignen Bruder; und jetzt weiß der Himmel, wo sich der Mann aufhalten, und woher er diesen Winter Brod nehmen wird. Und diesem Unglücklichen gehörte eben das Haus, aus dem er jetzt geworfen wurde, mit einem Schuldenfreyen Bauerngut, auf welches der jetzige Besitzer 4 starke Ochsen hält. Er hielt es aber seiner Ehre zuwider, mit Ochsen zu fahren, welches

hier

hier jeder thut. Darum verkaufte er sein Gut, und kaufte sich in einem andern Dorfe an, hielt nun vier Pferde und spielte einige Jahre den grossen Herrn, machte Schulden, und — geht nun am Bettelstabe: — weil er nicht mit Ochsen fahren wollte. (D Ztg. 1791. S. 740.)

Als der König von Schweden 1784. zu Paris einmahl mit der Königin von Frankreich in der Oper war, bemerkte die Königin den berühmten Tänzer Vestris, den jüngern, der hinter den Coulissen allerhand Sprünge machte. Er war eine Zeitlang zu seinem Vergnügen in England gewesen, und der König hatte ihn also noch nicht tanzen sehen. Deswegen ließ ihn die Königin rufen, und bat ihn aufs höflichste, zwischen der Oper ein Solo zu tanzen, dem König von Schweden und ihr zu gefallen. Aber der Tänzer schlug es ihr rund ab, weil ihm der Fuß wehe thäte. Weil ihn nun die Königin den Augenblick vorher aus Muthwillen hatte springen sehen, so wiederholte sie ihre Bitte aufs inständigste: aber der Springer blieb auf seinem Eigensinn. Da wendete sich die Königin an ihren Begleiter und sagte: „Sie sehen, wie übermüthig solche Leute werden, wenn sie sich zu unserm Vergnügen unentbehrlich glauben. Weiter sagte die gute Königin nichts: aber, da der Marquis von Breteuil, der Minister von Paris, erfuhr, was der Luftspringer für einen unartigen Streich gemacht hätte, ließ er ihn auf einige Zeit ins Zuchthaus setzen, daß er Lebensart lernen sollte: denn die Kunst rechtfertigt keine Ungezogenheiten. — Uebrigens pflegte der Herr Vestris oft zu sagen: „es lebten in Europa nur zwey wahrhaft große Männer; Friedrich der große König „von Preussen, und — Er, Vestris der Tänzer."

(D. Ztg. 1784. S. 276.)

Endlich giebt die richtige Selbstschätzung auch dem Menschen das sichere Vertrauen zu sich selbst, das zur Ausführung wichtiger Unternehmungen unentbehrlich ist, und verwahrt ihn zugleich vor der Vermessenheit, Dinge zu unternehmen, die seine Kräfte übersteigen. Keine unter allen Herrlichkeiten der Erde, gewährt dann ein solches Wonnegefühl, als der glückliche Ausgang einer so unternommenen großen That. Man denke sich an die Stelle des Privatmannes, der das Fürstenwerk, die Armen einer Stadt zu versorgen, vollendet hat, und nun, wie Sintenis in Zerbst, ohne allen Verdacht der Ruhmsucht, seinen Mitbürgern von der Kanzel sagen kann:

„Meine Brüder! Mein Haus war seit einiger Zeit eine Freystätte, wohin unsre Leidenden flohen. In der Stube, in der ich wohne, sind unzählbare menschliche Thränen geflossen. Ach, wie könnte ich dessen je vergessen! Wie oft habe ich, wenn Elende mit Jammerthränen zu mir kamen, und mit Freudenthränen von mir giengen, ihnen meine Dankthränen gegen Gott im Verborgnen nachgeweint, der mich so begnadigte, daß ich ihnen helfen konnte! Unaussprechlich ist meine Arbeit von Gott gesegnet worden. Und wenn mir nun auch nie wieder etwas gelingt: so will ich denken, daß ich recht reichlich hierdurch vom Schicksal abgefunden ward. Ich bin belohnt — belohnt durch glückliche Erfolge. Möchte ich jeden, der

Gutes

Gutes thun kann, anreitzen, es zu thun! Möchte ihn allemahl auch nur halb der Segen dabey treffen, der mir zu Theil ward! Ja ich habe gesehen, daß sich noch Gutes auf Erden genug thun lasse, daß die Welt noch nicht so gar im Argen liege, wie manche Menschen vorgeben, und daß eben diese vielleicht am tiefsten nur darin liegen. So lange ich lebe, soll es mich freuen, daß ich im männlichen Alter, wo die Welt am meisten von uns zu fordern berechtigt ist, Kräfte, die ich in mir fühlte, nicht furchtsam, wie andere, verbarg, oder träge vergrub, sondern mit ihnen frey hervortrat und wirksam ward. Ich will es mir zur Pflicht machen, recht oft und laut von den Freuden der Menschenliebe zu reden, da ich sie nun so aus Erfahrung kenne. In jedem Unglück, das Gott noch über mich verhängt, soll es mich trösten, das ich für Leidende sprach, ging und wirkte. Das Buch, in welchem ich alles, was ich einnahm und ausgab, aufschrieb, soll unter allen Büchern noch das letzte seyn, in dem ich blätterte, und mein ältester Knabe soll es einst, als meinen schönsten Nachlaß, aus meinen Händen empfangen und es wieder seinen Kindern lassen: damit es bleibe langer Reiz zur Nachahmung und zum Segenstiften meinen Nachkommen noch. Habe ich bey euch, meinen Mitbürgern, durch diese meine Handlungen gewonnen? — bey Auswärtigen gewann ich — — um so mehr wohl mir! Gönnet mir ferner eure Liebe: Ich will ihrer immer würdiger zu werden suchen. Trennet uns das Schicksal: so segnet mein Andenken! Finde ich — ach, die Wege der Fürsehung sind dunkel — bey euch ein frühes Grab: so liebet an meiner Statt meine Hinterlassenen! Rufet mir im Tode nichts weiter nach, als — er half andern gern! Mein Geist wird zwar

alsdann, wenn ihr dieß sprechet, schon in seligern Gefilden seyn, wo er keines Trostes mehr bedarf; aber auch da hinüber soll ihm dieser euer Nachruf noch als Silberton klingen" ....

(D. Ztg. 1784. S. 216.)

Und so wandelt der Freund der Vervollkommnung mit dem bescheidenen Bewußtseyn seiner hohen Würde seinen Weg vor sich das Ziel der ewigen Fortschreitung im Auge und von der Hand der Selbstkenntniß so geleitet, daß er keinen Schritt vergebens thut, keinen Fuß unsicher setzet, und auch in Dunkelheit und Stürmen des Lebens das zu finden weiß, was er suchet.

Aber — er geht seinen Weg nicht allein.

Sechs-

Sechs und zwanzigste Vorlesung.

Verpflichtung zum gesellschaftlichen Leben.

Ich kann den Felsen meine Klagen nicht bringen, ich kann dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele sehnt sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz suchet ein ihm ähnliches Herz; Himmel und Erde verschwinden bey der, die wir lieben. Fern von Welt und Umgang und ohne Rücksicht auf Menschen, machten unsre meisten Kenntnisse, Gefühle, Einfälle und Gedanken uns keine Freude.

Zimmermann.

So herrlich ausgerüstet mit Kräften, Gutes zu schaffen und besser zu werden ohne Maaß und Ziel, steht der Mann der Pflicht an seiner Stelle in der Welt, um, wie in der 12ten Vorlesung 1. Th. S. 164 — 169. gezeigt worden, die Summe des in derselben vorhandenen Guten und Schönen zu vermehren, durch stufenweisen Fortgang auf der Leiter der Wesen seinen grenzenlosen Wirkungskreis immer mehr zu erweitern, und so zur Vollkommenheit der Schöpfung mit zu wirken, das Geschöpf mit dem Schöpfer.

Er muß also außer sich wirken, muß gegen andere Geschöpfe handeln, und den Zustand der ihn umgebenden Dinge verändern. Und er ist keinem andern Wesen so nahe, kann von keinem so viel empfangen und keinem so viel geben, als seinem Bruder, den er verstehet, und dem er sich verständlich machen kann. Der Mensch kann nur gegen den Menschen mit allen seinen Kräften wirken, nur bey seines Gleichen, außer körperlichen Eindrücken und Empfindungen, auch Gedanken und freye Entschließungen hervorbringen, nur anderer Menschen Kenntnisse und Gesinnungen in sich aufnehmen, und sich zu eigen machen. Seine Stelle im Weltall, wo er seine Bestimmung in ihrem ganzen Umfange erfüllen kann, ist — unter seines Gleichen.

Schon aus diesem Grunde ist also der Einzelne verpflichtet, mit seines Gleichen gesellschaftlich zu leben.

Hierzu kommt, daß unser Geschlecht überhaupt, wofern die Glieder desselben sich nicht in Gesellschaften vereinigten, den Endzweck seines Daseyns so wenig erreichen, und so unglücklich seyn würde, als die Bienen, wenn jede ihre Zelle abgesondert für sich bauen wollte.

Der

Der Mensch ist von Geburt an eines der hülflosesten Thiere. Ohne Schutz und Decke gegen die Strenge der Witterung, und ohne Waffen gegen die Fleisch fressenden Thiere, würde sein Geschlecht bald untergehen, wenn dieser Mangel nicht durch die Vereinigung der Kräfte mehrerer Einzelnen zu gemeinschaftlicher Unterstützung und Sicherheit ersetzt würde.

Der Einzelne ist folglich auch als Glied desjenigen Ganzen, dazu er gehört, schuldig, in Verbindung mit den übrigen Gliedern das Seinige zur Erfüllung des gemeinschaftlichen Endzwecks beyzutragen: er würde sonst seiner eignen Vernunft widerstreben, die ihm sagt, daß der Theil dem Zweck des Ganzen gemäß handeln muß.

Und eben so groß ist die Verbindlichkeit zur Gesellschaft, wegen der Vortheile, die von derselben auf den Einzelnen zurück fließen. Sie giebt ihm alles, was er ist und hat. Schon sein körperlicher Zustand würde in der Einsamkeit äußerst elend, und trübseliger seyn, als das Schicksal der meisten Thiere. Wilde Früchte wären dann seine beste Kost, und woher diese im Winter? Wer würde ihn in Krankheiten

pflegen und heilen, in Unglücksfällen retten, im Alter versorgen? Man lese die im 1sten Th. S. 35. aus Forsters Bemerkungen angeführte Beschreibung der Pesserähs, und denke sich, wie uns zu Muthe seyn würde, wenn wir, so wie diese, aller der Bequemlichkeiten des Lebens entbehren sollten, die wir dem gesellschaftlichen Leben verdanken; und doch ist dieses armselige Volk schon einige Stufen in der Glückseligkeit fortgerückt.

Allein, ohne Verbindung mit unsers Gleichen, ist es auch unmöglich, das große Gesetz unsrer Natur zu befolgen. Wäre ein Mensch von aller Gesellschaft wirklich getrennt: so würde der Trieb der Fortschreitung, wie eine unangewurzelte Pflanze, bey ihm vertrocknen; er bliebe Thier, eröffnete durch seinen freyen Willen keine neuen Reihen des Guten in der Welt, und verletzte das Gebot des Schöpfers, der ihm diesen hohen Vorzug gab. Er würde in der Einsamkeit am Geiste ein Kind bleiben, und sich schwerlich über sinnliche Vorstellungen und Neigungen erheben. Die Versorgung des Körpers nähme dann seine meiste Zeit und Kräfte weg; die Sprache, vermittelst deren er sich

die

die Gedanken Anderer zu eigen macht, bliebe auf die Ausdrücke der Empfindungen eingeschränkt; er könnte weder die Kenntnisse und Fertigkeiten seiner Zeitgenossen, noch die Erfahrungen und Einsichten der Vorwelt, benutzen; mit jedem Einzelnen giengen die wenigen von ihm gemachten Fortschritte wieder verloren, und jeder wäre in der Entwickelung des Geistes auf seinen Gesichtskreis eingeschränkt. Robinson Crusoe wäre nicht bis zur Erfindung des Sonnenschirms gelangt, wenn er nicht vorher unter Menschen gelebt hätte, ehe er auf seiner Insel sich mit dem Umgange der Ziegen behelfen mußte: und die religiösen Schwärmer der ersten christlichen Jahrhunderte, welche die Menschen flohen, und sich in Einöden verbannten, um, nach ihrem Wahn, Gott ungestörter zu verehren, hatten die Idee von Gott der Gesellschaft zu verdanken.

Denn, daß die Seele des Kindes so leicht allgemeine Begriffe bildet, wie im 1 Th. S. 98-106. gezeigt worden, kommt daher, daß es vom ersten Augenblicke seines Daseyns an, mit Wesen umgeben ist, welche die Verhältnisse von Absichten und Mitteln, Ursachen und

Folgen, Zeit und Raum u. s. w. in willkührlichen sichtbaren Handlungen vor seinen Augen darstellen, und sie ihm empfinden lassen; indem sie auf die Aeußerungen seiner Bedürfnisse achten, und dann allmählich diese Begriffe durch die Sprache im Gedächtniß befestigen. Weit schwerer würde es dazu gelangen, wenn es solche allgemeine Gesetze des Denkens vom natürlichen Gange der Dinge in der Welt abmerken sollte, wo sie dem Auge des geübten Denkers oft genug unerforschlich bleiben.

Man setze den Fall, daß ein neugebohrnes Kind, von der menschlichen Gesellschaft entfernt, durch eine unsichtbare Macht beym Leben erhalten würde, bis es im Stande wäre, sich selbst Nahrung zu suchen: so würde seine Denkkraft nicht eher anfangen, sich zu entwikkeln, bis es, durch das Bedürfniß zum Gebrauch seiner Kräfte gereizt, die ersten die besten Dinge, die es erreichen könnte, zu genießen versuchte, wie es wirklich die Kinder im ersten halben Lebensjahre thun; und so würden seine allmählich gemachten sinnlichen Erfahrungen ihm, wie den Thieren, jene allgemeine Begriffe

griffe

griffe — jedoch nur im Kreise seiner thierischen Bedürfnisse — geben, oder ersetzen. Aber, es läßt sich nicht denken, wie es, ohne Sprache, den ersten Schritt über diesen Kreis hinaus thun; ja nicht einmahl, wie es einen einzigen Vernunftschluß bilden könnte, ohne die Vordersätze durch Worte fest zu halten. Es würde also die eigentliche Laufbahn der Vervollkommnung — durch vernünftige freye Handlungen — nicht einmahl antreten können.

Der Mensch würde folglich durch die Absonderung von seines Gleichen seine ganze Bestimmung für sich selbst so wohl, als für die Welt aufgeben, und begienge damit das größte Verbrechen, das von einem moralischen Wesen, wenn es seine Bestimmung kennt, begangen werden kann.

Es ist nähmlich hier eine solche Entfernung von der Gesellschaft zu verstehen, wo der Einsame nichts von Andern empfängt, und nichts für sie thut. Einen solchen Zustand des Menschen würde selbst ein göttliches Gebot, wenn es sich denken ließe, nicht rechtfertigen: weil er dem Zwecke unsers Daseyns widerstreitet und unser Wesen zerstöret. Ein Mensch, der

nicht

nicht im Guten fortschreiten kann, hat nur die äußere Gestalt eines Menschen, ist in der That ein zweybeinichtes Thier ohne Federn.

Diese Nothwendigkeit der Gesellschaft zum Wohl der Menschen bewog den weisen Urheber derselben, es nicht einmahl ihrer Wahl zu überlassen, ob sie einsam oder gesellig leben wollten: sondern ihnen einen natürlichen Hang dazu einpflanzen, der sie in Haufen vereiniget, ehe sie noch wissen, wozu ihre Verbindung dienet, und warum sie dazu verpflichtet sind. Auch die rohesten Völker leben in einer Art von gesellschaftlicher Verbindung, und noch fanden die Weltumsegler kein Land, das von einzelnen Familien bewohnt gewesen wäre; sondern überall schon Spuren und Anfänge von bürgerlicher Gesellschaft. Der Mensch kommt auch wahrhaftig nicht als eine wilde Bestie aus den Händen der Natur: sondern die ihm eingepflanzte Zuneigung zu seines Gleichen wird meistens erst in der seiner Verädlung widerstrebenden gesellschaftlichen Verfassung geschwächt und in Selbstsucht verwandelt. Ein Forster bekräftigt diese, bey jedem unverdorbenem Kinde zu beobachtende, Thatsache nach seiner Rei-

se

se um die Welt, nachdem er das Menschengeschlecht in allen seinen verschiedenen Stufen der Cultur und Wildheit mit philosophischem Auge selbst gesehen hatte *).

Und

*) Er sagt in seinen Bemerkungen S. 305. nachdem er die Menschenfreundlichkeit der Taheitier geschildert: „Ein herrlicher Segen ist dieses allgemeine Wol-wollen, welches die Natur so liebreich uns schenkte! Nicht meine ich den leeren Schall, den der Empfindsame irgend einem Lieblingsdichter entlehnt, nicht das romanhafte Sittensprüchlein, das oft auf den schönsten Lippen nur wie ein wesenloser Schatten spückt; — nein, nur jene Himmelstochter verdient diesen Nahmen, die in gefühlvollen Herzen thront, und überall, im reinsten Ausdruck der Liebe und Güte sich ergießt: nur sie schafft aus dem ganzen Menschengeschlechte eine große allgemeine Familie, zaubert Brüder aus den Jünglingen entfernter Himmelsstriche zusammen, schenkt den Vätern eines Volks Kinder im andern; nur sie ists, die allen Unterschied der Stände, das Werk des Ehrgeizes, des übermüthigen Reichthums und der Ueppigkeit, niederreißt, und dem Wandrer aus dem kalten Norden im heißen Erdstrich der andern Halbkugel einen Freund in die Arme führt! Traurig ist es für uns, daß ein harmloses kleines Völkchen, welches in so mancher Rücksicht den aufgeklärten Europäern nachstehen muß, dennoch, in allem, was Herzensgüte und menschenfreundliches Wohlwollen betrift, vor diesen letztern so viel voraus hat, daß ich oft genug zu dem Wunsche veranlaßt wurde: die Bewoh-

Und dieser natürliche Trieb, sich seines Gleichen zu nähern: wird so nachdrücklich durch das Bedürfniß des Menschen von der Geburt an, bis zum Tode unterstützt, daß ein nahe an Wahnsinn grenzender Grad von Schwärmerey dazu gehört, ihn zu unterdrücken; von dem die wahren Einsiedler, wenn es je dergleichen gab, welche nicht die Nebenabsicht hatten, daß die Welt, von der sie sich entfernten, sie aufsuchen und bewundern sollte, schwerlich frey zu sprechen sind. *)

Auch ist der wirkliche Gang, den die bürgerliche Gesellschaft in ihren Fortschritten, von der Familienverbindung an, bisher beobachtet hat,

wohner unsers Welttheils möchten doch jene reizende Einfalt und Sanftmuth unsrer Taheitischen Freunde zum Muster wählen!"

*) Zimmermann über die Einsamkeit 1. Th. S. 118. sagt: „Schwärmer fliehen aus überspannten Begriffen von Vollkommenheit die Welt. Mit jedem Fußtritt glauben sie sich nun eine Stufe höher auf der Himmelsleiter, und verfluchen dann jeden, den sie auf ihrer Leiter nicht antreffen. Schwäche der Vernunft macht ihre Imagination lebhaft feurig und biegsam, und werden sie auch in der Einsamkeit die größten Narren: so sind sie doch in derselben glücklich, wenn es in ihren Köpfen nur immer ungestört rappelt, faselt und spükt."

hat, in der That so beschaffen, daß man daraus schließen kann: es sey die in den großen Weltplan verwebte Absicht der Vorsehung, daß unser Geschlecht durch die immer höhersteigende Verbindung seiner einzelnen Glieder seine Bestimmung erfüllen soll.

Nimmt man an, daß die Bevölkerung der Erde mit Menschen von einem Paar angefangen habe: so mußte, auch ohne Voraussetzung eines höhern Unterrichts, dieses Paar geselschaftlich leben. Der hülflose Zustand der Kindheit, welcher bey keiner Thierart so lange dauert, mußte sie, sobald sie Aeltern wurden, bewegen, ihr erstes Junges einige Jahre bey sich zu behalten. War es so weit herangewachsen, daß es allenfals selbst wildes Obst und Wurzeln zu seiner Nahrung aufsuchen konnte: so blieb es doch noch lange außer Stande, sich für den Winter zu versorgen, und gegen wilde Thiere zu vertheidigen. Es blieb also gern bis zum reifern Alter in der Familie, und sah seine Brüder und Schwestern ihm nachwachsen. Die Gewohnheit, diese mächtige Beherrscherin der Menschen, setzte dann die Verbindung der Familie fort, bis zum Greisenal-

senalter des Stammvaters, dessen Schwäche sie ferner bis zur natürlichen Trennung durch den Tod erstreckte.

So verknüpfte die Natur selbst schon das erste Paar Menschen, durch das Familienband, mit ihrer Nachkommenschaft in eine fortwährende Gesellschaft, bis diese zu zahlreich wurde, um in einer Hütte Raum zu haben, und sich von den Produkten des sie zuwächst umgebenden Bezirks zu ernähren.

Nun entstanden mehrere Familien, und die Absicht Gottes mit dem Menschengeschlecht, daß es neue Arten und Reihen des Guten in der Welt hervorbringen soll, stimmte mit dieser aus der Natur der Dinge selbst fliessenden Ausbreitung desselben auf einem größern Raum der Erde vollkommen überein. Sie sollten aber, eben um dieser Absicht willen, in einer gewissen Verbindung bleiben, um ihre jeder Seits gemachten Fortschritte einander gegenseitig mit zu theilen. Dazu war Anfangs das Band der Nachbarschaft und Verwandschaft hinreichend: die Söhne, Enkel und Urenkel folgten dem Rathe und Befehl der Großväter aus Gewohnheit, Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Als

Als in der Folge, bey der immer wachsenden Anzahl der Menschen und der weitern Ausbreitung derselben, Einzelne und Familien einander fremd, und zugleich die Bedürfnisse vermehrt, und die Mittel, sie zu befriedigen, durch die Anzahl der Bewerber vermindert wurden: so konnte es nicht fehlen, es mußten häufige Streitigkeiten ausbrechen, und andere Fälle eintreten, wo man die Nothwendigkeit einer engern Verbindung der Familien zu gemeinschaftlicher Sicherheit und Wohlfahrt fühlte. Die Oberhäupter derjenigen Familien, die einander nahe wohnten, mußten zusammen treten, und über die dazu diensamen Mittel einig werden. So entstanden Gesetze, Obrigkeiten, bürgerliche Verfassungen, aus der gemeinsamen Neigung und dem Bedürfniß der ersten Glieder: so bildeten sich ordentliche Staaten, wenn diese Gesellschaften einen festen Wohnsitz hatten. Trieb auch ein gewaltsamer Nimrod zerstreute Familien und Einzelne in Haufen zusammen, und zwang sie unter seinen Scepter: so zeugte es doch von ihrer Neigung zur Gesellschaft, daß sie in derselben blieben, und lieber den Druck des Herrschers duldeten, als

sich zu trennen. So wie nun die Menschen allmählich an Einsichten zunahmen, und wie sich der Vervollkommnungstrieb mehr entwickelte, bildete sich hier der Gedanke von dem Vaterlande, dem der Einzelne Pflichten zu leisten hat, und dem er sich selbst schuldig ist: weil er Alles, was er ist und hat, von ihm empfängt. Man fühlte diesen ädlen Trieb durch patriotische Handlungen befriedigt, und so wurde der gemeine Nutze des Staates zum Maaßstab des Verdienstes der Bürger angenommen: und ihnen war das Vaterland Alles, andere Staaten mit ihren Bewohnern wurden, unter dem Nahmen der Fremden, als natürliche Feinde angesehen.

Die Staaten mehrten sich in der Folge ebenfalls, wie erst die Familien. Benachbarte bekamen Händel über das Mein und Dein; der Stärkere drückte den Schwachen: so entstand der Krieg — diese schrecklichste unter allen Abweichungen des Menschen von den ursprünglichen Neigungen seines Herzens und den Geboten seiner Vernunft; so wurde die Stärke als alleiniger Rechtsgrund unter den Völkern, und ausdrückliche Verträge zwischen ihnen

für

für nothwendig angesehen, um den gewaltsamen Zustand der Feindschaft eine Zeitlang aufzuheben.

Es verflossen Jahrtausende, wurden Millionen Menschen von ihren Brüdern gemordet, und indessen viele Fächer der Wissenschaften und Künste zu großer Vollkommenheit gebracht, ehe richtigere Begriffe von der Staatsgesellschaft Raum gewannen; ehe man einsahe, daß die allgemeinen Menschenpflichten den Bürgerpflichten vorgehen müssen; daß die bürgerliche Gesellschaft nur zum Mittel, den großen Daseynszweck der Menschen in der Reihe der Dinge zu erreichen, dienen muß; daß Vaterlandsliebe und Ergebung des Bürgers an den Staat nur in so fern Tugenden sind, als der Mensch dadurch die Wohlfahrt von vielen seines Gleichen beabsichtet. Es war unsern Zeiten vorbehalten, einzusehen, daß alle vom Weibe gebohrne Menschen auf der Erde, weiße, braune, olivenfarbige und schwarze, zu einer allgemeinen Gesellschaft bestimmt und deren fähig sind, in welcher die einzelnen Nationen das Wohl des Geschlechts auf eben die Weise, wie die Familien das Nationalglück, und ihre einzelnen Glie-

der das Hausglück, zum Zweck und Gegenstand ihrer Verbindung machen.

Der nie ruhende Vervollkommnungstrieb hat, in der Gestalt des Luxus und der Wißbegierde, durch die vermittelst der Schiffahrt, grosser Landreisen und des Handels gestiftete Bekanntschaft zwischen allen Theilen der Erde, diesen Gedanken, den das Christenthum, durch die Idee eines einzigen allgemeinen Schöpfers und Weltregierers, vorbereitete, allmählich entwickelt; die schrecklichen Uebel des Krieges haben seine Wahrheit auch den Herren der Erde fühlbar gemacht: ihre fortwährenden Staatsunterhandlungen drehen sich daher schon seit geraumer Zeit um den Punkt, eine dauerhafte Verbindung zur Sicherheit und zum Besten aller zu bewirken; nur sucht jeder so viel Vortheile als möglich dabey für sich zu bedingen, wodurch dieses große Werk noch verzögert wird; so daß man noch am Ende des 18ten Jahrhunderts seit der Stiftung der Religion der Liebe, die Eroberung einer Stadt, die man nicht einmahl zu behalten wünscht, mit dem Leben von 30000 Menschen erkauft, und auf ihren Leichenhaufen, unter dem Gewimmer der Halbtodten,

todten, ihrem Schöpfer Lob zu singen waget.

Unser halbthierisches Geschlecht mußte sich von der untersten Stufe der Entwickelung anfangen; weil es sich selbst durch freyen Gebrauch seiner Kräfte veradeln soll. Da nun die höchste Stufe der Ausbildung, die es erreichen kann, mit seiner Vermehrung gleichen Schritt hält: so mußten diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche das physische Wohlseyn angehen, eher zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht werden, als die höhern Angelegenheiten des unsterblichen Geistes — das Mittel eher, als der Zweck, den es bewirken soll. Darum führte die weise Hand der Vorsehung den Menschen durch alle die Irthümer, Thorheiten und Laster, welche aus dem persönlichen und National-Eigennutz entspringen, zur Erkenntniß seiner wahren Bestimmung und Würde. Er sollte, bey solchen einseitigen Rücksichten, die Künste der Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens desto emsiger bearbeiten, sollte die kleinere Gesellschaft desto sorgfältiger organisiren, wenn er die Staatskunst auf sie einschränkte; sollte und konnte erst durch die Zeit belehrt werden, daß er in der Familie und

im Staate als Weltbürger lebet. Das Geschlecht konnte, so wie der Einzelne, nicht anders, als von sinnlichen Vorstellungen und Neigungen, zu höhern Einsichten und moralischen Gesinnungen aufsteigen.

So belehrt uns auch der wirkliche Gang der Dinge von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der gesellschaftlichen Verbindung zur Erreichung unsers Daseynszweckes, und führt uns von selbst zu der Eintheilung der gesellschaftlichen Verbindlichkeiten in **allgemeine Menschenpflichten, Bürgerpflichten und Familienpflichten.**

Sieben

Sieben und zwanzigste Vorlesung.

Allgemeine Pflichten des Menschen gegen seines Gleichen.

Gott gab den Menschen Vernunft, Sprache, Augen, Ohren und Verstand und Erkenntniß. Er zeigte ihnen beyde Gutes und Böses. Er sprach zu ihnen: Hütet euch vor allem Unrecht, und befahl einem jeglichem seinen Nächsten.

Jesus Sirach.

Der endliche in seinen Einsichten und Kräften beschränkte Mitschöpfer des Guten auf der Erde, darf bey diesem erhabnen Geschäft nicht nach seinem Gutdünken verfahren. Er darf sich kein Ideal von Vollkommenheit der Dinge in seiner Phantasie bilden, und sie diesem gemäß verändern: sondern, so wie er aus der Betrachtung seiner eigenen natürlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse seine Bestimmung, und aus dieser seine Pflichten erkennet; so muß er auch die natürliche Beschaffenheit anderer Dinge betrachten, ihre Bestimmung daraus herleiten, dieser gemäß gegen dieselben handeln, und helfen, daß sie solche erreichen. Diese Grenzen schreibt das Gesetz der Vernunft seiner Thätigkeit vor: indem es ihm sagt, daß

es unmöglich ist, die Wesen der Dinge zu verändern, und daß das Ganze der Schöpfung nicht bestehen könnte, wenn ein Theil derselben den Andern von seiner Bestimmung ablei-

ten wollte.

Frage ich nun: was für Pflichten habe ich gegen meines Gleichen zu beobachten? So sagt mir das große Gesetz der Vervollkommnung: Verbessere durch jede Handlung gegen deinen Bruder den Zustand, worin er sich befindet.

Und jeder Mensch ist Mensch, wie ich, gleiches Wesens und gleicher Bedürfnisse: was mich selig macht, ist auch sein wahres Glück, was mir wesentlich schadet, ist auch seiner Wohlfahrt entgegen.

Dieselben Pflichten und dieselben Rechte müssen aber allen denjenigen gemein seyn, welche die Natur zu gleichen Zwecken bestimmte, und denen sie gleiche Kräfte und Triebe, sie zu erfüllen gab. Die Pflichten, die wir Andern schuldig sind, können also keine andern seyn, als die Pflichten gegen uns selbst, auf sie angewendet. Wir wandeln den Weg der Ver-

voll-

vollkommnung mit unserm Geschlecht zugleich; jeder Einzelne ist schuldig zur fortschreitenden Besserung Aller so viel beyzutragen, als er kann, und darf so viel dafür nehmen, als er braucht. Die im vorigen entwickelten Vorschriften, wie wir unser leibliches und geistiges Wohl besorgen sollen, gelten also auch in Ansehung unsers Verhaltens gegen Andere. Darum brauchen wir sie hier nicht umständlich zu wiederhohlen: sondern nur zu zeigen, daß und wie wir verbunden sind, sie gegen Andere zu beobachten.

Und zu diesem Behuf lassen sie sich bequem in zwey Classen abtheilen: in **Pflichten der Wohlthätigkeit** und **der Gerechtigkeit.**

I.

Pflichten der Wohlthätigkeit.

Nach dem gewöhnlichen, bey moralischen Gegenständen noch so sehr unbestimmtem Redegebrauch, pflegt man unter der Wohlthätigkeit oft blos das Ausspenden milder Gaben an Dürftige zu verstehen, welches doch nur

einer ihrer ädlen Zweige ist, dessen Früchte nur Begüterte genießen können. Hier wird aber diese Pflicht in dem richtigern höhern Sinn genommen, da sie alle Handlungen umfasset, wodurch Andern etwas Gutes, eine Wohlthat, von uns erwiesen wird. Und so theilt sie sich in so viel verschiedene Zweige, als es Arten des Wohlseyns giebt, dazu ein Mensch dem andern beförderlich seyn, und des Elendes, davon er ihn erlösen kann.

Die Neigung des Herzens, aus welcher die wohlthätigen Handlungen aller Art entspringen, ist die **Menschenliebe**, die man auch **Nächstenliebe** nennt; nähmlich in dem erhabnen Sinne Jesu, da jeder unser Nächster ist, der unsrer Hülfe bedarf; er sey übrigens von welchem Volk und Glauben, er wolle. In diesem Verstande sollen wir nach seiner Vorschrift unsern Nächsten lieben, als uns selbst, das heißt, alle Pflichten, die wir uns schuldig sind, auch andern Menschen leisten. Wir müssen daher

1. für das Leben Anderer, in Fällen, wo wir es können, und sie es bedürfen, sorgen: weil es, so wie das unsrige, bestimmt ist, die

Sum-

Summe des Guten auf der Erde zu vermehren. Wir müssen den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden, dem armen Reisenden forthelfen, den Verlassenen aufnehmen, den Kranken heilen und pflegen.

Am 19ten Febr. 1791. verlor die Stadt Altenburg eine höchstverehrungswürdige Frau, und die Armen eine liebreiche Mutter an derselben. Es war solches die hochgebohrne Reichsgräfin Carolina Dorothea Elisabeth von Beust, geb. von Rex, eine fromme zärtlich gesinnte Mutter gegen ihre zahlreichen Kinder und Enkel, Trost und Zuflucht jedes Bedrängten, Pflegerin der Hausarmen und Kranken. Den armen Kranken ertheilte sie, nach den Vorschriften der Aerzte, die Arzeneymittel unentgeltlich, suchte selbst die schamhaften Dürftigen auf, war ihre Rathgeberin, wohlthätige Unterstützerin, ihr Engel. In der großen Theurung 1771. und 72. hat sie vielen, welche von Hunger abgemattet, auf den Straßen wie Schatten herum irreten, das Leben gerettet, indem sie wöchentlich zwey Tage einige Kessel voll gekochten Reises austheilen ließ. Und was hat sie nicht im Stillen gethan? Zeugen hiervon wird die Ewigkeit aufweisen, wo sie nun, die Verklärte, den Lohn ihrer Werke einärndet. Sie hatte ihr schönes Leben auf 73 Jahre gebracht, und doch starb sie den Wünschen aller, die sie kannten, zu früh. Desto rührender war es, so viele Armen mit Thränen im Auge, ihre Leiche begleiten zu sehen, desto wohlthuender für das menschliche Herz, wie Kinder, Jünglinge und Greise in ihr Lob einstimmten. In der That, obgleich die Verewigte eine Gräfin war: so ließ sich doch die Stelle aus einer Leichenpredigt

predigt in Lienhard und Gertrud 2 Th. S. 86.*) mit Wahrheit auf sie anwenden — ich sah an ihrem Grabe kein trocknes Auge.

(D. Ztg. 1791. S. 241.)

In Wolmerstädt (einem sächsischen Dorfe ohnweit dem Städtchen Wiehe in Thüringen, bettelte in der strengsten Kälte des Winters 1789. ein Mädchen von 15 — 6 Jahren, bedeckt von einem ekelhaften Ausschlage und andern Unreinlichkeiten, die die Betteley zu begleiten pflegen, bey einer armen Wittwe, Nahmens Metzin, die sich und ihr kleines Kind mit Spinnen und Tagelohn in ihrer kleinen Hütte spährlich ernährt, und bat solche flehentlich, sich bey ihr auswärmen zu dürfen. Sie erlaubt es ihr, und da erzählt ihr das Mädchen mit Thränen, daß sie von ihrem harten Vater, der in der Gegend von Camburg Hirte sey, und von ihrer Stiefmutter durch Schläge und schreckliche Drohungen zu entfliehen genöthiget

*) Die angeführte Stelle ist folgende. „Leser! Ich denke jetzt an das Wort eines frommen Geistlichen, der in einer Leichenpredigt zu dem hochmüthigen und unruhigen Volk von allerley Gattungen, welches einen braven und stillen Mann zu seiner Ruhestätte begleitet, sagte: „Selig ist der Mensch, wenn hinter „ihm, wenn er todt ist, Niemand mehr viel von ihm „redet! Selig ist er, wenn hinter ihm die stille Thräne des Armen weinet! Selig, wenn hinter ihm seinem Weib, seinem Kind, seinem Freund, seinem „Knecht das Herz blutet! Aber wenn hinter seinem „Sarg tausend Mäuler aufgehen, und weit und breit „alles über ihn redt: so wandelts mich immer an, „daß ich nachforsche, ob auch seinem Weib und seinem Kind das Herz blutet, daß er todt ist — und „ob auch sein Freund und sein Knecht weine, daß er „nicht mehr da ist: — und tausend mahl fand ich „dann dieser aller Augen trocken."

get worden sey, und nun niemanden finden könne, der sie bey ihrer Unreinigkeit aufnehmen wolle. Durch ihre Thränen gerührt und voll Vertrauen auf ihre gutherzige Aeußerungen entschließt sich die Metzin, sie bey sich zu behalten, und sie vom völligen Verderben zu retten. Sie bleibt fest auf ihrem Entschlusse, ohnerachtet der Bedenklichkeiten ihrer Verwandten, und ohnerachtet sich selbst die Gemeinde des Orts ihrem Vorhaben widersetzte; indem sie bey der Gerichts-Herrschaft Hülfe suchte und fand. Sechs Wochen ist nunmehr das Mädchen bey dieser frommen Frau, und hat ihr schon ihre Gesundheit und Reinigung zu danken. Da sie nun täglich Proben eines guten und dankbaren Herzens giebt, welches sich vor kurzem bey einer kleinen Krankheit ihrer Pflege-Mutter durch ihre ängstliche Sorgfalt nnd eifrigste Bemühung gezeigt hat: so hat sich die Metzin entschlossen, dies Mädchen bis auf kommendes Jahr bey sich zu behalten, für das Geld, das sie bis dahin durch ihre Handarbeit verdienen kann, ihr Kleider anzuschaffen, und sie sodann bey einer guten Herrschaft in Dienste zu bringen. Sie hat also diese Seele gerettet, und ist doch selbst eine Wittwe, die sich nur spährlich ernähren kann. Aber Gott wird es ihr gewiß vergelten. Der dasige würdige Religionslehrer, Magister Nietsche, giebt diesem Mädchen, die zwar confirmirt, jedoch noch sehr unwissend ist, täglich eine Stunde Privatunterricht, und macht sie dadurch geschickt, ein christliches, durch Fleiß und Rechtschaffenheit glückliches Leben zu führen. (D. Ztg. 1789. S. 129.)

Höber, im Lüneburgischen,
den 6ten April.

Wenn die niedrigen Stände, ohne Eigennutz und Neben-Absichten edel denken und handeln,

selbst

selbst bey mancherley Beschwerden und Hindernissen in diesem Geschäfte Pflicht und Vergnügen suchen, und dies alles aus der Fülle ihres Herzens verrichten: so verdient ein solcher Geist wahrer Menschenliebe geschätzt und bekannt gemacht zu werden. Die bessere Erziehung und die Aufklärung unsers Zeitalters geben nun zwar dem menschlichen Herzen einen starken Schwung, und stimmen dasselbe zu Gesinnungen und Entschließungen, die, wenn solche aus reiner Quelle fließen, einem Engel selbst Ehre machen würden: allein diese Aufklärung des Verstandes und Verädlung des Herzens, ist noch nicht bis in die Hütten des Landmannes vorgedrungen. Findet man daher in diesen wahre, thätige und uneigennützige Wohlthätigkeit: so ists blos eine Wirkung der besten Religion, und ein Werk des durch solche gebesserten und unverstellten Herzens. Und daß solche Engelähnlich machende Gesinnungen auch in der Brust der Niedrigen wohnen, will ich durch ein Beyspiel bestätigen.

Vor kurzem starb im hiesigen Orte eine abgelebte, am Körper gebrechliche, und im eigentlichen Verstande arme Person. Sie war aus einem benachbarten Kirchspiele gebürtig, hatte aber von allen den Ihrigen niemanden mehr im Leben. Nach dem Tode ihres Mannes, der einige Zeit an diesem Orte Viehhirte gewesen war, ernährte sie sich größtentheils von der Wohlthätigkeit der hiesigen Einwohner, und von ihrem eigenem Fleiß im Spinnen. Im Jahre 1784. that diese ohnehin dem Körper nach elende Frau einen sehr übeln Fall auf dem Eise, nach welchem solche erkrankte, und bis an ihr Ende das Bett hüten mußte. Sie bezahlte, weil sie nun einen nahen Tod ganz gewiß erwartete, ihrem bisherigen Wirthe die noch schuldige Miethe mit zwey Thaler, und bat denselben

selben mit Thränen im Auge, sie doch nun in ihrer Krankheit, welche gewiß ihr Leben beschließen würde, nicht aus dem Hause zu verstoßen: und — der ädle Mann, bewilligte ihr nicht nur sogleich eine freye Wohnung in seinem Hause, sondern er gab ihr auch einen Theil der so eben empfangenen Miethe (ob er gleich damahls selbst in einer bedrängten Lage war) mit dem Hinzufügen zurück, daß sie sich dafür noch etwas zu gute thun möge. Die ganze hiesige Gemeinde im Orte, welcher nur aus sechszehn Wohnungen bestehet, vereinigte sich darauf sogleich, die Verpflegung und Versorgung dieser Elenden über sich zu nehmen, und die Speisung nach der Reihe nahm sogleich ihren Anfang. Man wetteiferte in der Verpflegung dieser Patientin von allen Seiten, bereitete jedesmahl für solche sehr gute und dienliche Speisen, und reichte derselben auch das nöthige Getränke. Damit aber diese Elende auch nicht ohne alle Aufwartung und Reinigung bleiben durfte: so übernahmen solches vorzüglich zwey Personen, aus eigenem Antriebe. Viertehalb Jahr verflossen indessen bis zum Ableben der Patientin, und niemahls habe ich von Seiten der hiesigen Einwohner die geringste Aeusserung einer Unzufriedenheit vernommen: vielmehr nahm die Aufmerksamkeit der Hausmütter bey dem herannahenden Ende der Kranken sichtbar zu, täglich erhielt solche von ihnen Zusprüche, und des Nachts hielten zwey von ihnen die Wache. Vorzüglich erfreulich und rührend für mich, war mein letzter Zuspruch bey dieser Leidenden, auf welchen denn auch bald ihre Erlösung folgte. Ich fand die Kammer der Patientin, mit verschiedenen Hausmüttern angefüllet, deren Auge und Ausdruck zeigte, wie viel ihr Herz fühle, ja eine von diesen sagte zu mir: „mit Vergnügen haben wir die alte

„Per:

„Person nun viertehalb Jahr erhalten und ge„pflegt, und mit Freuden wollten wir es noch so „lange thun, wenn sie im Leben bleibt."

Bald darauf erfolgte endlich das Ende dieser Leiden: da begleitete alles im Orte die Erlöste zum Grabe, und noch nie fand ich eine Versammlung bey einer Leichenrede so innigst gerührt, wie damahls die meinige war.

Barth, Pastor.

(D. Ztg. 1788. S. 183.)

Wer einen Menschen fallen sieht, muß ohne Rücksicht auf Stand und Würde herbey springen, ihn aufzurichten; wer ein Nothgeschrey hört, muß zu Hülfe eilen; wer einen Bruder in Gefahr siehet, muß ihn zu retten suchen; wer dem Verzweifelten am Ufer des Strohmes begegnet, muß ihn zurück führen; wer den Ertrenkten zuerst gewahr wird, muß ihn abschneiden und zu beleben versuchen. Alle solche und ähnliche Fälle sind als ein besonderer Ruf der Vorsehung anzusehen, wodurch sie uns auffordert, zu zeigen, auf welche Stufe der Veredlung wir stehen, ob wir von dem Bewußtseyn unsrer hohen Bestimmung und Würde so durchdrungen sind, daß wir beym Anblick einer Gelegenheit, groß und ädel zu handeln, sogleich zur That schreiten.

Der

Der regierende Herzog von Weimar, Carl August, wagte bey der Ueberschwemmung 1784 sich selbst mit seinem Geheimen Rath Göthe, zu Jena, in einem kleinen Kahne mit offenbarer Lebensgefahr über die tobenden Wellen und die Eisklumpen der angeschwollenen Saale, um Anstalten zur Rettung seiner Unterthanen, in der ganz in Wasser stehenden Saalvorstadt zu treffen.

(D. Ztg. 1784. S. 109.)

Der Churfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus, hörte 1784. am 20sten März, Abends um 5 Uhr ein Jammergeschrey, und in dem Augenblicke sah er einen Kahn mit zwey Schiffern im Rheine versinken. Er floh ans Ufer, und bot alles zur Hülfe auf. Unter seinen Augen wurden die Unglücklichen den Fluten entrissen; starr von Krampf und Kälte brachte man sie ans Ufer. Bey diesem Anblicke legte der Fürst seinen langen tuchenen Mantel zu ihrer Decke ab, ließ sie so in eine nahe Wachstube bringen; beschenkte alsdann ihren Retter, den Hofsacristan Gramich; eilte nach seinem Kabinete, und schickte ihnen von seinen eigenen Kleidungsstücken und eigener Wäsche zu.

(D. Ztg. 1784. S. 120.)

Am 5ten May 1787. verunglückten 2 Einwohner des Kirchspiels Bruttig, im Trierischen, mit einem beladenen Nachen in der Mosel, bey einem plötzlich entstandenen Sturme. Man sah sie versinken: aber niemand wagte es, ihnen beyzuspringen; indem der Strohm fast Manns hohe Wellen warf. Da war der in dem Ort wohnende Geistliche und Frühmesser von Senheim, Friedrichs, der erste, der in ein Fahrzeug sprang, die Unglücklichen zu retten. Der würdige Seelsorger achtete die augenscheinliche Lebensgefahr nicht, der er sich

aussetzte, und vier andere folgten seinem ädlen Beyspiele. Sie arbeiteten sich muthig durch die tobenden Wellen, welche so hoch stiegen, daß sie die Menschenfreunde oft vor den Augen der bestürzten Zuschauer bedeckten und verschlungen zu haben schienen. Doch gelang es ihnen, die beyden Unglücklichen heraus zu ziehen, wovon aber einer, aller angewandten Hülfsmittel ohngeachtet, bald hernach starb. Der andre faßte die Hände seines Retters, dankte ihm mit Thränen, und gieng selbst in ein Haus, wo er durch die gebrauchten Hülfsmittel völlig wieder hergestellt wurde. Allein der menschenfreundliche Retter empfand selbst die Folgen seiner gefährlichen Unternehmung. Er hatte sich so abgearbeitet, daß er todtenblaß aussah, häufiges Blut auswarf, und sprachlos am Ufer nieder sank, ohne den Dank des Geretteten vernehmen zu können. Mit Mühe wurde er jedoch wieder zu sich selbst gebracht: und nun versüßte das Bewußtseyn, einem Bruder das Leben gerettet zu haben, sein Ungemach. Diese preiswürdige That ist nicht die erste dieses ädlen Geistlichen. Er hat sich schon mehrmahls, und besonders bey dem schrecklichen Eisgange und der außerordentlichen Höhe der Mosel im Jahr 1784. ausgezeichnet. Damahls rettete er zu Ediger im Amte Zell, wo er Kaplan war, eine Frau aus dem Schutt eines zusammen gestürzten Hauses, bey welcher gefährlichen Unternehmung ihm ein junger Mensch und — zwey Juden Beystand leisteten. In einer Sammlung von Bildnissen ädler Menschen verdiente wohl das seinige neben dem Herzog Leopold eine Stelle.

(D. Ztg. 1787. S. 201.)

Der Nachtwächter in Käferthal, bey Mannheim, Nahmens Kämmerer, hörte neulich, da die Kälte noch sehr heftig war, des Nachts um 1 Uhr

von

von weitem eine heulende Menschenstimme. Um 2 Uhr hörte er sie wieder. Da eilte er nach Hause, weckte seinen ältesten Sohn auf, und gieng mit ihm durch den tiefen Schnee der heulenden Stimme nach. Er dachte: es ist mein Beruf, Unglück zu verhüten; und solche Wege mag ein Vater seinen Sohn wohl führen, wenn auch Gefahr dabey wäre. Als sie die Stelle erreichten, wo das Aechzen herkam, fanden sie, daß es der Jude Lazarus Moysis von Birnheim, ein 60jähriger Mann, war, der sich im Käferthaler Walde verirrt hatte, und nicht weit vom Karlstern im Schnee stecken geblieben war. Sie brachten ihn bis in den Weg. Weil er aber zu schwer zu tragen war, so lief der Sohn ins Dorf, und holte einen Karren. Auf den legten sie den erstarrten Greis, und fuhren ihn heim. Da ließ ihn sein Erretter erst die Füße in kalt Wasser setzen: alsdenn gab er ihm Thee, und brachte ihn allmählich an die Wärme. Die Mannheimer Judenschaft schickte einen Arzt und Wundarzt hinaus, ihrem Landsmann zu helfen, und der Nachtwächter wurde von einer eben so wohldenkenden als vornehmen Frau und von der Mannheimer Regierung beschenkt. Diese Geschichte lehret: daß man einer klagenden Stimme allezeit nachgehen müsse, nicht, um beschenkt zu werden; sondern um vielleicht das Glück zu haben, einen nothleidenden Menschen zu retten.

(D. Ztg. 1784. S. 85.)

Am 22sten Jun. 1784. schlug der Blitz in der Mittagsstunde in Lippersdorf, bey Freyberg, in ein Bauergut, und legte Scheune und Wohnhaus in einer halben Stunde in die Asche. Eine alte 60jährige Auszüglerin *), die seit vielen Jahren,

*) Eine Person, welche bey der Uebergabe und dem Verkauf eines Gutes sich ausbedungen hat, zeitlebens noch freye Wohnung darin zu haben.

durch Glieder-Reissen gelähmt, auf einer Stelle, wo man sie hingesetzt, hatte sitzen müssen, sah' sich in der größten Gefahr, von der Flamme mit verzehrt zu werden. Aber ein 11jähriges Mädchen, die Tochter des Gutsbesitzers, welches die arme Alte in der Angst zu Gott um Rettung flehen hörte, und keinen Mann sahe, der sie hätte heraus tragen können, nahm sie flugs auf ihren Rücken, und brachte sie glücklich vor die Hinterthür im Garten, wo ihre Kräfte sie verließen, und wo sie die alte kranke Frau mit den Worten absetzte: „Gott helfe Euch nun weiter!" Auf solche Art wurde diese elende Person den Flammen entrissen, und vom Tode errettet. Das brave Mädchen kehrte nun wieder in das Haus zurück, und half das Vieh ihres Vaters aus dem Stalle bringen. Die alte Frau war keine Anverwandtin des Mädchens, welches die That um so ädler macht, da sie sich erst dieser verlaßnen Elenden annahm, ehe sie an ihrer Aeltern Vieh dachte. D. Ztg. 1786. S. 230.)

Auch ist jeder Mensch überhaupt verpflichtet, so viel er in seinem Wirkungskreise kann, die Mittel des Unterhalts, die Producte der Erde und der Betriebsamkeit, in der Rücksicht vermehren zu helfen, daß die Bevölkerung der Erde mit Menschen immer höher steigen könne. Wer Sümpfe und Moräste austrocknet, steinigte Felder urbar macht, die Landwirthschaft verbessert, Bäume für die Nachwelt pflanzet, durch Unternehmung von Fabriken und Manufacturen viele Hände beschäftiget, macht sich daher

daher noch verdienter um die Menschheit, als der Capitalist, der reichliche Almosen ausspendet.

Friedrich d. E. hat während seiner Regierung 600 neue Dörfer angelegt und mit 42609 Familien bevölkert. Er hat der Netze und Warte 120000 Morgen Land durch Dämme und Deiche abgenommen, und viele Moräste und Sümpfe längst der Oder, Ihna, Dosse Hafel, und Elbe; auch die Seen Madue und Leba in Pommern, den Fiwer Bruch im Magdeburgischen, den Drömling in der Alten-Mark, mehrere Sümpfe um Potsdam und Brandenburg ꝛc. in tragbares Feld umgeschaffen ꝛc. (M. s. 1. Th. S. 560. — 566.)

Der Senator A. A. Pfannenschmidt in Speyer war seiner Profession ein Schönfärber. Auf seiner Wanderschaft hatte er in Schlesien gesehen, daß mit der Färberröthe oder dem Krapp ein grosser Handel ins Oesterreichische getrieben wurde. Er machte daher allerhand Versuche mit der gemeinen Röthe, um einen Nahrungszweig für sich und seine Mitbürger daraus zu machen. Endlich entdeckte er in der Gegend der freyen Reichs-Stadt Speyer selbst in einer Dornhecke den wahren Krapp, welcher vor der Zerstörung dieser Stadt durch die Franzosen im vorigen Jahrhundert daselbst war gebauet worden, und sich seit 80 Jahren erhalten hatte. Unter andern fand er eine Wurzel bey 18 Schuh lang und über 40 Pfund schwer. Nun fieng er an, viele Morgen Land damit zu bepflanzen und brachte den Anbau sowohl, als die Zubereitung im Dürrofen und auf der Mühle, durch wiederhohlte Versuche, indem er alles selbst erfand, zu einer großen Vollkommenheit. Um seine Mitbürger zur Nachahmung zu ermuntern, borgte er 4000 fl. zu 5 Procent, und verlieh

sie wieder in einzelnen Posten zu 20 bis 50 fl. ohne Zinsen an diejenigen, welche Krapp bauen wollten, und den dazu nöthigen Vorschuß nicht thun konnten. Auf solche Art wurde dieser gemeinnützige Mann selbst wohlhabend, da er sein Gewerbe fast mit Nichts angefangen hatte, und seine Mitbürger verdanken ihm den wichtigsten, ja fast einzigen Nahrungszweig, wodurch fremdes Geld in die Stadt kömmt. Auch die benachbarten Pfälzer und Hessen-Darmstädter haben ihm den Krappau abgelernt und viele Hundert Familien leben nun von der Betriebsamkeit dieses Mannes, und betrachten ihn gleichsam als ihren Vater, der sie ausgestattet hat.

(D. Ztg. 1784. S. 248. und 1790. S. 749.)

Bey den in beyden Frühlingsversammlungen 1790. der Cellischen Landwirthschaftsgesellschaft vorgekommenen Verhandlungen zeigte es sich durch Thatsachen, daß die jetzige seit 1788. getroffene Einrichtung dieser patriotischen Gesellschaft, (welche im Jahrg. 1788. S. 229. d. D. Ztg. beschrieben worden,) von großen Nutzen für ganz Lüneburg ist. Sie hatte das Vergnügen, die ausgesetzte Prämie zur Beförderung des Kleebaues in Heidegegenden [m.s. den Jahrg. 1787. S. 236. d. Ztg.] dreyen Gemeinden auszutheilen, welche das Vorurtheil besiegt und einen gewissen District ihrer Feldflur, nahe am Dorfe, zu einem gehägten Futterbaukampe eingerichtet haben, woran jeder Einwohner so viel Antheil besitzt, daß er mit dem Futterkraute abwechseln kann. Diese wegen ihres guten Verstandes lobenswürdigen Landleute sind: 1) die auf dem Oehmer Holze, Amts Rehburg, angesetzten 10 Anbauer, welche die erhaltene Prämie von 24 Thlrn. nicht etwa vertrinken, sondern zur Anlage eines gemeinschaftlichen Backofens verwen-

den,

den wollen, welches auch lobenswerth ist. 2) Die Dorfschaften Edemissen, Amts Meinersen, und Heimbokel im Bremischen, welche beyderseits einen Kleekamp von 20 Morgen angelegt, also iede 60 Rthlr. zur Prämie erhalten haben. Aufs neue hat die Gesellschaft 3098 Pfund Kleesaamen an 18 verschiedene Aemter und Gemeinheiten, welche darum angesucht hatten, unentgeltlich ausgetheilt, von welcher Quantität 2000 Pf. im Lande selbst erzeugt worden sind. — Zur Beförderung des Holzanbaues hat der patriotische Landrath von Becquer zu Eistrup auf seinem Gute einen Kamp *) von etwa 10 Morgen angelegt, Ellern- und Birkensaamen darein gesäet, und will die jungen Pflänzlinge an die Unterthanen umsonst vertheilen: dazu hat ihm die Societät den nöthigen Saamen, nebst 8 Pfund Fichtensaamen und einen Beytrag zu den Kosten verwilligt. Auch sind von der Hoyaischen, Dannebergischen und Gifhorner Adsociation beträchtliche Quantitäten Obstbäume unter die 16 Neubauer in der Vogtey Holzhausen, Amts Stolzenau, in den Dörfern Mardorf und Schneren, und an einige fleißige Einwohner zu Rehburg vertheilt worden. Für drey im verwichenen Jahre wieder bebaute wüste Höfe, hat die Gesellschaft Prämien ausgezahlt. Zur Verädlung und Vermehrung der Viehzucht hat sie dem Lande Osterstade 100 Rthlr. verwilligt, für die ersten 10 Stück Reitochsen, welche aus dem Butjadinger Lande in die Dannebergische Gegend gebracht werden, eine Prämie von 100 Rthl. ausgesetzt, und wieder einen Transport spanische Böcke kommen zu lassen, beschlossen; indem von 50 im abgewichenen Jahr unentgeltlich vertheilten Stücken verschiedene ausgegangen sind. — Da im Amte Gifhorn in sie-

 ben

*) Ein eingezäuntes oder befriedigtes Stück Land.

ben Dorfschaften die Aufhebung der gemeinen Weide glücklich zu Stande gekommen: so hat die Societät die Vermessungskosten mit 277 Rthlr. für sie bezahlt. Von dem Noth- und Hülfsbüchlein hat sie 700 Exemplare vertheilen lassen. Außerdem hat sie noch an einzelnen Prämien 100 Rthlr. nebst 5 größern und drey kleinern Preismedaillen an fleißige Landwirthe ausgetheilt. Achtzehn neue Mitglieder sind aufgenommen werden, und darunter ein Auswärtiger, der Herr Oekonomierath Stumpf in Jena, ehemaliger Karthäuser-Mönch, der nicht blos durch seine beliebten ökonomischen Schriften, sondern auch durch wirkliche Ausübung des Landbaues zeigt, daß es für Leib und Seele besser ist, der Mutter Erde in der freyen Natur durch verständigen Fleiß ihren Segen abzudringen, als ihn im geweihten dumpfigen Klosterkerker müssig zu verzehren. (D Ztg. 1790. S. 422.)

Und diese Sorge für fremdes Leben muß sich nicht auf unsre Anverwandten, Freunde, Nachbarn, Landsleute und Glaubensgenossen einschränken; sondern über alle Menschen erstrecken, die unsrer Hülfe bedürfen. Der Nothleidende braucht weiter keinen Rechtstitel zum Anspruch an unser Mitleiden, als seine Noth. Ist diese wirklich vorhanden, und kann er sich nicht selbst helfen: so muß ihm der nächste helfen, der vorüber gehet, und es kann; er sey Priester, Levit oder Samariter.

Der reformirte Prediger, Kirchenrath Kaibel in Mannheim, wurde zu einem Kranken gerufen,

der

der mit der äußersten Armuth zu kämpfen hatte, und bey dem alle Leiden der Menschheit vereinigt zu seyn schienen. Kälte, Blöße, Hunger und die heftigsten Schmerzen quälten ihn zu gleicher Zeit. Der gefühlvolle Geistliche ward bis zu Thränen gerührt. Er sprach dem Kranken zwar Trost und Vertrauen auf Gottes Vorsehung ein: aber helfen konnte er nicht, und gieng mit weinenden Augen von diesem Schauplatze des menschlichen Elendes hinweg. Unter Weges überließ er sich eben den traurigsten Vorstellungen, als ihm der menschenfreundliche Herr von Lamezan, der sein beträchtliches Vermögen beynahe zur Linderung des menschlichen Elendes verwandt hat, begegnete. Dieser las die schwermüthigen Vorstellungen des Predigers auf seinem Gesichte. Er erkundigte sich nach der Ursache seines Kummers, und erfuhr sie unverholen. Menschenliebe beflügelte sogleich die Schritte des Aedeln. Er kam, sah das Elend, und leistete Hülfe. Er ließ die Lagerstätte reinigen, sorgte für Nahrung und Arzeneyen, und erhandelte bey einem Juden einige Möbels mit einem Bette. Er wurde um 6 Louisd'or mit dem Juden einig, welcher das Bett in die Hütte des Elenden trug. Hier wurde der Jude von dem traurigen Anblick so gerührt, daß er dem Herrn von Lamezan die ganze Geräthschaft für 3 Louisd'or, dafür er es einige Tage zuvor eingekauft hatte, überlassen wollte. Dieses Anerbieten nahm Herr v. L. zwar an: übergab ihm aber dennoch für seine Bemühung einen halben Louisd'or. Und der großmüthige Jude drückte dieses Goldstück dem Kranken in die abgezehrte Hand, mit den Worten: Hier, Freund! lindre dein Elend mit dieser Gabe! — Sind diese Thaten eines Reformirten, Katholischen und Juden nicht ein Vorschmack der Religionsvereinigung,

so wie sie im Himmel seyn wird, und auf Erden seyn sollte? (D. Ztg. 1789. S. 149.)

In Karlsruhe gieng ein Kind von etwa 6 Jahren herum, und bettelte. Es sprach unter andern einen jungen Jäger, H..., an, und klagte ihm, daß seine Mutter in Grünenwinkel, eine Stunde von hier, mit drey Kindern auf einmal nieder gekommen, und höchst dürftig sey. Der junge Mann fühlte, was ein unverdorbenes Menschenherz dabey fühlen mußte: er dachte aber doch, der Knabe könne wohl, wie es oft zu geschehen pflegt, ein Betrüger seyn. Er nahm daher sein vorräthiges Taschengeld, erbat sich von seinen würdigen Eltern noch etwas dazu, und ritt selbst an den Ort. Hier fand er folgende Familienscene. Ein seit einigen Jahren gebrechlicher Vater, 3 Kinder, wovon das älteste 7 Jahr alt war, und die Mutter, welche nun auf einmahl 3 Kinder gebohren hatte, wovon noch zwey lebten, lagen fast ganz nacket und blos in einer Kammer auf einem Haufen Grundbirn:*) denn es war sonst kein Raum in der Herberge. Die Frau war aus Sachsen, der Mann aus der Pfalz gebürtig, und sie hatten sich bisher von einem kleinen Handel genährt. Beyde waren evangelisch-lutherisch, und der Bauer, der sie aus Mitleiden in seine kleine Hütte aufgenommen hatte, war katholisch. Die streifenden Husaren bedrohten ihn mit 10 Thlr. Strafe, wenn er diese fremde Familie nicht ausstoßen würde: woran sie freylich recht thaten, da es ihr Amt und Pflicht ist, die Straßen und Ortschaften von verdächtigem Gesindel rein zu halten. Dem Bauer aber sagte sein Herz: daß die Polizey wohl nicht gegen die Menschlichkeit streiten,

*) So nennt man dort die Kartoffeln, Pataten, (Solanum tuberosum Linn.)

ten, und daß eine so große Noth, auch vom besten Gesetz eine Ausnahme machen könne. Er gieng also, 2 Stunden weit, in sein Oberamt, nach Ettlingen, und erhielt die Erlaubniß, die arme Familie in diesen betrübten Umständen zu beherbergen. Dem jungen Jäger gieng dies alles sehr zu Herzen. Er gab also den Leuten fürs erste alles, was er bey sich hatte, schaffte die feuchten Grundbirn bey Seite, und brachte Stroh zu einem bequemern Lager herbey. Nun eilte er nach Hause, und sammelte für die Unglücklichen in den Häusern, wo er bekannt war. Auch in der hiesigen Lesegesellschaft wurde eingesammelt, und die milde Gabe durch einen jungen Geistlichen überschickt, der die Traurigen mit Trost aufrichtete. Nach Hof wollte sich niemand wenden: weil die theure Landesherrschaft eben durch den Tod eines zärtlich geliebten Landesprinzen in tiefe Trauer versetzt war. Endlich wagte es der Lieut. v. T... durch seinen Vater, der des Hrn. Marggrafen Leibarzt ist, die Sache anzeigen zu lassen: und dieser menschenfreundliche Fürst ergriff diese Gelegenheit Andern zu helfen, als einen Trost in seinem eignen Leiden. Er ritt selbst nach Grünenwinkel, sah die mitleidenswürdige Familie in jener Hütte, gab ihr ein wahrhaft fürstliches Geschenk, und schickte ihr bald darauf ein Bett und einen Arzt. — Auch Fremde sollen in Karl Friedrichs Landen nicht umsonst nach Hülfe schmachten! Auch unter dem groben Kittel des Landmanns schlägt oft ein ädles Herz! Auch unter den Bauern findet man wahre Toleranz, die nicht fragt, was der Hülfsbedürftige glaubt, sondern was er bedarf! Möchten doch der Bauer!, der Jäger, der Priester und der Fürst überall Nachahmer finden, wo Hülfe nöthig ist! (D. Ztg. 1785. S. 89.)

Uebri-

Uebrigens fließt es von selbst aus dem Zwecke der Wohlthätigkeit, der dahin geht, die Summe des wahren Guten in der Welt zu vermehren, daß diese Tugend immer von der Vernunft geleitet werden, und ihre Gaben nicht blindlings, sondern mit beständiger Rücksicht auf ihren Erfolg ausspenden muß. Oft kann eine höhere Pflicht gebieten, den süßen Trieb des Wohlthuns zu unterdrücken. So darf z. B. der Menschenfreund sein Vermögen nicht den Armen schenken und selbst freywillig arm werden: weil er sich dadurch zugleich der Vortheile des Reichthums für die Vervollkommnung berauben, und die Gefahren der Dürftigkeit ohne Ursache übernehmen würde. Es wäre unrecht, Fremde zu versorgen, und seine eignen Kinder darben zu lassen; das Leder zu stehlen, und die Schuhe umsonst auszutheilen. Es ist Sünde, den muthwilligen Bettler durch Almosen in der Faulheit und Liederlichkeit zu bestärken; und der Müßiggang des Bettelmönchs wird dadurch nicht zur Tugend, daß er seine dem arbeitsamen Bauer abgedrungene Klostersuppe mit andern Bettlern theilt. Es ist eben so unrecht, den schuldigen Verbrecher von der

ver-

verwirkten Strafe loszukaufen, und einen gefährlichen Bösewicht der Gerechtigkeit zu entziehen, als den unschuldig Gefangenen durch unerlaubte Mittel zu befreyen. Nur das ist wahre Wohlthat, was wirklich Gutes stiftet; und nichts ist gut, das nicht zugleich recht wäre.

Eine bemittelte Frau in Erfurt gelobte in ihren frühern Jahren, als eine ihrer Töchter krank lag, wenn ihr Gott dieses Kind beym Leben erhalten würde, jährlich am Tage ihrer Genesung 8 Rthlr. unter die Armen austheilen zu lassen. Die Tochter wurde gesund, heurathete in der Folge einen Mann, der in seinen Vermögensumständen zurück kam, starb endlich, und hinterließ 6 Kinder ohne Hülfe; wenn sich nicht diese gute Frau, als die Großmutter, derselben erbarmt hätte. Allein ihr Vermögen hat abgenommen, und sie kann nicht so viel für sie thun, als sie gern wollte. Sie würde daher lieber jene gelobten 8 Rthlr. diesen armen Kindern zuwenden: sie fürchtet sich aber vor der göttlichen Strafe, wenn sie, ihrer Meinung nach, ihr Gelübde bräche. So seufzet sie bey jeder Austheilung darüber, und hat doch nicht das Herz, davon abzugehen. Wird nicht bey dieser Frau die vortrefliche Tugend der Wohlthätigkeit sogar zur Sünde? (D. Ztg. 1787. S. 62.)

Zwey noch merkwürdigere Beyspiele stehen im 1. Th. S. 551—553. dies. Vorl.

Auch muß die Menschenliebe sich in der Erweisung der Wohlthätigkeit weislich nach den Umständen der Zeit und des Orts, so wie nach

den

den Landesgesetzen und Gebräuchen richten, und den Werth ihrer Gaben nicht durch die Art der Eintheilung herab setzen. So wäre die in der alten Welt und noch bey halbgesitteten Völkern so nothwendige und löbliche Tugend der Gastfreyheit, gegen Reisende ohne Unterschied, in unsern Zeiten, da es öffentliche Herbergen giebt, ein Vergehen wider die Polizey; und wo die reisenden Armen bey den öffentlichen Anstalten einen bis zur nächsten Station hinreichenden Zehrpfennig erhalten, ist es auch unrecht diesen vor den Thüren ein Allmosen zu geben. So verdiente wohl der alte jetzt nur noch bey der Kaiserkrönung übliche Gebrauch, an Freudenfesten der Großen Geldstücke unter die zusammen gelaufene Menge auswerfen, Wein springen, oder ganze gebratene Ochsen Preis geben lassen, wobey die Vertheilung blos nach dem Faustrecht und selten ohne Unglück geschiehet, abgestellt, und die Wohlthätigkeit dabey auf eine unbedenklichere Weise ausgeübt zu werden.

Zu *** im Hennebergischen, sah ich mit Unwillen folgende Schulcerimonie, welche jährlich im Frühling gefeyert wird. Ein Zug von 40 bis 50 Knaben gieng durch die Stadt, voran und hinten

ten einer mit einer großen Hellebarde, woran Bänder und Kränze gebunden waren. Jeder der Knaben hatte ein Bündel Stecken, so bunt abgeschält, wie Stäbe Jacobs, die er den Schafen ins Saufen legte, und viele trugen Kokarden, auch Ordensbänder. So zogen sie von der Schule aus durch die Stadt mit abscheulichem Geschrey, hielten vor einem Hause ums andere still, steckten die Hellebarden über die Hausthür fest, und schrieen wie rasend, bis sie ein Almosen bekamen. Im Schlosse wurde ihnen Wein und im Rathhause Bier gereicht, wo sie auch den daselbst feil habenden Bäckern das Brod vom Tische warfen, und ihre Stecken an den Bierfässern zerschlugen. Der ganze Aufzug war eben so ungesittet, als läppisch, und man nennt diese Posse den Bischoff. Diese Cerimonie sollte also vielleicht in alten Zeiten eine spöttische Nachahmung der öffentlichen damahls mit übertriebner Pracht und Verschwendung verbundenen Einzüge der Bischöffe seyn, und verdient heut zu Tage abgeschafft zu werden; eben so wie das Gassensingen der Schullehrer, die sich ihre sauer verdiente Besoldung singend vor den Thüren erbeten müssen, welches an demselben Tage in eben dieser Stadt geschahe. (D. Ztg. 1790. S. 465.)

Leopold II. ob er gleich einer anständigen Pracht nicht abgeneigt ist, hat doch den Niederösterreichischen Landständen, welche zu seinem nunmehr in Wien als Kaiser der Deutschen zu haltendem öffentlichen Einzuge, einen Triumphbogen erbauen wollten, dafür lieber erlaubt, 14 junge Ehepaare, jedes mit 700 fl. auszustatten. Eben so hat er auch das gewöhnliche Geschenk von 100,000 fl. welches die Stände dem Monarchen zur Reise nach Frankfurt machen, nicht angenommen, sondern befohlen, daß 60 Mädchen dafür ausgestattet werden sollen.

Bey

Bey der Durchreise durch Nürnberg machte ihm der Magistrat das von Alters her gewöhnliche Geschenk an Wein, Fischen und Haber: dieses befahl er zu verkaufen, und den Geldbetrag an die Spitäler aller Religionspartheyen zu vertheilen.
(D. Ztg. 1790. S. 739.)

Diese Art der Wohlthätigkeit, deren vorzüglichster Gegenstand ist, die körperlichen Leiden unsrer Brüder zu mildern, und sie aus Gefahren des Lebens zu erretten, wird mit verschiedenen Nahmen benennt, welche im gemeinen, unbestimmten Sprachgebrauch oft verwechselt werden. Man nennt sie am gewöhnlichsten Vorzugsweise **Menschenliebe** oder **Nächstenliebe**, und ihre Thaten **Liebeswerke**: welche Benennung aber eigentlich unser ganzes Wohlwollen gegen unsers Gleichen mit allen daraus herfließenden Handlungen umfasset. Sie heißt, **Milde** und **Mildthätigkeit**, in so fern solche von Höhern gegen Geringere ausgeübt wird. **Barmherzigkeit**, wegen des schmerzlichen, durch den Anblick fremder Leiden erregten Gefühls, welches uns zur Hülfe auffordert. Diese letztere Benennung verdiente zum eignen unterscheidenden Nahmen derselben gemacht zu werden.

Die

Die Pflicht der Wohlthätigkeit gegen Menschen schließt nothwendig auch die Verbindlichkeit in sich, für die Verbesserung des Verstandes und der Vernunft Anderer zu sorgen. Der wahre Menschenfreund muß geflissentlich jeden Anlaß nutzen, die Einsichten Anderer zu berichtigen, ihre Kenntnisse zu vermehren, ihre Geisteskräfte durch Uebung zu erhöhen. Es ist gegenseitige Pflicht aller Menschen, einander aufzuklären, Hand in Hand im Gebiete der Wahrheit immer weiter vorwärts zu gehen, und ein Vorurtheil ums andere auszurotten. Dazu gab die Natur unserm Geschlecht den Trieb der Geselligkeit, welcher nicht auf das bloße Beysammenseyn gerichtet ist, um, wie die Viehheerden, zwar neben einander, aber jedes für sich zu grasen: sondern auf gegenseitige Mittheilung der Empfindungen und Gedanken, der Kenntnisse und Fertigkeiten, um gemeinnschaftlich auf der Leiter der Geschöpfe immer höher zu steigen, um einverstanden den großen Zweck unsers Daseyns zu verfolgen. Dazu sind wir verbunden, weil wir es können, und weil unsere Vernunft uns gebietet, keine Kraft unsers Wesens ungenutzt zu lassen.

Das Geschäft der fortschreitenden Aufklärung *) ist daher keinesweges weder den vom Staate zum Unterricht der Jugend und der Erwachsenen bestellten Personen, noch den sich diesem Geschäfte freywillig unterziehenden Schriftstellern ausschließlich zu überlassen: sondern jeder Mensch ist dazu gegen den Andern verbunden, jeder muß dem Andern, so oft er Gelegenheit dazu findet, seine bessern Einsichten mittheilen; jeder ist verpflichtet, einen ewigen Krieg gegen die Unwissenheit, den Irrthum und das Vorurtheil zu führen.

In Königsberg wurde eine arme Weibsperson gerichtlich angezeigt, als habe sie sich dem Teufel ergeben. Der dasige Kreisrichter, Criminalrath Jenisch, ließ sie vor sich kommen, und vernahm sie folgendermaßen. „Also habt ihr euch dem Teufel ergeben? — „Ja, ich kanns nicht läugnen.„ Und wie habt ihr das gemacht? — Ich habs mit Blut geschrieben, ich wollte ihm dienen 40 Jahr mit

*) Ich weiß sehr wohl, daß dieses Wort jetzt sehr verschrieen, und sogar von dem Concipienten einer Landesherrlichen Verordnung spottweise gebraucht worden ist: weil es aber die ehrwürdige Sache, die es bezeichnet, deutlicher ausdrückt, als ein anderes; so behalte ich es bey. Ist doch das Wort Schisma auch bis auf den heutigen Tag ein Neutrum: obgleich Kaiser Sigismund geboten haben soll, daß es ein Foemininum seyn solle. Die Sprache ist Gott lob! zollfrey, wie die Gedanken.

mit Leib und Seele. „Und wie wolltet ihr ihm den Brief zubringen? — Ich habe ihn von außen ans Fenster gesteckt, und dachte, er sollte ihn selber holen.„ Wenn er ihn nun geholt hätte: ihr habt ja keine 40 Jahr mehr zu leben, wolltet ihr denn muthwillig in die Hölle rennen? — Ich dachte, ich will schon beten, wenn der Böse kommt, daß er mir nichts an hat. „So? glaubtet ihr den Teufel zu betrügen, und wißt doch, daß er ein Fuchs ist? — Das habe ich nicht recht überlegt „ Und was sollte euch denn der Teufel für euch geben? — Erst 200 Gulden, und hernach so viel ich brauchte. „Denket ihr denn, daß der Teufel Geld hat? — Ja, ich dachte so. „Aber sagt mir doch einmahl, wie ihr auf die albernen Possen gekommen seyd? — Ich bin der Frau, wo ich erst gewohnt habe, 4 fl. Miethe schuldig. Diese mahnte mich alle Tage so arg, daß ichs nicht mehr ausstehen konnte, und mich lieber dem Teufel ergeben wollte. Ich habe auch noch mehr Schulden, die ich nicht bezahlen kann. — Nachdem sie nun den fernern Zustand ihrer Finanzen angezeigt hatte, sagte der Criminalrath zu ihr: „Hört Weib, ich bin zwar nicht der Teufel: aber hier habt ihr einstweilen die 4 Gulden. Und nun gehet hin, und arbeitet fleissig, und macht keine solche Narrenspossen mehr, sonst laß ich euch ins Zuchthaus bringen.„ Diese Vermahnung mit den 4 fl. that eine gute Wirkung. Das Weib verrichtet jetzt ihre ordentliche Arbeit wieder, und lacht selbst über ihre Einfalt.

(D. Ztg. 1784. S. 6.)

In Frankenstein, im Darmstädtischen, stiegen einige Freunde bey der großen Ueberschwemmung im Febr. 1784. auf den Schloßberg, das unübersehbare Gewässer zu sehen, da wo ihnen sonst Felder, Wiesen, Gebüsche, Gärten und Dörfer die

lachendsten Aussichten darboten. Als sie nun hinauf kamen, fanden sie den Schulmeister Dingeldey von Eberstatt, mit 120 Kindern. Als sie fragten: was diese große Menge Kinder bedeute? antwortete der Schulmeister: „Er habe es für seine Schuldigkeit gehalten, seine Kinder auf einen so majestätischen Schauplatz zu führen, um ihnen anschauende Begriffe von der großen Macht ihres Schöpfers beyzubringen.„ Er zeigte hierauf den Kindern auf eine ihren Fähigkeiten angemessene Art, daß, wie alle Naturbegebenheiten, so auch diese gewaltige Ueberschwemmung von einem weisen und gütigen Urheber herrühre. Daß die Fluthen zwar hin und wieder große Verwüstungen anrichteten, daß diese aber bald vorüber giengen, und immer mit weißer Mäßigung eingerichtet wären. Außer manchen uns unbekannten Vortheilen, die eine Ueberschwemmung haben könne, würden dadurch die Felder von einer Menge Ungeziefer gereinigt, und zum Theil vortreflich gedüngt. Wenn auch manche Menschen ihr Leben dabey dabey verlören, so wäre es ja blos das irdische Leben, und es beträfe blos solche, von welchen Gott voraus wüßte, daß es besser für sie sey, zu sterben. Dagegen würde durch die große Noth bey vielen Tausenden das Andenken an Gott und die Religion erwecket, der Trieb zur Arbeit würde dadurch unterhalten, die ädlen Empfindungen des Mitleids und der Menschlichkeit genährt, und die Menschen aller Stände an ihre natürliche Gleichheit erinnert; indem die Gewalt des Elements den Fürsten in seinem Pallast so wenig verschonte, als den armen Bauer in seiner Hütte.“ So und dergleichen sprach der Schulmeister von Eberstatt mit seinen Kindern im Angesicht der großen Wassersnoth. Diejenigen Lehrer und Aeltern, die es ihm nicht zuvor gethan

haben,

haben, mögen es ihm nachthun, und können versichert seyn, daß solche Lehren, die den jungen Gemüthern gleichsam durch die Kraft des Allmächtigen in der Natur selbst eingeprägt werden mehr wirken und fester hängen bleiben, als die besten Regeln und Grundsätze, die man ihnen in der Schulstube aus Büchern vorträgt.

(D. Ztg. 1784. S. 117.)

Und diese Sorge für die Seele des Andern ist nicht von geringerm Werthe, als die Hülfe, die wir ihm in leiblichen Nöthen leisten. Eine fruchtbare Wahrheit, von der wir ihn überzeugen, ist Aussaat für die Ewigkeit, da die leiblichen Wohlthaten diesseits des Grabes bleiben. Ja, die Barmherzigkeit selbst erhält ihren höchsten Werth nicht durch die Linderung der leiblichen Schmerzen, sondern durch die Wirkung, welche sie in dem Gemüthe des erquickten Leidenden hervorbringt. Wenn die erlangte Hülfe diesen überzeugt, es sey ein allweises und allgütiges Wesen, das die Menschen alle durch gegenseitiges Wohlthun glücklich haben will, und es gebe Menschen, die seinen Willen thun: so ist dieser Gedanke eine größere Wohlthat, als das reichlichste Almosen, das ihn erweckte. Auch in dieser Rücksicht ist das Scherflein der Wittwe eine größere Summe, als das Gold-

stück des Reichen. Dieses bestätigt die Geschichte der frommen Alten in Königswusterhausen (s. 1. Th. S. 327 — 330.) und folgendes Schreiben eines Predigers im Churkreise Sachsens an den Herausgeber der Deutschen Zeitung.

"Sie werden sich wundern, daß Sie hier eine so geringe Summe als einen Beytrag für die Abgebrannten in Teulenrode erhalten: allein ich wunderte mich weit mehr, da vorgestern eine achtzigjährige Wirwe in meine Stube trat, mit der Bitte, Ihnen dieses zu überschicken. Eine Stunde vorher war sie bey mir gewesen, und hatte Ihre so nützliche Zeitung und ein Stück aus Ihrem Noth- und Hülfsbüchlein gehöret: denn diese lese ich selbst alle Sonntage um 3 Uhr meiner Gemeine vor, und wende die Beyspiele, die in derselben vorkommen, zu ihrer Herzensbesserung an; und hernach lasse ich von einem Knaben oder Mädchen ein Stück aus dem Noth- und Hülfsbüchlein vorlesen, und bespreche mich mit ihnen darüber. Da nun gedachte Witwe unter andern, die vielen eingegangenen Gaben für die armen Abgebrannten in Teulenroda rühmen hörte, rief sie tief gerührt aus: "O wer weiß, ob nicht einem meiner ehemahligen "Wohlthäter das Unglück mit begegnet ist! o wenn "ich doch im Stande wäre, ihr Unglück einigermas"sen zu lindern!" [Diese Frau hat ehemahls 20 Jahr an gedachtem Ort gewohnt.] Hierauf gieng sie stillschweigend weg mit den übrigen, und brachte mir nach einer Stunde ihren ganzen Reichthum, welcher in 2 gl. 3 pf. bestand. So sehr ich ihr auch vorstellte, daß sie dasselbe selbst so nöthig brauchen könnte: so

mußte ich doch endlich ihren Bitten nachgeben. Ich schicke Ihnen dieses Geld, nicht als ob es etwas beytragen könnte, die Noth der armen Abgebrannten zu mildern: nein, sondern nur um ein Beyspiel in Ihrer Zeitung zu geben, wie weit Menschengefühl geht. Ich würde selbst noch zu dieser geringen Summe einiges beytragen: allein meine Umstände lassen es nicht zu; denn ich habe eine Frau, eine alte Mutter und 9 Kinder zu ernähren, und dieses muß ich von einer Pfarre, die nicht mehr einträgt, als jährlich 125 Thaler, bestreiten. Zürnen Sie daher ja nicht auf mich, daß ich so bereitwillig war, dieser Frau zu dienen, und sehen Sie den Willen für die That an.

C. S. Pfarrer in E. im Churkreise Sachsens.

(D. Ztg. 1791. S. 65.)

Ohne Erkenntniß und Einsicht dessen, was bey allen menschlichen Angelegenheiten recht und gut ist, kann das Bessere dem Schlechtern nicht vorgezogen werden, und das Menschengeschlecht kann nicht immer tugendhafter und glücklicher werden, wenn es nicht immer einsichtsvoller und weiser wird. Es ist also unstreitig ein sehr hohes Verdienst um die Menschheit, nützliche wichtige Wahrheiten zur Besserung zu verbreiten und Andern zur Vervollkommnung ihres Verstandes und ihrer Vernunft behülflich zu seyn, welches gemeiniglich auch mehr Kräfte und mehr Aufopferungen erfordert, als die Austheilung milder Gaben.

Nützliche Kenntnisse, gesunde Vernunft, Güte des Herzens und eine durch diese Vorzüge erlangte nützliche Wirksamkeit in der Welt machen ihrem Besitzer desto mehr Ehre, je weniger man sie, vermöge seiner Erziehung und seines Standes, von ihm erwarten kann. Und so verdient unstreitig der gemeine Mann, der sich durch eigne Anstrengung zu diesem Grade der stillen Menschenwürde erhebt, mehr Achtung, als der mit Lorbeern gekrönte Held, der aus Ehrfurcht, oder um einer Laune willen, die Erde zur Wüste macht, und Menschen bey Tausenden auf die Schlachtbank liefert. Der Mann, welcher mich zu diesem Gedanken veranlaßt, ist Karl Dietrich Barth zu Hüffenhardt*), ein Metzger und Viehhändler von Profession, und über mein Lob schon durch den Tod erhaben. Dieser äußerte von Jugend auf eine leidenschaftliche Neigung, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er erlernte, meistens durch eignen Fleiß, die lateinische, französische, hebräische und jüdischdeutsche Sprache, die Geometrie und Arithmetik, Geographie, Geschichte, und las die besten Werke des Geistes, die er sich anschafte. Und dieses alles nicht zum Nachtheil, wie es beym gemeinen Mann oft der Fall ist, sondern mit großem Vortheil für seine Vernunft. Er trieb seinen Viehhandel dabey so ordentlich, daß er von seinem Erwerbe ein Capital zurück legen konnte. Daß diese Aufklärung seines Verstandes aber auch sein Herz verädelt hatte, bezeugen alle, die ihn als einen ädeldenkenden und wohlgesitteten Menschen kannten; und er zeigte sich als einen solchen noch in seinem menschenfreundlichen letzten Willen. Da es ihm schwer geworden war, ganz durch eignes Studieren sich an Kenntnissen, Denkungsart und Sitten zu vervollkommnen:

*) Ein reichsfreyherrlich Gemmingischer Ort im schwäbischen Ritter-Canton Kreichgau.

nen: so wünschte er, seinen Mitbürgern künftig den Weg zur Verädelung des Geistes und Herzens erleichtern zu können, und verwandte, da er unverheyrathet starb, das von ihm erworbene Vermögen von 700 fl. zu dieser Absicht. Er entwarf selbst den Plan zu einer Nachtschule, worinne erwachsene junge Leute Unterricht im Schreiben, Rechnen, Geschichte, Erdbeschreibung, Feldmeßkunst, und auch die nöthigen Schreibmaterialien und nützliche moralische und ökonomische Bücher zum Lesen unentgeltlich erhalten. Ein Drittel der Zinser: wird jährlich zum Kapital geschlagen, um in der Folge die Anstalt zu erweitern, und auch den Schulkindern Bücher zum Geschenk austheilen zu können. Als eine Nebenabsicht, hat er in seinem Entwurf ausdrücklich angegeben, daß diese Nachtschule in den Winterabenden dazu dienen solle, junge Leute von böser Gesellschaft abzuhalten und ihnen einen nützlichen Zeitvertreib zu verschaffen. Mit der Hinsicht auf diese schöne menschenfreundliche Stiftung hatte Barth, der sich, wegen seines von der Geburt an schwächlichen Körpers kein hohes Alter versprechen konnte, sein Gewerbe emsig und redlich getrieben, und Gott hatte es gesegnet. Nun, da er merkte, daß der Tod ihn bald in die Ewigkeit führen werde, erbat er sich von seinen noch lebenden Aeltern die Einwilligung dazu, ließ sie unterm 21. Jun. 1790. von der Obrigkeit bestätigen, und starb des Tages darauf, mit der Freudigkeit eines Reisenden in dem Augenblicke, da er das Ziel seiner Wanderschaft erreicht. Er hatte zwey jungen Aerzten aufgetragen, seinen Leichnam nach seinem Tode zu öffnen, um vielleicht durch die Entdeckung einiger besondern Umstände seiner Krankheit Nutzen zu stiften: allein die damahlige Sommerhitze erlaubte dieses nicht. Seine Stif-

tung wurde redlich vollzogen, und schon im vorigen Winter die Nachtschule mit gutem Erfolg gehalten.

(D. Ztg. 1792. S. 106)

Es versteht sich freylich, daß wir den Irrthum mit keinen andern Waffen bekämpfen, und die Wahrheit durch keine andere Mittel ausbreiten dürfen, als durch Ueberzeugung aus Gründen. Auch muß die Belehrung Anderer niemahls in einem anmaßlichen und entscheidenden Ton geschehen: sondern ohne Eigendünkel und Rechthaberey, mit bescheidener Achtung gegen die Meinung des Andern, mit gleicher Bereitwilligkeit, von ihm zu lernen, als ihn zu belehren — und mit kluger Nachsicht gegen seine Schwächen.

„G..., im Hannoverischen.

„Sie haben im 16ten Stück Ihrer deutschen Zeitung *) den zu Harpstedt mißlungenen Versuch, das Geklingel beym Herumtragen des Klingebeutels abzuschaffen, bekannt gemacht. Erlauben Sie mir, Ihnen meine in der nähmlichen Sache gemachte Erfahrung und die Art, wie ich sie zu Stande gebracht, anzuzeigen — vielleicht achten Sie es zur Nachahmung des Einrückens würdig. — Mich dünkt, die würdigen Herren Prediger würden ihre Absicht ebenfalls erreicht haben, wenn sie die Sache allein, ohne Zuziehung des Hrn. Amtschreibers, und nach und nach zu bewürken gesucht hätten. Be:

*) M. s. diese Geschichte Th. 2. S. 136-138 dies. Verl.

Bekanntlich hat der weltliche Kirchen-Commissarius blos die Verwaltung der Kirchengüter mit unter seiner Aufsicht: allein in der Anordnung der gottesdienstlichen Gebräuche kein votum. Es war daher nicht anders zu vermuthen, als daß der gemeine Mann, der den größten Haufen in der Kirche ausmacht, und steif und fest auf verjährte Gebräuche hält, wenn sie schnell abgeschafft werden sollen, die Wegnahme des Klöppels aus der Glokke als einen Zwang ansehen würde, da der Befehl dazu von einer obrigkeitlichen Person kam, auf deren Befehle der gemeine Mann immer sehr aufmerksam ist; weil er sich fürchtet, etwas von seinen Rechten zu verlieren. — Der hiesige Klingebeutel war sogar mit 2 Glocken versehen, die mit einander harmonirten und ein helles Geklingel während des Herumtragens verursachten. Ich wünschte, solche wegzuschaffen: sie aber auf einmahl wegzunehmen, würde, gerade wie zu Harpstedt, ein allgemeines Murren verursacht haben. Es verlor sich daher anfänglich, wie von ohngefähr, die eine Glocke. Dies ward gleich bemerkt, weil das Geklingel nun weit weniger gehöret ward. Man äusserte den Wunsch, daß der Verlust der Glocke durch eine neue wieder ersetzt werden möchte — dieses ward versprochen — eine neue Glocke von der Art aus Hannover auch geholet: aber nicht passend gefunden und daher wieder zurück geschicket. Darüber verstrichen einige Monate und die Glocke ward vergessen. Die andere Glocke nun ebenfalls wegzunehmen, war zu bedenklich: es würde die verlorne wieder ins Gedächtniß gebracht und veranlasset haben, daß nun beyde wieder dringend verlanget, mithin meine ganze Absicht vereitelt worden wäre. Es war daher nothwendig, daß sie blieb: allein nun ward nach Verlauf einiger

Zeit

Zeit der Klöppel darin in den Zustand gesetzet, daß er nur einen geringen Klang, den ich auf der Kanzel nicht hören konnte, und endlich gar keinen mehr verursachte. Man äußerte Verwunderung darüber: indessen weil die Glocke sowohl als der Klöppel darin immer sichtbar blieb, so ward keine absichtliche Veränderung an derselben geargwohnet. Man sprach nur oft davon, wiederholte auch den Wunsch, das Geklingel ferner zu hören, und der Wunsch ward von mir nicht abgewiesen; aber die Erfüllung von einer Zeit zur andern aufgeschoben. Endlich ward man auch dessen gewohnt, und jetzt wird der Klingebeutel ohne Geklingel herumgetragen. Der Armenstock leidet nicht darunter, man giebt nach wie vor seine Gaben darein, und ich habe meinen Endzweck durch diese unschuldige Täuschung erreichet. Der gemeine Mann, glauben Sie mir, ist leicht zu lenken, davon habe ich in den 28 Jahren meines Amtes genugsame Erfahrung gemacht, nur muß man ihn nicht schnell angreifen: sondern ihn nach und nach, wie ein Kind, dahin führen, wohin man ihn gern haben will. Auf solche Art habe ich auch den Exorcismus nach und nach ohnvermerkt abgeschafft. Hätte ich es auf einmahl gethan, so würde ich ein allgemeines Murren erwecket und mir dadurch die Liebe der Gemeinde, ohne die ein Prediger nie mit Nutzen arbeiten kann, gewiß entzogen haben. Auch verdienen die guten Landleute gar wohl, daß man ihre Schwachheiten mit Schonung behandle.

(D. Ztg. 1786. S. 176.)

3. Auf gleiche Weise ist auch der zur Vervollkommnung erschaffene Mensch verpflichtet, sich für die Tugend des Andern zu verwenden.

Es

Es ist nicht genug, niemanden zum Laster zu verführen, es sey durch Schilderung seiner täuschenden Reitze, durch thätige Anleitung, oder bloßes Beyspiel: sondern unsre hohe Bestimmung erfordert, daß wir es zu einem Hauptgeschäft unsers Lebens machen, das moralisch Gute zu befördern und das ihm entgegengesetzte Böse zu hindern. Weil jeder Mensch den Andern, so wie sich selbst, immer mehr verbessern soll: so muß auch jeder, ohne ein berufener Lehrer der Moral zu seyn, den irrenden Bruder zurecht weisen, den strauchelnden warnen, den fehlenden belehren, den schwachen stärken, den boshaften an der Ausführung des Verbrechens hindern; und so auch den Unschuldigen vor dem Fall bewahren, und den Rechtschaffenen zur Standhaftigkeit ermuntern. Jeder muß absichtlich daran arbeiten, daß die Menschen, auf die er wirken kann, dem vernünftigen Willen die Führung ihres moralischen Haushaltes anvertrauen und die sinnlichen Neigungen seinen Gesetzen unterwerfen; daß sie nicht allein klüger, sondern immer weiser werden. Jeder muß dieses thun: weil unsre menschliche Natur fordert, daß wir so viel Gu-

tes außer uns wirken, als wir vermögen, und weil wir dieses erhabne Geschäft anfangen und am eifrigsten treiben müssen auf der Stelle, wo wir im Weltall stehen — unter unsers Gleichen.

Bey der lateinischen Stadtschule in Chemnitz, welche Deutschland schon viele trefliche Männer gab, lebt ein Greis von 82 Jahren, Nahmens Fritz, als Calfactor oder Stubeneinheitzer, dem zugleich die Aufsicht über das Schulgebäude aufgetragen ist, weil niemand außer ihm darin wohnet. Ueber 30 Jahr bekleidet er diese Stelle, hat sie bis jetzt, seines hohen Alters ohngeachtet, mit aller Treue ganz allein versehen, und sich durch seine unbescholtene Rechtschaffenheit die Liebe der ganzen Stadt erworben. Sie werden sich vielleicht wundern, wie er dieses als Stubenheitzer konnte: aber Ihre Verwunderung wird aufhören, wenn Sie wissen, was dieser Mann alles zum Besten der Jugend und der Schule mehr that, als sein ordentlicher Beruf erforderte. Nie übersahe, nie verschwieg er eine von ihm bemerkte Unart der Schüler: und demohngeachtet besaß er ihre Liebe immer in einem so hohen Grade, daß er die Obern sowohl, als die Niedern, von dem Wege des Lasters abmahnen, und auf ihre Pflichten aufmerksam machen konnte, ohne (gewiß ein seltener Fall) daß nur Einer unwillig darüber geworden wäre. Er verwies ihnen sogar ihre Fehler oft sehr ernstlich. Weil aber seine Verweise nie in Unbescheidenheit, vielweniger in Grobheit ausarteten: so waren sie nicht ohne gute Folgen, und entzogen ihm die Liebe der Schüler nicht. Keiner der Lehrer verkennt hierinne das Verdienst dieses würdi-

gen

gen Mannes: sondern sie lieben ihn aus dieser Ursache noch mehr. Viele angesehene Männer, die er vormahls durch seine Vorstellungen besserte, haben ihm nachher persönlich gedankt, haben ihn, da sie schon in hohen Aemtern standen, besucht und beschenkt, wenn sie durch Chemnitz reiseten: und ich bin versichert, daß viele Leser Ihrer Zeitung in Sachsen sich seiner mit Vergnügen erinnern werden, wenn sie dieses lesen. Nicht leicht kommt auch ein Student, der hier auf der Schule gewesen, von der Universität zurück, der ihm nicht zuspräche. (D. Ztg. 1786. S. 137.)

Ist es nun etwas großes, Menschenleben zu retten, schlägt das Herz bey dem bloßen Gedanken einer solchen Heldenthat höher: so muß die Freude, Menschenseelen zu retten, für denjenigen, der ihrer fähig ist, nicht geringer seyn. Auch kann die wahre Besserung eines Lasterhaften für die Welt oft wichtigere Folgen haben, als die Erhaltung eines Menschenlebens: und von Seiten des Tugendhaften der sie bewirkt, ist sie in der Rücksicht verdienstlicher, daß sie nicht ohne fortgesetzten Eifer im Guten, und ausharrender Standhaftigkeit des Willens geschehen kann; da zur heldenmüthigen Rettung eines Bruders in Gefahren, oft nur eine augenblickliche Aufwallung eines guten theilnehmenden Herzens nöthig ist. Der ehrwürdige

Tugend-

Tugendlehrer der Deutschen, **Gellert**, zählt es daher mit Recht unter die glücklichsten Begebenheiten des Lebens, eine Menschenseele zu retten. *)

Zur glücklichen Ausübung dieser erhabnen Pflicht der geistigen Beglückung unsrer Brüder, ist nun, außer der eignen Ausbildung unsrer Denkkraft und unsres Willens, nichts so sehr beförderlich, als die in der 23sten Vorlesung beschriebene Anmuth. Wer durch eine gefällige Außenseite, durch natürliche Beredsamkeit, durch angenehme Talente, durch die Gabe der Munterkeit im Umgange, die Herzen an sich zu fesseln, und dabey den Glanz seiner Vorzüge dnrch Bescheidenheit zu mildern weiß, wird, wie ein **Sokrates**, der Wahrheit und Tugend überall Eingang verschaffen, und die Zahl ihrer Freunde leichter vermehren, als der strenge Sittenrichter, der ihnen das rauhe finstre

*) Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil sey Dir, denn Du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!
(In dem schönen Liede; Nach einer Prüfung kurzer Tage.)

ſtre Anſehen ſeiner einſamen Klauſe leihet. Man vergleiche hier die Schilderung des verewigten Jacobi, S. 236 = 238 dieſes Theils, mit folgendem Beyſpiel eines Pfarrers.

Ein vernünftiger Hauslehrer in B... ließ ſeine Zöglinge Komödie ſpielen, ſowohl zu ihrem Vergnügen, als ſie in der Ausſprache, Haltung des Leibes und einer anſtändigen Dreiſtigkeit zu üben; auch tugendhafte Gefühle und ädle Geſinnungen in ihnen zu erwecken: denn er hatte zwey bekanntlich ſehr lehrreiche Stücke dazu gewählt, die Schlittenfarth von Weiſe und den Ausgang, oder die Wiedergeneſung von Rode. Dieſe unſchuldige und nützliche Ergötzlichkeit war nicht nach dem Sinne des dortigen lutheriſchen Pfarrers. Er ſagte daher in der Frühkirche unter andern auf der Kanzel: „M. Z. Es liegt „mir etwas ſchwer auf dem Herzen, welches ich un„möglich länger verſchweigen kann! ***ers Zöglin„ge ſpielen heute Abend Komödie. Ich hoffe aber „nicht, daß Einer meiner Zuhörer einen Zuſchauer „dabey abgeben wird. Denn ſolche Narrenspoſ„ſen und Gauckeleyen ſchicken ſich nicht für den „Sonntag, und ſind Sünde.“ So ſprach der Hr. Pfarrer. Hätte er geſagt: Es iſt Sünde, moraliſche und ſonſt lehrreiche Schauſpiele am Sonntag nach geendigtem Gottesdienſt, zur Fortſetzung der Erbauung vorzuſtellen, und Tugend darf nirgends am Sonntag gelehrt werden, als von mir, auf der Kanzel; ſo hätte man ihn ausgelacht. Aber darum machte er eine Komödie des von der deutſchen Nation verehrten Kinderfreundes Weiſe, erſt zu Narrenspoſſen und Gauckeleyen, um die Vorſtellung derſelben hernach zur Sünde machen zu können. Außerdem verbot er auch ſeinem

Cantor ausdrücklich und bey schwerer Ahndung, sich nicht bey dem Spiele einzufinden. Da nun dieser eine nothwendige Person bey dem kleinen Orchester war, indem er, glaube ich, den Baß spielen sollte: so hatte der Hr. Pfarrer das Vergnügen, daß wenigstens an der Musik etwas fehlte. Denn die Aufführung der oben genannten Stücke gieng ungehindert vor sich, und die jungen Schauspieler zeigten dabey, daß sie es sich auch bey ihren Vergnügungen zur Pflicht machen, nach Vollkommenheit zu streben; so wie sie sich sonst durch Fleiß und gute Sitten auszeichnen. Der reformirte Pfarrer war bey dem Spiele gegenwärtig, und stieß sich nicht daran, daß es eben in dem Saale gehalten wurde, wo er sonst, ehe die reformirte Gemeine eine Kirche hatte, zu predigen pflegte. Er meinte, es käme nur darauf an, die Menschen zu bessern: möcht's dann auf der Kanzel oder auf dem Theater seyn; wenns nur fruchtete.

(D. Ztg. 1785. S. 199.)

4. Und so ist es auch Pflicht für den Tugendfreund, die Anmuth des menschlichen Wesens selbst bey Andern zu befördern. Er ist dazu verbunden, den Fortgang der Künste und des Geschmacks, und die Veredlung des geselligen Umgangs in seinem Wirkungskreise überhaupt zu fördern, und wo er kann, auch dem einzelnen Bruder in der Kunst zu gefallen, weiter zu helfen: ja selbst die Schönheit der Kleidung und des Angesichts kann einen würdigen Gegenstand der Sorgfalt des wahren Weisen

abge-

abgeben — wenigstens bey seinen Angehöri-gen. Sein Verdienst um die Verbesserung der Menschen seines Zeitalters steigt desto höher, wenn er den Tempel der Sittlichkeit, an dem er arbeitet, auch mit Verzierungen schmücket, die zu seinem Besuch einladen: weil der Mensch alles, was er vermag, und jedes seiner Natur gemäß vervollkommnen soll — also das Aeus-sere seines Bruders durch Mittheilung der An-muth nicht weniger, als das Innere durch Er-höhung seiner Einsicht und Tugend.

Erfurt. Der preiswürdige Herr Coadjutor von Maynz, der jetzt hier residirt, hält alle Dienstage in seinem Pallast eine Gesellschaft, wo alle Stände beyderley Geschlechts, bis zum Kaufmann und angesehenen Bürger, Zutritt haben, und wo dieser große Menschenfreund wahre Geselligkeit — die nicht blos die Manieren, sondern Geist und Herz durch gegenseitiges Reiben bildet und verfeinert — durch sein ädles Beyspiel befördert.

Weimar. Hier war diesen Sommer wöchentlich zweymahl Vauxhall *) im herrschaftlichen Gar-

 ten,

*) Vauxhall (Vaxhall) ist ein Dorf bey London mit einem Lustgarten, der in den Sommernächten mit vielen tausend Lampen erleuchtet, und von mehrern tausend Menschen besucht wird, die sich daselbst mit Tanz, Musik, Spatzierengehen u. s. w. vergnügen. Es herrscht bey dieser Lustbarkeit volle Ungezwungenheit und Gleichheit der verschiedenen Stände. Niemand zieht den Hut ab, und jeder genießt für sein Geld, was ihm beliebt. Daher werden ähnliche Gartenlüstbarkeiten Vauxhall genannt; auch führen gewisse figurirte Tänze diesen Nahmen.

ten, wo jedermann freyen Eingang hatte, und das Herzogliche Haus, der Adel und Bürgerstand unter einander gemischt, die schönen Abende in dem herrlichen Garten genossen. Diese Lustbarkeit zog viele Fremde dahin, und es bestätigte sich, daß die holde Freude sich nur in zahlreichen Gesellschaften einfindet, wenn man steifen Zwang und Etiquette, mit den Ansprüchen des Stolzes, eben sowohl, als Unsittlichkeit und Muthwillen daraus verbannt.

(D. Ztg. 1789. S. 351.)

Es giebt nun wohl wenig Städte von einigem Belang in Deutschland mehr, die nicht ihre Clubbs, Zirkel, Assembleen, Pickenicks, Lese-Institute oder anders benannte geschlossene Gesellschaften hätten, wo die gebildeten Stände die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Umgangs öfter und wohlfeiler zu genießen suchen, als es bey einzelnen Hausbesuchen unter Bekannten geschehen kann. Der Nutzen solcher Gesellschaften zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, so wie zur gegenseitigen Abschleifung der Standesvorurtheile und zur Erhöhung des Gemeinsinnes, auch zur wirklichen Ausführung mancher löblichen Anstalt, ist nicht zu verkennen; wenn nur die dabey leicht einschleichenden Mißbräuche vermieden werden. Dergleichen sind z. B. die beständige Gelegenheit zu mehr Ausgaben, als der Beutel mancher Mitglieder verträgt; dann der Zeitverlust, wenn die Zusammenkünfte zu häufig sind, und das Unglück der Familien, wenn die Hausväter sich gewöhnen, täglich, nach kaum nothdürftig vollbrachten Dienstgeschäften, die sie schon von Frau und Kindern entfernten, aus dem Zirkel der Ihrigen in das Gesellschaftshaus zu eilen, und daselbst allein zu verzehren, was zur Sättigung der ganzen Familie hingereicht hätte; unterdessen die Hausmutter, der Einsamkeit überdrüßig, ebenfalls Gesellschaft sucht, und die Kinder, in den Händen des

Ge-

Gesindes oder sich selbst überlassen, sammt der ganzen Haushaltung verderben. Wozu noch dieses kommt, daß solche tägliche Gesellschaften, von einerley männlichen Personen, leicht zu einem allzu freyen und unsittlichem Ton der Unterhaltung herabsinken, und auf der andern Seite allmählich eine gewisse Schüchternheit oder Blödigkeit im Umgange mit dem andern Geschlecht veranlassen, welche den Sitten gefährlicher ist, als eine anständige Freymüthigkeit. Alle diese Klippen hat man bey einem seit 13 Jahren in Erlangen errichteten Clubb zu vermeiden gewußt. Er besteht aus 76 ordentlichen und eben so viel aufferordentlichen Mitgliedern, welche letztern meistens Studenten von vorzüglich gutem Betragen sind. Wöchentlich ist nur eine Versammlung, Mittwochens von Nachmittags 4 Uhr an, wo es frey steht, mit der Gesellschaft zu Abend zu speisen, oder nicht. Alle 14 Tage Sonntags halb 4 bis 8 Uhr ist Damen-Gesellschaft, zu welcher sämmtliche Mitglieder des Clubbs freyen Zutritt haben. Jährlich sind 6 Bälle an festgesetzten Tagen. Auch ist ein Lese-Institut damit verbunden. Was für ein Ton in diesem Clubb herrscht, kann man ohngefähr aus folgender in einem für die Gesellschaft im Oct. 1791. gedrucktem Jahrsbericht befindlichen Stelle schließen.

„Die Vortheile dieses Clubbs sind in diesem Jahre erhöht worden durch den Erwerb eines eigenen Hauses, welches durch Lage, Größe und innere Einrichtung seiner Bestimmung vollkommen entspricht. Ein neues Denkmahl noch nie gestöhrter Eintracht, späten Enkeln geweiht! — Wer zweifeln kann, daß hier der Vereinigungspunkt des gesellschaftlichen Interesse so vieler für den Staat thätiger Männer und der Hofnung des

Vaterlandes sey, der komme und sehe diesen Tempel, wo das Verdienst ungeschminkt erscheinen, und, fern von den Fesseln des Vorurtheils und sinnloser Gebräuche, auf Achtung gegen die ihm eigene Würde rechnen darf. Voll Ehrfurcht gegen Gott und den Staat, wird hier der vernünftigen Freude geopfert; es werden Kenntnisse und Erfahrungen ausgetauscht, Empfindungen für die feinern Reitze des Umganges entwickelt, und Kräfte für neue Thaten gesammelt. ꝛc.

(D. Ztg. 1792. S. 45.)

5. Glücksgüter sind, wie in der 24sten Vorlesung gezeigt worden, Erleichterungsmittel zur menschlichen Bestimmung, und — Armuth lehrt mehr Böses, als Gutes: wir sind also auch verbunden, für den zeitlichen Wohlstand unserer Nebenmenschen zu sorgen. Denn, sie gehen alle mit uns einerley Weg zu einerley Ziele: was uns also diesen Weg ebnet, und den Fortgang sichert und erleichtert, das dienet auch ihnen. Es ist folglich allgemeine Pflicht aller zugleich lebenden Menschen, und eines jeden in seinem Wirkungskreise, dahin zu sehen, daß alle so viel Vermögen haben, als sie brauchen, um nicht durch die Sorge für den Leib an der Sorge für die Seele gehindert zu werden. Jedes Glied der menschlichen Gesellschaft hat diese Verbindlichkeit gegen das Gan-

ge auf sich, und dieses ist jedem Einzelnen dasselbe schuldig. Es muß im Fortgange der Gesellschaft allmählich dahin kommen, daß jeder Mensch seine Bestimmung, das Geschäft immer besser zu werden, und alles zu verbessern, zum unmittelbaren Hauptgeschäft seines Lebens machen darf, und bey treuer Verwaltung desselben an seinem Platze in der Gesellschaft, sicher seyn kann, daß es ihm nie an der Nothdurft und dem Genuß des Lebens mangeln werde: und jeder ächte Weltbürger muß seiner Seits, so viel in seinen Kräften steht, zur Annäherung dieser glücklichen Zeit mitwirken.

Hieraus läßt sich schließen, welchen hohen Werth die Verbesserung der Landwirthschaft, und die Vermehrung und Beförderung der bürgerlichen Nahrungswege aller Art im Ganzen haben, welche Ehre dem Kaufmann und Fabrikanten gebührt, der neue Mittel, Menschen durch Arbeit zu unterhalten, erfindet; und wie sehr dieses Verdienst am wahren Werthe gewinnen würde, wenn die Betriebsamkeit noch durch richtige Vorstellungen vom Endzwecke derselben verädelt, und auch der gemeinste Arbeiter sich immer bewußt wäre, daß er arbeitet,

um sein Lebenlang immer vollkommener werden zu können. — Beyspiele dieses Verdienstes sind schon im vorigen S. 357. bis 360. angeführt worden, welche noch folgendes begleiten mag:

Die Cellische Landwirthschaftsgesellschaft beschenkte 1788. den Einwohner Friedrich Hambruch zu Dorfmark, Amts Fallingbostel, mit der grossen silbernen Medaille und ernannte ihn zum Mitglied: weil er selbst seinen Viehstand durch Verbesserung der Wiesen und durch den Kleebau so erhöhet hat, daß er 11 Stück Hornvieh halten kann, da sein Hof sonst nur 3 ernähren konnte; und weil er durch sein Beyspiel und Zureden die ganze Gemeinde Dorfmark bewogen hat, einen wüsten mit Heide und geringem Holz bewachsenen Platz von 30 Morgen, der an einem kleinen Bach liegt, in Wiesen zu verwandeln, so daß nun, nach überwundenen Schwierigkeiten, jeder Theilnehmer der Gemeinheit jährlich zwey gute Fuder Heu davon ärndten, damit zwey Stück Hornvieh mehr als sonst ausfüttern, und vermittelst deren auch wohl ein liebes Kind mehr ernähren kann. Die Dorfschaft Tangendorf in der Amtsvogtey Pattensen, Amts Winsen an der Luhe, erhielt eine Belohnung von 75 Thalern: weil sie sich besonders fleißig und sinnreich in Vermehrung ihres Wiesewachses bewiesen, woran es ihr fehlte. Sie hat nähmlich mit großer Mühe und Kunst, einen durchs Dorf fliessenden kleinen Bach durch Umleitung seines Bettes an einer Anhöhe von 8 Fuß hinaufgetrieben, um ihn zur Wässerung eines abhängigen unebenen Striches Land zu brauchen, welches von ihr, durch Abschwemmung der Sandhügel,

zur

zur Wiese gemacht worden: so daß die Dorfschaft nun 15½ Morgen des besten Heugras-Landes mehr besitzt, als zuvor. Dieses schöne Unternehmen ist durch die Kunst des dasigen Kothsassen, Claus Lüers, eines ehemaligen Tischlers, ohne ein anderes mathematisches Instrument, als die bloße Setzwage, zu Stande gebracht worden. Die Landwirthschafts-Gesellschaft hat diesem künstlichen Manne, von dessen Geschicklichkeit nun, so lange die Welt steht, mehr Vieh und Menschen leben werden, mit der kleinen Medaille und 10 Thalern beschenkt. Wäre ich Pfarrer zu Tangendorf, ich veranstaltete, daß in der Kirche eine Tafel aufgehangen würde, woran ohngefähr folgendes mit goldnen Buchstaben geschrieben wäre:

Dem Kothsassen und Miteinwohner
Klaus Lüer
verdankte es,
daß der Bach auf die Höhe steigt
und die 15½ Morgen Wiesen wässert,
die Gemeinde Tangendorf
Im Jahr des Herrn
1788.

(D. Ztg. 1788. S. 230.)

6. In eben dieser Rücksicht ist auch die Ehre des Andern ein Gegenstand unsrer Sorgfalt. Die Achtung der Zeitgenossen dient ihm zur Erreichung seines Lebenszweckes, so wie uns: wir sind also schuldig, den Verachteten zu heben, den Verläumdeten zu rechtfertigen, das unerkannte Verdienst ins Licht zu stellen; auch mitzuwirken, daß die Würde des Men-

schen, die der Taglöhner mit dem Monarchen gemein hat, überhaupt mehr anerkannt, und jeder Mensch, als Mensch, so hoch geschätzt werde, als er es durch sein ädles Wesen und seinen Rang im Weltall verdient.

In der ersten Woche des Märzmonats 1786. erfreute der durchl. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen mit seiner liebenswürdigen Gemahlin und dem Prinz August die Herrschaft Oppurg *) durch seine hohe Gegenwart. Die Bauern waren ihrer gnädigen Herrschaft mit Musik bis an die Gerichtsgrenze entgegen gezogen, und wie sie nahe an Oppurg kamen, stellten sie sich mit aller Schnelligkeit und in bester Ordnung in zwey Reihen, die bis ans Schloß reichten. Sogleich stieg das hohe Fürstenpaar aus dem Wagen und gieng mit dem Prinzen zu Fuß durch die Reihen. Fürst und Fürstin grüßten jeden der entzückten Unterthanen freundlich mit Mund und Hand, und der kleine fünf vierteljährige Fürstensohn folgte seinen Eltern, und konnte auch schon gehen, grüßen und freundlich seyn, wie sie. So giengen sie die Reihe durch und nahmen aller Herzen mit sich fort. Nur bey einem alten schlecht gekleideten armen Greise stutzte das liebe Kind, und scheute sich, sein Patschchen in die braune abgearbeitete Knochenhand des Mannes einzuschlagen. Dies sah der ädle Vater, kehrte um und sprach: „Der

„Alte,

*) Eine Herrschaft von etlichen Dörfern im Neustädtischen Kreis in Churſachsen bey Neustadt an der Orla, mit einem schönen Schloß und Garten. Sie gehört der durchl. Fürstin von Hohenlohe-Ingelfingen, einer gebohrnen Reichsgräfin von Hoym.

„Alte, liebes Kind, ist auch ein Mensch, wie wir.“ Und freundlich reichte ihm das kleine Engelchen sein Händchen zu. Der Alte fühlte sich durch diesen Sonnenblick am Abend seines Lebens für manche trüben Tage belohnt, die er gesehen hat und glaubte fast, schon im Himmel zu seyn — alle Anwesenden zerflossen in Thränen; und ich dankte Gott — daß ich ein Deutscher bin. Große Monarchen können ihren Millionen das nie seyn, was manche unsrer Fürsten ihren Tausenden sind — wahre Väter: und nie sind die Millionen ihren Beherrschern das, was wir den unsrigen seyn können — treue Kinder! (D. Ztg. 1786. S. 149.)

Die musterhaften Gesinnungen Friedrichs d. G. und Josephs II. in diesem Stücke s. S. 316. 317. dies. Th.

7. Wir sind auch, als Wesen, die unter und mit ihres Gleichen Alles um sich her verändeln sollen, verbunden, Andern zur richtigen Kenntniß und Schätzung ihrer selbst die Hand zu bieten, ohne welche kein sicherer Fortgang auf dem Wege der Vervollkommnung möglich ist. Wir müssen daher eben so aufrichtig, offenherzig und freymüthig in unsern Urtheilen über Andere und ihre Handlungen gegen sie selbst, als bescheiden, wohlwollend und liebreich seyn. Wir müssen den Andern, wenn es ohne Kränkung und mit wahrscheinlicher Hoffnung eines guten Erfolgs geschehen kann, auf seine unerkannten Mängel und Fehler aufmerk-

merksam machen, und ihn durch die seinen Vorzügen erwiesene Achtung zu weitern Fortschritten im Guten ermuntern. Der Heuchler, der den Andern, durch Verheelung seines Tadels, auf dem Wege der Verschlimmerung ungewarnt fortgehen läßt, hat es zu verantworten, wenn er sich verirrt und ins Verderben geräth; und der Schmeichler reicht ihm, in seinen unverdienten Lobsprüchen, das Gift, das die Seele tödtet. Dagegen ist der Freund, der dem Andern die Wahrheit sagt, sein bester Wohlthäter, der vielleicht durch eine freymüthige Eröffnung über seinen moralischen Zustand der Urheber seines wahren Glückes wird.

Als der erhabne Menschen-Engel Howard die Hospitäler und Gefängnisse in Wien besuchte, wünschte ihn der Kaiser Joseph II. zu sprechen. Howard wurde ihm vorgestellt, und der Kaiser fragte: was er von den Gefängnissen seiner Hauptstadt halte. Howard, mit der ihm eigenen Freymüthigkeit, antwortete: es seyn die abscheulichsten Kerker, die er irgendwo gesehen habe, und bat mit Wärme, daß den armen Gefangenen gesunde Nahrung gereicht, Betten oder wenigstens Strohlager erlaubt und künftig befohlen werde, daß die Wärter die Gefangenen nicht mehr an den Fußboden fesseln dürften. Der Kaiser sagte: diese Bemerkungen fallen ihm aus dem Munde eines Engländers sehr auf, in dessen Vaterland man Verbrecher zu Dutzenden aufhänge, während in seinem

Lande

Lande niemand hingerichtet, sondern zur Strafe nur lebenslänglich gefangen gehalten werde. „Dies kann ich nicht läugnen, versetzte Howard: aber ich wollte mich lieber in England aufhängen lassen, als in Ew. Majestät Kerkern leben." Der Kaiser drehte sich mit einem finstern Gesicht um, und sagte zu Graf P..., der neben ihm stand: En verité, ce petit Anglois n'est pas flateur. [Wahrhaftig dieses Engländerchen ist kein Schmeichler.] (D. Ztg. 1790. S. 395.)

Joseph II. konnte übrigens die Wahrheit besser vertragen, als die Schmeicheley. Z. B. der Ritter Steinsberg aus Prag, der in Berlin die Predigerkritiken schrieb, und Huber, der Verfasser des Schlendrians, gaben in Wien das erste bereits gedruckte Heft eines politisch-literarischen Journals auf die Censur, welches nebst wirklichen Grobheiten und Verläumdungen gegen den Kardinal Migazzi und Bischoff Kerens, eine Vertheidigung des wegen Verfälschung der Bankozettel zum Gassenkehren und Schiffszug verdammten Grafen P—y und eine noch elendere Vertheidigung und unverschämte Lobrede des Bücher-Nachdrucks enthielt. Der Censor, Hr. v. Retzer, trug auf das Verbot des ersten Hefts und auf fernere Unterdrückung dieses Journals an, und setzte in Ansehung des Nachdrucks folgendes hinzu: „Wenigstens ist „es consequent gedacht, daß die Vertheidiger der „Banknoten-Verfälscher auch die Lobrede und „Vertheidigung des Nachdrucks auf sich nehmen; „beydes ist Diebstahl — und kein Monarch der „Welt ist so im eigentlichen Verstand Herr seiner „Banknoten, als z. B. Wieland Herr seiner Mu„sarion ist; Der Banknoten-Verfälscher wird zum „Schiffzug verdammt, und der Nachdrucker — „durch Gesetze — unterstützt: — weil im ersten

„Falle

„Falle ein Monarch, der den Werth eines Wielands „zu erkennen nicht im Stande ist, und im zweyten „Falle — ein Schriftsteller darunter leidet.“ Der Kaiser, dem, wie alle Meinungen der Censoren, auch diese vorgelegt werden mußte, bestätigte das Verbot des Journals, und nahm die Freymüthigkeit des Censors nicht übel auf! —

(D. Ztg. 1790. S. 615.)

Der jetztregierende Herzog von Wirtemberg brachte die zwey letzten Jahre seiner Minderjährigkeit 1742. und 43. in Berlin unter den Augen des verewigten königlichen Weisen zu, und wurde durch dessen Vermittelung als ein Prinz von 16 Jahren (1744. den 7. Jan.) für volljährig erklärt. Vor seiner Abreise gab ihm der König die hier folgenden Regentenlehren, die mit einem sehr zärtlichen Briefe begleitet waren.

Mein Herr!

„Der Antheil, den ich an der Erlangung Ihrer Volljährigkeit gehabt habe, macht mir das Glück Ihrer Regierung zu einer desto wichtigern Angelegenheit: weil ich mir einbilde, das Gute oder Schlimme derselben werde auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Rücksicht halte ich mich für verbunden, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in welchen Sie treten, freundschaftlich und offenherzig zu sagen. Ich bin nicht von den Leuten, welche aus Einbildung von sich selbst und aus Eitelkeit, anstatt zu rathen, blos befehlen, die ihre Meinungen für untrüglich halten und verlangen, daß ihre Freunde allein durch sie denken, handeln und athmen sollen. So sehr diese Anmaßung auf der einen Seite lächerlich seyn würde: so strafbar wäre ich aber auf der andern, wenn ich unterließ, Ihnen das zu sagen, wozu keiner Ihrer Bedienten und Unterthanen den Muth haben,

oder

oder was keiner aus persönlichem Eigennutz sagen wollen wird.

Es ist gewiß, daß alle Welt die Augen auf die erste Rolle eines Mannes richtet, der den Schauplatz betritt, und die ersten Handlungen bestimmen gemeiniglich das Urtheil des Publikums. Wenn Sie sich nun gleich anfangs einen guten Ruf machen, wird das Publikum Vertrauen auf Sie setzen, welches, meines Erachtens, die wünschenswürdigste Sache für einen Regenten ist. — Sie werden überall Personen finden, die Ihnen schmeicheln, und Ihr Vertrauen zu gewinnen suchen werden, um ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie zu regieren. Sie werden noch eine andere Art Leute antreffen, und besonders unter den Räthen, welche Ihnen die Kenntniß der Geschäfte sorgfältig zu entziehen suchen werden, um sie nach ihrem Belieben zu leiten. Sie werden Ihnen die leichtesten Sachen schwer vorstellen, um Ihnen die Arbeit zuwider zu machen, und Sie werden bey ihnen den Plan gemacht finden, Sie unter der Vormundschaft zu behalten, und das auf die scheinbarste und für Sie schmeichelhafteste Weise. Fragen Sie mich, was dabey zu thun sey? Sie müssen sich Sachkenntniß vom ganzen Finanzwesen verschaffen, müssen einen Sekretär auswählen, der als Unterbedienter oder Beamte darinne gearbeitet hat, und sich durch ihn, unter Versprechung einer guten Belohnung, von allem, was Sie angeht, unterrichten lassen. Die Finanzen sind der Nerve des Landes. Wenn Sie diese recht verstehen, wird das Uebrige allezeit in Ihrer Gewalt seyn. — Seyn Sie fest in Ihren Entschlüssen; wiegen Sie das Für und Wider vorher ab, ehe Sie dieselben fassen: aber wenn Ihr Wille einmahl erklärt ist, so gehen Sie um alles in der Welt nicht davon ab. Sonst wird jeder Ihres

Ansehens spotten, und man wird Sie als einen Mann, auf den nicht zu bauen ist, ansehen. — Nach einer vormundschaftlichen Regierung kann es an Ihrem Hofe nicht an Staatsränken fehlen. Bestrafen Sie die Urheber der ersten streng, und jeder wird sich hüten, ihrem Beyspiel zu folgen. Unzeitige Güte ist Schwäche, so wie unnöthige Strenge ein Verbrechen ist. Man muß beydes vermeiden; obgleich nur ein sehr ädles Herz in den Fehler einer ausschweifenden Gnade zu verfallen pflegt.

„Denken Sie nicht, das Würtemberger Land sey „für Sie gemacht: sondern glauben vielmehr, die „Vorsehung habe Sie deswegen auf die Welt kommen „lassen, um dieses Volk glücklich zu machen. Ziehen „Sie sein Wohl allezeit Ihrem Vergnügen vor; und „wenn Sie schon in Ihrem zarten Alter ihre Begier„den dem Glücke Ihrer Unterthanen aufzuopfern „wissen: so werden Sie nicht allein der Liebling Ih„res Volks werden, sondern auch die Bewunderung „der Welt erlangen.

„Sie sind das Haupt der bürgerlichen Religion „Ihres Landes, welche in der Rechtschaffenheit und „in allen sittlichen Tugenden besteht. Ihre Pflicht ist „es, die Ausübung derselben zu befördern, und vor „allen die Ausübung der Menschlichkeit, welches „die Haupttugend jedes denkenden Wesens ist. Für „die geistliche Religion lassen Sie das höchste Wesen „selbst sorgen. Wir sind alle blind in diesem Felde, „und in mancherley Irthümern verloren. Wer ist „so vermessen unter uns, zu behaupten, sein Weg sey „der rechte?“

„Hüten Sie sich also vor der Schwärmerey in „der Religion, welche Verfolgungen hervor bringt. „Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so muß es durch die Wohlthaten geschehen, die sie den Menschen erweisen;

„nicht

„nicht durch Gewaltthätigkeiten, die sie an Staats„köpfen verüben" Verbände Sie auch die wah„re Religion, welches die Menschenliebe ist, nicht „zu diesem Betragen: so muß es Ihre Staatsklug„heit thun. Denn Ihre Unterthanen sind ja alle „Protestanten. Dultsamkeit wird machen, daß „Sie von ihnen angebetet, Verfolgung — daß Sie „von ihnen verabscheut werden. ꝛc."

II.

Pflichten der Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit ist die allgemeine Pflicht, den Andern ungekränkt seyn, was er ist, und ungestört besitzen und genießen zu lassen, was er hat.

Die Verbindlichkeit zu dieser Pflicht leuchtet dem gemeinsten Menschenverstande von selbst ein; jeder erkennt die Schuldigkeit, dem Andern nicht ohne Ursache zu schaden, gleichsam aus dem eignen schmerzhaften Gefühl des Unrechts, wenn er sich an die Stelle des Beleidigten denket: und eben dieses ist vielleicht die Ursache, daß die Moralisten und Lehrer des Naturrechts bis auf den heutigen Tag über den eigentlichen Verpflichtungsgrund der Gerechtigkeit streiten.

Allein, ohne an diesem Streite Antheil zu nehmen, ist es genug, zu wissen, daß wir die höhere Verbindlichkeit auf uns haben, das Wohlseyn des Andern möglichst zu befördern, um überzeugt zu seyn, daß wir ihn nicht beeinträchtigen dürfen. Denn es wäre widersinnig, anzunehmen, daß es uns erlaubt sey, einem Wesen zu schaden, dessen Zustand zu verbessern wir verbunden sind. Das Gegentheil einer Pflicht kann unmöglich recht seyn.

Eben deswegen, weil ich dem Nächsten alles mögliche Gute bey jedem Anlaß, wo ich gegen ihn handeln kann, zu erweisen schuldig bin, muß ich ihm in jedem Falle auch sein Recht gewähren. Ich kann dem Bruder nicht von einer Stufe des wahren Menschenglückes zur andern forthelfen, wenn ich ihn durch Verschlimmerung seines Zustandes von derjenigen, die er schon erreicht hat, tiefer herab setze. Die Wohlthätigkeit verbindet mich also zur Gerechtigkeit.

Dazu kommt, daß eben dasselbe Gesetz der Vervollkommnung den Andern, so wie mich, verbindet, seine Rechte zu behaupten, und allenfalls gegen denjenigen, der ihn darinne verletzet,

Gewalt

Gewalt zu brauchen. Durch jede ungerechte Handlung gegen ihn geben wir ihm Anlaß und Ursache, zu seiner Vertheidigung uns selbst zu schaden. Die Pflicht der Gerechtigkeit ist folglich auch in diesem Theil unsrer Bestimmung gegründet: wir setzen uns in Gefahr, selbst unvollkommner zu werden, wenn wir Andere unvollkommner machen.

Auf diese Weise sind die Verpflichtungsgründe zur **Gerechtigkeit** ganz dieselben, wie diejenigen, die uns zur **Wohlthätigkeit** verbinden. Wir müssen Andern **wohlthun**: weil wir dadurch, unsrer Bestimmung gemäß, selbst besser werden, und Verbesserung außer uns wirken; und wir müssen **gerecht** seyn: weil wir durch Ungerechtigkeit den Zustand anderer Wesen nicht allein, sondern auch den unsrigen verschlimmern.

Die Gegenstände, wobey wir Gerechtigkeit gegen andere Menschen erweisen müssen, können nun keine andern seyn, als dieselben, die unsre Wohlthätigkeit beschäftigen: weil diese, so wie sie bisher erörtert worden, alle Fälle in sich begreifen, wo wir überhaupt durch freye

Handlungen auf Andere zu wirken, und ihren Zustand zu verändern, im Stande sind.

Die Gesetze der Gerechtigkeit unterscheiden sich aber dadurch von den Geboten der Wohlthätigkeit, daß diese letztern vorschreiben, was wir **thun**, und jene, was wir **unterlassen** sollen. Wir verletzen die Pflicht der Wohlthätigkeit **durch Unterlassung** solcher Handlungen, wodurch wir dem Nächsten nützen sollten, und wir handeln ungerecht, wenn wir etwas **thun**, das ihm schadet.

Zwar kann die Gerechtigkeit auch fordern, etwas zu **thun**, z. B. ein Versprechen zu halten, einen eingegangenen Vertrag zu erfüllen: allein, in sollen Fällen gründet sich die Verbindlichkeit auf eine vorhergegangene Handlung des Andern, wodurch er uns etwas geleistet hat, dafür wir ihn durch unsre Gegenhandlung entschädigen sollen. Die Ungerechtigkeit liegt also darinne, daß wir ihn etwas zu seinem Schaden zu thun verleiten, und das Pflichtwidrige besteht auch hier im **Begehen** einer **Handlung**, welche die Gerechtigkeit **verbietet**. Wenn ein Handwerker mir gegen Vor-

aus-

ausbezahlung etwas zu verfertigen verspricht, und es dann nicht liefert: so liegt die Ungerechtigkeit darinne, daß er mein Geld umsonst nimmt, ist also von seiner Seite eine That, die er unterlassen sollte. Wenn ein Richter die Vertheidigung des Beklagten nicht höret, so liegt das Unrecht nicht so wohl in dieser Unterlassung, als in der That, daß er ihn ungehört verurtheilt. So ist es in allen Fällen, wo die Ungerechtigkeit in der Unterlassung einer Handlung, die geschehen sollte, zu liegen scheint.

Dieser Unterschied der Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit, daß jene allezeit gebietet, und diese verbietet, ist im innern Wesen dieser Pflichten selbst gegründet. Denn die Wohlthätigkeit verlangt allezeit Handlungen, wodurch wir dem Anderu wohlthun, seinen Zustand verbessern: und die Gerechtigkeit bezieht sich allezeit auf Rechte des Andern, auf Etwas, das er haben oder thun darf, und worinne wir ihn nicht stören dürfen. Thun wir dieses: so wird es Pflicht für ihn, uns davon abzuhalten, uns durch zweckmäßige Mittel, und — wenn es nicht anders seyn kann, durch körperliche Gewalt oder Zwang, die Handlung

zu verwehren. In dieser Rücksicht nennt man die Pflichten der Gerechtigkeit auch Zwangspflichten. Hingegen giebt es keinen Fall, wo uns der Andere zur Wohlthätigkeit, zum Thun des Guten zwingen könnte: weil wir als Menschen, so gut wie er, das Recht haben, frey zu handeln, und den Zweck unsers Daseyns nach unsern Einsichten zu erfüllen; mit der einzigen Einschränkung, daß wir andere Wesen nicht an dem ihrigen verhindern dürfen. Zwang zum Wohlthun wäre also Verletzung unsrer Rechte.

Folgende Erklärung der einzelnen Vorschriften der Gerechtigkeit wird diesen Unterschied noch heller ins Licht setzen.

1. Weil uns die Wohlthätigkeit gebietet, für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit unsrer Brüder zu sorgen: so verbietet die Gerechtigkeit den Mord, nebst allem, wodurch wir Andern an Leib und Leben schaden könnten. Kein Mensch darf vorsätzlich Menschenblut vergießen; keiner darf den andern an seinen Gliedern verstümmlen; keiner durch zerstörende Gifte die Lebenskraft des Andern schwächen. Der Andere hat dasselbe Recht,

zu leben, und seines Daseyns als Mensch froh zu werden, wie wir: er darf und muß Gegengewalt brauchen, wenn er gewaltsam angegriffen wird; und, jeder ist sich selbst der nächste. In diesem einzigen Falle der Nothwehr ist es erlaubt, das Leben des Andern der Selbsterhaltung aufzuopfern. Sonst rechtfertigt auch die stärkste Gewalt der Leidenschaft den Mörder nicht, der seinen Bruder entleibet: denn, er stößt ein zur fortschreitenden Vervollkommnung bestimmtes Wesen eigenmächtig von dem Platze aus, an den es die Vorsehung gestellt hatte, seinen hohen Beruf zu erfüllen, und ist nicht vermögend, das dadurch angerichtete Uebel zu vergüten.

Uebrigens sollte es fast unmöglich scheinen, daß der Mensch, mit dem sanften Triebe der Geselligkeit, dem natürlichen Hange zu seines Gleichen, und dem Vermögen, Gutes und Böses, Recht und Pflicht zu erkennen, so sehr verwildern könne, wie ein reissendes Thier seinen Bruder zu erwürgen: wenn nicht die traurige Erfahrung zeigte, daß jede Leidenschaft im Stande ist, ihn so weit irre zu führen.

Ein Beyspiel, wie der Jähzorn, dieses schnell erregte und vorübergehende allzuheftige Gefühl einer wahren oder eingebildeten Beleidigung, diese schlimme Wirkung hervorbringt, giebt die schon im 1. Th. S. 537. befindliche Recrutengeschichte.

Noch schrecklicher wirkt das anhaltende Gefühl der Rache; welche zwar, einem gemeinen Weidspruche nach, süß ist: die aber der gebesserte Mensch und Christ für das bitterste Elend, worein das menschliche Gemüth versinken kann, erkennet.

Rache war das Gift, welches die Frau von Reibnitz zu S... in Ostpreussen zu einem solchen Ungeheuer machte, daß gegen ihre Grausamkeit das Gefühl des Caraiben, der die Blut triefenden Glieder seines Feindes verzehrt, noch Menschenliebe zu nennen ist. Diese Kindesmörderin hatte einen unerlaubten Umgang, und ihre 9jährige Tochter entdeckte in kindischer Einfalt dem Vater, der seit einigen Jahren auf dem Krankenbette lag, was sie davon gesehen hatte. Von dieser Zeit an peitschte die Mutter dieses ihr leibliches Kind täglich mit Ruthen von Dornsträuchen, Brennesseln und Stricken, bis es am ganzen Leibe mit unzähligen brandigt gewordenen, täglich wieder aufgerissenen Wunden bedeckt, den Geist aufgab. Sie vollzog diese mehr als henkermäßige Execution noch an dem Tage, da es der Tod endlich aus den Klauen dieser Furie erlöste, und hielt es, weil

das

das sterbende Kind aus Ohnmacht sich verunreinigte, zur Strafe über glühende Kohlen, so daß es zwey große Brandwunden am Hintertheil des Leibes bekam. Bey der angestellten gerichtlichen Section fand man den ganzen Körper so mit Wunden bedeckt, daß es schien, als sey das Kind von wilden Thieren zerrissen: und die Mutter hatte ihm nicht die geringste Hülfe vom Wundarzt, nicht einmahl von irgend einem lindernden Hausmittel verschafft. Sie stand ohnerschüttert bey dem zerfleischten Leichnam, keine Thräne der Reue floß aus ihrem starren Auge. Selbst der Wundarzt war so gerührt, daß er, der gewöhnlichen Form zuwider, folgende Stelle in den Sectionsbericht einfließen ließ: „Ich bin Wundarzt — ich habe „fast täglich Gelegenheit, den Tod in verschiedenen Gestalten zu sehen: aber das schreckliche „Bild dieses Kindes läßt sich mit keiner Farbe „zeichnen. Wer es siehet, staunt bebend zurück, „hebt die Hände gen Himmel empor, senkt die „Augen zur Erde und seufzet: Gott, ists möglich, „daß Menschen so unmenschlich, daß Christen so „barbarisch — ists möglich, daß eine Mutter ge„gen ihr Kind — ach! ihr einziges Kind — so „grausam handeln kann! Wer ein menschliches „Herz hat, läßt eine Thräne des Mitleidens fal„len: nur allein die Mutter nicht, die ihr Kind „unter tausendfachen Martern dem Tode geopfert „hat.„ Der Richter fragt sie; Ist das Ihr Kind? — Ja, sagt sie. — Haben Sie dem entseelten Kinde alle diese Wunden geschlagen? Ja, antwortet die unmenschliche Mutter — und ihre Hand zittert nicht, als sie das Protocoll mit ihrem Nahmen bezeichnet. — — Sie wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Festung Friedrichsburg bey Königsberg verurtheilt.

Väter, Mütter! zu solcher satanischer Rachsucht wird der Mensch nur nach und nach fähig, wenn sein Gemüth oft durch Zwang und Härte von seinen Obern erbittert, — und dabey seinem Zorne gegen Schwächere und Geringere freyer Lauf gelassen wird. Der erste Grund wird dazu gelegt, wenn die Wärterin auf die Ecke schmählt und schlägt, woran sich das Kind gestossen hat, oder den Hund mit Füssen tritt, der ihr in den Weg kam!!! (D. Ztg. 1787. S. 341.)

Auch die **Furcht** vor eigner Lebensgefahr kann schwache Menschen so grausam machen, ihres Gleichen zu morden.

In dem Dorfe Pawlowitz, in der Herrschaft Cödingen, im Brünner Kreise in Mähren, hatte eine gewisse Barbara Größlin das Unglück, daß ihr Mann sich öfters berauschte, und sie dann mißhandelte. Als dieser einmahl, wie gewöhnlich, ohne Vernunft aus der Schenke nach Hause kam: flüchtete sie sich, aus Furcht vor Schlägen, auf den Boden; und der Mann drohte, da er sie nicht fand, daß er ihr Arm und Bein entzwey schlagen wollte. Aber Furcht macht grausam. Drey Uhr des Morgens schlich das Weib herunter vom Boden, fand den Mann im Vorhause schlafend, ergriff eine so genannte Weinhaue, versetzte ihm damit einige tödliche Streiche vor den Kopf, und schnitt ihm zuletzt, als sie noch Zeichen des Lebens an ihm bemerkte, mit einem Brodmesser die Kehle ab, um ihn, wie sie nachher sagte, nicht länger mit dem Tode kämpfen zu sehen. Sie wurde sogleich dem Stadtrathe in Auspitz zur verdienten Strafe überliefert. Hätte sie bedacht, daß nach dem neuen Ehegesetz Josephs II. ihre unglückliche Ehe getrennt

trennt werden konnte: so würde sie, statt dieser unmenschlichen Selbstrache, lieber bey der Obrigkeit geklagt haben. (D. Ztg. 1784. S. 249.)

So erstickt auch die Wollust in rohen sinnlichen Herzen die Menschenliebe, und macht ihre Sclaven grimmig wie Löwen und Tyger, nur daß diese nicht gegen ihres Gleichen wüten.

Ein Kaufmann in Artern, Namens Flemming, lebte ruhig und zufrieden mit seiner Frau und fünf Kindern, die sie ihm gebohren hatte. Jedermann kannte ihn als einen ordentlichen Hauswirth und als einen guten Bürger, Ehemann und Vater. Sein Weib hatte er nie mit einem Worte betrübet. Nun wurde ein Dragoner vom Goldackerischen Regiment bey ihm ins Quartier gelegt. Da fieng er an, nach und nach eine Abnahme an seinem Vermögen zu verspüren, ohne daß er seine Ausgaben vermehrt, oder an seinem Gewerbe Schaden erlitten hätte. Endlich entdeckte er, daß seine Frau selbst die Früchte seiner Sorgen, die er für sie und ihre fünf Kinder aufsparen wollte, heimlich mit dem ehebrecherischen Dragoner durchbrachte. Wie mußte ihn das kränken! Aber es war ein sehr sanftmüthiger und christlicher Mann. Er rächte sich nicht an der Ehebrecherin, weil sie die Mutter seiner Kinder war; sondern bat blos den Officier, daß der Dragoner, der ihn um seine häusliche Glückseligkeit gebracht hatte, in ein ander Quartier gelegt werden möchte; welches auch geschahe. Gleichwohl wurde durch diese fast übertriebene Güte das verruchte Weib nicht gerührt und gebessert: so sehr hatte die Wollust ihr Herz vergiftet. Sie beschloß nun mit dem Ehebrecher, ihren armen betrognen Mann gar aus dem Wege zu schaffen: und den

teufli-

teuflischen Anschlag führten sie am heiligen Char-freytage aus. Der Mann war wegen häuslicher Angelegenheiten, oder vielleicht gar durch listiges Zureden seiner Frau veranlaßt worden, eine kleine Reise auf dem Schlitten zu thun, und fuhr erst gegen Abend weg. In einiger Entfernung von der Stadt gesellt sich der Dragoner zu ihm, und bittet, ihn hinten aufsitzen zu lassen. Der gute Flemming bewilligt dieses, und so fahren sie der Nacht entgegen, indem der Mörder sein Gesicht sorgfältig mit seinem Mantel verhüllet. Erst hinter Schönewerda, zwey Stunden von hier, schießt der Böswicht seinen Wohlthäter von hinten zu in das Genick, und giebt ihm noch einige Schläge mit der Pistole, bis er unter seinen mörderischen Fäusten stirbt. Dann fährt er noch einige Schritte weiter und wirft den Ermordeten in einen verfallenen Schacht, bey Bottendorf, wo der Schnee die Spur verwehet, so daß er erst nach einigen Tagen gefunden wird. Aber die Urheber der Greuelthat ließ der gerechte Weltrichter nicht lange verborgen bleiben. Abends 11 Uhr kam das Pferd mit dem leeren Schlitten nach Hause, der ganz mit Blut bespritzt war. Die Frau, anstatt Lärmen zu machen, und Bestürzung über das Unglück ihres Mannes zu äußern, ist bey ihrer Bosheit so thörigt, den Schlitten in der Stille abwaschen und an seinen Ort stellen zu lassen: und erst den andern Tag ziemlich spät zeigt sie es bey der Obrigkeit an, und läßt den Leichnam suchen. Dieses Betragen erregte schon Verdacht; aber nicht genug um gerichtlich gegen sie zu verfahren: weil ihr Mann nie den geringsten Unwillen über sie oder den Soldaten merken lassen, ja diesen sogar noch auf denselben Abend, der für ihn so unglücklich war, zum Essen eingeladen hatte. Aber man fand ein Stück von einem Ladestocke im Schlitten.

Die-

Dieses erkannte der jetzt in dem Hause einquartirte Soldat, daß es zu einer Dragoner-Pistole gehöre. Man suchte also zu allererst bey dem verdächtigen Dragoner nach, und fand, daß seine Pistole zerschmettert, der Ladestock zerbrochen, und seine Montirung mit Blut befleckt war. Er wurde also gleich festgesetzt, so wie das treulose Weib, und beyde Ungeheuer gestanden bald mit einer schamlosen Dummdreistigkeit, daß sie schon längst einig gewesen wären, den unschuldigen und gütigen Mann, der ihnen die empfindlichste Beleidigung verziehen hatte, umzubringen. Nur habe es bisher an einer schicklichen Gelegenheit gefehlt; weil das Weib die Greuelthat nicht gern in ihrem Hause wollte geschehen lassen. Beym Abschiede zu der Mordreise hatte sie dem Ehebrecher noch sorgfältig empfohlen, die silbernen Beinkleiderschnallen des Ermordeten nicht zu vergessen: aber sie gedachte nicht der Treue, die sie ihm am heiligen Altar geschworen, noch der Kinder, die sie ihm gebohren hatte, und nun ihres Vaters und Versorgers beraubte.

(D. Ztg. 1785. S. 12.)

Die Habsucht netzt die Erde mit dem Blute von Tausenden ihrer liebsten Kinder, der Menschen, in den Kriegen der Eroberer, mordet den friedlichen Wanderer durch die Pistole des Straßenräubers, und bewaffnet den Sohn wider den leiblichen Vater. — Die Seite 281 — 284. angeführte Greuelthat der Gebrüder **Vogel** in Gommersheim, mag zum Beyspiel dieser traurigen Verwilderung der Menschheit genug seyn.

Die

Die Gerechtigkeit verbietet aber nicht allein, andere Menschen vorsätzlich des Lebens zu berauben: sondern sie macht es uns auch zur Pflicht, alles sorgfältig zu meiden, wodurch wir Andern an Leib und Leben schaden könnten.

Es ist ungerecht, mit Gewehr, Gift und andern Dingen, wodurch Menschen verletzt werden können, leichtsinnig umzugehen, und sich dadurch der Gefahr eines unvorsätzlichen Mordes auszusetzen.

Ein Jägerpursche, Nahmens Kirchner, in Diensten bey dem herrschaftl. Oberförster zu Amtsgehren, gieng seinem Beruf nach in seinem Reviere umher, und traf zwey Fuhrleute, welche Eisensteine geladen hatten, auf einem verbornen Wege an. Diese Leute waren in der Gegend zu Hause und wußten, daß sie diesen Weg nicht fahren durften. Sie ließen sichs daher auch gefallen, daß sie der Jäger gewöhnlicher maßen pfändete*) und jedem eine Kette nahm. Einer von ihnen, Nahmens Six, aus Jesuborn, einem Amtgehrenschen Amsdorfe gebürtig, erst 23 Jahr alt und der Sohn einer Witwe, stand bey diesem Vorfalle zunächst an

*) Ueber diesem Pfänden entstehen oft die gefährlichsten Händel: wäre es daher nicht besser, wenn man auf der Stelle blos die Nahmen der Strafbaren, wenigstens wenn es Landesunterthanen sind, die man kennt, aufzeichnete, und sie alsdenn vor ihr ordentliches Gericht forderte? Der Ertapper wäre dabey seines Pfandgeldes gewisser, und der Ertappte liefe nicht Gefahr eigenmächtig von jenem behandelt, oder zum Zorn gereizt zu werden, aus welchem nie etwas Gutes entsteht. —

an dem Jäger. Da nun dieser die genommene Kette über die Schulter schlagen wollte, stieß das untere Ende derselben an das Schloß der geladenen Büchse, die er übergehangen hatte. Der Schuß gieng los und zerriß dem Fuhrmann die Leber und einige Gedärme. Vor Entsetzen über dieses Unglück war der Jäger fast des Todes. Doch ermannte er sich so weit, daß er den Verwundeten mit Hülfe seines Gefährten, so gut es sich in der Angst thun ließ, verband, ihm ein Lager von Reißig auf dem Wagen bereitete, und so zu seiner trostlosen Mutter bringen ließ. Hier starb der Unglückliche einige Stunden darauf, nachdem er den Urheber seines Todes von aller Schuld freygesprochen, und ihm christlich vergeben hatte. Der Jägerbursch eilte zu seinem Herrn, bat ihn, den unglücklichen Vorfall der Obrigkeit anzuzeigen, und flüchtete, um der gefänglichen Einziehung zu entgehen.

In Hersfeld spielte der 12 jährige Sohn des rechtschaffenen Oberförsters L — mit einer Flinte, die er von der Wand herabnahm. Er sah nach der Pfanne, und da kein Pulver darauf war: so zielte er mehrmals nach seinem 7jährigen Bruder, zog den Hahn auf und drückte los. Allein die Flinte war geladen, und es fielen nach und nach einige Pulverkörner aus dem Zündloche auf die Pfanne. Als nun der Knabe nochmals drückte: so gieng das Gewehr los und der Schuß seinem kleinen lieben Bruder durch Lunge und Leber. Man denke sich den Jammer der herbey eilenden Mutter, die Verzweiflung des ältern Knabens, den Schrecken und die Empfindungen des abwesenden Vaters, der von einem andern Orte zu dieser Trauerscene nach Hause geholt wurde, und seinen kleinen Liebling nicht mehr am Leben fand.

(D. Ztg. 1785. S. 327.)

Eine

Eine Gesellschaft Mannspersonen in Ballenstädt besuchte den Kohlenschreiber auf dem eine halbe Stunde davon zu Oppenrode gelegnen fürstlichen Steinkohlenwerke. Unter andern Gegenständen sprach man auch von einem tollen Hunde, der in der Gegend umher lief, und schon manchen Schaden angerichtet hatte: und dabey kam man auf den Gedanken, in welche schreckliche Gefahr die Gesellschaft gerathen könne, wenn ihr dieser Hund auf dem Rückwege begegnen und sie anfallen sollte. Einer schildert das mögliche Unglück, das daraus entstehen könnte, immer fürchterlicher als der andere, so daß ihre Phantasie ganz von dem Hunde eingenommen wird. So nehmen sie mit Furcht und Bangigkeit Abschied, und hören und sehen auf dem Wege überall den tollen Hund, bis sie endlich, als sie noch keine Viertelstunde weit gegangen sind, nahe vor ihnen auf einer Wiese wirklich etwas liegen sehen, das ihm gleichet. Man stelle sich das Schrecken und Grausen dieser Personen bey diesem Anblicke vor, und wie sie über Hals und Kopf nach dem verlassenen Hause zurück eilen, und athemlos dem Freunde erzählen, was ihnen begegnet ist. Sie fragen nach geladenem Gewehr, und begeben sich, in Begleitung des Kohlenschreibers, mit einer Flinte, einem Paar Pistolen, auch mit Mistgabeln und andern im Nothfall dienlichen Waffen, wieder auf den Weg Wie sie noch ein Dutzend Schritte von dem vermeinten Hunde entfernt sind, stehen sie still, und ermuntern alle den Kohlenschreiber, der die Flinte führt, zum Abschießen. Dieser zweifelt lange: weil die Furcht seine Phantasie weniger beherrschet. Gleichwohl hat er nicht das Herz, noch einige Schritte näher hin zu gehen: denn die übrigen machen die Sache zu gewiß, sagen, daß sie ja schon dicht an ihm gewe-

gewesen wären, und ihn ganz deutlich vor sich liegen gesehen hätten; versprechen ihm auch auf den Fall, wenn er nicht recht treffen sollte, ihm sogleich mit den übrigen Gewehren zu folgen, und das Thier gewiß zu erlegen. Da sogar der eine ihm noch die Flinte mit Gewalt wegreissen und selbst schießen will, wenn er länger zauderte: so thut er endlich den fast erzwungenen Schuß. Aber welch ein Unglück! Es ertönt sogleich ein menschliches Jammergeschrey von dem Orte her, — und man stelle sich nun, wenn man kann, das Entsetzen vor, das die Gesellschaft, am meisten aber den Thäter, in dem Augenblicke überfiel, da sie überzeugt wurden, einen Menschen getödtet zu haben. Manchen lähmte der Schrecken alle Glieder; einer kletterte vor Angst auf einen nahen Baum, um nicht erkannt und zur Verantwortung gezogen zu werden; der Kohlenschreiber, der ein Mann von gutem Charakter und viel Empfindung ist, mußte halb ohnmächtig nach Hause gebracht werden. Der Getödtete war der Bergschmidt an dem Orte, ein Mann von etwa 60 Jahren, der zu noch größerm Unglück für jenen höchst Betrübten, gerade mit ihm in einem Hause wohnte. Er mußte nun nicht allein das entsetzlichste Geschrey und Lamentiren, sondern auch die unverständigsten Vorwürfe und die schmählichsten Schimpfreden, mit dem schrecklichen Nahmen eines Mörders, von der schon eine Zeitlang ihm abgeneigten Familie des Entleibten hören: so daß die ankommende Wache, die ihn gefänglich nach Ballenstedt abführte, ihm nicht furchtbar war.

Dieser traurige Vorfall zeigt aufs neue, daß die Erziehung sorgfältig mit darauf gerichtet seyn sollte, dem Menschen gesetzten Muth und Besonnenheit von Jugend auf einzuflößen. Denn so wenig

Strafbarkeit auch bey dieser That, besonders auf Seiten des Kohlenschreibers, Statt findet: so unglücklich werden doch die Thäter durch dieselbe, da sie sich ihre Unvorsichtigkeit selbst zum beständigen Vorwurf machen. Der Getödtete verliert dabey am wenigsten, indem der alte Mann in seiner Familie keine guten Tage, und dabey einen beschwerlichen Leibschaden hatte. Er war eben damahls auch nach Ballenstedt gegangen, um seine Sorge bey einem Glas Wein zu vergessen, und es ist ungewiß, ob dieser Umstand, oder sein Schaden, ihn veranlaßt hat, sich auf der Wiese niederzulegen, und seinem leichten und schnellen Tode, der auf diese Weise eine Wohlthat für ihn war, entgegen zu schlafen. Auch kann sein Uebel vielleicht zu seinem plötzlichen Tode mit beygetragen haben; indem der ganze Schuß in das Dickbein gegangen, welche Stelle sonst nicht unmittelbar tödtlich zu seyn pflegt. Natürlicher Weise wird dieses den Ausspruch der Gerechtigkeit über den bedauernswürdigen Kohlenschreiber mildern, und sein menschenfreundlicher Fürst wird ihn dann vermuthlich an einen andern Ort versetzen, wo ihn die beständige Erinnerung an sein Unglück, durch die ihn umgebenden Dinge und Menschen, nicht an nützlicher Thätigkeit hindert. — Und so sehe ich hier, wie in allen Unglücksfällen, den Finger der ewigen Weisheit, welche die Menschen an eine große noch lange nicht genug beherzigte Erziehungslehre erinnert, einen leidenden Greis erlöset, und eine Anzahl Personen für ihr übriges Leben so behutsam und sorgfältig bey ihren Handlungen macht, als wir alle immer seyn sollten! (D. Ztg. 1791. S. 645.)

In Merseburg ereignete sich folgender traurige Vorfall, als eine Warnung für Eltern und Lehrer, ihre Kinder und Zöglinge frühzeitig auf solche Din-

ge

ge aufmerksam zu machen, die ihnen oder andern schädlich werden können, und für die Apotheker, bey dem Verkauf giftiger Species die Unwissenden allezeit mit der Gefahr dieser Dinge bekannt zu machen. — Ein junger Mensch von etwa 14 Jahren, klagt einem seiner ehemaligen Schulfreunde, daß er vom Ungeziefer auf dem Kopfe sehr geplagt sey, und bittet ihn, ihm ein Mittel dawider anzugeben. Dieser erbietet sich sogleich, ihm etwas aus einer der hiesigen Apotheken zu hohlen, das ihn gewiß von der Plage befreyen würde. Er brachte ein Pulver, daß er Robald nannte, und gab es ihm mit der Anweisung, es mit Pomade zu vermischen, und damit die Haare zu schmieren. Sein Freund nahm es, und begieng die Unvorsichtigkeit, es in der Stube seines Wirths, eines braven Bürgers und Schlossers, Nahmens Weber, ohne diesem etwas davon zu sagen, auf das Gesims zu legen. Zufälliger Weise lag auf eben dem Sims etwas Farinzucker. Weber hatte sich zur Mittagsmahlzeit eine Biersuppe gekocht, und wollte sich des Farinzuckers dabey bedienen: ergriff aber das Packet mit dem Pulver und schüttete es hinein. Die Frau eines Postillons, die zugegen war, fragt ihn: was er da hinein schüttete? das sehe gar nicht aus wie Zucker; und warnt ihn, nebst noch einer andern Frau, die Suppe nicht zu genießen, sondern wegzuschütten. Allein, er antwortet: er werde doch Gottes Gabe nicht wegwerfen sollen. Er ißt und fühlt gar bald, daß es besser gewesen wäre, er hätte nicht davon gegessen. Ein heftiges Brennen im Unterleibe, welches er durch ein Brechmittel heben wollte, das aber zu leicht eingerichtet wurde, weil er den Endzweck, wozu ers haben wollte, nicht angezeigt hatte, kündigte ihm sein nahes Ende an, und er starb

wirklich den Tag darauf, unter den heftigsten Schmerzen. Er war ein Greis von 73 Jahren, und büßte die kurze Zeit, die ihm die Natur noch zu leben vergönnt hätte, durch diese Unvorsichtigkeit ein. Der eine junge Mensch, der das Mittel vorgeschlagen hatte, gieng darauf, aus Furcht vor der Strafe, unter die Soldaten: und der andere, ein Knabe von stiller und etwas ängstlicher Gemüthsart, quält sich mit Vorwürfen, die er sich seiner Unvorsichtigkeit wegen macht. Freylich wußten beyde nicht, daß es Gift sey, was sie als Medicament gebrauchen wollten; sonst wären sie ganz gewiß behutsamer damit umgegangen.

(D. Ztg. 1791. S. 242.)

So groß auch in unsern europäischen Staaten die Zahl der Gesetze und der bürgerlichen Anstalten ist: so giebt es doch Fälle, wo sie nicht einmahl zur Sicherheit und Erhaltung des Lebens vor übelgesinnten Nachbarn zureichen. In einem Ober-Lausitzischen Orte an der Schlesischen Grenze, wurde z. B. der fünfjährige Knabe eines Webers vor einigen Wochen von dem Kettenhunde des Nachbars, der sich losgerissen hatte, in den Arm gebissen. Der Hund war nicht toll: das Kind wurde aber theils vom Schrecken, theils von der Wunde, tödtlich krank. So oft es nun den Hund bellen hörte, bekam es Convulsionen, und glaubte wieder von ihm angefallen zu werden. Es bat daher die Aeltern auf das kläglichste, den Hund wegzuschaffen, und wenn der Vater ihm eine Kette zeigte, und es versicherte, der Hund sey weg, so wurde es ruhig. Sobald aber der Hund wieder bellte, fiel es wieder in die entsetzlichsten Verzuckungen; und dieses geschah täglich, bis es der Tod davon erlöste. Der Arzt hatte gesagt, das Kind könnte wahrscheinlich erhalten werden, wenn man den Hund ent-

entfernte: die Eltern hatten also den Nachbar darum gebeten, und als er sich ihres Kindes nicht erbarmen wollte, bey dem Gerichtsherrn des Orts darüber geklagt. Aber dieser soll zur Antwort gegeben haben: sie hätten ja noch mehr Kinder; und der schlesische Arzt gienge ihm nichts an. —

(D. Ztg. 1785. S. 303.)

Es ist ungerecht, Einsturz drohende Gebäude, Mauern, Brücken, Ufer u. dergl. so lange stehen, bis Jemand dabey zu Schaden kommt, und entstandene Erdfälle und Untiefen in Wegen und Flüssen, oder neu gemachte Gräben ohne warnende Befriedigung und Sicherpfähle zu lassen, bis wirkliche Unglücksfälle daran erinnern.

Am 20sten April 1785. setzten sich zwey Knaben, einer von 5, der andere von 10 Jahren, zu Cueß, im Chur-Trierischen Amte Berncastel, ganz sorglos und vergnügt an eine alte baufällige Mauer zum Spielen nieder. Kaum saßen sie einige Minuten, so stürzte die Mauer ein, und erschlug die armen Knaben, welche ganz zerschmettert waren, als man sie unter dem Schutte hervorzog.

(D. Ztg. 1785. S. 151.)

Seit drey Jahren war der Gemeinde einer Vorstadt von Mühlhausen der Vorschlag gethan worden, einen gewissen offenen Zieh-Brunnen mit einer Pumpe versehen und bedecken zu lassen: aber man scheute vermuthlich die Kosten. Endlich stürzte ein Knabe hinein, dem jedoch ein braver Mann, Nahmens Koch, das Leben rettete: da

wurde der Brunnen mit einer Pumpe versehen und bedeckt. (D. Ztg. 1785. S. 362.)

Die sogenannte gelbe oder Braunschweiger Post-Kutsche wird Ihnen und vielen Ihrer Leser, die wohl gar einst mit ihr fuhren, bekannt seyn. Am 29. Novemb. 1791. fuhr sie mit einem Viceschaffner, Nahmens Klein, von Leipzig ab, um ihre Tour nach Stollberg im Harze, und von da wieder zurück zu fahren. In Merseburg fuhr sie Abends nach 8 Uhr in dickster Finsterniß mit 8 Pferden ab, und eine Stunde davon, auf sonst gutem, auch diesmahl nicht ganz übeln Wege, warf sie, nachdem der Wind kurz vorher des Vorreuters Laterne ausgelöscht hatte, an einem Abhange um, und überschlug sich 4mahl. Drey Passagiere, eine Mannsperson und 2 Frauenzimmer blieben unbeschädigt, aber der arme Schaffner Klein, man weiß nicht, ob er aus dem Wagen gestiegen, ward unter der Kutsche, die auf dem Himmel stand, in die Erde gedrückt, todt gefunden. Dies erfuhr ich in Stollberg, da auch ich im Begriff war, mit dieser Kutsche zu fahren, und mein krank gewordenes Pferd nach Braunschweig zurückzuschicken. Abgeschreckt, behielt ich mein Pferd, und machte kleinere Tagereisen. Ich kam nach Bühndorf, wo dies Unglück vorgefallen war, ließ mir von einem im Felde an einer Sandgrube arbeitendem Mann den Ort zeigen, und wunderte mich sehr, daß hier zu Lande solche tiefe Gruben an einer Poststraße, wo die leer schon 36 Cent. wiegende gelbe Kutsche allezeit Nachts wöchentlich 4mahl hin und her diese Straße passiren muß, angelegt werden dürfen, und es fiel mir ein, was ich irgend einmahl wo las, daß es gut seyn würde, wenn die Rittergutsbesitzer nicht in Städten, sondern auf ihren Gütern lebten, und sich um das Wohl ihrer Dörfer bekümmerten. (D. Ztg. 1792. S. 48.)

Mehrere

Mehrere Beyspiele von dieser strafbaren Sorglosigkeit gegen fremdes Leben stehen auch schon im 1sten Th. S. 337. 338. und 2 Th. S. 19. 22. 23. 26. 28. 32. 90. 92.

Eine eben so strafbare Verletzung der Gerechtigkeit ist es, wenn unbefugte unwissende Pfuscher, Afterärzte und Quacksalber dem Einfältigen medicinische Rathschläge und Arzeneyen geben, oder gar ihre oft lebensgefährliche Schmiralien für Universalmittel *) verkaufen, und dadurch an ihrem Nächsten zu Mördern werden.

*) Es ist lächerlich, eine Universal-Medicin auch nur für möglich zu halten. Denn bey den meisten Krankheiten liegt der Fehler in der Mischung der Säfte des Körpers, daß von diesem oder jenem Theil, aus dem sie bestehen, zu viel oder zu wenig in der Masse ist. Die Universal-Medicin soll also bey einem Patienten, der z. B. zu viel Schärfe im Blute hat, dieselbe **wegnehmen**, und bey einem andern soll sie die Schärfe **vermehren**, das heißt, einerley Ursache soll ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Ein Kind sieht ein, daß dieses unmöglich ist — und doch liest man noch immer in Wochenblättern, welche die Censur passiren, **Ankündigungen** von solchen Arzeneyen, und sie müssen Abgang finden: sonst würde der Handel da it aufhören, ehe ihn die Polizey zerstöret; welches denn doch einmahl geschehen wird.

Zwey Kinder eines Bürgers in Günzburg, wurden mit einem starken Ausschlag am Kopfe befallen. Die Mutter kam zum Eisenmeister, (Kerkermeister) welcher, so wie anderwärts die Schinder, in die Arzneykunst pfuscht, und jetzt eben eine Salbe aus Fliegengift und frischer Butter zubereitete. Die Frau klagte den Zustand ihrer beyden Kinder, und der Quacksalber versicherte sie: daß eben die Salbe, die er jetzt verfertige, das unfehlbarste Mittel wider die Ausschläge am Kopfe sey. Die getröstete Mutter brachte eilends eine gute Portion frischer Butter, und erhielt dagegen die gewünschte Salbe, womit sie sodann die Köpfe ihrer kranken Kinder wacker beschmierte, und um es recht gut zu machen, auch hinter den Ohren und am Halse die Wundersalbe nicht fehlen ließ. Die Kinder wurden darauf immer kränker, und das jüngere starb 24 Stunden — das ältere 48 Stunden nach dieser Salbung von ihrer eignen Mutter. Als man den Arzt berief, war es zu spät, ihnen zu helfen; das Gift hatte schon die innern und feinern Nerven im Halse angegriffen.

(D. Ztg. 1786. S. 382.)

Den 30sten März 1784. starb in Schweinfurt ein Mann, an den Folgen einer zu sich genommenen Laxans, die er sich von einem Marktschreyer, welche, ob sie gleich die Polizey nicht mehr öffentlich duldet, doch noch heimlich herumschleichen, hatte aufhängen lassen. Sie bestand in 7 Pillen, davon nahm er nur fünf, und diese griffen ihn dermaßen an, daß er aller zu spät getroffenen Vorkehrungen ungeachtet, an einer gänzlichen Entkräftung starb. (D. Ztg. 1784. S. 145.)

In der Magdeburgischen Stadt Calbe war der Kutscher eines dasigen Rittmeisters dem Trunke etwas ergeben. Seiner Frau wird von klugen

Leuten

Leuten gerathen: sie solle ihm Wasser eingeben, das zum Waschen einer Leiche gebraucht worden, um ihm den Trunk abzugewöhnen. Sie thut es, und da ihn nach dem Genusse desselben eckelt: so forscht er nach und erfährt den ihm gespielten Streich. Er wird nun mißtrauisch gegen seine Frau, fürchtet, sie habe ihm vergeben wollen, und möge es noch thun, und hat sich ganz von ihr getrennet: so daß dieser einfältige Aberglaube die ganze Haushaltung zu Grunde richtet. Einfältige Leute hiesiger Gegend wollen auch vermittelst des Tuchs, womit ein Todter abgewaschen ist, gewisse Krankheiten curiren und verbreiten vielleicht dadurch die Krankheit, welche der Todte gehabt hat. (D. Ztg. 1786. S. 390.)

Mehr Beyspiele von der Gefahr der Pfuscherey in der Heilkunde, zum Beweis, daß es eine Ungerechtigkeit sey, sich damit abzugeben, stehen schon S. 96. bis 98. dieses Theiles.

2. So wie uns die Wohlthätigkeit gebietet, für die Vervollkommnung des Verstandes und der Vernunft unsrer Nebenmenschen zu sorgen: so verbietet auch die Gerechtigkeit, Andere am freyen Gebrauch ihrer Geisteskräfte zu hindern, sie in Irrthümer und Vorurtheile zu stürzen, und dem Triebe der Fortschreitung Fesseln irgend einer Art anzulegen. Es ist ein Hauptverbrechen gegen die Menschheit, die Fähigkeit zu denken in Andern zu unterdrücken,

oder zu schwächen — noch strafbarer, als die Verletzung seiner Gliedmaßen: weil er dadurch in seiner eigenthümlichen Bestimmung zurück gesetzt wird, und von seiner Würde als unsterblicher Mensch verliert; da die Verletzung des Leibes nur das Wohl seines thierischen Theils angehet. So groß also das Verdienst des Menschenfreundes ist, der nützliche Wahrheiten und wahre Aufklärung verbreitet: eben so schwer ist die Verschuldung desjenigen, der aus eigennützigen Absichten Täuschung befördert, Unsinn und Aberglauben predigt. Läßt er sich dafür bezahlen, so steht er mit dem Quacksalber, der Gift für Arzeney verkauft, in gleichem Range; und lehrt er Andere ehrlicher Weise seine eigne ungereimte Meinung: so gleicht er dem Freunde, der dem Andern durch gutgemeinte Pfuscherey in der Arzeneykunst die Gesundheit raubet. Von den zahlreichen Beyspielen solcher unberufenen dogmatischen und moralischen Afterärzte, die sich in der Deutschen Zeitung befinden, mögen hier folgende zur Erläuterung genug seyn.

Die Kirche zu Hermeskail, einem ansehnlichen Pfarrorte im obern Erzstift Trier, hatte seit verschiedenen Jahren das Unglück, von dem Wetter-

strahl

strahl sehr oft getroffen zu werden. Meistentheils fuhr der Blitz durch den Glockenthurm, und erschlug oder beschädigte diejenigen, welche während dem Donnerwetter läuteten: weil man daselbst noch nicht wußte, daß die Blitze desto häufiger nach den Glocken fahren, wenn sie geläutet werden. Verwichenen Sommer wollte sich niemand mehr zu diesem Wetterläuten gebrauchen lassen: damit aber diese thörigte Gewohnheit nicht abkäme, so schickte der dasige Geistliche seinen eigenen Knecht, nebst 3 Gehülfen in die Kirche, die Glocken zu ziehen. Allein ein Strahl erschlug den Knecht auf der Stelle, und seine beyden Gehülfen wurden gelähmt. Nun wurde die Sache in ernstliche Ueberlegung genommen. Einige riethen das Läuten einzustellen, und das viele Eisenwerk vom Thurm wegzunehmen. Die klügsten meinten, daß es gut wäre, einen Blitzableiter auf die Kirche zu machen, wie der Domprobst, Graf von Wallendorf, sein unweit Trier gelegenes Lustschloß, damit versehen lassen. Allein Herr Niclas Lochem, Dechant und Pfarrer des Orts, schlug ein anderes Mittel vor, nähmlich den heil. Donatum in Lebensgröße neben die Kirche setzen zu lassen, und ihm zu Ehren eine Brüderschaftsandacht zu stiften. Dabey blieb es. Der Heilige steht nun da in römischer Kriegstracht, in der Rechten ein Schwerdt, in der linken eine Palme, über ihm Blitze und Donnerkeile, mit der Unterschrift: h. Donatus Martyr, bitt für uns, damit wir befreyet werden von Blitz, Donner und allem Ungewitter. Die Brüderschaftsandacht, die dabey verrichtet werden soll, ist in einem zu Trier (mit Erlaubniß der Obern) gedrucktem Büchlein von 72 Seiten beschrieben, worin ausdrücklich steht: daß Gott den heil. Donat *) zum Schutzpatron

*) Das angeführte Andachtsbuch macht diesen heil. Donatus zum Brigadier bey der berühmten Blitz-Legion

tron gegen die Gewitter verordnet und dargestellt habe. (D. Ztg. 1784. S. 190.)

Im Augustmonat 1784. bekam eines Metzgers-Frau in Günzburg einige Tage nach ihrer Niederkunft so heftige Mutterschmerzen, daß sie darüber in eine Art von Raserey verfiel. Sie schlug nach jedem, der sich ihr nahte, und raufte sogar einem Kapuziner eine Handvoll Haare aus seinem Barte. Dieser erkannte sogleich aus der Lüsternheit nach seinem Bart, daß es nicht Mutterwehen, sondern ein böser Geist sey, der in ihr wüthe. In Zeit von einer Stunde war das Gerücht durchs ganze Städtchen verbreitet, und der dasige Arzt durfte ihm aus gewissen Ursachen nicht widersprechen, und entfernte sich von der Patientin. Ein Kapuziner, der im Ruf steht, daß er den Höllenhund *) am Schnürgen führen könne, wurde herbeygerufen.

Nach-

Legion, die im Jahr 176. der römischen Armee, die im Angesicht des Feindes Durstes starb, durch ihr Gebet einen mit Donner und Blitz begleiteten starken Regen verschafft haben soll. Nachher hat des Kaisers Marcus Aurelius Nichte ihn zur Ehe begehrt, der er einen Korb gegeben, und darüber seinen Kopf verloren. Seine Leiche ward 1650. in Rom gefunden, und fiel den Jesuiten in die Hände, die sie zuletzt in ihre Kirche nach Münster-Eyffel im Herzogthum Jülich brachten, allwo sie große Wunder wirkt, und dieser große Heilige mit großem Nutzen verehrt und angerufen wird, als ein mächtiger Beschützer gegen Donner, Blitz und Ungewitter: — sagt das Andachtsbüchlein.

*) Diese Vorstellung eines bösen Geistes unter der Gestalt eines Hundes kommt aus dem Heidenthume her. Unter andern Bildern, womit die heidnischen Dichter ihre Beschreibungen des Lebens nach dem Tode auszierten, war auch ein dreyköpfiger Hund, Nahmens Cerberus, der den Eingang der Hölle oder des Todtenreichs bewachte, daß kein Verstorbener wieder ins Leben zurück gehen konnte: aber die Lebendigen liessen sie nicht von ihrem Höllenhunde plagen.

Nachdem dieser die arme Kranke lange geplagt und noch kränker gemacht hatte, hieß es: "Es sey dies ein Teufel von der ersten Classe, dem nur der Pater Ullrich zu Elchingen *) gewachsen sey." Diese Prälatur steht seit mehr denn 60 Jahren im Ruf, die grösten Teufelsbanner in ganz Schwaben zu besitzen. Der erste, welcher ihr diesen Credit zu Wege brachte, hieß P. Narzius, ein gebohrner Schwabe. Sein Nachfolger war Plazidus. Diesem folgte P. Nepomuk, und der jetzige Hexenmeister daselbst ist P. Ullrich. Die Prälaten sorgen dafür, daß immer einer zur Nachfolge in dieser Kunst, das Volk zu täuschen, unterrichtet ward, und jedesmahl ward der listigste und der den grösten Zulauf im Beichten hatte, dazu ausersehen. Der zeitige Exorcist ist Chor-frey, und bezieht beträchtliche Accidenzien an Wein und Jagd. Aus ganz Schwaben ziehen Menschen von allen Ständen dahin, und es vergeht fast kein Tag im Jahr, wo nicht ein Stück Mensch oder Vieh zum Exorcisiren gebracht wird; so daß mich ein glaubwürdiger Mann versicherte, dies Gewerb trage jährlich über 1000 Thlr. ein. Dahin nun wurde auch die kranke Metzgers-Frau gebracht, und nach einem 24stündigen Aufenthalt und bezahlter Gebühr kam sie, wie natürlich, kränker zurück. Endlich wagte es der Mann, auf Anrathen eines Vernünftigen, einen Wundarzt herbeyzuholen. Dieser versicherte aber beym ersten Anblick der Patientin, daß es bereits zu spät sey. „Die Pfaffen haben ihn um sein Weib und Kind gebracht!" sagte er; und der Mann wiederholte es. Frau und Kind starben kurz hernach. Der freymüthige Wundarzt

*) Elchingen ist eine bekannte freye Reichsabtey Benedictiner-Ordens auf einer Anhöhe an der Donau zwischen Günzburg und Ulm.

arzt steht seitdem im Ruf eines Ketzers, und der unglückliche Ehemann leidet an seiner Nahrung.*) (D. Ztg. 1784. S. 347.)

In einem ansehnlichen, nicht weit von Crossen in der Neumark entlegenem Dorfe, hat ohnlängst der Aberglaube folgenden Spuck in Köpfen solcher Menschen angerichtet, die durch ihr Beyspiel gerade am meisten zu seiner Vertilgung beytragen sollten. Die Kühe des dortigen Predigers gaben seit geraumer Zeit, entweder wegen schlechten Futters, oder Unreinlichkeit der Milchgefäße, oder einer andern leicht zu erklärenden Ursache wegen, schlechte, blaue Milch. Je blauer die Milch ward, je mehr verringerte sich auch überhaupt ihr Zufluß in den Eutern der Kühe. Die Frau Pastorin war hierüber nicht wenig verlegen, und hielt mit ihrem Eheherrn, dessen Glaube an den Einfluß des Satans in die göttliche Regierung der Welt ihr bekannt seyn mußte, hohen Rath. Nach langen Berathschlagungen fiel man einmüthig dem Gutachten der Viehmagd bey, die nach ihrer Rockenphilosophie den Zufall für eine förmliche Behexung erklärte, und dahin entschied, daß man zur Klugen (so nennt man hier vorzugsweise die Weiber, die sich mit Zeichendeuten und Entzauberungen abgeben) schicken müsse. Gesagt, gethan. Die Kluge kam, und verordnete folgendes Hexenrecept. Es wurde der Stall mit häufiger Schlagung dreyer Kreutze durchräuchert, beschworen, und mit Camillensäckchen ausstaffirt. Hierauf wurden Kräuter, die man am Johannistage von drey Kreutzwegen zusammengehohlt, mit Haaren von den Kühen untermischt, in einem Kessel langsam abgekocht: und dieß sollte den Zauberbann bewirken, d.h.

*) Bald nach dieser Geschichte hat der Hochwürdige Prälat den ganzen Unfug abgestellt.

d. h. die Hexe, die nun während des Kochens unausstehliche Pein und Marter empfinden müsse, nöthigen, zu erscheinen, und um Gnade zu bitten. Hierbey vergaß man nicht, den Hof wohl zu verwahren, und alle Thüren sorgsam zu verriegeln: damit nicht etwa die Hexe ihrer Strafe und Entdeckung dadurch entgehe, wenn sie sich heimlich einschleiche, und etwas aus der Wohnung vom Besitzer mit sich nähme. Uebrigens lauerte man von innen sorgfältig, ob sich nun jemand zeigen würde. Unglücklicherweise hatte eine Nachbarin des Predigers ein todtkrankes Kind, und kam jetzt eben in ihrer Noth zu ihrem Seelsorger gelaufen, um sich etwas Weinessig von ihm zu erbitten. Allein dieser fuhr grimmig mit dem Kopfe zum Fenster heraus, und ließ sie, da er gewiß überzeugt war, sie sey die Hexe, die sich nur dieses Vorwandes bediene, ihres wehmüthigen Flehens und Bettelns ohnerachtet, unbarmherzig vor der Hofthür stehen, bis sie mit thränenden Augen zu ihrem hülflosen Kinde zurückkehrte. Da diese Sache nicht verschwiegen blieb, so soll kurz darauf auch die Frau des Krügers oder Schenkwirths im Dorfe diesen Versuch bey ähnlicher Veranlassung nachgeahmt, und gleichfalls auf eine unschuldige Person einen tödtlichen Haß geworfen haben. Solche Früchte erzeugt der Aberglaube, und so ein abergläubischer Mann soll das Volk Weisheit und Tugend lehren! (D. Ztg. 1789. S. 361.)

Leipzig, vom 24. Jun. 1788.

„Vor einiger Zeit besuchte ich meinen Bruder, welcher etliche Meilen von hier ein Landgut besitzt. In banger Erwartung näherte ich mich den dasigen Fluren, die, wie man mir geschrieben hatte, durch ein unerhört schreckliches Schloßenwetter verwüstet waren: und ich fand alles noch schlimmer,

mer, als man mirs geschildert hatte. Stumm und mit nassen Wangen flog ich in die Arme meines guten Bruders, dessen Wintergetraide gänzlich vernichtet war. Den Morgen drauf, es war Sonntags, begleitete ich ihn in die Kirche. Sie war ganz gefüllt, und man las in den Augen aller Anwesenden Sehnen nach Trost in ihrer grossen Noth, den die Religion Jesu ihren wahren Verehrern so reichlich darbietet. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als nun der Prediger nach einer trockenen, zwecklosen Betrachtung auf die Anwendung kam, und anstatt seine Zuhörer von der Natur der Gewitter und Hagel-Wolken zu belehren; ihnen zu sagen, daß in heißen und desto furchtbarern Sommern gewöhnlich dergleichen schreckliche Ereignisse sich zutrügen, daß aber eben dabey Gottes weise Güte Ersatz und Entschädigung besorge; daß so schwere Gewitter zwar zum Nachtheil einzelner Theile, aber zum größten Wohl des Ganzen, ja selbst zugleich zum Glück eben dieser Leidenden gereichen könnten — anstatt sie aus Gottes Wort zu versichern, daß der Allgütige dennoch ihr Vater bleibe, sie nähren, erhalten und sättigen werde: statt dessen gab er ihnen mit harten, fast beleidigenden Worten die Versicherung: „ihre Sünden, deren er zwey Arten anführte, „wären allein die Ursache dieses Strafgerichtes „Gottes; sein Zorn sey nun ausgebrochen zum „Schrecken der Gottlosen. Zwar wären nicht alle, „sondern nur ein Theil so böse: aber der gerechte „Gott lasse nun den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden u. s. w.„ Unwillen erfüllte meine ganze Seele, Unwillen war auf beynahe aller Antlitz gepräget, Unwillen muß gewiß jeden, der dieß lieset, erfüllen, wenn er siehet, daß ein Lehrer der Christus-Religion so wenig von dem Geiste

dieser

dieser Religion hat. Ich bin kein Gottesgelehrter, aber mir fiel die auf diesen Fall ganz passende Stelle ein: Luc. XIII. 1 — 5. verglichen mit Joh. XI. 1. 2. und ich glaube: Gottes Werke, seine gnädige Fürsorge und Erhaltung, werden gewiß an allen den Bedauernswürdigen offenbahret werden, die das Gewitter betroffen hat. Man versicherte mich, der Mann halte öfters dergleichen sogenannte Straf-Predigten, und klage: er sey zwar einige 20 Jahr an dem Orte; aber die Leute würden immer schlimmer. Aber er sollte bedenken, daß er durch dergleichen Klagen das Bekänntniß ableget, eben so lange ohne Nutzen Strafpredigten gehalten zu haben. Doch ich schweige, denn auf solche Strafpredigten braucht man ja am wenigsten zu studiren. (D. Ztg. 1788. S. 262.)

In Frankfurt a. M. erschien vor kurzem ein Buch: Briefe über die Galanterien Frankfurts, welches, unter der Maske der Aufdeckung, dem jungen unerfahrnen Jünglinge die Mördergruben der Unschuld in dasiger Stadt mit lebhaften, verführerischen Farben schildert. Dieses Buch, dessen Verfasser sich dadurch den Unwillen aller Vernünftigen zugezogen, ist nur 15 Bogen kl. 8. stark, und wurde in den ersten Tagen mit $\frac{1}{2}$ Carolin bezahlt — so heißhungrig ist man nach solcher losen Seelenspeise. Nun ist dieses Gift auf allen Leihbibliotheken zu haben, und wird, schnöden Gewinns halben, so gar zum Lesen empfohlen! Ist dies nicht ein Fall, der den Nutzen einer billigen Censur beweiset? (D. Ztg. 1791. S. 746.)

Weil wir schuldig sind, nach unserm Vermögen dazu mitzuwirken, daß andere Menschen richtig urtheilen und vernünftig schließen: so ist

es, auch ohne Rücksicht auf den daraus entspringenden zufälligen oder beabsichtigten Schaden, überhaupt ungerecht, zu lügen: weil jede Unwahrheit die wir Andern sagen, sie zu falschen Urtheilen verleitet. Der Unterschied, den man gewöhnlich zwischen einer **Lüge**, die dem Andern zum Schaden erdacht wird, und einer **bloßen Unwahrheit** macht, rechtfertigt also die letztere keinesweges: sondern zeigt nur, daß die erstere ein größeres Vergehen ist. Der redliche Freund der Vervollkommnung sagt auch zum Scherz keine solche Unwahrheit, die der Andere für Wahrheit nehmen könnte. Bedient er sich der Ironie *) zur lebhaftern Darstellung einer Wahrheit: so fügt er lieber den Schlüssel zum Räthsel bey, als daß er Anlaß geben sollte, Andere durch Mißverständnisse in Irrthum zu führen. Wie weit die Unwahrheit in den täglich umlaufenden Stadt- und Land-Neuigkeiten gehen könne, beweist folgender Aus-

*) Die scherzhafte Art zu reden, da man das Gegentheil meint von dem, was man sagt; wenn man z. B. den kleinen Mann einen großen nennt.

Auszug eines Schreibens aus dem Jahrg. 1789. S. 260. der D. Ztg.

„— — Zu diesem Schreiben veranlaßt mich ein Ereigniß, das meine Familie betroffen hat, und aus welchem Ew. ꝛc. vielleicht eine nützliche Lehre für Ihre Leser entnehmen können. Diese Familie Ihnen in etwas zu schildern, führe ich an, daß mein Vater, ein Greis von 81 Jahren, Rector emeritus bey der hiesigen Johannisschule ist, meine Mutter lebt im 80sten Jahre, und ich habe neben einer Schwester noch zwey ältere Brüder, wovon der älteste zu Siptenfelde auf dem Harz, Anhalt-Bernburgischen Antheils, als Pfarrer; der mittlere aber als Registrator beym hiesigen Stadtrath steht. Mein älterliches Haus ward nebst mir durch eine Schreckenspost ganz zu Boden gedrückt. Ein Freund von unserm Hause kam zu meinen Aeltern, und hinterbrachte ihnen, auf vorgängige Vorbereitung, daß mein oben erwähnter Bruder, der Pfarrer, plötzlich verstorben sey. Auch ich erfuhr diese Todespost und eilte zu meinen Aeltern, sie zu trösten, wo ich jenen Freund noch antraf. Dieser sahe mich gefaßt, zog mich auf die Seite, und eröffnete mir die Art des Todes: nähmlich, daß sich mein Bruder selbst das Leben genommen, und sich erhenkt habe. — — Diese letztere Eröfnung brachte mich beynahe außer Fassung, so, daß ich noch jetzt körperliche Beschwerden davon empfinde. Als ich mich erhohlt, fragte ich nach dem Briefe, welcher den traurigen Vorfall enthielt, und bekam darauf die Antwort: daß ein gewisser Bote, welcher gewöhnlich von Zerbst nach Bernburg geht, am letztgedachten Orte von einem fürstl. Diener, dessen Nahmen ich hier ver-

schweige, den mündlichen Auftrag bekommen habe, jenen Vorfall allhier bekannt zu machen. War es die Absicht des in fürstl. Diensten stehenden Mannes zu Bernburg, diese schreckliche Nachricht baldigst hier zu verbreiten: so diente der Bote und der demselben gegebene mündliche Auftrag zur Erreichung seines Endzwecks. Denn in wenigen Stunden wußte es der größeste Theil der Stadt, und den nächstfolgenden Tag war es das allgemeine Stadtgespräch; wobey noch mit unter hämische Zusätze gemacht wurden. Das erstere, was ich nun auf jene in Erfahrung gebrachte Schreckenspost that, war dies, daß ich stehenden Fußes einen expressen Boten nach Bernburg, an den Herrn Regierungsrath B**, welcher ein Anverwandter von unserm Hause ist, abfertigte: weil ich von diesem, als einem Mitgliede des dortigen Consistoriums, wohin jenes Ereigniß, wenn es sich auf Wahrheit gründete, alsbald hätte berichtet werden müssen, die sicherste Auskunft zu erlangen glaubte. Wegen großen Wassers blieben wir aber bis den dritten Tag in angstvoller Ungewißheit; da dann der Bote zurück kam. Der würdige Regierungsrath beruhigte uns schon um vieles. Er schrieb, daß sich zwar jenes traurige Gerücht dort verbreitet hätte: daß es aber dennoch ohne Grund seyn müsse; weil seitdem schon mehrere Posttage vorüber gegangen wären, und gleichwohl keine Berichtserstattung aus dem Harze, die auch nur einen ähnlichen Vorfall beträfe, beym Consistorium eingelaufen sey. Ganz beruhigt waren wir indessen doch noch nicht: weil man wenigstens fürchtete, es müsse sich mit meinem Bruder etwas zugetragen haben, welches vielleicht eine entfernte Veranlassung zu dem schrecklichen Gerücht gegeben hätte. Es ward also ohnverzüglich an den Hrn. Amtmann

W** nach Siptenfelde geschrieben, und die Antwort dieses glaubwürdigen Mannes, von welcher ich eine wörtliche Abschrift beylege *), stellte uns völlig zufrieden. Zu gleicher Zeit erhielten wir auch ein Schreiben von meinem Bruder, (welchem aber der Herr Amtmann von dem verläumderischen Gerücht noch nichts eröfnet hatte), worin derselbe meldete: daß er sich völlig wohl befände. So erfreulich nun der Ungrund solcher verläumderischen Sage für uns war: so sehr hat uns, und vorzüglich die im Greisenalter lebenden Aeltern, doch die ausgesprengte Schreckenspost selbst erschüttert. Es würde mir leicht fallen, gerichtliche Genugthuung von den Verläumdern zu erlangen: allein da mein Ansehen nicht auf Rache gehet, so will ich lieber diejenigen, die sich durch Verbreitung jenes ganz ungegründeten Vorfalls so feindselig bezeigt haben, beschämen.

Für meinen lieben Bruder, als einem Religionslehrer, der seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen sich bestrebt, muß aber dieser Vorfall gedoppelt kränkend seyn. Es liegt also viel daran, daß die verläumderische Erdichtung öffentlich für ganz ohngegründet erklärt werden möge. ꝛc.

Zerbst, am 17. Jun. 1789.

Leop. Friedr. Heinr. Püschel,
Fürstl. Kammerconsulent und
Justitzbeamter.

*) Es heißt in diesem Schreiben des Hrn. A. W... unter andern: „Mein Freund, der würdige Hr. Pf. Püschel befindet sich, ohnerachtet der bösartigen Krankheiten, welche sich in hiesiger Gegend dieses Frühjahr eingefunden haben, bis jetzt mit seinem lieben Töchterchen im erwünschtesten Wohlseyn. ꝛc.

3. Die Wohlthätigkeit macht Beförderung der Tugend des Andern zur Pflicht: und die Gerechtigkeit untersagt die Verführung zum Laster, als den moralischen Todtschlag, der vor dem Richterstuhl der Vernunft und Religion so strafbar ist, als der leibliche. Wenn es ein großes Verdienst ist, der Retter einer Seele zu seyn: so ist die Verschuldung, eine Seele zu verderben, nicht geringer. Und dieses Verbrechen wird nicht blos, wie es im gemeinen Sprachgebrauch am häufigsten vorkommt, durch Verleitung des andern Geschlechts zu unerlaubter Wollüst begangen: sondern, wer den Andern zu irgend einer Untugend oder einer unerlaubten einzelnen Handlung, welcher Art es sey, durch Aufforderung oder Beyspiel anreitzet, macht sich der Verführung schuldig.

Am 3ten Ostertag 1784. kam in dem unweit der Stadt Suhla gelegenem Linsenhof, der aus 14 Häusern besteht, Feuer aus, welches aber durch die Thätigkeit der Bürger, bald gedämpft wurde, so daß nur ein Haus verloren gieng. Der Amtmann war einer der ersten, welche löschen halfen, und eine arme Magd gab dabey ein Beyspiel von Ehrlichkeit, welches nicht blos von ihres gleichen, sondern auch wohl von Herrschaften nachgeahmt zu werden verdient. Die Besitzerin des brennenden Hauses hatte im ersten Schrecken jemandem ein Packet mit etlichen 100 Thalern aufzuhe-

zuheben gegeben, ohne daß sie sich erinnern konnte, wer es war. Als sie darüber ängstlich klagte, nachdem das Feuer getilgt war, kam eine Magd und brachte ihr das vermißte Geld. Eine andre, von schlechterer Denkungsart, sagte zu jener: „bist du nicht eine Närrin, daß du das Geld nicht behalten hast! Es war ja Nacht, als du's bekamst, und niemand hätte auf dich gerathen!„ Aber jene antwortete: Da soll mich der liebe Gott dafür behüten. Er würde mich gewiß darum gestraft haben, und ich hätte lauter Unsegen davon gehabt: so aber behalte ich doch ein gut Gewissen.

(D. Ztg. 1784. S. 175.)

In Sachsen, von geistlichen Aeltern gebohren, mußte ich meine Studierjahre ziemlich ärmlich zubringen. Auf der Universität Jena brachte ich mich besonders damit durch, daß ich anderer Händel fürs Geld ausmachte, und deswegen für den größten Renomisten angesehen wurde. Ich studierte Theologie, und mein vertrautester Freund, den ich mir wählte, widmete sich der Rechtswissenschaft. Unser Schicksal war uns so günstig, daß wir nachher am nähmlichen Orte, ich als Pfarrer und mein Freund als Beamter, angestellt wurden. Wir lebten da in der besten Eintracht noch einige Zeit vergnügt, bis ein weibliches Geschöpf unsre Freundschaft und Ruhe störte. Mein Freund faßte Neigung zur Tochter seines Vorfahren, die noch mit ihrer Mutter in demselben Orte lebte. Das Mädchen aber konnte ihn nicht leiden: sondern wünschte lieber durch mich Frau Pfarrerin zu werden. Mein Freund gestand mir seine Leidenschaft und Absicht, und ich wandte alle meine Beredsamkeit an, das Mädchen gegen ihn geneigt zu machen. Als nun die Listige merkte, daß ich blos aus Rücksicht meines Freundes eine Kälte

gegen sie bezeigte: so suchte sie unsre Freundschaft zu trennen; in der Hoffnung, daß ich sodann andre Gedanken für sie hegen würde. Sie brachte zu dem Ende meinem Freunde bey: daß ich übel von ihm redete, und sie von ihm durch allerley Vorstellungen abzuhalten suchte. Leidenschaftliche Liebe macht leichtgläubig; weil sie das freye Denken hindert: und unglückliche macht mißtrauisch; weil man den Grund des Mißfallens bey dem geliebten Gegenstande lieber in andern, als in sich selbst sucht. So wurde mein Freund bald mein ärgster Feind. Er dachte darauf, sich an mir zu rächen, und alle meine Gegenvorstellungen und Erklärungen halfen nichts: so sehr traute er den listigen Reden des Mädchens. Bey Gelegenheit des Kirchweihfestes kam der Groll zum Ausbruch. Erst gabs Wortwechsel; dann wurden wir gar Handgemein: und weil die Bauern mir geneigter waren, als dem Beamten, der nicht immer sanft mit ihnen reden konnte; so trug derselbe eine ziemliche Anzahl Prügel davon.

Der Handel kam zur Klage, und wir bekamen beyde einen derben Verweis. Mein alter Freund gieng nun in seinem Irrthum so weit, daß er, um sich für die eingebildeten Unbilden zu rächen, mich mit einem erkauften Gehülfen in meiner Wohnung überfiel. Als sie mich sogleich mit Stockschlägen mißhandelten, erwachte in mir der alte Renommistengeist wieder. Ich sprang nach meinem Hauer, der neben meinen Büchern hieng, und brachte jedem meiner Gegner einige Wunden bey, wovon sie zur Erde fielen, und häufig Blut vergossen. Doch, so viel ich bis jetzt hörte, starb keiner davon. In dem Augenblick aber, als ich beyde erlegte, standen alle die erschrecklichen Folgen eines Mords, obgleich ich mich nur vertheidigte, vor meinen Augen. Ich

nahm

nahm mein weniges baares Geld mit mir, ließ meine Pfarre und sonst alles im Stich, und lief davon. Ich entkam bis Frankfurt am Mayn, und weil ich da keinen Heller Geld mehr hatte, und mich unter militärischem Schutze am sichersten glaubte: so brauchte der erste kaiserl. Werber, der mir meine Verlegenheit im Gesicht gelesen haben mag, nicht viel Kunst, mich sogleich zum Recruten zu machen.
(D. Ztg. 1789. S. 455.)

4. Die Gerechtigkeit verbietet uns, das Eigenthum des Andern zuzueignen: weil es ein Mittel zu seiner Vervollkommnung ist, die wir zu befördern schuldig sind. Gewaltsamer Raub, heimlicher Diebstahl, listiger Betrug, eigennützige Uebervortheilung, treulose Unredlichkeit, sind also Verbrechen, die der Fortschreitung in der Vollkommenheit, auch wenn sie noch so sehr verfeinert und mit dem Anstrich des Rechts bemäntelt sind, gradezu widerstreiten. Denn jeder Mensch hat unstreitig von der Natur so viel Kräfte empfangen, als er braucht, die Absichten, die sie durch ihn erreichen will, zu erfüllen; jeder soll seine eignen Kräfte so weit entwickeln, als er kann; jeder ist freyer Herr derselben und der Besitzthümer, die er durch ihren rechtmäßigen Gebrauch erwirbt. Keiner darf also das, was der Andere hat und vermag, sich ohne dessen Einwilli-

gung anmaßen: weil er verbunden ist, bey allem, was er thut, auf das Wesen der Dinge Rücksicht zu nehmen. Diese Einwilligung des Andern muß bey jedem Anspruch, den ich an sein Eigenthum mache, vorher gegangen seyn; er muß mir sein Recht durch freywilligen Vertrag, oder durch eine Handlung, von der ihm bewußt ist, daß sie diesen Erfolg habe, wozu er also stillschweigend einwilligt, übertragen haben, ehe es mein wird.

Geht man bey der Untersuchung der Fragen über das Mein und Dein allezeit von diesem einfachen Grundsatze aus: so lassen sich alle Schwierigkeiten, wodurch die Habsucht, vermittelst der Spitzfindigkeit der Rechtslehrer und der Unzulänglichkeit der bürgerlichen Gesetze, diese Fragen verwirrt, und die eine Hälfte der gesittet seyn wollenden Menschen mit der andern im ewigen Streite unterhält, leicht heben.

Um dieses nur an einem einzigen Beyspiele zu zeigen, so verliert der in unsern Zeiten eben so häufig vertheidigte als bestrittene Bücher-Nachdruck allen Schein der Rechtmäßigkeit, wenn man ihn in diesem Lichte betrachtet.

Denn,

Denn, erlangt der Käufer eines Buchs, den die Luft anwandelt, zu ärndten, wo er nicht gesäet hat, durch den Kauf seines Exemplars weiter kein Recht, als was ihm der Verkäufer dadurch bewilligt: so findet über die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks gar keine Frage Statt. Der Autor oder sein Stellvertreter, der Verleger, veräußert ja mit diesem und jedem anderu Exemplar, sein Verlagsrecht weder ausdrücklich; noch kann er angesehen werden, als willigte er stillschweigend ein, daß der Käufer sich es zueigne *).

Und so frage auch der Abnehmer des Nachdruckers, dem es freylich bequem ist, seine Bücher wohlfeil zu kaufen, nur sein Gewissen: ob es recht sey, seines Vortheils wegen das Gewerbe

*) Daß das Verlagsrecht, mit dem Vortheile aller zu verkaufenden Exemplare dem Urheber eines Buches ausschließlich, als sein Eigenthum zugehöre, oder dem Verleger, dem ers durch Accord überträgt, ist hinreichend bewiesen in der Schrift: Ueber das Eigenthumsrecht an Geisteswerken, mit einer dreyfachen Beschwerde über das Bischöfl. Augsburgische Vikariat wegen Nachdruck, Verstümmelung und Verfälschung des Noth- und Hülfsbüchleins, von R. Z. Becker. Gotha, in der Expedition der Deutschen Zeitung, 1791. 96 S. 8.

werbe der Nachdrucker durch Abnahme ihrer Waare zu begünstigen? — Es wird ihm antworten: du hilfst dazu, daß der Nachdrucker den verdienten Lohn des Schriftstellers und den rechtlichen Gewinn des Verlegers an sich ziehet; — du benutzest die Frucht des Geistes deines Bruders, der für das Wohl des Deinigen Nächte durchwachte, seine besten Kräfte aufopferte, und sich des Lebensgenusses beraubte, wider seinen Willen; du bereicherst, ohne seine Einwilligung, durch den Ertrag seiner Arbeit den Nachdrucker, während daß er vielleicht mit Weib und Kindern Mangel leidet. — Es ist ungerecht, Nachdrücke zu kaufen: weil der Mann, der ein gegründetes Recht an den ganzen Ertrag einer Schrift hat, nicht darein willigt, daß sein verdientes Eigenthum einem Andern zugewandt werde.

Nur zur Erweckung der Aufmerksamkeit der sorglosen Jugend auf die verschmitzten Kniffe der Cartouche und Lips Tulliane, mögen hier einige Beyspiele von vorsätzlicher boshafter Verletzung des fremden Eigenthums folgen.

Im Dorfe Linden, nicht weit von Hannover, wohnt ein wohlhabender Meyer Nahmens L.. Zu

dies

diesem kamen zwey Fremde. Davon gab sich der eine für einen Franziskanermönch aus, und sagte, er besitze das Geheimniß, Geister zu bannen und Schätze zu finden; und die Ursache seines Besuchs sey keine andere, als ihn zum reichen Manne zu machen. Es stehe nämlich im Lindner Berge ein unermeßlicher Schatz, ein großer Kessel voll Gold und Silber, der dem Bauer beschert sey; wofern er sich durch Gefälligkeit gegen die Geister und durch Fasten, Beten, Wachen und andere Vorbereitungen dazu tüchtig machen wolle. Er für seine Person sey bereit, ihm aus christlicher Liebe gern den nöthigen Unterricht zu ertheilen, und sonst dazu behülflich zu seyn. Der Gefährte des Franziskaners vertrat bey dieser Marktschreyerey die Stelle des Hanswursts, und wußte sowohl die Frömmigkeit als die Kunst seines Prinzipals so meisterlich herauszustreichen, daß der Bauer in das Netz gieng, wohin ihn die Schelme zu locken suchten. Durch die Hoffnung eines großen Gewinns lassen sich ehrliche einfältige Leute eben so leicht täuschen, als durch die Furcht vor außerordentlichen Unglücksfällen, wie z. B. dem Ziehenschen Erdfall; zumahl wenn das eine oder das andere durch eine heilige Miene und Kleidung unterstützt wird. Kurz, der Meyer nahm die Geisterbanner auf, bewirthete sie eine Woche lang aufs herrlichste, ließ sich manches Stück Geld zu den beym Schatzgraben erforderlichen Geräthschaften abschwatzen, und merkte endlich — daß er betrogen war. Es fand sich, daß der eine Hexenmeister, von dem er nun, um sich schadlos zu halten, Uhr und Stock inne behielt, und ihn mit einer guten Tracht Prügel zum Hause hinausjagte, ein verdorbener Schuhmacher war. Der Franziscaner war nichts geringers, als ein sogenannter Litteratus oder Gelehrter, der alles

sein Geld, Studirens halber, an die Kaufleute, Gastwirthe, Pferdevermiether, Musikanten ꝛc. auf der Universität zu M... und in der umliegenden Gegend ausgegeben, und nichts gelernt hat, als Streiche machen. Dieser war so glücklich, dem Prügel des Bauers zu entwischen: wird aber der Gerechtigkeit nicht entgehen; wenn er nicht, statt solcher Betrügereyen, lieber die Holzaxt oder das Grabscheid ergreift. (D. Ztg. 1784. S. 361.)

Im Jahr 1789. fand des Drechsler Lufts Eheweib zu Stadt-Bürgel auf einem von dem Tischler Christian Friedrich Martin daselbst erpachtetem Fleckchen Land ein Goldstück. Dieses gab Gelegenheit, bey Zusammenkünften von vergrabenen Schätzen und Lichtern, die sich dabey sehen lassen, zu sprechen, und gedachter Tischler Martin erzählte unter andern dem Schneidermeister Heinrich Schreiber, daß er als ein Knabe von 10 bis 11 Jahren in einem Garten am Jenaischen Wege, die Hofstatt genannt, welcher neben seinem Acker liege, wo das Luftische Eheweib das Goldstück gefunden, dergleichen Lichter zur Nachtzeit gesehen, und es lebten noch viele Leute, die dies auch bekräftigen könnten. Diese Lichter und der Fund, den die Luftin gethan hatte, waren für diese Leute, die es für das höchste Erdenglück hielten, auf einmal ohne Mühe reich zu werden, ein hinreichender Beweis, daß auf dem Martinischen Acker ein Schatz stehen müsse: und beyde Martin und Schreiber dachten nunmehr eifrigst auf Mittel und Wege, ihn zu heben. Der Scharfrichter Finster in Droyßig schien ihnen der rechte Mann zu seyn, bey welchem sie sich dieserhalb Raths zu erhohlen hätten, und sie säumten nicht, ihm ihr Anliegen zu eröffnen. Dieser Finster, der ohne Zweifel schon vorher im Ruf stand, Geister citiren und ban-

Bannen zu können, rechnete sich es eben nicht zur Pflicht, diesen Leuten ihren Wahn zu benehmen: vielmehr bestärkte er sie darinne, und versprach ihnen nächstens etwas zu geben, wodurch sie unfehlbar zum Besitz des Schatzes gelangen könnten; wenigstens, dachte er, sein Heberlohn gewiß dabey zu verdienen. Binnen 8 Tagen kam der Wundermann nach Stadt-Bürgel und brachte den Schatzlustigen einen halben Bogen Papier, auf welchem ein großes Kreuz mit mancherley unleserlichen Buchstaben, und ein Todtenkopf gekritzelt war, und verlangte einen Dukaten dafür. Da aber Martin und Schreiber keinen Dukaten einwechseln konnten, so ließ er sich mit zwey Stück Laubthalern begnügen, und sobald selbige bezahlt waren, machte er ihnen den Gebrauch seines Wisches bekannt. Er sollte nähmlich in eine Büchse gesteckt, und auf den Acker, wo der Schatz vergraben seyn sollte, gesetzt werden. So wie das geschehen sey, würde sich das Geld, wenn nähmlich dergleichen auf dem Acker stehe, nach und nach von selbst auswerfen: — so wußte der Scharfrichter Finster, trotz einem erleuchteten Cagliostro, sich einen freyen Rückzug zu versichern, ohne einmahl den Glauben der Betrogenen zum Lückenbüßer zu machen. Die beyden Leute befolgten seine Vorschrift pünktlich, mögen auch wohl öfters nach ihrer Büchse gesehen haben: wiewohl ohne die mindeste Wirkung von dem darinne befindlichen Papiere zu spüren; während daß der Meister Morgenstern *) seine zwey Laubthaler

in

*) Als etwas curioses wird es vielen Lesern nicht unangenehm seyn, hier den geheimen Gruß zu lesen, mit welchem die Scharfrichtersknechte bey dem Meister einsprechen und von ihm bewillkommet werden. Ich schreibe ihn ab aus den Supplementen zum Journal v. u. f. Deutschland 1784. S. 16. —

Der

in Ruhe verzehrte. Ihr Glaube an seine Kunst war so stark, daß sie diesen mislungenen Erfolg ihm nicht einmal zur Last legten: sondern sie geriethen vielmehr auf die Vermuthung, es müsse die Büchse nicht auf dem rechten Flecke stehen, und man müsse vermittelst einer Wünschelruthe *) erst den Standort des Schatzes ausfindig machen. In dieser Verlegenheit erinnerte sich der Schneider Schreiber, daß der Tagelöhner Taubert zu Stadt-Bürgel, welcher vor 2 Jahren erst dahin gezogen, ihm bey einem Besuch erzählt habe, wie sein Vater, der sich in einem Churfächsischen Dorfe, Grossenbocka, niedergelassen, die Wissenschaft verstehe, Brunnen mittelst der Ruthe aufzusuchen. Es wird also eine Reise dahin gemacht, nachdem Taubert befragt worden, ob es sich wirklich so verhal-

Der Knecht sagt zuerst: „Guten Tag N. N. [oder wenn er den Nahmen nicht weiß] guten Tag Morgenstern!"

Der Mstr. Schön Dank Spies! sagt an, was könnt Ihr weiter?

Knecht: Ich kann henken, schwenken, sengen und brennen, Schelme und Diebe im Galgen hängen, lange Leute kurz machen, und kurze Leute lang machen.

Mstr. Wenn ich wüßte, daß Ihr wäret eines Teufels [Scharfrichters] Knecht, wollte ich Euch geben eine Pfeife Tabak, Kanne Bier und Nachtquartier. Wenn ich aber wüßte, daß Ihr wäret ein Bing [kein Scharfrichter]: so wollt' ich Euch s. v. sonst was geben, und den Tabak, der unterm Galgen wächst, geschnitten auf dem Dollmanns-Teller [dem Rade.]

Knecht: Ich bin kein Bing ꝛc.

*) In dem beliebten Volksbuche: Uhuhu, ist eine umständliche Beschreibung der Wünschelruthe, mit einer Abbildung zu finden: ich weiß aber nicht mehr in welchem Theile. Dieses Buch enthält eine Menge Gespenster- Schatzgräber- und Hexengeschichten, die sich am Ende natürlich entwickeln, und ist unterhaltend zu lesen.

verhalte. Schreiber eröffnet hier dem alten Taubert die Veranlassung ihres Besuchs, und dieser fragt nach etwas Erde von dem Acker, wo sie die Ruthe schlagen lassen wollen, und da weder Schreiber noch Martin damit versehen sind, so schickt er selbige ohne Ruthe wieder fort, verspricht aber nächstens selbst nach Bürgel zu kommen und eine Ruthe mitzubringen. Sein Sohn kommt darauf in nähere Bekanntschaft mit den Schatzlustigen und dirigirt den ganzen Prozeß, auf Kosten des Tischler Martins. Die Begierde nach dem eingebildeten Schatze war so heftig, daß Schreiber die Ankunft des alten Taubert nicht erwarten, sondern eine Parthie Erde vom Martinischen Acker nach Großenbocka tragen wollte: als er von dem jungen Taubert erfuhr, daß die sehnlichst erwartete Wünschelruthe angekommen sey. Dieser gieng nun mit ihm auf den Acker und ließ sie schlagen, zeigte auch den Fleck an, wo der Schatz liegen sollte. Der Tag zum Einhacken wurde festgesetzt: nachdem noch eine vierte Person, der Schneider Johann Daniel Zink, von Tauberten zum Mitgenossen ausersehen worden. Nunmehr wurde gemeinschaftlich beredet, was bey dem Einhacken zu beobachten seyn möchte. Taubert nahm die Miene des Sachverständigen an, unterrichtete seine Consorten von der Lage des Schatzes und wie derselbe nur eine halbe Elle tief in einem Kessel stehe, der an einer eichnen Säule verwahrt sey. Er warnte sie auch, sich durch Umsehen unglücklich zu machen. Mit Hacken und Schaufeln versehen, gehen sie dann an dem Ort, wo die Wünschelruthe geschlagen haben sollte, und hacken ein. Wie nun das Loch eine halbe Elle tief gemacht ist und weder ein Kessel, noch eine eichene Säule, noch sonst etwas zum Vorschein kommt: so giebt Taubert vor, sie

dürften nun nicht länger hier verweilen: weil etwas vorgegangen, wodurch ihr Unternehmen auf heute vereitelt worden sey. Sie lassen also ab und gehen nach Hause. Drey Tage darauf erzählt Taubert: in verwichener Nacht, sey unter dreymahligem Anpochen ein Geist vor seinem Fenster erschienen. Auf seine Anrede: Alle gute Geister loben Gott den Herrn, was thust du? habe er geantwortet: „Ich auch." Auf Befragen: Was ist dein Begehren? — „G. „Ich will erlöset seyn." Womit willst du erlöset seyn? — „Morgen auf den Abend sollt ihr es erfahren." Taubert betheuerte seinen Consorten diese Erscheinung, und machte ihnen die Nothwendigkeit begreiflich, daß sie zusammenhalten und den Ausgang der Sache abwarten müßten; außerdem koste es ihnen allen binnen Jahr und Tag das Leben. Der Geist würde selbst auf dem Acker seyn, und angeben, was zu seiner Erlösung geschafft werden solle. Den andern Tag versammelten sich diese Leute in der Martinischen Wohnung und giengen Nachts voller Erwartung wieder nach dem Acker zu. An der Gartenecke beym Jenaischen Fahrwege mußte der Tischler Martin und die beyden Schneider Schreiber und Fink stehen bleiben, und Taubert begab sich allein zu dem noch 50 Schritt davon entferntem Loche. Jenen prophezeihte er das größte Unglück, wofern sie einen Schritt weiter thun, oder sich umschauen würden. Er für seine Person, habe nichts zu besorgen; er sey fest. Wie er nun bey dem Loche stand, so sahen die Zurückgebliebenen etwas Weisses um ihn, das sie Anfangs für Schnee hielten, bis es in die Höhe flatterte. Sie hörten Tauberten auch mit jemanden sprechen, dessen Stimme ganz weich und klar, wie eine Weiberstimme gewesen seyn soll. Nun waren sie völlig

über-

überzeugt, daß es niemand anders als der Geist seyn könne. Taubert bekräftigte solches bey seiner Zurückkunft und erzählte: der Geist hieße Maria Magdalena Tumpling, und wolle den Schatz, welcher in 4 Millionen bestehe, hinbringen, wohin sie ihn haben wollten, wenn binnen zweymahl 24 Stunden 25 Stück Kronenthaler, als womit dieser Schatz versetzt sey, geschafft würden: außerdem müsse er noch 20 Jahr stehen. Taubert dringt auf Beyschaffung dieser Summe; sonst müßten sie alle binnen Jahr und Tag sterben. Da nun keiner diese hier ungangbare Münzsorte kennt, so tritt der Schneider Zink, der ehedessen kai. Soldat gewesen ist, auf, und spricht: es würden wohl Laubthaler darunter zu verstehen seyn; denn er erinnerte sich, daß man im Oesterreichischen die französischen Laubthaler Kronenthaler genennet habe. Erfreuet über diese Auskunft, läßt sich der Tischler Martin, der unter ihnen der einzige ist, der 25 Stück Laubthaler zu schaffen vermag, und dem die Uebrigen vorläufig 3 Millionen auf seinen Antheil des Schatzes versprechen, einfältiger Weise bereden, am Freytage vor Palmarum dieses Jahres diese 25 St. Laubthlr. in Jena-Löbnitz zu borgen. Seine Consorten erhalten sogleich Nachricht davon und Abends 10 Uhr sind sie abgeredtermassen bey ihm versammelt. Nach Tauberts Vorschrift muß nun Martin das Geld auf ein Papier zählen, und in einen neuen leinwandenen Manns-Aermel, der noch nicht zugenähet ist, einknüpfen, auch einen 3 Ellen langen Stock von Haselnuß herbey schaffen. Damit gehen sie nach dem Loche zu. Bey der Gartenecke am Jenaischen Wege muß Schreiber und Zink Halt machen: Martin aber mit dem Geldsäckchen dem vorausgehenden Taubert zum Loche folgen. Ohngefähr 6 Schritte davon

stehen sie still, und Martin erblickt den Geist — eine ganz weiße Figur von beynahe Menschengröße, am obern Theile spitzig, ohne Arm und Beine. Taubert nimmt ihm das Geldsäckchen ab, hängt es an den Haselstock und übergiebt es dem Geiste; worauf Martin die Worte höret: Morgen um 12 Uhr. Er sieht zwar nicht, ob und wie der Geist das Geld zu sich genommen, weil Taubert bey dessen Hinreichung vor ihm gestanden: Taubert aber versichert es ihm und sagt, des Geistes Hand sey schneeweiß gewesen. Den andern Tag Nachts 12 Uhr findet sich nun die Gesellschaft, unter Tauberts Voraustritt, auf dem Acker ein: es ist aber weder der Geist noch ein Schatz zu sehen. Taubert guckt in das Loch und gehet ohne ein Wort zu reden, mit starken Schritten gerade nach der Martinischen Wohnung zurück, die übrigen folgen ihm stillschweigend nach. Nun lamentiret Martin wegen seiner 25 Laubthaler und fürchtet, darum betrogen zu seyn. Taubert tröstet ihn, schiebt alle Schuld auf den Scharfrichter in Droyßig, der ihnen einen Possen gespielet haben müsse, und macht ihm Hoffnung, daß derselbe hieher kommen, und ihnen den Schatz verschaffen werde. Da er aber nicht kommen will; so gehen dem betrogenen Tischler die Augen auf. Er behauptet, seine Laubthaler stäcken unter seinen drey Schatzgenossen, und diese läugnen es. Er dringt darauf, daß sie, wenn sie ein gut Gewissen hätten, mit ihm zum Scharfrichter Finster gehen sollen, und sie thun es, treffen aber den Schlaukopf nicht an. Die mißlungene Schatzgräberey wird nach und nach in der Stadt bekannt, und alles lacht über den armen betrogenen Martin. Er zeigt darauf die Schelmerey bey dasigem Fürstl. Justitzamt an: und sogleich wird, wegen Verhaftnehmung

der

der Schatzgräber das Nöthige verfüget. Aber diese saubern Vögel waren schon ausgeflogen, nebst noch einem Bürger, Nahmens Gottfried Theile, welcher den Geist vorgestellet hatte. Indessen wird die Untersuchung dieser Sache auf höchsten Befehl eifrig fortgesetzt, um die Betrüger zur verdienten Strafe zu bringen. —

(D. Ztg. 1790. S. 477.)

Eine listige Landstreicherin kam in Böhmen in das Dorf Gfell bey Schlakenwalde, und sah auf einem Bauerhofe ein schwarzes Huhn mit einem weißen Ringel um den Hals, und einem weißen Kreuz auf dem Rücken. Auf einmahl schien sie vor Erstaunen ganz außer sich gesetzt zu seyn, und schrie den Bauer an: „Ach lieber Alter, lieber Alter! verkauft mir das Huhn, oder wenigstens ein Ey davon! Ich geb euch einen Gulden für das Ey! Ich habe schon viele Jahre lang nach einem solchen Fund getrachtet.“ Einen Gulden für ein Ey! dacht er, was mag dahinter stecken? und so hatte die Spitzbübin den Mann im Sacke. Sie ließ sich lange schmeicheln und bitten, ehe sie das Geheimniß auskramte, daß neben einem solchen Ey aus jedem untergelegten Gulden 100 fl. ausgebrütet würden. Der einfältige Mann glaubte das, und beredete seine Nachbarn, daß sie alle Gulden im Dorfe, deren 60 waren, zusammen brachten. „Nun fehlts nur noch an einem Menschen, der 9 Tage sitzen und brüten will,“ sagte das Weib. Auch der fand sich. Es wurde also ein Nest in einer Kammer zurecht gemacht, die 60 fl. darauf gelegt, und mit Stroh bedeckt, und das Ey mußte der Brütende, den man ganz in Betten einhüllte, unter die Achsel nehmen. So saß er drey Tage, ließ sichs auf Regiments-Unkosten wohl schmecken, und brütete, was er wußte und konnte. Die gan-

ze Gemeine war begierig zu sehen, wenn die jungen Gulden, wie die Küchlein, picken und herauskommen würden. Aber am dritten Tage sprach die Tausendkünstlerin, es fehlten ihr noch allerhand geweihte Sachen zu dem Kunststück, die sie bey ihrem Vetter, einem Kapuziner, holen müßte: ehe drey Tage vergiengen, wollte sie wieder kommen. Die Leute setzen sich zwar dagegen, weil ihnen bange wurde, der Bruthahn möge in ihrer Abwesenheit einen Budel machen: sie ließen sich aber doch von ihr überlisten, und sie gieng ihres Weges, nachdem sie vorher das Nest noch einmahl in Ordnung gebracht hattte. Als sie nun über den dritten Tag ausblieb, durchsuchte man das Nest, und fand statt der 60 fl. lauter eckigte Scherben untergelegt, auf denen es sich eben nicht sanft gesessen haben mochte. (D. Ztg. 1784. S. 183.)

In Görlitz kommt ein Mann an, eine kleine kugelrunde Figur, mit einem platten rothen Gesicht, aus dem die Gutmüthigkeit selbst zu lachen scheint. Er trägt eigenes Haar, und einen dunkelbraunen mit goldnen Rundschnuren besetzten Rock, vom Kinn bis unter dem vollen Bauch zugeknöpft: so habe ich ihn selbst gesehen, den künstlichen Mann, und — hören Sie seine Kunst. Er logirt sich im blauen Löwen ein, und erkundigt sich daselbst sehr genau nach den Umständen des Herrn S..., eines wohlhabenden Krämers. Endlich geht er selbst zu ihm, und überbringt einen Brief an dessen Frau von ihrem Sohne erster Ehe, der in die Welt gegangen ist, und vor 15 Jahren zum letzten mahl aus Zerbst geschrieben hat. Nach vielen Fragen und Antworten sagt der Fremde: ihr Sohn lebe noch, er habe in Indien eine genaue Freundschaft mit ihm aufgerichtet, und da er nach Deutschland gegangen, einen Brief an seine Mutter von ihm erhal-

halten, den er ihr selbst übergeben sollte, wenn sie noch am Leben wäre. Ferner sagt er: ihr Sohn sey glücklich gewesen, habe ein Vermögen von 60,000 Rthlr. erworben, und schicke seiner lieben Mutter zum Beweis seiner kindlichen Liebe einstweilen ein kleines Geschenk von 500 Stück Ducaten, dem er selbst in Person nachfolgen würde. Dieses alles wußte der geschickte Mann mit so viel Zweydeutigkeiten zu durchweben, daß die guten Leute endlich in ihn drangen, sich selbst für ihren Sohn zu erklären. Die Freude der Familie war nun ohne Grenzen; obgleich die Mutter unter andern Bedenklichkeiten auch die hatte, daß der wieder gefundene Sohn kleiner von Statur sey, als der verlorne. Allein der Indienfahrer stellte sie damit zufrieden, daß er sagte: zu Schiffe kriecht man ein; und nach Pässen und Attestaten vergassen sie, zu fragen. Die 500 Ducaten befanden sich, nebst einer Stange Gold, Perlen und andern orientalischen Kostbarkeiten bey seinen übrigen Sachen, und wurden täglich mit der Breslauer Post erwartet: blieben aber zur großen Verwunderung des Herrn Sohns und der Eltern aus. Da ihnen nun die Sache verdächtig zu werden anfieng, suchte er ihre Leichtgläubigkeit auf einen andern Gegenstand zu lenken. Er brachte einige Wechselbriefe zum Vorschein, welche in Herrenhuth zahlbar gemacht werden sollten. Dieserwegen wurde eine Fuhre dahin veranstaltet, und der Vater mit der ältesten Tochter begleiteten den vermeinten Sohn unter den Segenswünschen der Mutter und übrigen Geschwister. Zu Herrenhuth fand sich aber der Kaufmann nicht, der die Gelder auszahlen sollte. Nun gab er vor, er müsse in Zittau seyn. Auch dahin wurde gefahren. Unterwegs bat der Sohn den Vater um 5 Rthlr. Münze, wofür er ihm hernach

einen Louisd'or geben wolle, und schlug vor, ehe sie nach Zittau führen, erst nach Kumburg zu gehen, wo eben Jahrmarkt sey. Dieses geschah: man schmauste weidlich auf die Hoffnung der ostindischen Schätze los, und des Abends, da man mit einer Streu vorlieb nehmen mußte, bat sich der Herr Sohn noch des Vaters Geldbeutel und Uhr zur Verwahrung aus, die aber glücklicher Weise die Tochter schon in Sicherheit gebracht hatte. Des Morgens war der Vogel ausgeflogen, und der betrogene Vater mußte die Zeche bezahlen. — Ob die Neigung, ohne Mühe reich zu werden, welche die Auswanderungen, das Lotto und andere schädliche Glücksspiele unterhält, hier auch mitgewirkt habe, will ich nicht entscheiden: genug, daß die Geschichte vor ähnlichen Betrügern warnt, und ihre Bekanntmachung vielleicht dazu hilft, diesem das Handwerk zu legen.

(D. Ztg. 1785. S. 332.)

Der Cantor St.... aus Seehausen, in der Altmark, wollte seinen Sohn besuchen, der nicht weit davon Prediger ist. Der alte redliche Mann war noch nie in Berlin gewesen, und hielt sich darum einige Tage daselbst auf, die Merkwürdigkeiten dieser großen Stadt zu besehen. Er war vor Erstaunen ganz außer sich, über alles, was Friedrich II. zur Aufnahme und zur Verschönerung derselben während seiner weisen und männlichen Regierung beygetragen hat, und was er noch immer darauf verwendet. Voll Verwunderung blieb er auch auf der langen Brücke bey der Statue Friedrich Wilhelms stehen, und erinnerte sich dabey seiner grossen Thaten. Als er da so stand, und dachte, daß dieser große Churfürst für die Ruhe und Freyheit des deutschen Vaterlandes zu seiner Zeit eben das war, was jetzt dieser König ist, und daher herzlich wünsch-

wünschte, zu dem Leben dieses wichtigen Mannes den Rest des seinigen zulegen zu können: so trat ein Soldat zu ihm, dem Gutmühigkeit und Ehrlichkeit aus dem Gesichte lachten, der aber im Herzen ein Schelm war, und nicht verdiente unter Friedrich zu fechten. Dieser sprach zu dem Cantor: „ich „sehe, daß Sie ein Fremder sind. Wollten Sie „nicht um die Statue herum gehen: weil auf der „Rückseite auch viel Schönes zu sehen ist?" Und so gieng er voraus, und der Fremde folgt ihm. Auf einmahl bückt sich der Soldat, hebt mit Freuden einen da liegenden Geldbeutel auf, öfnet ihn, und zieht ein Goldstück heraus. „Sehen Sie, wie „glücklich ich bin! Ein solches Stück habe ich in „meinem Leben noch nicht gesehn? Wie viel gilt „es wohl?" Der alte Mann besieht es, sagt ihm, es sey eine Caroline, und wünscht ihm Glück zu seinem Fund. Ein anderer Soldat, der es in einiger Entfernung bemerkt hat, beträftigt es, und setzt dazu, daß es 6 Thlr. gelte. „Nu, sagt der Finder, „da ich in Ihrer Gesellschaft so glücklich gewesen „bin, will ich meinen Fund mit Ihnen theilen. „Geben Sie mir drey Thlr. heraus!" Der alte ehrliche Mann dachte nicht, daß in der königl. Uniform ein Betrüger stecken könne, und hätte sich beynahe anführen lassen; aber da der Soldat immer stärker in ihn drang, jemehr er sich weigerte, die 3 Thlr. anzunehmen, und da er zuletzt sich sogar erbot, ihm das Goldstück für 2 Thlr zu überlassen: so merkte er, worauf es mit dem ganzen Funde abgesehen war, und überließ dem schelmischen Finder sein Glück allein.

(D. Ztg. 1785. S. 388.)

Die Gerechtigkeit verbietet aber nicht allein vorsätzliche Verletzungen fremdes Eigenthums,

durch Raub, Diebstahl und Betrug aller Art: sondern auch unvorsätzliche Beeinträchtigung desselben durch muthwilliges Borgen, ohne zu wissen, wovon man bezahlen kann; durch Vorenthaltung gefundener oder zur Aufbewahrung empfangenener Dinge; durch Verschwendung fremder Gelder, in der Hoffnung, sie wieder zu ersetzen u. dergl. Beyspiele solcher Vergehungen stehen im ersten Th. S. 551. und 2ten Th. S. 62. 80. 286-290. welchen noch folgende beyzufügen sind.

Die schon bejahrte Aufwärterin des Professor E..., in Berlin, ein sonst nicht unkluges Weib, aber etwas unordentlich und von heftigen Leidenschaften, war dem Lottospiel so sehr ergeben, daß sie erst all ihr eignes Hab und Gut zu dem zauberischen Glücksrad hintrug, alsdenn viele Schulden machte, ihre brave Tochter, die bey dem Fräulein v. B. dient, um alles Geld und alle nur möglichst zu entbehrenden Kleidungsstücke brachte, und endlich sich an ihres Herrn Geld und Sachen vergriff, auch verschiedenes von den Kaufleuten auf seinen Namen borgte. Alles dieses trug sie in den Glückstopf und hoffte und harrte, daß eine Ambe oder Terne für sie heraus kommen sollte; wovon sie das Versetzte wieder einlösen, ihre Schulden bezahlen, daß Gestohlne vergüten und noch genug übrig zu behalten gedachte, um ihre übrigen Tage herrlich und in Freuden zu leben. Es ist leider! bekannt genug, daß sehr viele unsrer Mägde und Bedienten durch solche alberne Hoffnungen, die sie sich vom Lottospiel machen, zu Spitzbuben und

Haus-

Hausdieben werden, und statt des Schlaraffen-Lebens, das sie sich geträumet hatten, ins Zuchthaus und an die Karre kommen: aber noch bey keinem traf wohl das alte Sprichwort, daß Hoffen und Harren manchen zum Narren mache, so augenscheinlich ein, als bey dieser Frau. Als die gehoffte Terne immer nicht kam, und sie ihre Unordnung und verübte Betrügereyen nicht länger verbergen konnte, kam sie so sehr vom Verstande, daß sie an einem frühen Morgen das Küchenmesser nahm, und sich vier starke Wunden damit beybrachte. Man fand sie im Blute liegen, verband sie, und erhielt ihr das Leben noch über eine Woche. Während dieser Zeit kam sie zur Erkenntniß, gestand manche von ihr begangene Untreue, verfluchte das Lotto, und starb als ein Opfer der albernen Begierde, ohne Mühe reich werden zu wollen. (D. Ztg. 1785. S. 170.)

Dem Obersten von Speth, in Braunschweig, vom Riedeselschen Regimente, wurde 1784. eine alte längst vergessene Schuld bezahlt, von der sich die Zinsen zum Kapital wie 9 zu 10 verhielten. Aus Scham, so lange schuldig gewesen zu seyn, hatte sich der ehrliche Bezahler nicht genannt: daher der Hr. Obrist folgenden Empfangschein in die öffentlichen Anzeigen setzen ließ.

„Vermöge eines aus hiesigem fürstlichen Postamt am 29ten October mit der Post erhaltenen Briefes, datirt den ersten October 1784. ohne weitere Signatur noch Nahmensunterschrift, soll ich folgendes in das hiesige Intelligenzblatt setzen lassen: "daß ich durch die Post ein versiegeltes Päckchen mit bewustem Inhalt richtig erhalten, bescheinige verlangtermaßen hiermit;" welches ich denn auch hierdurch mit dem besten und dankbarsten Her-

zen

gen thue, und nur noch hinzufüge, daß es mir sehr schmerzhaft ist und bleiben wird, daß ich den so edel und rechtschaffen denkenden Mann nicht wissen soll, der mir auf diese Art eine so alte Schuld bezahlt, ohne mir die Gelegenheit zu lassen, mich selbst bey ihm zu bedanken, und ihm meiner Freundschaft und Verehrung zu versichern. Ich muß leider bekennen, daß es mir bisher unmöglich ist, mich weder der Person, noch der Schuld-Summe, zu erinnern, und würde unendlich erfreuet seyn, wenn derselbe sich mir zu erkennen geben wollte, warum ich bitte. Braunschweig, den 11ten Nov. 1784."

Gemeiniglich bedienen sich die Glaubiger des Sprüchworts: lang geborgt, ist nicht geschenkt, um träge Schuldner dadurch an ihre Pflicht zu erinnern: aber dieser Ehrenmann scheint die rechte Absicht desselben gewußt zu haben, welche mehr auf die Schuldner, als auf die Gläubiger geht. Denn leider! bedarf der eigenliebige Mensch zu seinen Forderungen selten ein Erinnerungsmittel; und zu seinen Pflichten kann er sich deren nicht genug machen. Hier verdient die bloße Erfüllung der Schuldigkeit auch deswegen kein geringes Lob, weil sie jenes Vorurtheil niederträchtiger Leute, daß man eine Schuld, welche der Gläubiger vergessen hat, oder leicht entbehren kann, wie bey dem Hrn. Obrist der Fall war, nicht zu bezahlen brauche, thätig widerlegt. (D. Ztg. 1784. S. 385.)

Ein Landgeistlicher in Schlesien, fand unter den alten Predigt-Concepten seines Vaters, dem er im Amte gefolgt war, einen ansehnlichen Wechsel, den Friedrich d. G. noch als Kronprinz ausgestellt hatte. Nach langer Ueberlegung, was damit anzufangen sey, beschloß er endlich, das Papier unmittelbar an den König zu schicken und fol-

gen:

gendes dabey zu schreiben: "Die Inlage habe ich unter den Papieren meines Vaters gefunden. Ich weiß nicht, ob es durch dessen Nachlässigkeit geschehen ist, daß diese Verschreibung nicht vernichtet worden, oder was es sonst für eine Beschaffenheit hat, und überlasse sie daher Ew. Maj. gnädigster Disposition ꝛc." Der König antwortete dem Pastor in den gütigsten Ausdrücken von der Welt, daß er sich des Empfangs der im Wechsel benannten Summe wohl erinnere, und wenn auch ein Irrthum dabey vorgehen solle, so sey es billiger, daß er den Schaden trage, als der Pastor. Er habe deshalb schon Befehl gegeben, daß ihm das Capital mit den Interessen ausgezahlt werden solle. Dieser erhielt auch wirklich mehr als den 3fachen Werth des Capitals: weil die Zinsen seit 45 Jahren so hoch aufgelaufen waren. — Da dieses nun in der Nachbarschaft bekannt wurde, fand eine gewisse Edeldame auch eine sehr geringe Schuldverschreibung des Königs, die er an ihren verstorbenen Mann, bey Gelegenheit einer jugendlichen Lustbarkeit ausgestellt hatte, wo ihm dieser zum Gesellschafter diente. Diese Dame schrieb fast mit denselben Ausdrücken, wie der Pastor, an den König, und sie erhielt auch eine eben so gnädige Antwort, des Inhalts: daß sich der König der Gefälligkeit ihres verstorbenen Gemahls sehr wohl erinnere; weil aber die in dem Wechsel benannte Summe viel zu gering sey, seine Erkenntlichkeit dadurch zu bezeigen: so erhebe er sie, zur Versicherung seiner gnädigsten Affection in den Grafenstand. — Es war Schade, daß diese Dame keine Kinder hatte, die sich diese Gnade zu Nutze machen konnten; indem ihr die Auslösung des darüber ausgefertigten Patents, nach der eingeführten

Stem-

Stempel- und Sportul-Taxe weit mehr kostete, als der Wechsel betrug. (D. Ztg. 1784. S. 15.)

— — Ein Berliner Jude, Nahmens Asche Benjamin, ließ am 9. dieses folgendes in die Zeitung setzen: „Da ich gestern einen Brief mit Gelde „gefunden habe: wer solchen verloren hat, und „sich gehörig dazu legitimiren kann, beliebe sich „bey mir zu melden, und selbigen nach Abzug der „Kosten in Empfang zu nehmen.“ Wer wird nun noch zweifeln, daß es eben so wohl ehrliche Juden, als betrügerische Christen giebt?

(D. Ztg. 1784. S. 407.)

In Bayreuth zog man 1790. einen Scribenten bey der fürstl. Rentey gefänglich ein, der seit 8 Jahren auf 15000 fl. unterschlagen hatte. Die Ursache dieser Treulosigkeit war keine andere, als der Hang, nach der Mode auf einen glänzenden Fuß zu leben. In Rücksicht seiner verdienstvollen Familie wurde dieser Verbrecher nur mit vierjähriger Zuchthausstrafe belegt.

Einige Wochen darauf, entwich ein Scribent aus dem dasigen Hofkastenamt, der seinen Prinzipal durch unterschlagene Quittungen und falsche Liquidationen um mehr als 2500 fl. zu betrügen wußte. Er hinterließ einige Briefe, in welchen er den hintergangenen Beamten um Verzeihung bat, und seine Verwandte — eine zahlreiche, angesehene und verdienstvolle Familie — anflehete, daß sie den zugefügten Schaden ersetzen möchten. Da dieß nun nicht geschahe, und der Thäter sich durch die Flucht gerettet hatte: so wurde er durch Kuriere verfolgt, und zu Eger in Verhaft genommen. Daselbst wurde er von der böhmischen Garnison einigen bayreuthischen Invaliden ausgeliefert. Er sollte in einer

Chaise

Chaise dahin gebracht werden: aber die Sorglosigkeit seiner Begleiter gab ihm Gelegenheit, sich wenige Stunden von da auf freyer Straße mit einer verborgenen Pistole zu erschießen. In seiner Tasche wurde ein unterwegs mit Bleystift geschriebener Brief vorgefunden, worin er unter anderm sagt:

„Diese Zeilen sollen mich mit Euch, ihr Theuersten, die ihr Antheil an meinem Schicksal nehmt, aussöhnen, wenn ich nicht mehr bin und wenn mich die Verfolgungen zur Ausführung meines Entschlusses bringen. — Geschwisterte, verzeihet Eurem unglücklichen Bruder, und wollt ihr seine Seele vom Fluch erretten, so sucht, so viel als möglich, meinem gewesenen Principal den ihm zugefügten Schaden zu ersetzen. Er hat auf keine Art durch Mangel an Nachsicht einigen Antheil. Gott wird es Euch wieder segnen: lebt wohl! Unglückliche Braut! vergiß den, der dich täuschte; doch verzeihe und bete für ihn. — Freunde und vormahlige Kameraden, verzeihet, lebt wohl und nehmt ein Beyspiel an mir!"

So endigte ein junger Mann von noch nicht dreyßig Jahren sein Leben, als ein Opfer des modischen Luxus und der feinen Lebensart, die ihm mehr kostete, als er einzunehmen hatte, und seine sittlichen Grundsätze so sehr abschliff, daß sie ihre Gültigkeit verloren. Hätte er mehr Gewissenhaftigkeit und reinere Begriffe von Pflicht und Ehre gehabt: so könnte er dem Staate vielleicht in wenig Jahren viel genutzt haben. Mitleidsvoll bedeckt der Menschenfreund gern mit dem Schleier der Vergessenheit eine That, die der Unglückliche so theuer büßen mußte: aber er kann es nicht ohne Unwillen ansehen, wenn der große mit dem Strohme schwimmende Haufe, der alles nur nach dem Erfolge beurtheilt, die begangene Treulosigkeit noch rechtfertiget, und wenn empfindelnde Dichterlinge auf den Verbrecher, der sich an fremden Gut vergreift, und

sich

sich umbringt, anstatt durch Fleiß und Sparsamkeit die Wiedererstattung zu bewirken, Grabschriften ausstreuen — [denn setzen kann sie die Obrigkeit nicht lassen] — wie diese:

„Ruhe sanft ädler Jüngling! schlummere und ruhe! Du warst ädel — warst von Natur ädel und — zogst dich selbst. Ein Jugendfehler — — — den wird dir Gott verzeihen — Ruhe sanft, du hast's vollbracht, hast der Gerechtigkeit — hast ihr mehr geopfert, als sie verlangen konnte, — mehr, als ihr lieb seyn wird. Der Rächer schweigt — Toben und brausen ist einem Theil der Menschen eigen — den Weisen nicht. Du hast auch getobet — doch! du bist entschuldiget. Jeder, der ein Mensch ist, spricht dich frey, aus Menschheit frey — Ruhe sanft, wir segnen dich und vergessen gerne — mit Herzenswonne deine Schuld."

Diese Grabschrift ist, meines Erachtens, ein eben so trauriges Beyspiel von Verkehrtheit der Begriffe, als die Verbrechen selbst, die sie entschuldigen, oder gar verädeln soll, wenn es möglich wäre, Schwarz in Weiß zu verwandeln. Es ist freylich leider! mehr als zu gewöhnlich, daß man in der feinen Gesellschaft vom sogenannten guten Ton, auch den anerkannten Verbrecher, der sich zu produciren weiß, so lange er nicht öffentlich mit der peinlichen Justitz in Händel geräth, passiren läßt; daß dem verächtlichsten Niederträchtigen der Eingang in die glänzendste Assemblee offen steht, wenn ihn Geburt, Rang und Rock dazu berechtigen, und daß ihm darinne der Vortritt vor dem anerkannten hervorstechendsten Verdienst ohne Geburt und Rang gestattet wird: aber man läßt es doch meistens bey den hergebrachten Höflichkeitscerimonien bewenden, und nennt einen solchen glänzenden armen Sünder etwa einen artigen, feinen, charmanten Mann kei-

nen ädlen. Aedel ist mehr, ist höherer Art, als das Gewöhnliche. Ein ädler Mensch muß nicht allein so gut und brav seyn, als man von jedem fordern kann, der nicht schlecht seyn will: sondern er muß die gewöhnlich guten und braven Leute übertreffen. Er muß nicht blos seine Hände von fremdem Gut rein halten: sondern er muß Aufopferungen für Andere machen, und zwar vom Seinigen. Wie kann man nun denjenigen ädel nennen, der nicht etwa in der Aufwallung der Leidenschaft einen Fehltritt begeht, sondern der mit kaltem Blute falsche Liquidationen macht und Quittungen unterschlägt? War er's je, und erzog er sich, wie die Grabschrift sagt, selbst: so ist er zu bedauern, daß seine Erziehung so schlecht gerathen. Eben so unschicklich ist es, einen Mann, der über 21 Jahre hinaus ist, ein öffentliches Amt hat, und heurathen will, mit seiner Jugend entschuldigen zu wollen. Gott wird ihm freylich verzeihen, so wie jeder Menschenfreund, der den Gang des geselligen Lebens und die Reitze der Verführung kennt: aber der Gerechtigkeit hat er nicht mehr geopfert, als sie verlangen konnte. Sie verlangt Wiedererstattung des ungerechten Gutes. Er muß die entwendete Summe, wenn er kein eignes Vermögen hatte, durch Arbeit zu erschwingen suchen, und wieder bezahlen: die Erfüllung dieser unnachläßlichen Pflicht, von der auch keine Obrigkeit und Gott selbst nicht zum Nachtheil des Beraubten dispensiren kann, hat er sich durch den thörichten Selbstmord unmöglich gemacht, und sich dadurch zugleich der verdienten Strafe entzogen.

(D. Ztg. 1790. S. 576—580.)

Ueberhaupt kann man nicht gerecht seyn, ohne in allen Geschäften mit Andern, die das Mein und Dein betreffen, die strengste Redlichkeit zu beobachten.

Der Kronprinz von Dännemark geht einmal, wie er oft thut, unbekannt, im Ueberrocke aus. Weil es kalt ist, und er keine Handschuhe bey sich hat, geht er in einen Laden, um sich ein Paar Handschuhe zu kaufen. Die Frau im Laden fordert 12 Schillinge für das Paar, sieht ihn aber dabey an, und sagt: „es scheint, daß der Herr ein Officier ist, und die haben immer nicht viel übrig; ich will Ihnen das Paar um 10 Schillinge lassen.„ Der Prinz giebt ihr eine Banknote. — „Ja lieber Herr, ich kann nichts als Kupfergeld herausgeben.„ Der Prinz geht aber weg. Die Frau sieht den Bankzettel an und es ist eine Banknote von 5 Thalern. Sie läuft ihm geschwind nach, und ruft: „der Herr hat sich versehen, er hat mir 5 Thaler gegeben.„ Ein Begleiter des Prinzen aber sagt ihr auf dessen Befehl: „geh sie nur ruhig nach Hause. Der Kronprinz von Dännemark kann einer ehrlichen Frau schon 5 Rthlr. für ein Paar Handschuhe geben.„

(D. Ztg. 1785. S. 112.)

Im Militärspitale in Wien starb ein Recrute, der erst vor ein paar Monaten war angeworben worden. Vor seinem Ende gab er von dem Gelde, das er bey sich hatte, einige Gulden seinem Beichtvater, daß er einige Messen für ihn lesen sollte, und den Rest, der in 11 Gulden und 22 Kreuzern bestand, befahl er, dem Kaiser einzuhändigen. „Denn es ist Pflicht, sagte er, daß ich dem Kaiser

an

an den Kosten, die ich ihm im Spitale verursacht habe, wenigstens so viel mir möglich ist, ersetze."

(D. Ztg. 1784. S. 24.)

Zu Klein-Liebringen, einem Freyherl. von Hollebenschen Gerichtsdorf im Schwarzburg-Rudolstädtischen, besuchte der alte Schulze, David Werner, seinen Gerichtsherrn, der sich mit diesem erfahrnen Greise gern über landwirthschaftliche Gegenstände unterhält. Der Gerichtsherr hatte einen Vorrath von Heu liegen, der ihm überflüßig war und im Wege lag. Er bot ihn daher dem Schulzen zum Verkauf an, der viel Heu für Fuhrleute braucht, die bey ihm ausspannen. Der Antrag war ihm willkommen, er besah es, und der Verkäufer forderte, weil es wegen der Lage nicht genau zu schätzen war, auf gerade wohl 12 Thaler dafür. Der 74jährige sachverständige Greis schüttelte sein ehrwürdiges weises Haupt, und sagte seinem gnädigen Herrn frey heraus: dies sey zu viel gefordert. Diesem that es Leid, wider seinen Willen eine zu hohe Forderung gethan zu haben; und da er dem Schulzen zu eben der Zeit 7 Rthlr. für Holz zu bezahlen hatte: so bot er ihm das Heu dafür an. David Werner schüttelte aber wieder und sagte: das geht auch nicht an. Der Gutsherr ward sehr betroffen darüber, daß dieses noch zu viel seyn sollte, und fragte ihn: was er denn geben wolle? — Und die Antwort war: zehn Thaler; mehr gebe ich nicht, und für weniger nehme ich es auch nicht. Alles Zureden, daß er es gegen die Holz-Schuld von 7 Rthlr. annehmen möchte, war vergebens.

(D. Ztg. 1789. S. 255.)

Da wir nun unsern Nebenmenschen auch dann nicht sein Eigenthum verletzen dürfen,

wenn unser eigner Nutze dabey im Spiel ist: so ist es unstreitig ein weit größeres Verbrechen, aus bloßem Haß, Neid, Muthwillen oder Schadenfreude, sein Haus anzuzünden, seine Saat zu verderben, seine Bäume zu beschädigen, sein Vieh zu tödten; ohne daß solche Satanische Bosheit uns selbst Vortheil bringt.

Es giebt Stufen in der Bosheit, so wie in der Güte des Menschen, und eine der niedrigsten, die den Halbengel tief unter das Vieh bis zum Satan herabwürdigt, ist gewiß der Baumfrevel. Ein Bube, der Bäume wissentlich und muthwillig verderbt, ist ärger als ein Galgendieb und Straßenräuber, der fremdes Gut antastet. Vor dem Richterstuhl der Menschenliebe kann dieser Entschuldigung finden, weil ihn vielleicht die Noth zum Verbrecher machte: aber jener zerstört das Werk Gottes und des menschlichen Fleißes, beraubt seine Zeitgenossen und die Nachkommenschaft zugleich des göttlichen Segens, ohne daß er selbst Nutzen und Genuß davon hat, aus bloßer höllischer Schadenfreude — ihm muß die Menschenliebe selbst die Hand ab erkennen. Ihr dauert mich, ihr bessern Menschen und Christen in Edelfingen! daß ich euren Wohnort vor dem deutschen Publikum von einer so schlimmen Seite darstellen muß: aber, das Uebel ist zu groß, es muß ein heroisches Mittel versucht werden, ihm Einhalt zu thun; und jeder Vernünftige wird von selbst denken, daß, wenn eine Seuche an einem Orte herrschet, doch immer eine große Anzahl Einwohner davon befreyt bleibt. Also zur Sache.

In dem eine Viertelstunde von der deutschmeist. Residenz Mergentheim entfernten Orte Edelfingen, der außerordentlich vortheilhaft zur Baumzucht gelegen ist, herrscht der gottlose Gebrauch, daß wenn ein Einwohner sich von einem andern beleidigt glaubt, er aus Rache seinem Mitbürger heimlich die Bäume abschälet, oder abhauet, das Obst unreif abschüttelt, daß Gemüse auf dem Acker verderbet: und diese Bubenstücke fallen so häufig vor, und werden so heimtückisch begangen, daß es der Justiz bis jetzt nicht möglich war, ihnen durch gerechte Strenge Einhalt zu thun. Vor einigen Jahren wurden z. B. in allen dem hohen deutschen Orden zugehörigen Landen die Kirchweihfeste auf den Tag Martini verlegt. In Betracht des Orts Edelfingen, welcher zur Hälfte deutschordisch ist, dessen andere Hälfte aber dem Grafen von Hatzfeld und den Freyherren von Adelsheim gehört, wurde dießfalls bey den Mitherrschaften von Seiten des hohen Ordens requirirt, welche auch, überzeugt von dem Nutzen fürs gemeine Beste, sogleich dem Gesuch beypflichteten, daß auch hier die Kirchweihe, statt sonst am Laurentii künftig am Martinis-Tag gehalten werden solle. Kaum war dies unter einem gewissen Theil der dasigen Bürger bekannt, so wurde sogleich dem im Ort wohnenden Freyherrl. Adelsh. Beamten, Herrman, in einer Nacht auf seinem Krautstück alles Kraut, welches im schönsten Wachsen stand, nebst den übrigem Gemüße rein abgehauen, und auf andern Güterstücken wurden ihm die Bäume geschält. Der nun verstorbene damahlige Pfarrer Schmidt eiferte wider dieses sträfliche Betragen einiger seiner Zuhörer auf der Kanzel, und machte es ihnen zur Pflicht, sich den Befehlen der Herrschaft, als christliche Unterthanen willig zu fügen. Was geschah?

schah? — auch ihm wurde das Kraut und Gemüsse abgehauen, und ganze Rotten von unruhigen Köpfen gesellten sich vor seine Wohnung und schrien ihm bey Nachtzeit alle Grobheiten zu. Dem deutschordischen Schulzen wurden die Birnen unreif vom Baum geschüttelt, daß er sie in Säcken abtragen und die Schweine damit füttern mußte. Auf einer Adelsheimischen Wiese, wo theils zum Schutz des Grases, theils wider das Anlaufen zu den Bäumen, Planken von Holzstämmen gesetzt waren, wurden diese einige Jahre nacheinander bey nächtlicher Weile losgerissen und in die Tauber (Fluß) getragen, ob sie gleich immer in 5 und mehr der stärksten Tannenbäumen bestanden. Bey Erledigung der dasigen Pfarrstelle, wozu das hochfürstl. Hohenlohe-Ingelfingensche Consistorium Subjecte vorschlägt, die der hohe Orden und die Herren von Adelsheim aber confirmiren, wollte ein Theil der Bürgerschaft, aus besonderer Veranlassung, sich das Recht der Wahl beymessen; und gewisser Ursachen wegen einen gewissen Vikar S... zum Pfarrer haben! Einem Bürger Joh. Georg Pier, der sich nur etwas zu laut beygehen ließ, zu sagen: daß man darin die Herrschaften gewähren und wählen lassen möchte, wurden sogleich von einem oder mehrern der Gegenpartey seine älteren Bäume abgeblattet und die jüngeren abgestutzt. Nur erst vor einigen Tagen wurde bey hellem Tage von drey unter dem zu Mergentheim liegenden Kreißmilitär sich befindenden Soldaten die unlöbliche That begangen, daß sie von hier an längs der Tauber auf den Wiesen, wo sie die Wege bey jetziger Jahreszeit verdorben fanden, und vielleicht darüber ungehalten wurden, alle junge Bäume, welche schon die Dicke eines Stuhlfußes hatten, und sich am Wege fanden, mit den Seitengewehren

ren abstutzten. Ein hiesiger Bürger, dessen Bäume mit verdorben worden, war so glücklich die Thäter zu erfahren, nahm eine abgehauene Baumskrone, gieng damit zu dem würdigen Hauptmann Hr. von Plarer, welcher den Hauptthäter mit einem tüchtigen Stockprügel exemplarisch abstrafen ließ. Die zwey anderen müssen 3 Wochen Strafwachen thun, alle drey aber 6 Wochen lang das Seitengewehr zu tragen sich enthalten, außer wenn sie im Dienste sind.*)

Ich überlasse jedem, über die Abscheulichkeit solcher Unarten zu denken, was ihm sein unverdorbenes Herz eingiebt, und mache nur die kurze Anmerkung: daß es meines Erachtens allerdings von guten Folgen seyn dürfte, wenn die Herren Landgeistlichen und biedern Schullehrer die Jugend von Zeit zu Zeit bey öffentlichen Lehrstunden davon unterrichteten, daß sich jede solche häßliche That leicht an ihrem Frevler selbst rächen kann. Denn wie oft tritt nicht der Fall ein, daß Güterstücke einem solchen boshaften Zerstörer des Fleißes seiner Nebenmenschen durch Handel, Kauf und Erbschaft zu Theil werden, auf denen er sich selbst eine Sandsäule setzte: weil er nun den Acker ohne Bäume antreten muß. (D. Ztg. 1791. S. 345:350.)

Ein begüterter Bauer in Walnitz bey Löwenberg in Schlesien, wollte seinem Sohne, der das Schmiedehandwerk gelernt hatre, in dem nahe ge-

*) Es wäre wohl gut, wenn die Soldaten in Friedenszeiten niemahls mit ihrem Gewehr, außer im Dienste erscheinen dürften: so wie alle übrigen Professionen und Stände ihr Werkzeug nur dann bey sich führen, wenn sie es brauchen. Es würde dadurch manches Blut in Schenken und Wirthshäusern unvergossen, und mancher am Heimwege stehende Baum unbeschädigt bleiben.

legenen Dorfe eine Schmiede bauen. Er hielt bey dem Hrn. Landrathe des Kreises um die Erlaubniß dazu an, und sie wurde ihm verwilligt. Der dasige Schmid setzte sich sehr heftig dagegen, ob er gleich bey gutem Vermögen, auch ziemlich bey Jahren ist, und keine Erben hat, für die er sparen müßte: aber seine Einwendungen wurden nicht geachtet; weil er kein Recht hatte, in dem Dorfe allein zu schmieden. Darüber wurde der Mann so aufgebracht, daß er auf die abscheulichste Rache dachte, die man unter gesitteten Menschen und Christen für unmöglich halten sollte, wenn die Sache nicht wirklich geschehen wäre. Er verlangte in Löwenberg 2 Pfund Gift zu kaufen: aber der Apotheker gab ihm nur eins, und dieses kaum auf das Zureden einiger Bürger, die den Schmid als Pferdearzt kannten, und denen es glaublich schien, daß er es zu Pferdecuren brauchen könnte. Ein anderes Pfund holte er also aus einem andern Orte. Nun wollte er mit diesem Gifte den Brunnen seines Zunftgenossen vergiften, so rasend machte ihn der Nahrungsneid: aber zum Glück besann er sich noch, daß dieses vielen Unschuldigen das Leben kosten möchte, ohne daß es vielleicht den beträfe, den er umbringen wollte. Endlich kam er auf den eben so abscheulichen Gedanken, das Gift auf die Wiese des Mannes zu streuen, und führte ihn aus. Alles darauf gehütete Vieh fiel nun plötzlich todt darnieder, welcher Schade auf 185 Rthlr. taxirt ist. Man untersuchte die Wiese, und fand Kleyen, mit Arsenicum vermischt, umhergestreut. Ein Mann, der es kostete, mußte sich sogleich erbrechen. Dem Kühjungen fiel aber ein, daß der Schmid einmahl zu ihm gesagt habe: deinem Bauer wird das Schmiedebauen wohl vergehen. Darauf wurde er in Verhaft genommen, und bekannte seine Un-

that; gestand auch, er sey erst Willens gewesen, seinem eingebildeten Feinde das Haus anzustecken, habe aber befürchtet, das seinige zugleich zu verlieren. (D. Ztg. 1785. S. 250.)

5. Da wir auch verbunden sind, die Ehre des Nächsten zu befördern: so ist es ungerecht, ihn hinter dem Rücken zu verläumden, ins Angesicht zu beschimpfen, seinen guten Nahmen durch Schmähschriften zu verunglimpfen, oder auf irgend eine Weise um die Achtung Anderer zu bringen. Der Verlust der Ehre ist oft von schrecklichern Folgen, als der Verlust des Vermögens, und bringt den mit Schande gebrandmarkten Unglücklichen oft um seine ganze Wirksamkeit, und macht ihn unfähig, in der Lage, worein er dadurch geräth, auf dem Wege der Vervollkommnung fortzuschreiten. So gieng es z. B. dem Churſächsischen Gesandten von Gersdorf, (m. s. S. 58. dies. Th.) Ein zweydeutiges Wort, ein höhnisches Achselzucken, eine elende Witzeley, gegen einen Mächtigen über den Mann von Verdienst, ist nicht selten Schuld, daß dieser verkannt und ungenutzt bleibt, während daß ein empfohlner Taugenichts den Platz mißbraucht, den er zum Wohl des Staates verwaltet hätte. Die Gerechtigkeit

erfordert daher, daß wir äußerst behutsam seyn müssen, etwas zu sagen oder zu thun, das der Ehre des Andern schaden könnte.

Vor einigen Jahren wurde in Z... ein zum Predigtamt vorzüglich geschickter Candidat, der von allen seinen gehabten Lehrern auf Schulen und Universitäten die besten Zeugnisse erhielt, und im Examen alle an ihn gethane wichtige theologische Fragen gut und gründlich beantwortete, von dem damahligen Superintendenten, deshalb abgewiesen, weil er die subtile Schulgrille: ob Christus extensive an intensive passus sit? *) nicht recht zu beantworten wußte. Die Empfindung der Schande, abgewiesen, und des Amtes, zu dem er sich tüchtig gemacht hatte, unwürdig erkannt zu seyn, bey dem bescheidenen Bewußtseyn seines Verdienstes, schlug diesen jungen Mann so sehr nieder, daß er melancholisch wurde. Der besser denkende Nachfolger jenes Superintendentens suchte zwar sein krankes Gemüth durch eine vernünftigere und menschenfreundlichere Behandlung zu heilen: allein es war zu spät. — Die Verirrungen seines Verstandes nahmen immer mehr zu, so daß er vor kurzem nach T.. ins Armenhaus zur Versorgung und Bewahrung gebracht werden mußte. Der Vater des Unglücklichen, der an ihm die Stütze seines Alters erzogen zu haben glaubte, starb vor Gram und Herzeleid.

(D. Ztg. 1789. S. 202.)

In

*) Ob Christus auswärts oder einwärts gelitten habe? welche eben so unnütze als subtile Frage vielleicht so viel bedeuten soll: ob bey den von ihm ausgestandenen Leiden auf die Menge derselben, oder auf den empfundenen Grad des Schmerzens zu sehen sey?

In der Nachbarschaft von Lüneburg wurden einem Knechte 50 Rthlr. gestohlen. Es war sein sauer verdienter und mühsam zusammen gespahrter Lohn; und Jedermann bedauerte den armen Menschen so sehr, als der unbarmherzige Dieb, der ihn bestohlen hatte, verabscheuet wurde. Aber anstatt dieses Unglück christlich zu ertragen, und dem boshaften Thäter durch kluge Nachforschung auf die Spur zu gehen, begab sich der Knecht zu einer sogenannten Nachweiserin *), ihn zu erfahren. Diese gab ihm nicht gleich auf der Stelle Bescheid: sondern vertröstete ihn bis auf eine bestimmte Zeit, da er wieder zu ihr kommen sollte. Unterdessen zog sie die nöthigen Erkundigungen ein, was für Personen am öftersten in den Stall zu kommen pflegten, wo der Diebstahl geschehen war. Als nun der Knecht wieder kam, so nannte sie den Dieb nicht beym Nahmen: sondern sie beschrieb denselben nach seiner ganzen Gestalt und Kleidung so, daß es niemand anders seyn konnte, als der Sattler, der auf dem Hofe arbeitete, und oft im Stalle zu thun hatte. Dieser, ein ehrlicher braver Mann, war gewiß so unschuldig an dem Diebstahl, als die Sonne, und der Knecht selbst wäre nimmermehr auf ihn gefallen: aber er glaubte nun der Lügenprophetin mehr, als sich selbst, und gab es dem Sattler auf den Kopf schuld. In kurzem breitete sich das Gerücht, daß er der Dieb sey, in der Gegend aus, und der Mann litt dadurch sowohl in seiner Handthierung, als an seinem ehrlichen Nahmen. Er verklagte die Verläumder bey der Obrigkeit, und sie wurden bestraft; aber der Pöbel glaubt darum nicht

*) Anderwärts nennt man solche Betrügerinnen weise Frauen.

nicht minder an die Aussage der betrügerischen Hexe, und begeht die grausamste Ungerechtigkeit gegen einen ehrlichen Mann.

(D. Ztg. 1786. S. 165.)

Diese Pflicht scheint nun oft mit der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, dazu wir nicht weniger verpflichtet sind, in Widerspruch zu gerathen. Wir dürfen das Böse nicht gut heißen, dem Lasterhaften keine Tugenden nachrühmen, und Niemandem Vorzüge beylegen, die er nicht besitzt: und doch verringert jeder Tadel des Andern, selbst unser Stillschweigen, wenn wir um seine Eigenschaften befragt werden, die gute Achtung, in welcher er stehet, und schadet ihm an seiner Ehre.

Vorzüglich wichtig ist diese Schwierigkeit in Ansehung der Publicität. Der Recensent, der ein schlechtes Buch durch die kritische Hechel ziehet, verunglimpft unstreitig den Verfasser desselben, und bringt ihn auch um einen Theil des Gewinns, den er davon bezogen hätte, wenn es gelobt worden wäre. Und in gleichem Falle befindet sich der Geschichtschreiber, der schlimme Handlungen seiner Zeitgenossen in öffentlichen Schriften zur Warnung, so wie gute zur Nachahmung, aufstellet. Auch schreyen die-

diejenigen, die sich dadurch gekränkt finden, gewöhnlich über Ungerechtigkeit, und die Gesetze verbieten, selbst dem Verbrecher seine Schuld vorzurücken, wenn er sie durch die erlittene Strafe abgebüßt hat. Die Feinde der Publicität möchten diese heilsame Anstalt unsrer Zeiten, wodurch der Werth der Buchdruckerkunst für die Menschheit verdoppelt worden ist, auch gern zur Verläumderin und Pasquillantin machen, um den Arm der Gesetze wider sie zu bewaffnen, und das Licht, das sie zu scheuen Ursache haben, mit Gewalt auszulöschen.

Die hier liegende Schwierigkeit verschwindet aber, wenn man nur daran denkt, was der Mensch ist, und was er werden und leisten soll.

Er ist ein denkendes, vernunftfähiges Wesen, das durch freye auf Erkenntniß gegründete Handlungen immer besser werden und alles um sich her verbessern soll. Alle einzelne Glieder des Geschlechts sollen dieses einmüthig bewerkstelligen. Der sittliche Zustand eines jeden ist also eine gemeinschaftliche Angelegenheit aller. Was einer Böses oder Gutes thut, geht alle an; indem die Folgen davon ihren Einfluß auf das Wohl des Ganzen, davon jeder sei-

nen Antheil beziehet, erstrecken. Ueberhaupt dürfen daher alle von allen sagen, und — warum nicht auch schreiben? — was alle thun, es sey Gutes und Böses; — wenn es nur die lautere Wahrheit ist.

Aber eben dieser gemeinschaftliche Zweck alles Thuns, Redens und Schreibens der Menschen bezeichnet auch die Grenzen der Publicität so genau, daß der aufrichtige Freund des Guten sie nur durch Irrthum oder fremden Betrug verfehlen kann, und sich dann bey dem Bewußtseyn reiner Absichten, mit der allgemeinen menschlichen Schwäche und Fehlbarkeit trösten darf, wenn er, bey aller angewandten Sorgfalt, gleichwohl irret. Er darf und muß nähmlich nichts anders reden, oder schreiben, als — was bessert.

Die Gegenstände, die er der öffentlichen Beurtheilung blos stellet, betreffen entweder gesellschaftliche Mißbräuche, Fehler und Mängel in den verschiedenen Zweigen der bürgerlichen Verfassung, in ganzen Oertern, Ländern und Ständen herrschende Vorurtheile und Thorheiten; oder Irrthümer, Untugenden, verderbliche Leidenschaften, und strafbare Handlungen einzelner Personen. Und, in beyden Fällen ist

die

die öffentliche Darstellung, wie unzählige Beyspiele beweisen, oft das beste, ja nicht selten das einzige anwendbare Mittel, Verbesserung zu bewirken; dessen heilsame Kraft nicht blos auf diejenigen Personen und Oerter, welche die gerügte Sache unmittelbar angehet, eingeschränkt bleibt, sondern sich so weit erstrecket, als die Bekanntmachung reichet.

So sind in **Deutschland** die erweiterte Toleranz, die Aufhebung der Leibeigenschaft in den meisten Staaten, die hier und da angefangene Verbesserung der öffentlichen Gottesverehrung und des Schulwesens, die Abstellung der Jagd-Bedrückungen und des Lotto, die Verminderung des Aberglaubens aller Art, die Errichtung mehrerer Versorgungs- und Hülfsanstalten, die Abschaffung der kostspieligen Kleider-Trauer ꝛc. unverkennbare Früchte der Publicität, welche zugleich die große Wahrheit, **daß alles Menschliche immer mehr verbessert werden kann und muß** — mit diesen wirklichen Fortschritten bis in die untersten Volksklassen verbreitet hat. Wie viel einzelne Köpfe durch den Tadel gelehrter Zeitungen und Journale veranlaßt worden, ihre Gedanken

zu

zu berichtigen, und dadurch verständiger und brauchbarer zu werden; wie mancher Staatsmann und Volkslehrer durch die öffentliche Rüge seiner Fehler auf bessere Wege gebracht; wie mancher Menschenbedrücker durch die Furcht vor derselben vom Bösen zurückgehalten worden, läßt sich nicht berechnen. Auch wäre es unbescheiden, die zahlreichen Beyspiele, welche die deutsche Zeitung als Beweise dieser wohlthätigen Wirksamkeit der Publicität enthält, hier anzuführen.

Es ist also unstreitig nicht nur erlaubt, sondern es ist Pflicht, auch die Mängel unsrer Nebenmenschen, in der Absicht, sie und Andere zu bessern, zu entdecken: aber mit Liebe und Klugheit. Wenn von der Bekanntmachung kein anderer Erfolg zu erwarten ist, als daß dem Fehlenden, wenn ers auch verdiente, dadurch wehe gethan wird: so ist die Publicität ungerecht. Die bürgerlichen Gesetze haben daher den animum injuriandi (die Absicht den Andern zu kränken) mit Grund zum Charakter der strafbaren Injurien gemacht: und, fehlt es einer der Ehre des Andern nachtheiligen Bekanntmachung zugleich an Wahrheit; so wird sie zur

Ca-

Calumnie oder Verläumdung, deren Unsittlichkeit in dem Grade zunimmt, als der Erfinder oder Verbreiter derselben Vorsatz oder Leichtsinn dabey beweiset.

Lübeck. In den ersten Tagen des Oct. 1790. blies allhier Frau Fama ein Stückchen auf ihrer Trompete, durch alle Straßen, Gassen und Winkel dieser kaiserlich freyen Reichsstadt, von welchem — zum warnenden Exempel für alle und jede Mährenträger, wes Standes und Würden sie auch seyn, nicht ein einziger Ton richtig war. Eine junge wackere Bürgersfrau, die vor etwa 6 Wochen eine allzufrühe Niederkunft gehalten, und sich davon nicht ganz erhohlt hatte, wurde plötzlich von einem Zufall überrascht, daran sie in einer halben Stunde den Geist aufgab. Ihr Mann, ein rechtlicher Bürger, wurde von diesem unvermuthetem Todesfalle so gerührt, daß er im ersten Schrecken nicht wußte, was er that. Er lief im Hause auf und ab, verursachte ein ungewöhnliches Gepolter, und schrie auch nach der Gasse heraus: seine Frau wollte verscheiden. Die Nachbarn liefen herbey, einige ins Haus, ihm beyzustehen, andere blieben vor der Thüre und guckten und horchten, was daraus werden wolle. Die Vorübergehenden standen auch stille, und bald vergrößerte sich der Haufe der Gucker und Horcher so sehr, daß der Auflauf, dessen Ursache man nicht wußte, bedenklich wurde. Eine nicht weit von diesem Hause entfernte Rathsperson fand daher für gut, von der nächsten Wache 4 Mann dahin zu beordern, um mögliche Unfälle und das Eindringen unberufener Leute zu verhüten, bis man erführe, was da vorgehe. Diese

wohlgemeinte Vorsicht war nun das Signal, daß Frau Fama mit vollen Backen in ihre Trompete stieß, was die Gucker und Horcher zuvor nur unter sich gemurmelt hatten: **Der Mann hat seine Frau todt geschlagen — er hat schon Wache im Hause!** so erschallte die Nachricht laut durch alle Gassen und Straßen, und die ganze Stadt gerieth in Bestürzung über die schreckliche Mordgeschichte, die sich in ihren Mauern begeben hatte. Bey der legalen Besichtigung der Leiche fand sich dann nicht die mindeste Spur eines gewaltsamen Todes, und der betrübte Witwer hätte sein Weib viel lieber ins Leben zurück gerufen, als ihr ins Grab zu sehen. Beyläufig lehrte dieser Vorfall, daß es eine unerkannte Wohlthat ist, daß die Obrigkeiten, durch gehörige Untersuchung solcher Trompeten-Stückchen der hundertzüngigen Fama, die Wahrheit ans Licht bringen, und die Ehre ihrer Unterthanen retten. (D. Ztg. 1790. S. 784—786.)

6. Da der Mensch, ohne genaue Kenntniß seines moralischen Zustandes, und ohne richtige Schätzung seines eignen Werthes, keine beträchtlichen Fortschritte in der Vervollkommnung thun kann: so fordert die Gerechtigkeit, daß wir Andern keine Hindernisse in den Weg legen, zu dieser wichtigen Kenntniß und zum Bewußtseyn ihrer Würde zu gelangen. Darum ist es eben so ungerecht, Andere durch übertriebene, vielleicht geheuchelte Lobsprüche und Bewunderung zur Eitelkeit oder zum Hochmuth zu verleiten, als sie durch De-

müthigungen und Mißhandlungen niederträchtig zu machen, ihnen eine schlechte Meinung von sich selbst beyzubringen, und dadurch den Muth zum Guten bey ihnen zu ersticken. Der Schmeichler verletzt diese Pflicht durch unverdienten Weyrauch, den er dem Fürsten opfert, eben sowohl, als der Reiche und vornehme Thor, durch den Uebermuth, womit er den für ihn arbeitenden Landmann und Handwerker, als wären es Wesen geringerer Art, behandelt. Wenn der Menschenräuber Menschen, es sey weisse oder schwarze, wie Vieh verhandelt und zu Sclaven macht, die mit dem freyen Willen auch das Gefühl ihrer Würde als Menschen unterdrücken müssen, und vor überhäufter Arbeit nicht an ihre menschliche Bestimmung denken können: so schadet er ihrem ganzen Daseyn, da der Straßenräuber nur unser Erdenleben verkürzet. (Hierher gehörige Beyspiele sind S. 317. 394. 396 — 398. angeführt.)

7. Die Eingeschränktheit unserer Kräfte, ja selbst die natürliche Beschaffenheit unsers Geistes, daß er von der sinnlichen Erfahrung zu Vernunftideen, und von der Empfindung des Vergnügens und Schmerzens zu freyen

Entschlüssen des Willens aufsteigen, und sich allmählich verädlen soll, macht es unvermeidlich, daß auch der eifrigste Freund der Gerechtigkeit, wo nicht vorsätzlich, doch aus Versehen und Mangel an Achtsamkeit, im Wirrwarr des Lebens zuweilen Unrecht thut. Welcher Sterbliche kann sich rühmen, daß er keinem Andern jemahls körperliche Schmerzen, Geistesübel, Verlust an Vermögen und Ehre zugefügt, oder die Menschenwürde in ihm verletzet habe? Fehlen ist das tägliche Loos der Menschheit. Da nun die Verbindlichkeit der Pflicht ewig und unveränderlich dieselbe bleibt: so sind wir schuldig, die schlimmen Wirkungen und Folgen, welche unsre begangenen Fehler für unsere Nebenmenschen haben, wieder gut zu machen. Die **Wiedererstattung** ist ein unverbrüchliches Gebot der **Gerechtigkeit**. Weil wir das leibliche und geistige Wohlseyn des Andern möglichst zu befördern schuldig sind: so müssen wir um so viel mehr den ihm zugefügten Schaden jeder Art ersetzen. Er kann und muß auch seiner Seits uns dazu anhalten: weil er verbunden ist, sein eignes Wohlseyn ungekränkt zu erhalten.

Diese Pflicht findet bey jeder andern Menschen nachtheiligen Handlung Statt, deren wirkliche Urheber wir sind; es sey mit Vorsatz, oder aus Unwissenheit, Uebereilung und Unvorsichtigkeit. Es wäre ungerecht, Andere unsere Schuld büssen zu lassen; sollte sie auch noch so verzeihlich seyn: nur in dem Falle, daß wir blos maschinenmäßig, durch eine fremde Ursache getrieben, einen Schaden anrichten, kommt die Wiedererstattung nicht uns, sondern dieser Ursache zu. Wenn z. B. jemand in einem Gedränge von Menschen niedergeworfen würde, und ein Kind beschädigte: so wäre nicht der Gefallene, sondern der Urheber seines Falles zur Entschädigung verbunden.

Uebrigens erstreckt sich diese Pflicht über alle Gegenstände, bey welchen ein Ersatz des angerichteten Schadens möglich ist: und dieser Ersatz muß so beschaffen seyn, daß die Folgen der ungerechten Handlung dadurch, so weit es möglich ist, aufgehoben, und der Beleidigte wieder in den vorigen unversehrten Zustand gesetzt werde.

Der Menschenmörder kann dem Entleibten das Leben nicht wieder geben: er muß also an

seinen Platz treten, muß seine Witwe und Kinder versorgen, seine Schulden bezahlen, und andere Verbindlichkeiten übernehmen, an deren Erfüllung ihn der Tod hindert. Der Quacksalber ist dazu verpflichtet gegen die Hinterlassenen der Schlachtopfer seiner Unwissenheit, der Polizey-Beamte gegen die Witwen und Waisen derjenigen, die durch seine Vernachlässigung der öffentlichen Sicherheits-Anstalten umkommen.

Wer den Andern verwundet, muß ihn heilen lassen, ihm den Zeitverlust ersetzen, und für die ausgestandene Schmerzen erquicken. Auch der Arzt und Wundarzt, der mich durch sein Versehen kränker macht, ist dazu verbunden.

Wer einen Irrthum ausgebreitet, ein Vorurtheil erzeuget, eine Unwahrheit gesagt hat, muß durch offenherzigen Widerruf dem weitern Erfolg seines Fehlers für den Geist des Zeitalters und der einzelnen getäuschten Menschen zuvorkommen. Das freymüthige Bekenntniß, gefehlt zu haben, wird nur wegen der Seltenheit für adel gehalten: es ist unverbrüchliche

Schul-

Schuldigkeit für jeden, dem es um die Tugend ein Ernst ist.

Wer Andere zum Laster verführt hat, muß alles mögliche anwenden, sie auf den Weg der Tugend zurück zu führen.

Ungerechtes Gut muß mit den völligen Zinsen, oder dem Ertrag von der ganzen Zeit seines ungerechten Besitzes, dem Eigenthümer erstattet werden. Jeden Schaden, den ich dem Andern an seinem Eigenthume verursache, bin ich zu ersetzen schuldig. Wer das Feuer verwahrloset, ladet die Verbindlichkeit auf sich, von dem Brandschaden so viel zu tragen, als in seinem Vermögen steht.

Entwischt uns ein der Ehre Anderer nachtheiliges Urtheil, so muß es bey denjenigen Personen, deren Achtung gegen den Beleidigten dadurch vermindert worden, wiederrufen werden. Auch der Richter muß sein fehlerhaftes Urtheil vernichten, und den dadurch verursachten Schaden vergüten.

Könnte der feile Schmeichler sich je wieder zur Würde des gebesserten Menschen erheben: so müßte er den seinem Götzen gestreuten Weihrauch zurück nehmen. Er müßte im heili-

gen Drang der Besserung ihm frey heraus sagen: du bist nicht der über allen Tadel erhabne Erdengott, zu dem ich dich machte. Ich habe schändlich gelogen; du mußt dir die Vorzüge, die ich an dir rühmte, erst erwerben, mußt dich bessern, wie ich mich bessern will.

Wer einen Menschen durch Kränkungen beleidigt, muß ihn um Vergebung bitten; wer seinen Bruder durch harte schimpfliche Behandlung gedemüthigt und niedergedrückt hat, muß ihn wieder aus dem Staube erheben. Der übermüthige Große, der seine Untergebnen von seiner Höhe herab verachtete, muß, wenn er seinen Fehler einsieht, sich ihnen nähern, und seine Reue durch verdoppelte Menschenfreundlichkeit beweisen.

Jeder Mensch, muß zu dem glücklichen Zeitpunkte, da er sich entschließt, seiner Bestimmung im Ernst gemäß zu leben, damit anfangen, daß er seine ganze vorige Lebensgeschichte, in allen seinen Verhältnissen, sorgfältig durchgehet, und untersuchet, welche schlimme Folgen seiner Handlungen noch fortdauern, und zur Wiedererstattung geeignet sind? Die wahre Wohlthätigkeit kann und darf

nicht eher anfangen, als wenn die Gerechtigkeit befriedigt ist.

Um so trauriger ist es daher, daß auch die Beyspiele der freywilligen Wiedererstattung noch unter die Seltenheiten gehören, die zur Nachahmung in öffentlichen Blättern aufgestellt werden müssen.

St. Anthönien, in Graubünden.

„Nach dem Absterben eines meiner Zuhörer, des Geschwornen ***, wurde dessen hinterlassenem Sohne ein Brieflein sammt einer Schildleindublone von einem Ungenannten und noch bis jetzt Unbekannten unversehner Weise auf einem Markt behändiget. Der Inhalt der Schrift war: „der Ungenannte habe vor diesem einmahl dem seligen Vater des N. N. um eine Schildleindublone Unrecht gethan. Obschon der Verstorbene dieses nicht gemerkt habe, so sey ihm diese Handlung hernach doch so schwer auf dem Gewissen gelegen, daß er sich vorgenommen habe, sobald er nur wieder zum Besitz einer Schildleindublone gelangen könne, die Wiedererstattung zu thun. Da er nun jetzt wieder zu so viel Geld habe kommen können, der Vater aber unterdessen zu seinem größten Bedauren gestorben sey: so erstatte er das Geld hiemit dessen Erben; mit Bitte, ihm zu verzeihen. Er wolle zufrieden seyn, wenn er aus gewissen Merkmahlen bald abnehmen könne, daß das ungerechte Geld wieder an seinem Orte sey, und sich freuen, wenn es dem rechtmäßigen Besitzer desselben wohl gehe.„— Mit allem Bedacht habe ich Jahr und Tag verfließen lassen, ehe ich diese seltene Geschichte einer ehrlichen und christlichen Handlung so öffent-

lich bekannt machte, um nicht etwa dem noch unbekannten, und, wie es scheint, armen Manne, der einer schlimmen Versuchung untergelegen, aber seinen Fehler durch wahre Reue und Besserung vor Gott und Menschen wieder gut gemacht hat, auf die eine oder andre Art, wäre es auch nur durch Verleitung zu einem schädlichen Stolze, zu schaden. Er hat nur gethan, was er zu thun schuldig war, und jeder in seinem Falle thun soll, wenn er ferner des Nahmens und der Hofnungen eines Christen theilhaftig bleiben will. Es ist zu bejammern, daß so wenige dieses bedenken, und eben darum dergleichen Beyspiele so selten sind. St. Anthönien, in Graubünden. Catani, Pfarrer.

(D. Ztg. 1784. S. 201.)

Folgender Brief mit einem Braunschweigischen Gulden hat sich unter den Papieren des sel. Oberjägermeisters von Riedesel, in Darmstadt, gefunden:

„Insonders werdger,

Herr Obergeger Meister hier überschicke ich ihnen 1 fl. ich habe vor 12 Jahr den Durchlauchdigsten Herrn Landgraffen zu Hessen-Darmstadt um 12 Batzen betrogen und zwar an Holz, weil nun der Herr Obergeger Meister die rechnung hat so übersende ich ihnen das dem Herrn entwende Guht wieder und bitte sie sie wolden doch die 12 Batzen mit in ihre Rechnung führen ich habe keine Ruh in meinem Gewissen ich hoffe sie werden so gut sein und mir daß zu Liebe thun die 6 Batzen die drüber sein, die sollen vor das Borto seyn, ich habe sonst keinen Freund den ich kenne dieser Brief kommt weil Gott hat mir um Christi willen vergeben 1775." —

Die Beylage ist ins fürstl. Waysenhaus gegeben worden, und die gewissenhafte Denkungsart des Schreibers verdient zur Nachahmung empfohlen zu werden, so fehlerhaft auch seine Orthographie ist. (D. Ztg. 1785. S. 115)

In

In Nürnberg wurde einem Kaufmann, Nahmens Benker, seine im Comtoir befindliche Geldkasse, mit ohngefähr 3000 fl. durch nächtlichen Diebstahl entwendet. Der Verdacht fiel anfangs, verschiedener Ursachen wegen, auf den Auslaufer des Kaufmanns, Nahmens Schönleben: weil nun dieser bey einem Holzkaufe einen gewissen Reuter mit ins Haus brachte, der sich in der Schreibstube bedenklich umgesehen, und gefragt haben soll, ob niemand da unten schlafe? — so wurden beyde gefänglich einzogen. Beyde läugneten die That, und der Auslaufer bekam 25 Hiebe mit einer gewissen Peitsche, ihn zum Geständniß zu bringen: er hielt aber diesen Anfang der Tortur aus, und blieb bey der Betheurung seiner Unschuld. Unterdessen geschahe die Anzeige, daß ein Barbier, Kirchmayer genannt, den nähmlichen Tag, da die Casse gestohlen worden, bey einem Vergolder, Nahmens Erdmann, eine eiserne Kiste in der Stube gesehen habe, welche sonst noch niemahls auf dem Platze gestanden, und daß man bey seinem Eintritt in die Stube bestürzt geschienen, und die Kiste mit allerhand Sachen zuzudecken gesucht habe. Auf diese Anzeige wurde Erdmann, der sonst im besten Ruf der Bravheit und Ehrlichkeit stand, mit seiner Frau und Kindern in Verhaft genommen, und Hausuchung bey ihm gethan. Man fand die Geldkasse nicht, und er betheuerte aufs heiligste, daß er nichts davon wisse. Weil aber Kirchmayer die Casse, die er bey ihm gesehen haben wollte, mit allen Zierrathen so beschrieb, wie die gestohlne Benkersche gewesen war, und alles recht gesehen zu haben, behauptete: so ergieng die Special-Inquisition wider den Vergolder Erdmann und seine Frau. Sie wurden in festere Verwahrung gebracht, aus dem Gefängniß, das man

die

die Eisen heißt, in das sogenannte Loch, welches diesen Nahmen mit Recht führt. Man stellte sie dem Kirchmayer unter Augen, der bey seiner Aussage beharrte, und sie endlich, in der Inquisiten Gegenwart mit einem Eide bestärkte: ob ihn diese gleich, besonders die Frau und ihre beyden Söhne, auf den Knieen um Gottes willen baten, er solle nicht schwören, er mache sie alle unglücklich, und sie wären doch unschuldig; welcher rührende Auftritt hernach in einem Kupferstiche vorgestellt worden ist, der hier öffentlich verkauft wird. Allein, er schwur, und nun wurde Erdmann mit aller Schärfe angegriffen, um ihn zum Bekenntniß zu bringen. Schon hatte er den einen Tag hundert und fünf und zwanzig, und den andern gegen hundert Streiche empfangen; als die Richter, wegen der Menge Volkes, die auf das Jammergeschrey des Unglücklichen zusammenlief, mit den Schlägen einhalten ließen: aber weder von ihm noch von den übrigen Inquisiten, die man öfters mit und gegen einander verhörte, war ein Geständniß der Schuld zu erpressen. So blieb die Sache mehrere Wochen lang unausgemacht, und Erdmanns Frau wurde endlich ein Opfer des Grams über das unglückliche Schicksal, welches sie mit ihrem Manne und Kindern unverdienter Weise ausstehen mußte, und der ungesunden Luft des unter dem Rathhause befindlichen Loches, das die Sonne nie bescheint. Sie starb am innerlichen Brande. Ihr Mann überstand auch diese Prüfung, welche ihn die Vorsehung in seiner schmählichen Gefangenschaft erfahren ließ, mit christlicher Geduld, und tröstete sich mit seiner Unschuld, welche endlich auf folgende Art ans Licht kam. Ein Schlossermeister, Nahmens Gößer, der sich in dürftigen Umständen befand, fieng auf einmahl an

groß zu thun, bezahlte Schulden, schaffte sich eine theure Sackuhr, silberne Schnallen und dergl. an. Seine Frau kaufte sich an demselben Tage, da der arme Erdmann gepeitscht wurde, seidene Stoffe zu zwey Kleidern, Brabanter Spitzen zur Besetzung, eine goldene Kette, Granaten-Schnüren u. s. w. Eben so ließ auch der Gesell dieses Schlossers viel Geld bey sich sehen. Daraus schöpfte das Publikum Verdacht gegen diese Leute. Da nun noch hinzu kam, daß der nähmliche Schlosser solche Geldkassen, wie die gestohlne, in das Benkersche Haus geliefert, und noch einige Wochen vor dem Diebstahl daselbst etwas am Schlosse der Hausthür ausgebessert hatte: so beschuldigte ihn das Publikum, das den armen Erdmann bedauerte, bald öffentlich des daselbst verübten Diebstahls. Dieses Gerücht wurde so allgemein und es wurden so bedenkliche Anzeigen bey der Obrigkeit angebracht, daß diese ihn, mit seinem Gesellen, am 30sten October des Nachts aufheben, und in Eisen-Verhaft [der erste und leichteste Grad des Gefängnisses] bringen ließ. Hier versuchte der Meister erst, sich zu erhenken, und da er es, wegen seiner Fesseln, nicht bewerkstelligen konnte, brachte er sich mit einem Scheermesser, das er mit sich genommen, 10 Schnitte über den Arm und einen Fuß bey: um sich zu verbluten. Als ihm aber auch dieses mißlang, gestand er sogleich und ohne Verhör ein, daß er der Dieb sey. Im nachherigen Verhör gab er die nähern Umstände an: unter andern, daß er die Kiste zerschlagen und die Stücken in die Pegnitz geworfen habe, wo man auch wirklich Trümmern davon fand. Das Geständniß des Gesellen bestätigte seine Aussagen, und beyde versicherten einstimmig, daß sie die einzigen Thäter, und die übrigen wegen dieses Diebstahls inhaftir-

ten

ten Personen völlig unschuldig wären. Diese wurden also von allem Verdacht frey gesprochen, und am 3ten November aus dem Gefängniß entlassen. Erdmann war so kränklich, daß man die Vorsicht brauchen mußte, ihm seine Befreyung nicht auf einmahl anzukündigen. Als man ihn daher ohne Bande aus seinem Kerker führte, glaubte er einem neuen Verhör und einer wiederholten Tortur entgegen zu gehen, und bat auf den Knien, man möchte ihm doch lieber das Leben nehmen. Da ihm nun die Richter erklärten, daß seine Unschuld erkannt worden, und daß er auf freyen Fuß gesetzt werden solle: so kniete er nieder und dankte Gott für dieses Glück in den rührensten Ausdrücken. Er war so durchdrungen von Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihm Leben und Ehre gerettet, daß er auch auf der freyen Straße; als er das Tageslicht ohne Fesseln wieder sah, noch einmahl auf die Kniee niederfiel, und ein Dankgebet verrichtete. Die theilnehmenden Einwohner der Stadt führten ihn und die beyden andern Unschuldigen im Triumpf nach Hause, und in den Kirchen wurden öffentliche Dankgebete für die glückliche Rettung derselben angestellt. Sie wurden auch reichlich beschenkt, besonders Erdmann. Ihm erließ die Obrigkeit 75 fl. schuldiges Schutzgeld, und schenkte ihm das Bürger Recht, mit lebenslänglicher Freyheit von Abgaben, zu einiger Entschädigung. Die Freymaurer und andere Gesellschaften und Privatpersonen legten ansehnliche Summen zusammen, so daß sich die Geschenke, die er erhalten, schon gegen 1000fl. belaufen sollen. (D. Ztg. 1790. S. 766.)

Acht und zwanzigste Vorlesung.

Pflichten des Bürgers gegen den Staat.

Sobald der Mensch zur Erkenntniß kömmt, daß er außerhalb der Gesellschaft, so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Urheber seines Daseyns, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen, und also ohne Gefühl seines Elendes nicht länger in seinem einsamen Zustande bleiben kann: so ist er verbunden, denselben zu verlassen, mit seines Gleichen in Gesellschaft zu treten, um durch gegenseitige Hülfe ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und durch gemeinsame Vorkehrungen ihr gemeinsames Beste zu befördern.

Moses Mendelssohn.

Sollen wir nun die in der letzten Vorlesung entwickelten Pflichten der **Wohlthätigkeit** und **Gerechtigkeit** gegen unsers Gleichen erfüllen: so ist es nicht genug, in der **allgemeinen menschlichen Gesellschaft** zu leben, vor Andern unsrer Art nicht in Einöden zu fliehen, und nur alsdann, wenn Zufall oder Anspruch uns zum Handeln gegen sie veranlassen, unsre Schuldigkeit zu thun.

Der Trieb der Geselligkeit ist uns als ein Mittel zu unsrer Bestimmung gegeben: wir müssen gesellschaftlich leben, weil wir einer den

Andern

Andern immer mehr verbessern sollen; weil in der Einsamkeit jeder Einzelne auf einer sehr niedrigen Stufe der Vollkommenheit stehen bleiben, und das schönste Feld seines Wirkungskreises in der Schöpfung — das Wohl vernünftiger Wesen — unangebaut lassen müßte; und weil folglich auch unser ganzes Geschlecht das, wozu es erschaffen ist — durch Vernunft und Freyheit neue Reihen des Guten im Weltall zu eröffnen — nur sehr unvollkommen leisten würde. Die gesellschaftliche Verbindung mit unsers Gleichen muß diesem ihrem höchsten Entzwecke entsprechen: wir müssen in derselben gegenseitig Wahrheit um Wahrheit, Pflicht um Pflicht, Tugend um Tugend geben und empfangen, und Hand in Hand auf der Bahn der Veredlung fortschreiten.

Eine solche thätige Gemeinschaft in der Bearbeitung des Zweckes unsers Daseyns findet aber in der **allgemeinen menschlichen Gesellschaft** nicht Statt: weil hier jedes Glied seinen Weg für sich geht, die Bedürfnisse des Andern nicht genau kennt, die seinigen nicht mittheilt, und dadurch, daß jedes sein ganzes Menschenwohl für sich zu bewirken hat,

außer

außer Stand gesetzt ist, viel für Andere zu thun. Unsre Empfänglichkeit so wohl, als unsre Kräfte sind zu eingeschränkt, um mit dem ganzen Geschlecht einverstanden einerley Ziel zu verfolgen.

Der Mensch ist also durch seine Bestimmung verpflichtet, engere Verbindungen mit einer beschränkten Anzahl seines Gleichen einzugehen, die einander nahe genug sind, um sich über diesen Zweck vereinigen, ihn gemeinschaftlich bearbeiten und dessen mannichfaltige Zweige unter sich vertheilen zu können: so daß jeder seinen Antheil zum gemeinschaftlichen Wohl aller beyträgt, und vom Ganzen so viel er bedarf, dagegen empfängt — daß er — **mit und durch seine Brüder** — immer besser wird, immer mehr Gutes wirket und genießet.

Da nun in einer solchen Gesellschaft mehrerer Menschen alle Glieder **eine gemeinschaftliche Absicht** erfüllen sollen: so müssen sie alle über diese **einerley Willen** haben; sie müssen **über die Mittel einig** seyn, wodurch sie die gemeinschaftliche Absicht erreichen wollen, müssen sie **alle in Ausübung bringen.**

Eine solche Gesellschaft heißt eine **bürgerliche**; in so fern sie einen gewissen Bezirk der Erde als ihren eigenthümlichen Wohnsitz inne hat, nennt man sie einen **Staat**; und ihre Glieder geben dem Boden, der sie ernähret, den süßen Nahmen **Vaterland**. Diese heissen in Rücksicht ihrer gemeinschaftlichen Abkunft von verwandten Stammältern, und ihrer gemeinschaftlichen Sprache, eine **Nation**, und bleiben **Landsleute**, wenn sie auch aus dem Staate getreten und vom Vaterlande entfernt sind.

Der **Staat** besteht übrigens aus der **ganzen** Anzahl der in einem gewissen Bezirk der Erde lebenden, zu einer gemeinschaftlichen Absicht verbundenen Menschen. Auf die Menge der Bürger und die Größe des Landes kommt es dabey nicht an: sondern darauf, daß eine solche Anzahl Menschen eine ganze geschlossene Gesellschaft für sich ausmacht, welche diese Eigenschaften eines Staats besitzt. Die kleinste deutsche freye Reichsstadt ist eben so gut ein Staat, als Rußland und Oesterreich.

Auch macht nicht der Hof, nicht das erbliche regierende Haus, nicht die gewählte Obrigkeit,

keit, so wenig als das Volk, oder eine von den verschiedenen Classen desselben, den Staat aus: sondern die ganze Anzahl der in der Staatsgesellschaft lebenden Menschen, welche in dieser Rücksicht **Staatsbürger** genennt werden; sie mögen seyn, von welchem Stande sie wollen. Die unglücklichen **Neger** gehören eben so wohl zu dem Staate, dem sie mit ihrem Schweiß und Blute dienen, als ihre Peiniger; die weissen Leibeigenen und freyen Dienstbothen sind so gut Staatsbürger, als ihre Herrschaften; die Juden so gut, als die Christen; die Unbemittelten so gut, als die Besitzer von Millionen: denn alle müssen, das gemeinschaftliche Gut aller, mit vereinigten Kräften hervorbringen.

Das Band aber, welches die sämmtlichen Bürger in einen solchen Staat verknüpfet, ist der **Wille** aller. Sie wollen alle denselben Endzweck durch ihre Vereinigung erlangen.

Dieser muß daher so beschaffen seyn, daß alle daran Theil nehmen können. Wer ihn nicht will, schließt sich selbst von der Gesellschaft aus; und wenn ihn der Staat seinen einzelnen

Gliedern allen, oder zum Theil, verweigerte: so hörte er auf, ein Staat zu seyn.

Die Mittel, wodurch dieser gemeinschaftliche Wille der vereinigten Staatsbürger zur Ausübung gebracht wird, sind in den Gesetzen enthalten. Jeder ist daher schuldig, die Gesetze als seinen eignen Willen zu befolgen; und die Gesetze dürfen nichts gebieten, was dem ganzen Staate, oder einem Theile seiner Glieder, schädlich, also ihrem Willen zuwider wäre.

Weil nun alle unmöglich allen Gesetze vorschreiben, und über ihre Ausübung wachen können: so müssen Obrigkeiten seyn, welche den gemeinen Willen gleichsam verwalten, welche durch Gesetze und Verordnungen die Mittel, ihn zu jeder Zeit am sichersten zu erreichen, anzeigen, und den einzelnen Staatsbürger zur Vollziehung desselben anhalten.

Die Führung dieses Geschäfts, mit den dazu angestellten Personen, heißt die Regierung. Die Art, wie die Gesetze gegeben und vollzogen werden, und die gegenseitigen Verbindlichkeiten des herrschenden und gehorchenden, des gebietenden und vollstreckenden Theils der

Staats:

Staatsbürger müssen festgesetzt und der Absicht der Vereinigung angemessen seyn — der Staat muß eine bestimmte Verfassung haben, welche jedem Mitgliede desselben seinen Wirkungskreis vorzeichnet.

Durch Ungehorsam gegen die Gesetze und Regierung, durch Verletzung der Verfassung, verliert der Bürger die Mitgliedschaft: weil er etwas Anderes will, als die ganze Gesellschaft. Und so würde auch die Verpflichtung der Bürger gegen den Staat aufhören, wenn dessen Gesetze, Verfassung oder Regierung der Absicht ihrer Vereinigung entgegen wären.

Uebrigens könnte es gleich viel seyn, ob einer oder mehrere, durch Erbrecht oder Wahl das Staatsregiment führten; es wäre gleichviel, ob das Volk sich selbst Gesetze gäbe, und die Regierung sie nur vollzöge, oder ob die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in einer Hand vereinigt wären; alle Arten von republikanischen und monarchischen, ja selbst despotischen Staatsverfassungen würden, überhaupt betrachtet, gleich gut seyn: wofern es möglich wäre, eine wie die andere so einzurichten, daß sie die Absicht des Staats, oder

den gemeinschaftlichen Willen der Bürger, jederzeit durch weise Gesetze und Anstalten erfüllen müßten. Denn es kommt nicht darauf an, welche und wie viel Personen diesen Willen handhaben: sondern darauf, — daß er geschehe.

Die Absicht, warum Menschen in Staaten vereinigt leben, muß nun, als der Wille aller Vereinigten, natürlicher Weise so beschaffen seyn, daß alle daran Theil nehmen können. Sie muß so allgemein seyn, daß sie die besondern Zwecke aller kleinern im Staate befindlichen Gesellschaften und einzelnen Menschen in sich fasset. Sie muß es auch würdig seyn, daß alle in einem Lande lebende Menschen ihren Willen deshalb unter einerley Gesetz und Regierung vereinigen. Und keine andere mögliche Absicht besitzt diese Eigenschaften in so hohem Grade, als die allgemeine menschliche Bestimmung selbst, das erhabene Werk der fortschreitenden Verädlung der Menschheit. Diese allein kann von allen Mitgliedern des Staates, vom König bis zum Handarbeiter, bezielt und in verschiedenen Stufen erlangt werden; diese allein ist würdig, daß der Mensch seine natürlichen

liche Ungebundenheit dafür aufgiebt, und Gesetzen und Obern gehorchet.

Zwar hat noch kein Volk seine Staatsverfassung absichtlich auf diesen Grund gebauet, keine Regierung hat mit ihren Untergebnen einen ausdrücklichen Vertrag darüber errichtet: allein dieses hindert nicht, daß es so ist, und so seyn muß; ja die Nationen haben nicht einmahl die Freyheit, sich bey dem Staate andere Endzwecke, die diesem entgegen wären, vorzusetzen. Denn die Neigung, in Gesellschaft zu leben, ist eine natürliche Eigenschaft des Menschen, die er als ein Gesetz Gottes, der sie ihm ins Herz gelegt hat, erfüllen muß. Und Gott hat sie ihm, als das wirksamste Mittel zur Vervollkommnung, die seine besondere menschliche Bestimmung ist, ins Herz gelegt. Zu dieser muß er sie also anwenden: so wie die Bienen, Ameisen und andere gesellschaftliche Thiere durch ihre Geselligkeit ihre besondere thierische Bestimmung erfüllen.

Der **Weltbürger** muß also, wenn er sich nicht mit einem leeren Titel brüsten will, **Bürger eines Staates** seyn: weil er sonst weniger Mensch seyn könnte. Er muß ein Vater-

land haben, wo er als Bürger die Pflichten des Menschen beobachtet. Dieses ist der näher bestimmte Platz im Weltall, wo er seine Bestimmung erfüllen, wo er sich selbst vervollkommnen und Gutes außer sich wirken muß: weil er außer der Gesellschaft beydes in einem geringern Grade leisten könnte.

Die besondern Pflichten, die er dem Staate, d. i. der in der Gesellschaft vereinigten Anzahl seiner Mitbürger, als einem Ganzen, schuldig ist, können also ebenfalls keine andern seyn, als die Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit, die er gegen jeden insbesondere zu beobachten hat: — der Bürger muß das gemeine Beste seines Landes möglichst befördern, und dasselbe in keinem Falle beeinträchtigen. Aus beyden Quellen entspringen dann auch dieselben einzelnen Vorschriften seines Verhaltens.

I.

Da die Absicht der bürgerlichen Gesellschaft ist, daß ihre Mitglieder in derselben leichter und schneller auf der Bahn der Vervollkommnung fortschreiten sollen: so fordert die Wohlthätigkeit vom Staatsbürger, daß er sich angelegen

seyn

seyn lasse, alle Verfügungen, welche der Staat für die öffentliche Sicherheit des Lebens und der Gesundheit zu unterstützen, und der Polizey darin auch unverlangt an die Hand zu gehen. Was er dazu durch Warnungen vor Unglücksfällen, Anzeigen von Verdacht, Bekanntmachung erprobter Mittel und Vorschläge, oder sonst beytragen kann, thut der brave Bürger treulich. Für öffentliche Versorgungs- Rettungs- und Hülfs-Anstalten verwendet er sich, als wären es seine eigenthümlichen Angelegenheiten. Er sucht die Nahrungswege und bürgerliche Gewerbe, und jede auf den Landeswohlstand abzweckende Unternehmung, wo er kann, zu befördern, und das gemeine Wesen vor allem Schaden zu behüten. Einheimische Producte der Natur und Kunst zieht er deshalb den ausländischen vor: weil von ihrem Vertrieb seine Mitbürger leben, und der Staat dadurch an Bevölkerung und Reichthum gewinnt. Seine Casse ist für jede Nothdurft des Staates offen, und er macht sich eine Freude und Ehre daraus, seinen besondern Vortheil dem Wohl des Landes aufzuopfern.

Hannover. — Ich komme eben zurück von dem feyerlichen Leichenbegängnisse des verewigten

Hofrath Alemanns *). Es war für die Begleiter und Zuschauer besser, als wenn sie in eine Predigt oder ins Komödienhaus gegangen wären: so sehr wirkte die öffentliche Ehrerbietung und Liebe, welche alle Stände des Volks diesem Manne, wegen seiner Verdienste bewiesen, auf die Gemüther. In seiner Krankheit erkundigten sich die Großen der Stadt fast stündlich nach ihm. Unser königlicher Fürst-Bischof **) und sein geliebter Bruder giengen mehrmals in sein Haus, und fragten mit trüben Augen nach seinem Befinden. Prinz Carl von Mecklenburg ließ der Witwe sagen: der Tod eines Anverwandten könne ihm nicht so nahe gehen. Einer seiner Freunde, der den Werth des Mannes für die Menschheit ganz fühlte, warf sich an seinem letzten Tage im Uebermaaß des Schmerzens auf die Knie, und bot Gott zum Opfer für ihn seine drey Kinder an. — Eine edle Frau, Emilie von Berlepsch, wurde von seinem Tode so gerührt, daß sie ihren Schmerz darüber in ein Gedicht ergoß, aus dem ich Ihnen nur folgende Zeilen anführen will, um auf das Ganze zu schließen: „Er „stirbt — Sein ädler Geist entfliehet zu früh der „Welt, die er beglücket hat! — Doch wohl ihm! „— Denn im Scheiden siehet er froh zurück auf „die gestreute Saat. Schon keimet sie, und strahlt „im vollen Glanze hinauf zu Gottes heilgem Thron; „dort sammlet er zum ewig blühenden Kranze der „edlen Thaten Frucht und Lohn.“ Wir beerdigen sonst in der Stille, und dies sollte mit seiner Leiche auch geschehen: aber das Militär schlug vor, daß dies:

*) Er war Ober-Consistorial-Rath, Hofgerichts-Assessor, Bürgermeister der Altstadt und Präsident des Armen-Collegiums.

**) Der Englische Prinz Friedrich, Bischof von Osnabrück, jetzt Herzog von York.

diesmals etwas außerordentliches geschehen müsse, und so begleiteten, außer Verwandten und Freunden, die Mitglieder des Hofgerichts, des Stadtraths, das Militär, die Bürgerschaft, die meisten Anwesenden vom Adel und tausende von allen Ständen den langen Zug. Ich habe Missethäter hinführen sehen, und über die wilde Ausgelassenheit des Pöbels dabey gejammert. Aber bey dieser Leiche herrschte wahre Todtenstille unter einer Menge von vielen Tausenden, und der Gedanke an die Ewigkeit war es nicht: sondern — Gedanke an das Verdienst. Jüngling! wenn du Thätigkeit in dir fühlst: so suche ihm um solchen Lohn gleich zu werden! — Aber was Alemann auch that! Wie er als Richter, mit seltnem Scharfsinn und Schnelligkeit immer auf den Punkt traf, worauf es ankam, und jede Chikane in der Geburt erstickte! Wie er als Bürgermeister die Stadt verschönerte und die Polizey verbesserte! Aber der Vorsitz im Armen-Collegium war der Ort, wo seine Seele mit ihrer ganzen Kraft in ihrem Lieblingskreise wirkte. — Noch vor 5 Jahren nährten wir in den Gassen-Bettlern dem Staate Diebe und Räuberbanden, und unsern Herzen Vorwürfe der Unachtsamkeit. Da entstand Alemanns Armenhaus, oder um es nicht in Nachrede zu setzen, sein Werkhaus, und die Betteley hörte auf, ehe wir andern es wußten. So war Plan und Ausführung bey ihm Eins, und so große Sachen fieng er mit Nichts an, das heißt aus seinem Beutel. Darum ist er auch, wie so mancher edle Volksregent, nicht reich gestorben. Als es zu Stande war theilte er erst die Bürgerschaft in 90 Districte, und forderte ihre Beyträge durch Einsammler, wovon der Beste immer den Auftrag hatte, die heimlichen und schamhaften Armen auszuforschen;

dann

dann wurde reichlich für sie gesorgt. — Wohl wahr! was er mir ein mal sagte: daß er es in einigen Jahren vielleicht dahin brächte, daß er immer mit dem Gedanken zu Bette gehen könnte, daß keiner hungerig sich in Hannover schlafen legte; ein Gedanke, den ihm Ihr Eichstädter Correspondent im 11ten Stück S. 58. aus der Seele geschrieben zu haben scheint. — Durch eine wohl eingerichtete Hebammen-Schule und Entbindungsanstalt für arme Weiber, hat er für das Leben vieler tausend Kinder gesorgt. — Die Theurung die vor 10 Jahren unser Vaterland so sehr drückte, empfanden wir durch seine Sorgfalt nur zur Hälfte, und damals veranstaltete er, ohne Geldanlage, ein so eingerichtetes Magazin für die Bäcker, daß dadurch große Theurung für die Zukunft unmöglich gemacht ist. — Die letzten Monate seines Lebens waren die, worin die anhaltende strenge Kälte die Noth der Armen so groß machte. Da war sein ganzes Streben, Erquickung der Dürftigen, sein einziger Gedanke, die Hülfe der Nothleidenden. Schon die ersten Frühstunden seines Tages waren ganz den Armen gewidmet. Er war, wie ihr Schutzgeist immer unter ihnen, bis sein ädler Geist, von Gott abgerufen, sich empor schwung, von seinem irdischen Leben Rechnung abzulegen, und eine höhere Laufbahn zu beginnen.

(D. Ztg. 1784. S. 112.)

Aus dem Elsas. „Als ich zu Rumersheim, einem meiner Amtsdörfer die Gemeinderechnung abnahm, sah ich unter den Ausgaben den Artikel: „ferner 300 Livres dem Hrn. Pfarrer als Zinsen für das Jahr 1783. von den 6000 L., die er der Gemeinde vorgeschossen hat... Der Herr Pfarrer hat diese Zinsen der Gemeinde erlassen.... 000.„ — Das ist doch ein braver Pfarr, sagte ich; und

sogleich

sogleich schrien der Schultheiß., die Schöppen, die Vorsteher und Gemeinen alle zugleich: O, das ist noch nichts! und konnten nun nicht fertig werden, mir Beyspiele von der Großmuth und Wohlthätigkeit ihres Seelenhirten zu erzählen. Hier haben Sie nur einen Theil davon. „Die Pfarrkirche drohte einzustürzen, und mußte gebaut werden. Da nun die Gemeinde außer Stand war, die Kosten zum Schiff*) und zum Thurm aufzubringen, (das Chor und die Sacristey müssen der Bischof und das Capitel von Basel bauen lassen): so überließ ihr der würdige Priester 6000 L., die er sich erspart hatte, auf Leibrenten, und setzte die Rente nicht höher als zu 300 L., also 5 Procent. Er verschaffte ihr noch 6000 Liv. von einem seiner Freunde, so daß die Kirche im Jahr 1781. wieder hergestellt werden konnte. Seitdem hat er der Gemeinde nicht nur allemahl die Zinsen geschenkt, sondern auch einen Theil der andern 6000 L. abgetragen, und ist Willens nach und nach die ganze Summe aus seiner Sparbüchse zu bezahlen. So hat er auch verschiedene Kirchengeräthe, die den Einwohnern zur Last fielen auf seine Kosten angeschaft.ꝛc. Dieser gute Geistliche heißt Munsch, ist aus Ruffach gebürtig und 63 Jahr alt. Er hatte vorher die Pfarrey von Reims, welche 3500 bis 4000 L. einträgt und vertauschte sie mit der

von

*) Die Kirchen, besonders die katholischen bestehen gemeiniglich aus 3 Haupttheilen: 1) der Halle oder dem Vorgebäude, welches den Haupteingang macht und meistens mit dem Thurm überbaut ist; 2) dem Schiff, so nennt man den mittlern größten Raum der Kirche, der noch einmahl so lang als breit ist; und 3) dem Chor, welches der kleinere, meistens niedrige Theil ist, mit dem Haupt-Altar und den Stühlen für die Geistlichen, welche die horas singen. Letzteres liegt allemahl gegen Morgen und die Halle gegen Abend.

von Rumersheim, wo er nur 12 bis 1500 L. hat. Seit 28 Jahren, da er diese bekleidet, widmet er seine ganze Zeit dem Wohl seiner Pfarrkinder; er geht fast niemals aus seinem Dorfe; er predigt oder katechisirt alle Sonn- und Festtage und lehrt die Tugend durch sein heiliges Leben noch nachdrücklicher, als durch seine Vorträge. Mit eben so gutem Erfolg befördert er die Verbesserung des Ackerbaues und der Landwirthschaft. Anstatt daß er z. B. wie seine meisten Mitbrüder auch vom Klee den Zehnten fordern sollte, läßt er diesen nicht allein nach, sondern ermuntert die Bauern so gar zum Anbau der Futterkräuter: weil er weiß, daß dadurch der Viehstand, mithin auch der Dünger, und dadurch die Fruchtbarkeit vermehrt wird wobey nicht nur der Bauer, sondern auch der Zehntherr und vorzüglich der Staat gewinnt. Dieses Verfahren allein verdiente eine Bürgerkrone.

(D. Ztg. 1785. S. 126.)

Dem guten Bürger liegt der Fortgang seines Vaterlandes in nützlichen Wissenschaften und Künsten am Herzen, er benutzt die von ihm erkannten Wahrheiten und gemachten Erfahrungen nicht für sich allein: sondern theilt sie seinen Mitbürgern redlich mit, und hilft aus allen Kräften, Irrthümer und Vorurtheile aus seinem Vaterlande verbannen, und freyen Gebrauch der Geisteskräfte befördern. Er macht sichs zur Pflicht, die von ihm entdeckten Mängel und Gebrechen der Verfassung und Regierung, denjenigen Personen, welche deren Abstel-

lung

lung bewirken können, freymüthig und bescheiden zu eröffnen, und rechnet sichs zur Ehre, allezeit unter den ersten Bürgern zu seyn, welche die von Seiten der Obern veranlaßten Fortschritte der Aufklärung und Vernunft annehmen und begünstigen.

Braunschweig. Hier besteht seit 1771. eine von der hiesigen Freymaurer-Loge gestiftete und unterhaltene Unterrichts-Anstalt für Jünglinge, welche meines Wissens, noch nicht öffentlich bekannt gemacht worden, und daher zum Beweis dient, daß diese Gesellschaft gern im Stillen Gutes wirket. Die Zahl der Zöglinge war bey der ersten Stiftung 4; im Jahr 1775. wurde sie auf 12 gesetzt; 1789. war sie, durch die Menge der sich um Stellen in derselben bewerbenden auf 22 gestiegen, und jetzt nehmen über 40 junge Leute an derselben Antheil. Die Lehrstände sind: Mathematik, Geographie und Geschichte, französische Sprache und Zeichenkunst. Der Unterricht wird von 4 geschickten Lehrern ertheilt, und zwey Mitglieder der Loge sind Aufseher des Instituts, welche die Classen oft besuchen, und mit den Lehrern über den Fleiß und das sittliche Betragen der Schüler Rücksprache nehmen, und davon der Loge halbjährig Bericht erstatten. Alle Jahr wird am Geburtstage des regierenden Herzogs eine öffentliche Prüfung in Gegenwart des Hrn. Herzogs Ferdinand und sämmtlicher Logen-Glieder gehalten, wobey silberne Preismedaillen unter die fleißigsten und gesittetsten Zöglinge ausgetheilt werden, die sie, als Ehrenzeichen, an einem blau seidenem Bande in einem der obern Knopflöcher tragen. Drey und siebenzig Zöglinge sind seit 1771. aus diesem Institut entlassen wor-

den,

den, darunter schon viele dem Staate als brauchbare Männer in öffentlichen Aemtern, oder sonst als gute Bürger, dienen. (D. Ztg. 1790. S. 753.)

Man weiß, wie sehr der große Haufe gegen die Ableiter eingenommen ist, als wären sie ein Eingriff in die Rechte der Vorsehung, da sie doch diesen so wenig entgegen sind, als die Pflaster, Arzneyen, Feuerspritzen und andere Mittel, wodurch wir andere Uebel und Gefahren des Lebens abwenden. Da nun in Chemnitz der Blitz sehr oft, und zuletzt am Himmelfahrtstage 1780. eingeschlagen hatte: so hielt der Superintendent, Dr. Merkel, am 2ten Pfingsttage darauf eine außerordentliche Predigt über die Ableiter, und bewirkte dadurch, daß sich das ganze Publikum die Errichtung derselben gefallen ließ. Dieser Geistliche hielt auch 1781. eine Predigt, von der Verbindlichkeit dem Vaterlande zu dienen.

(D. Ztg. 1785. S. 220.)

Der Stifter des Schulmeister-Seminariums zu Hannover, Ernst Christoph Böttcher, legte den Grund zur Verbesserung der Schulmeisterstellen in den Fürstenthümern Calenberg und Lüneburg auf folgende Weise. Er vermachte, außer 10,000 Rthlr. und 3 Häusern zum Seminarium, noch ein Kapital, von dessen Zinsen jeder Gemeinde, welche darthut, daß sie die jährliche Einnahme ihres Schulmeisters, wenn sie noch nicht 30-40 Rthlr. betrug, um 10 Rthlr. vermehrt hat, 100 Rthlr. als ihr Eigenthum geschenkt werden; und diese Vermehrung muß nicht in Gelde bestehen: sondern kann durch Urbarmachung eines wüsten Stück Landes für den Schulmeister, durch Anweisung einer Wiese, eines Holztheiles, oder auf andere Art aus der Gemeinheit geschehen. Wer weiß,

wie

wie viel unbenutztes Land wir noch haben, und welche Wohlthat 100 Rthlr. für eine arme Dorfgemeinde sind, muß über die einfache und hohe Weisheit dieser Einrichtung erstaunen und unwillig werden, sie nicht überall, wo es die Umstände erforderten, nachgeahmt zu sehen. Seit 1770. ist sie bey uns wirklich im Gange. Der Kaufmann Böttcher war von jeher ein Freund der Schullehrer, schätzte ihren Werth, und bedauerte, daß sie so schlecht geachtet und belohnt werden. Einmahl kommt ein junger Mensch, der eine Landschulmeisterstelle im Zellischen erhalten hat, in seinen Laden, und kauft schwarzes Tuch zu seinem Amtskleide. Böttcher erkundigt sich freundlich nach seinen Umständen, giebt ihm das Tuch unter dem Einkaufspreise, und sagt, wenn er wieder etwas brauche, solle er nur zu ihm kommen, er werde immer so mit ihm handeln. Nach einigen Jahren sieht er den Menschen von ungefähr wieder in seinem Laden, bemerkt aber eine große Veränderung in seinem Anzuge, der jetzt in einem Hirtenkittel besteht. Böttcher, in der Meinung, daß der Mann seines Amts entsetzt sey, fängt an, ihm Vorwürfe zu machen. „Sie irren sich, sagt dieser. Der Kuhhirte in unserm Dorfe starb vor einigen Monaten. Da nun das Hirtenamt eine zweymahl stärkere Einnahme hat, als das Schulamt: so gab ich die Schule auf, und ward Kuhhirte.“ B. schlug vor Erstaunen in die Hände, und dachte von der Zeit an auf Mittel, die Schulhalterstellen zu verbessern, und stiftete das Seminarium, um sie mit würdigen Leuten besetzen zu können. (D. Ztg. 1784. S. 362.)

Er wirbt auch eifrig für die Tugend unter seinen Mitbürgern, und sucht die Zahl ihrer Freunde zu vermehren, und die herrschenden

Fehler und Laster seiner Nation verbessern zu helfen. (Beyspiele sind S. 255 bis 258. und 382. angeführt.)

Er beeifert sich, so viel an ihm ist, die Anmuth des Lebens durch Verbreitung des guten Geschmacks in den Künsten des Vergnügens und der durch Weisheit gereinigten Freuden des geselligen Umganges zu erhöhen. (M. s. die Beyspiele S. 387 bis 390.)

Kann er den öffentlichen Schatz durch angegebene Ersparungen und entdeckte neue, den Mitbürger nicht belastende, Zuflüsse vermehren, oder vor Verlust bewahren: so thut er es so angelegentlich, als für sich selbst.

Durch die Erfindung des Hrn. v. Born, in Wien, das Gold und Silber aus den Erzen ohne Feuer, auf eine weit wohlfeilere Art, durch die Amalgamisation oder Verquickung mit Queckfilber, heraus zu bringen, können jährlich Millionen erspart werden. Sie ist von ihm auch im Großen auf kaiserl. Befehl und Kosten probirt und anwendbar befunden worden. Unterm 14ten dieses ist nun deshalb ein kaiserl. Decret folgendes Inhalts erlassen worden: „Es soll diese für den Staat so vortheilhafte Amalgamationsart des Hrn. v. B. in allen kaiserl. Bergwerken eingeführt, und auch zum Besten auswärtiger Staaten allgemein bekannt gemacht werden. Dem Herrn von B. soll zur Vergeltung die Einleitung und Betreibung dieses Geschäfts anvertrauet, und ihm ein Drittel des

Gewinn-

Gewinnstes, der durch die neue Behandlungsart entstehen wird, auf 10 Jahre eingeräumt; und nachher ihm oder seinen Erben der durch diese Zeit genossene Ertrag noch 20 Jahr lang mit 4 Procent verzinset werden"

(D. Ztg. 1785. S. 138.)

Görlitz. „Zu den im 45sten St. d. D. Ztg. angezeigten neuerlich für unsre Stadt gemachten schönen Stiftungen verdient noch beygefügt zu werden, das in seiner Art gewiß noch einzige Vermächtniß des verewigten Stadtrichters Lerche, zur Ansiedelung neuer Bürger, dessen Beschaffenheit aus folgender vom hiesigen Magistrat ergangenen Bekanntmachung zu ersehen ist.

„Es hat weiland Herr Licenciat Andreas Heinrich Lerche, Stadtrichter zu Görlitz, in seinem am 20sten Nov. 1787. verabfaßten, und am 24sten Jun, 1788. eröffnetem letzten Willen, neben einer andern für das gemeine Wesen ersprießlichen beträchtlichen Stiftung, auch noch 4000 Rthlr. ausgesetzt, und dabey angeordnet: „daß hiervon alle Jahre zwey Künstler oder Professionisten, welche nicht unter Churſächsischer Landeshoheit gebohren, sondern wahre Ausländer sind, und nach Gangbarmachung seiner Stiftung das Bürgerrecht zu Görlitz erlangt, auch sich daselbst entweder ansäßig gemacht, oder binnen halben Jahresfrist ein Grundstück anzuschaffen sich verbindlich machen, die Zinsen zu gleichen Theilen genießen, diejenigen aber, so dieser Wohlthat einmahl theilhaftig worden, nicht weiter zugelassen werden, auch wenn mehrere dergleichen Personen in einem Jahre sich anmelden, nach E. E. Raths Befinden selbige entweder sämmtlich in die Jahreszinsen sich theilen, oder die zwey geschicktesten unter ihnen solche allein erhalten sollen." Nachdem nun sothane Stiftung

vom 1ten Jun. 1789. an gangbar worden: als wird solches hiemit öffentlich bekannt gemacht, und alle diejenigen, welche an derselben Antheil zu nehmen gesonnen sind, für jetzt und immer bedeutet, bey E. E. Rathe zu Görlitz sich hierzu jedesmahl noch vor Ausgang des Monats November schriftlich zu melden, worauf sie alsdann, und wenn sie von E. E. Rath dazu für qualificirt erachtet werden, der Zinsenvertheilung bald nach Verfluß desselben Jahres zu gewärtigen haben; wobey es sich jedoch von selbst versteht, daß jedem Genußfähigen, welcher noch nicht mit einem quartierbaren Hause ansäßig ist, das ihm zugetheilte Quantum ehe nicht, als bis er wirklich sich damit ansäßig gemacht hat, ausgezahlt werden kann, und wenn die Ansässigmachung binnen halben Jahresfrist nicht erfolget, er nach Verlauf dieser Frist des ihm zugesprochenen Antheils an der Stiftung für verlustig erkläret werden müsse.

Görlitz, am 16ten October 1790."

(D. Ztg. 1790. S. 749.)

Auch die Ehre seines Volks und Landes, seiner Gesetze und Obern, liegt ihm am Herzen. Er vertheidigt sie, wie seine eigne, gegen Freund und Feind, und erhöht die Achtung und Liebe für das Vaterland im Herzen jedes Mitbürgers durch unverstellte Aeusserung seiner Treue.

„Ihr oft gethaner Wunsch, gute Gesinnungen, durch Volkslieder zu verbreiten, ist hier erfüllt worden. Unser für das gemeine Beste so thätige Rathsherr Dr. Dippoldt (dessen gutes Schulbuch für den gemeinen Bürger und mehrere historische Schriften bekannt sind,) ist zugleich Schützen-

Haupt-

Hauptmann, und ließ als solcher am Nahmens-Tage unserer theuresten Landesfürstin beyliegendes Volkslied öffentlich mit Musik absingen. Die Schützen-Compagnie feyerte ihr gewöhnliches Königs-Schießen, hielt aber wegen dieses Tages einen solennen Auszug und Lustschießen. Abends nach 9 Uhr veranstaltete ihr braver Hauptmann eine Illumination des Schießhauses, durch schickliche auf diese Feyerlichkeit passende Sinnbilder; ließ der Compagnie eine dreymahlige Salve geben, und unsrem geliebten August ein Vivat rufen. Hierauf zog er aus dem Schießhause nebst 24 Schützen, als Sänger, unter Begleitung von blasenden Instrumenten, mitten auf die große an der Mulde liegende Wiese. Der Vorsänger war ein Tischler, trug einen großen Willkommen, jeder der andern aber ein Trinkglas. Sie stellten sich an eine lange Tafel, sangen unter freyem Himmel mit entblößten Häuptern das Lied ab, und tranken des Landes-Herrn, Stadt-Magistrats, der Garnison und einige andre Gesundheiten; — der Auftritt war für einen getreuen und guten sächsischen Bürger äußerst rührend. — Die Wiese war sowohl mit der Noblesse als andern Honoratioren der Stadt, welche Zelte aufgeschlagen hatten, als auch unzählich vielem Volke besetzt. Der würdige Commandant des Chevaux Legers-Regiments Herzog Curland, Obrist von Teschwitz, ließ es hierauf noch einmahl in seinem Zelte wiederhohlen, und tractirte die Sänger mit Wein. Alles war vergnügt.

Volkslied.

Einer. Unbesorgt voll reger Freuden
Chor. Trinken wir, trinken wir!
Einer. Hier umringt von Fröhlichkeiten
Chor. Trinken wir, trinken wir!
Einer. Ergreifet die Gläser und singet dabey:
Es lebe der Churfürst, die Liebe, die Treu!

Chor. Wir nehmen die Gläser und trinken dabey:
Es lebe der Churfürst, die Liebe, die Treu!

In Gehorsam uns zu üben
Suchen wir, suchen wir!
Unsern August warm zu lieben
Streben wir, streben wir!
Ergreifet ꝛc.

Wahre Treue zu beweisen
Schwören wir, schwören wir!
Unsers Fürsten Güte preisen
Wollen wir, wollen wir!
Ergreifet ꝛc.

Unsrer Fürstin jüngste Reife
Segnen wir, segnen wir!
Daß bald Frucht davon sich weise,
Wünschen wir, wünschen wir!
Ergreifet ꝛc.

Fremden Volks = Rebellionen
Fluchen wir, fluchen wir!
Narren andrer Nationen
Lachen wir, Lachen wir!
Ergreifet ꝛc.

Die Gesundheit braver Sachsen
Trinken wir, trinken wir!
Daß sie täglich blüh'n und wachsen
Hoffen wir, hoffen wir!
Ergreifet ꝛc.

Bedrohn äußere Feinde oder innere Empörer den Staat, wo er in der Vervollkommnung so glücklich ist: so ist ihm Blut und Leben nicht zu theuer, es für ihn aufzuopfern. Er stirbt dann in seinem Beruf, zur Behauptung der Stufe der Vollkommenheit, welche seine Mitbürger erstiegen haben, wie er lebt, sie immer weiter zu erhöhen.

„Bey einem in der Mark Brandenburg ste-
hendem Regimente dienen vier Söhne einer Witt-
we, welche ein kleines Bauergut besitzt, welches ihr
fünfter noch einzig ihr übrig gebliebner Sohn be-
wirthschaften half. Als nun dies Regiment Or-
dre zum Marsch erhielt, ward auch dieser als Pack-
knecht abgeholt, und folgte ohne Murren. Die
Officiere des Regiments waren eben versammlet,
um die nöthigen Einrichtungen zu treffen, als diese
nun kinderlose Frau herbey eilte. Jedermann ver-
muthete, daß sie den ihr eben entrissenen Sohn los-
bitten wollte, und suchte sie abzuhalten. Allein sie
sagte: „Glauben Sie, meine Herren, daß ich in
solcher Absicht komme, so irren sie sich! Vergönnen
Sie mir nur, mit meinen Söhnen zu sprechen."
Da man ihr dieses verwilligte, sprach sie: „Kinder,
„thut eure Pflicht; dienet eurem König; schützt euer
„Vaterland! Und, müßt ihr euer Leben dafür hin-
„geben, so soll es mir doch lieber seyn, als wenn
„ich hörte, daß einer von euch seiner Pflicht als
„ein rechtschaffener Soldat nicht treu geblieben wä-
„re! Und du — Andreas, sprach sie zum jüngsten,
„bekommst jetzt ganz andre Pflichten zu erfüllen, als
„da du bey mir warest. Gehorche deinem Chef,
„wie du mir gehorchtest; thue deine Schuldigkeit,
„und komme als ein ehrlicher Bursche zurück." —
Eine tiefe Stille unter Officieren und Gemeinen
verrieth den Eindruck, welchen diese Rede auf aller
Herzen gemacht hatte, und die Helden weinten vor
Rührung, wie die brave Mutter mit ihren Söhnen.

Unter der Compagnie eines adeldenkenden Ma-
jors in Berlin war ein Soldat, der als Setzer in
der Deckerischen Buchdruckerey arbeitete, eine Frau
mit sechs Kindern hatte, und monatlich 20 Thaler
verdiente. Als man nun vom Ausmarsch sprach,
kam Herr Decker zum Major mit der Bitte, daß,

da der zwölfte Mann beym Depot zurück bleiben müßte, er doch den Setzer, welcher so geschickt wäre, daß er Mühe haben würde, dessen Stelle ersetzt zu finden, unter diesen lassen möchte. Es ward ihm zugestanden, und man eilte, es dem Gatten und Vater zu melden. Aber wie erstaunte nicht sein Chef, da dieser ganz niedergeschlagen in sein Zimmer trat, mit der Anrede: „Herr Obriswacht„meister! was habe ich Ihnen gethan, womit ha„be ich verdient, daß ich zurück bleiben soll?" „Lieber Freund, antwortete der Major, ich glaubte ihm einen großen Dienst zu erzeigen; er hat ja eine Frau mit sechs Kindern! — —" „Für diese ist gesorgt, erwiederte der Mann; ich könnte keinem Bürger, vielweniger meinen Cameraden, ins Auge sehen, wenn ich hier bliebe. Ich gehe mit, Sie mögen sagen, was Sie wollen!"

Nun es sey! sprach der gerührte Chef. Kommt es zum Ernst: so soll er neben mir stehen, und sein Beyspiel soll mich und uns alle zu unsrer Pflicht ermuntern! (D. Ztg. 1790. S. 774.)

Daß der glücklich gedämpfte Aufstand einiger Churſächsischen Unterthanen bey weitem nicht so ausgebreitet war, als man auswärts erzählt hat, und daß der größte Theil meiner lieben Landesleute, die redlichste Treue gegen unsern gerechten Landesherrn dabey bewies, zeigt unter andern folgende Geschichte. In der Stadt Döbeln war ein Bürger mit Nahmen Beck, seiner Profeßion ein Metzger und Besitzer eines Gasthofes, der seines Reichthums wegen ein Recht zu haben glaubte, Ungerechtigkeiten begehen zu dürfen, und der fast unaufhörlich Prozesse führte, auch sehr oft wegen Ungebührlichkeiten an Gelde gestraft worden war. Dieser glaubte, bey den Unruhen vom Stadtrath seine gegebnen Strafgelder wieder erpressen zu können,

nen, gieng aufs Rathhaus, und forderte von dem versammelten Rathe mit Ungestüm und unter Drohungen und Schimpfen alles, was er von vielen Jahren her gezahlt hatte, wieder zurück. Als er, wie natürlich, nichts bekam, begab er sich, unter wiederhohlten Drohungen, aus der Rathsversammlung weg. Man hielt ihn deswegen nicht sogleich fest, weil man nicht wissen konnte, ob er einen so starken Anhang habe, wie er gedroht hatte, und weil man überhaupt jeden Auflauf vermeiden wollte. Der Rath berichtete jedoch den Vorfall an Sr. Churfürstl. Durchl. und einige Tage nachher kam der Befehl: dieser Mann solle durch das Militär, welches zugleich Ordre erhielt, nach Dresden zu rücken, mitgebracht werden. Er entsprang aber durch ein Fenster hintenaus, gerade als das nach ihm ausgeschickte Commando sein Haus besetzte, und bald nach seiner Entweichung, den 28sten August, rückte das Bataillon aus. Sogleich besetzten die patriotischen Bürger alle Thore und die Hauptwache sehr zahlreich, um Ruhe erhalten, oder, im Fall eines Ueberfalls von Bauern, sich vertheidigen zu können, und jeder, auch der angesehenste, versahe seinen Posten selbst. Zwey Tage über blieb alles ruhig: aber während dieser Zeit war jener übelgesinnte Metzger in einem Umkreis von vielen Meilen, auf alle Dörfer umher geritten und hatte die Bauern, denen allen er, wegen seines starken Vieheinkaufs, persönlich bekannt war, im Nahmen der Stadt aufgeboten, ihr zu Hülfe zu kommen. Am 30sten Aug. früh gegen 9 Uhr sieht der Posten am sogenannten Oberthor einen Haufen Bauern anrücken, und meldet es dem das Commando habenden Bürgerunteroffizier, welcher unverzüglich seine Wache ins Gewehr treten, die Thorflügel schließen und

den Vorfall dem regierenden Bürgermeister, Stadtrichter und den Viertelsmeistern melden läßt. Er selbst geht dem Haufen allein entgegen und fragt: Was sie wollten? Ihr Sprecher, ein Mann aus dem eine Viertelstunde von Döbeln gelegenen Dörfchen Sürmitz, wo auch der ganze Trupp her war, antwortet: „Wir kommen in friedlicher Absicht und bringen euern Rebellen, den Metzger Beck, den wir, als er uns auch aufbieten wollen, gefangen genommen haben und Euch ausliefern wollen.“ Die übrigen von ihm aufgebotnen Bauern, gegen 10000 Mann, waren alle schon wieder ruhig nach Hause gegangen, als sie gehört, daß er sie blos um sein selbst willen aufgefordert habe. Hierauf ward er, unter einer Bedeckung von 4 Bürgern, auf die Hauptwache geführt, geschlossen und sogleich Anstalt gemacht, ihn ins Kreisamt Meißen zu schaffen. Jeder bot seine Pferde und Wagen dazu an, und in weniger als einer halben Stunde ward er von 16 Bürgern mit geladenem Gewehr, die sich eine Ehre daraus machten, einen Aufwiegler zur Strafe auszuliefern, nach Meißen gebracht; von da er unter militairischer Bedeckung weiter nach Dresden geführt ward, um seinen verdienten Lohn daselbst zu empfangen. Jenen braven Landleuten gab unser gütiger Churfürst 200 Rthlr. in lauter Vicariats-Species zur Belohnung, wovon 100 Rthlr. unter die ganze Gemeinde des Dorfs vertheilt, und 100 Rthlr. dem Manne geschenkt wurden, der den Aufwiegler zuerst angehalten und festgenommen hatte. August Thierchen ist der Nahme dieses rechtschaffnen Mannes.

(D. Ztg. 1791. S. 681.)

So denkt und handelt der wahre Patriot gegen sein Vaterland, ohne Hinsicht auf Lohn

und

und Ruhm: weil es der Schauplatz ist, wo er seine Rolle als Weltbürger spielt. An Beyspielen solcher Aedeln fehlt es unsern Zeiten und monarchischen Staaten so wenig, als dem Heldenalter und den Republiken der Vorwelt.

II.

Der Bürger ist dem Staate Gerechtigkeit schuldig: er darf nichts thun, das ihm schaden könnte. Er steht dadurch, daß er die Vortheile der gesellschaftlichen Verbindung genießt, mit dem Staate in einem Vertrage, zufolge dessen er seiner Seits den Gesetzen gehorchen, den Befehlen der rechtmäßigen Obrigkeit Folge leisten, und sich in alle die zur Sicherheit und zum Wohl der Gesellschaft gemachten Anordnungen fügen muß. Jede Uebertretung ist eine Verletzung des Rechts, das der Staat auf den Bürger hat: er darf und muß ihn durch Strafen zum Gehorsam zwingen. (Ein Beyspiel s. S. 469.)

Verrath des Staates an seine Feinde, innere Empörung und Meuterey, Widersetzlichkeit gegen die vollziehende Macht, gleichen der

vorsätzlichen Ermordung des einzelnen Menschen, mit dem Unterschiede, daß der Landesverräther oder Aufwiegler durch seine Treulosigkeit vielleicht Tausende seiner Mitbürger hinrichtet, und das Wohl von Millionen Menschen auf Jahrhunderte hinaus zerrüttet.

Bey den bisherigen durch Frankreichs Beyspiele in Deutschland veranlaßten innern, meistens glücklich unterdrückten Unruhen, hat man die Publicität beschuldiget, daß sie eine der wirksamsten Ursachen davon gewesen sey, und das nicht ohne Grund. Der gemeine Bürger und Landmann las in öffentlichen Blättern lauter abgebrochene vereinzelte Nachrichten von den in Frankreich abgeschafften bürgerlichen Lasten und Abgaben, von Aufhebung des Unterschiedes der Stände und Herstellung der natürlichen Freyheit und Gleichheit der Menschen. Weil nun in seinem bisherigen Unterricht zu wenig Rücksicht darauf genommen worden ist, ihm richtige Begriffe von der bürgerlichen Gesellschaft, von ihren Vortheilen für den Einzelnen und die Familien, von der Nothwendigkeit der Abgaben und der Vertheilung der Geschäfte unter verschiedene Stände und Classen, worauf das Wohl aller beruhet ꝛc. beyzubringen: so nahm er aus jenen zerstückelten Nachrichten von der französischen Revolution nur das heraus, wan ihm wohlgefiel, machte sich ein schimärisches Bild von einem glücklichen Leben ohne Gesetze, Herrschaften und Gerichte, welches durch Rebelliren eingeführt würde. Kam dann das Gerücht, daß seine Nachbarn rebellirten: so glaubte er, nun sey die Zeit gekommen, da das verlorne

Paradies oder das neue Jerusalem auch in seinem Dorfe eröffnet werden müßte. Auf diese Art ergriff das Rebellionsfieber *) manche Bauerschaft, welche die beste Herrschaft von der Welt, und nicht die mindeste Beschwerde gegen sie anzuführen hatte. Ein solches Beyspiel enthält unter andern folgendes Schreiben aus Churſachsen vom 13. Oct.

„Zur hiesigen Herrschaft gehören 6 Dörfer, auf welchen allen keine einzige Familie so dürftig wäre, daß sie nach Brod gehen müßten. Der Wohlstand der Bauern auf allen Dörfern ist so beschaffen, daß, nur zwey ausgenommen, keiner Schulden auf seinem Gute hat. Es sind Bauern darunter, die Güter von 10000 Rthlr. am Werth besitzen. Ich könnte mehrere Häusler **) nahmhaft machen, die auf hiesigem Gerichte, so zu Vermögen gekommen sind, daß sie sich anderwärts Bauergüter angekauft haben. Der hiesige Gerichtsherr ist jederzeit mit seinen Unterthanen so redlich umgegangen, daß keiner von allen ihm das geringste Unrecht hat vorhalten können. Nie ist ein Pfennig Strafgeld unter sein Vermögen gekommen. Mußte ja gestraft werden, so kam dieses Geld, viel oder wenig, zur Armenkasse. Jeder Unterthan ohne Unterschied findet zu aller Zeit, und bey jedem Vorfalle, offne Thür und freyen Zutritt bey ihm. Mehrere in der Gemeine haben 50 bis 100 Thlr. ohne

*) Von der mit dem 37sten St. ausgegebenen Predigt des Pastor Wohlgemuth über das Rebellionsfieber sind in Sachsen, außer jenen der Zeitung beygelegten, über 2000 Exemplare abgesetzt worden, woraus zu schließen ist, daß die Landleute die darinne enthaltenen Ermahnungen zu ihrer Pflicht nicht ungern lesen.

**) Leute, die nur ein Haus, aber keine Feldgüter in der Gemeine besitzen.

ohne Zinsen, und auch wohl ohne Hoffnung es wieder zu bekommen, sonder Widerrede erhalten. Die Frohndienste sind sehr mäßig. Der Gerichtshalter, der einzige in seiner Art, wenigstens in unserer Gegend, pflegt den Unterthanen bey jeder Klage zum Frieden zu rathen, sucht alles Prozessiren zu verhindern, und hat den Partheyen nicht nur oft vieles vom Liquidum *), sondern auch an baarem Verlag geschenkt. Dafür hat ihn sein gut Gewissen bey jetzigen Zeiten beruhiget, und er ist als ein redlicher Mann vor allen bekannt worden. Lob mag er nicht. So ist hier das Verhältniß zwischen Herrschaft und Unterthanen. Diese Leute nun ließen es sich auch beykommen, sich von ihren Schuldigkeiten loszureissen, Das vermögendste Dorf machte den Anfang: doch getraute es sich nicht, allein durchzubrechen, und suchte daher die andern mit aufzuwiegeln, welche sich aber noch 8 Tage lang sperrten. In dieser Zwischenzeit, wurde folgender Brief an das erste Dorf geschrieben.

An die Gemeinde zu N N. den 20sten August 1790.

„Meine Freunde!

Immer habe ich mich Euch unter dieser Benennung gedacht: und nie werdet Ihr mir den Vorwurf machen können, daß ich Euch jemahls anders, als meine Freunde behandelt habe. Euer Gewissen wird Euch diese Wahrheit selbst sagen. Um so empfindlicher muß mir jetzt Euer Unternehmen seyn! Nie hätte ich glauben können, daß meine N. Unterthanen, denen ich immer den Vorzug vor andern gegeben, die ich nie anders als mit

*) Liquidum heißt hier das Verzeichniß der gerichtlichen Arbeiten und Verhandlungen mit der dafür schuldigen Zahlung.

mit Liebe behandelt, daß die es seyn sollten, welche die ersten Unordnungen in meinen Gerichten machen würden! Es thut mir weh, ich gestehe es, daß Ihr Euch habt irre führen, und vielleicht durch übelgesinnte Leute, die die schreckliche Folgen von einem solchen unerlaubten Vornehmen nicht einsehen, überreden lassen, etwas zu unternehmen, welches Euch über kurz oder lang, die empfindlichste Nachreue verursachen muß. Wie sehr dauren mich die Redlichgesinnten unter Euch, die mit ins Unglück gezogen werden. Freunde! Ihr seyd nicht von jenen nothleidenden Leuten, welche die Verzweiflung genöthiget, da sie nirgend Hülfe gefunden, da sie keine Abänderung gesehen, sich auf eine gewisse Weise selbst zu helfen gezwungen wurden: weil man ihnen die Güte ihres Landesherrn vorenthalten, und den Zutritt zu ihm versperrt hatte. Ihr seyd nicht von jenen Unterthanen, die durch übermachte Beschwerden, Frohndienste und Arbeiten zu Grunde gerichtet werden. Ihr könnt Euch nicht unter diejenigen zählen, die von ihren Herrschaften sind tyrannisiret, schlecht behandelt, oder durch üble Rechtspflege ausgesogen worden. — Nein Freunde! Euer Wohlstand liegt zu Tage. Die Einrichtung auf Euern Gütern und Häusern hat von jeher niemand beschweret; das Wenige, was Euch gegen Eure Herrschaft obliegt, ist ohne Nachtheil dem jedesmahligen Guthsbesitzer von undenklichen Jahren, ohne Widerrede entrichtet worden. Ich fordere einen jeden von Euch vor Gott und der Wahrheit liebenden Welt auf, mir zu bekennen; Ob auch nur Einem unter Euch von mir ist Unrecht geschehen? Ob auch nur Einem unter Euch etwas Neues oder Ungebührliches ist aufgelegt oder abgefordert worden? Der trete auf

wider mich öffentlich! Mein Gewissen spricht mich davon frey und giebt mir zu meiner Beruhigung das Zeugniß, daß ich Euch mit aller Liebe und Nachsicht eines Vaters behandelt habe. Welche Ursachen habt ihr nun, Euch den alten Einrichtungen zu wiedersetzen und die Rechte Eurer Herrschaft zu schmählern? Ich bitte Euch, bedenkt doch Eure eigene Wohlfahrt, bedenkt doch die traurigen Folgen von Eurem jetzigen Unternehmen? Wie könnt Ihr denken, und wie ist's Euch möglich zu glauben, daß man eigenwillig eine ganze Landesverfassung umstossen könne! Ihr seht, wenn an einer Kette ein Glied reißt, daß das Ganze unbrauchbar wird, und versagt ein Stand im Volke seine Pflicht: so kann es ja natürlich nicht anders kommen, als daß eine Zerrüttung im Ganzen entstehen, und ein unübersehbares Elend über das ganze Land verbreitet werden muß. Hierdurch wird ja das Band der ganzen menschlichen Gesellschaft zerrissen! Denn, wenn Ihr nicht die Treue und den Gehorsam leisten wollt, den Ihr vor Gott und der Welt beschworen habt, von wem wollt Ihr Euch denn Treue und Glauben versprechen? Es ist ja wider Gott und menschliche Gesetze! Das Unglück in andern Ländern sollte Euch doch klüger machen! Bedenkt! — wie viel hundert Menschen in Frankreich ihr Leben eingebüßt, wie viel tausend Familien zu Grunde gerichtet worden, ohne daß sie noch bis diese Stunde eine feste Einrichtung machen können, und auch nie machen werden: sondern andere Potentaten werden sowohl Frankreich, als alle andere unruhige Länder, mit Gewalt zur alten Ordnung zurück bringen. Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern ein Gott des Friedens. Denn, wenn wir das Christenthum dazu nehmen, so ist ein solches Unternehmen nach Got-

tes

tes Wort und Christlicher Lehre, höchst strafbar. Denn wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung, und die widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen. Und ich fürchte, daß der so gerechte Gott seiner Langmuth an den frevelhaften Menschen überdrüßig ist, und läßt sie in einen solchen Unsinn fallen, daß sie wieder sich selbst wüthen müssen. Darum nehmet diese meine gut gemeinte Warnung als ein Kennzeichen meiner redlichen Neigung gegen Euch an, und nehmet bey dieser Sache Euer selbst wahr und besinnet Euch! was Ihr vor Ursache zu diesem Schritt habt. Mein Gewissen spricht mich vor Gott und der Welt frey. Und diese Warnung sey einst Zeuge, wofern Ihr von Eurem Vorhaben nicht abstehen und Euch rathen lassen wollet, daß ich alles an Euch gethan habe, was man mit Recht fordern kann." Von Eurem Gerichtsherrn."

Dieses rührende, wahrhaft väterliche Schreiben that keine Wirkung bey den verblendeten Leuten. Der ganze Schwall von den umliegenden fremden Dörfern kam nun, und nöthigte und überredete die hiesigen, daß sie zu ihrem Herrn gingen und ihm gerade zu alle Pflicht und Schuldigkeit aufkündigten, und einen Revers, dessen Vorschrift sie bey sich führten, abforderten, worinn der Herr auf immer und ewig, für sich und seine Nachkommen auf alle und jede Gerechtsame Verzicht thun mußte. [Bey andern Herrschaften waren einige so unverschämt, sich auch die Jagd verschreiben zu lassen.] Da nun dem Strohm zu widerstreben unmöglich war; so geschah von Seiten des Herrn alles ohne Widerstand, und so gieng es denn auch, ohne ein unbescheidenes Wort zu hören, ruhig ab. Wie sie nun den Zettel in Händen hatten, sagte

der Herr: „Ihr habt mir also Eure Schuldigkeit „aufgesagt, ich bin nun nach Eurem Willen Euer „Herr nicht mehr. Ist aber jemand unter Euch, „dem ich womit helfen kann, der komme zu mir, „er wird allemahl seinen wahren Freund an mir „finden.“ Von diesem allem bin ich ein Augenzeuge gewesen. Den 1sten September kam nun das Churfürstl. Mandat d. d. Dresden, den 26sten August an, und in 2 Tagen gieng es auf den hiesigen Dörfern herum: da denn ein Dorf nach dem andern kam, und ihre erhaltene Reverse unabgefordert wieder zurück gaben, und sich zum Gehorsam erboten. Da nun alle Richter von den Dörfern redliche Leute, und nur durch die Menge gezwungen waren, mitzumachen: so waren sie auch allerdings sehr erfreut, alles in vorige Ordnung zu bringen. Der Herr, der seine Unterthanen ungeheuchelt liebt, suchte die churfürstliche Commission abzuwenden, ließ sämmtliche Gemeinden zu sich kommen, und nahm von ihnen gerichtlich den Handschlag aufs neue, wobey sie die Worte sagten: **Ich bitte um Vergebung!** Es floß bey diesem Vorgang manche Thräne der Reue, und der Herr weiß jetzt keinen beruhigendern Gedanken, als den: daß keiner von seinen Unterthanen in das Unglück der Strafe gekommen ist.

Aus dieser wahren, guter Ursachen wegen, ohne Nahmen des Orts erzählten Geschichte, ist offenbar, daß die oben beschriebene Publicität oder Bekanntmachung der Staatsbegebenheiten die Veranlassung zu dem Aufstand der Bauern gegeben hat. Es wäre aber sehr unweise, wenn man daraus schließen wollte, daß der Umlauf solcher Nachrichten bis zu den Ohren des Bürgers und Bauers gehemmt, oder alle Zeitungen verboten werden müß-

ten oder dürften. Vielmehr folgt daraus, daß man durch eine zweckmäßige, die Denkungsart des gemeinen Mannes über seine Lage im Staate, über die großen Vortheile, die er als Mensch darinne genießt, und über die Schuldigkeit, daß er dafür wieder etwas zum Besten des Ganzen leide und thue, durch Unterricht verbessere, und ihm die Staatsbegebenheiten, welche seine Aufmerksamkeit erregen, im rechten Lichte darstelle. — Wäre ich ein Prediger, ich hielt alle Sonntage nach der Kirche ein Zeitungscollegium für die Wißbegierigen unter meinen Zuhörern.

(D. Ztg. 1790. S. 685 — 693.)

Wer dem Staate aus Unvorsichtigkeit, oder Privat-Interesse, Krieg zuziehet, ist in derselben Schuld, wie der unvorsätzliche Mörder von so viel Tausenden, die in demselben vom Schwerdte ihrer Brüder fallen. Er hat alle daraus erfolgende Uebel, alles Elend der Witwen und Waisen der Erschlagenen zu verantworten, und wäre verbunden den Schaden zu ersetzen, wenn ers könnte. *)

Der Bürger, welcher Kenntnisse und Wahrheiten unterdrücket, deren Bekanntmachung dem Staate nutzen, oder ihn vor Scha-

*) Exempla sunt odiosa.

den bewahren könnte, handelt pflichtwidrig, so wie der Heuchler, der durch falsches Lob die Staatsbeamten täuscht, uud die Mängel der Gesetzgebung und Verwaltung beschönigt, welchen abzuhelfen wäre. Das Volk, welches seinen Obern, bey zweckmäßigen Verbesserungen des Schul- und Kirchenwesens und andern zur Aufklärung getroffenen Anstalten widerstrebt, das bey Einführung besserer Gesangbücher und Liturgien murret, handelt nicht allein eben so unklug, wie die Heerde, die den Hirten tadeln wollte, der sie auf eine bessere Weide führt: sondern auch ungerecht; indem es die Gesellschaft gradezu an der Absicht hindert, um deren willen sie im Staate vereinigt lebt — an der Vervollkommnung. (Die Beyspiele S. 426. bis 433. lassen sich auch hier anwenden.)

Es ist eine schreyende Ungerechtigkeit, wenn ein Glied des Staats dem Laster Einfluß in die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte verschaffet, wenn durch seinen Vorschub Partheylichkeit in die Gerichtshöfe, persönlicher Eigennutz in die Finanzen, Bestechung und Gunst in die Besetzung der Aemter einschleichen, Nepotismus und gemeinschädliche Privat-Verbindungen

gen

gen sich des Hefts der Regierung bemächtigen, und Eigenmacht und Willkühr an die Stelle der Gesetze treten. Es ist ein Staatsverbrechen, durch öffentliche lasterhafte Handlungen, durch Ausbreitung unsittlicher Grundsätze, verführerische Schriften, Gemählde u. d. gl. die Sitten eines Volks zu verderben. (M. s. die Thaten des von Beaumarchais S. 274. bis 280.

Wer dem Staate die schuldigen Abgaben vorenthält, ihn durch Unterschleif darum betrügt, falsche Bankozeddel und Staatsobligationen macht, falsches Geld münzt, ist ein so böser Schuldner, Dieb und Betrüger, als wer das Privateigenthum des Andern antastet. (Ein Beyspiel s. 1. Th. S. 500.)

Wer in der Führung der ihm anvertrauten Staatsgeschäfte unredlich handelt, die ihm anvertrauten Cassen bestiehlt, das Staatsvermögen leichtsinnig verschwendet, ist ein desto größerer Verbrecher, je weiter sich der Schade seines Frevels über die ganze Gesellschaft erstrecket; wenn er auch mit Stern und Ordensband gezieret wäre. (M. s. S. 280. bis 290. 462 bis 465.)

Auch in der dem Staate zu beweisenden Achtung muß der Bürger gerecht seyn. Er muß die Beschwerden und Bitten, die er bey seiner Obrigkeit anzubringen hat, mit geziemender Ehrfurcht und Bescheidenheit vortragen, muß sich keine Anzüglichkeiten wider Gesetze und obrigkeitliche Personen erlauben, und überhaupt die Ehre seines Vaterlandes in keinem Fall verletzen.

Neun

Neun und zwanzigste Vorlesung.

Pflichten des häuslichen Lebens.

O! es ist ein heiliger Ort, um die Wohnung des Menschen; da kennt, da versteht man einander; da geht einem so alles ans Herz; da soll man einander lieb seyn, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist; da ist es so still, da ist nichts Fremdes und kein Prunk- und Schulgewühl.

Pestalozzi.

Wir haben nun den Freund der Pflicht in die bürgerliche Gesellschaft eingeführt, wo er mit einer Anzahl seiner Brüder einmüthig besser werden und Besserung bewirken soll. Reiner Wille zu diesem Zwecke und gleiche Neigung für die sich auf denselben beziehende Vortheile der Gesellschaft, muß aber wenigstens die größere Anzahl der Glieder eines Staates beseelen, ehe die gesellschaftliche Vereinigung diesen Nutzen in einem beträchtlichen Umfange leisten kann. Und die Einsicht dieses erhabnen Zweckes so wohl, als die demselben angemessene Einrichtung der bürgerlichen Anstalten, kann nur ein Werk der Zeit und der durch mannichfaltige Erfahrungen belehrten Vernunft seyn. Die Menschen würden daher noch

jetzt in Wildnissen zerstreut leben, wofern ihre Vereinigung in Gesellschaften von der Einsicht ihres höchsten Zweckes und Nutzens abgehangen hätte, die erst nach vielen mißlungenen Erfahrungen in der Gesellschaft selbst Statt finden konnte. Allein der weise Urheber unsers Wesens, der unser Geschlecht bestimmte, stufenweise in der Erkenntniß und Tugend fortzuschreiten, wußte diesen Widerspruch zu heben. Er machte den allen lebendigen Geschöpfen eigenen physischen Geschlechtstrieb und die natürliche Liebe der Aeltern gegen ihre Jungen bey dem Menschen zum Bande der ersten Gesellschaft, aus welcher, bey erweiterten Bedürfnissen und Einsichten, der Staats- und Weltbürger hervorgehen, und dereinst das ganze Geschlecht zu einer einzigen durch Liebe und Vernunft verbundenen Familie erwachsen sollte.

Wie in der 26sten Vorlesung S. 335—347. gezeigt worden, entstanden die ersten bürgerlichen Gesellschaften wirklich aus der häuslichen: und noch läßt sich kein Staat denken, welcher die Familienverbindungen entbehren könnte.

Der auch im erwachsenen Zustande vielen Unfällen ausgesetzte Mensch braucht die Hülfe seines Gleichen zu mannichfaltigen körperlichen Bedürfnissen. Er muß jemanden haben, mit dem er seine Freuden und Leiden theilen kann, wenn seine Empfindung nicht allmählich vertrocknen soll. Ohne Mittheilung der Gedanken entgeht seinem Verstande selbst der wirksamste Reitz zur Thätigkeit. Auch Vernunft und Tugend gedeihen besser unter der beständigen Aufsicht der Liebe verschwisterter Seelen.

Jeder Mensch ist es also sich selbst schuldig, in der Familienverbindung zu leben; und er ist es auch dem Staate schuldig: weil dessen Wohl auf der Bevölkerung mit wohl erzogenen Menschen beruhet.

Bey den Thieren, welche Paarweise leben, und also eine Art von häuslicher Gesellschaft haben, ist der Zweck, den die Natur durch diese Einrichtung ihrer Triebe zu erreichen sucht, wie man aus dem Erfolg schließen kann, blos die Erhaltung der Nachkommen, welche bey solchen Thierarten der Sorgfalt beyder Aeltern zu ihrem Aufkommen bedürfen. Die beyden Geschlechter bleiben nach der Befriedigung des Fortpflanzungstriebes noch beysammen, damit

die Jungen durch ihre gemeinschaftliche Fürsorge werden, was die Alten sind. Und bey dem Menschen ist die Absicht der Familienverbindung diese: daß Junge und Alte, Mann und Frau, Bruder und Schwester, Herrschaft und Diener durch gegenseitige Handreichung den erhabnen Zweck der menschlichen Natur leichter und gewisser erreichen. Die Tauben gatten sich ihres Wohlbefindens halber: die Menschen, um sich immer besser zu befinden. Dies ist das gemeinschaftliche höchste Gut, welches Jedes Mitglied in der Familie für alle, und alle für ein jedes, zu erwerben suchen müssen, und welches alle übrigen Pflichten des Hausstandes in sich begreift.

Ich glaube diese nicht kürzer und zugleich vollständiger vortragen zu können, als sie in einem noch ungedrucktem Aufsatze enthalten sind, womit es folgende Bewandniß hat.

Eine angesehene bürgerliche Familie zu *** lebte verschiedene Jahre nach dem in dieser Stadt gewöhnlichem gutem Tone. Ihre Wohnung war aufs zierlichste möblirt, Mann und Frau kleideten sich nach der Mode, besuchten die öffentlichen Gesellschaften, nahmen Theil an

Lustbarkeiten, wie sie die Jahrszeit mit sich brachte, ließen sich fleißig zu Tische laden, und hatten oft Gäste bey sich. Außerdem besuchte der Mann für sich des Vormittags, ehe er seine Dienstgeschäfte anfieng, ein gewisses Haus, wo die Herren seines Standes mit Wein, Liqueur und Backwerk zu frühstücken pflegten: und Nachmittags verschiedene anständige Tabaks und Bier-Clubbs, wo öffentlich l'Hombre um eine Kleinigkeit, und heimlich sehr hoch Farao gespielt wurde. Die Dame ihrer Seits brachte den größten Theil des Vormittags über ihrem Anzuge für den Nachmittag zu: weil sie darüber oft durch die Bedienten und Mägde unterbrochen wurde, die sich im Nahmen ihrer Herrschaften erkundigten, wie sie sich nach dem gestrigen Soupé, Ball, Spaziergang u. s. w. befände? Die jungen Herren, die von der Parthie gewesen waren, thaten dieses persönlich, und hinderten durch ihre kleine Dienstleistungen an der Toilette das Geschäft des Anziehens mehr, als sie es förderten; so daß Madam oft noch im Nachtmantel und mit dem Puder im Gesicht am Mittagstische erschien, wenn sie keine Fremde hatten. Die Nachmit-

tage

tage wurden gemeiniglich zu pflichtmäßigen Wochen- Kranken- Condolenz- und Glückwunsch-Visiten angewandt: außer dem zu einem Damenkränzchen bestimmten Tage, und den Soupés, wozu sie mit ihrem Manne geladen ward, oder die sie selbst gab.

Diese Art zu leben kostete jährlich immer etwas mehr, als der Mann von seiner sonst guten Stelle einzunehmen hatte: und so wurde ihr beyderseitiges eignes Vermögen binnen 12 Jahren mit zugesetzt, und eine beträchtliche Schuldenlast aufgehäuft.

Beyde Ehegatten liebten sich vor ihrer Verheyrathung aufs zärtlichste: aber bey der eben beschriebenen Lebensart, wobey Mann und Frau in Gesellschaften sich so betragen müssen, als giengen sie einander nichts an, hatten sie wenig Gelegenheit, ihre gegenseitige Zuneigung zu unterhalten. Auch herrschte in den feinen Gesellschaften dieser Stadt eine angenehme Freyheit des Umgangs der beyden Geschlechter gegen einander, so daß ein Unwissender aus den Höflichkeitsbezeigungen, welche einer hübschen Dame von allen Seiten erwiesen wurden, eher schließen konnte, sie sey die Frau aller übrigen

Män-

Männer, als desjenigen, dem sie angetraut war. Der Mann bewieß seiner Seits jeder andern Dame mehr Aufmerksamkeit, als seiner Gattin; und so wurde ihre Ehe in wenig Jahren — was die meisten Ehen der höhern Classen sind.

Die Kinder wurden in den ersten Jahren dem Gesinde überlassen, bis sie des Schul- und Privat-Unterrichts fähig waren. An diesem wurde nichts gespart; auch wurden sie frühzeitig zu einer feinen Lebensart angehalten, und lernten Visiten geben und annehmen, Karten spielen und mit dem andern Geschlecht schön thun, wie die Erwachsenen.

Das Gesinde hatte die Schlüssel zur Vorrathskammer, und wußte sich am Einkauf zu entschädigen, als Madam endlich sparsam wurde, und diese Tugend am Gesinde- Lohn- und Tisch zuerst versuchen wollte. Auch verstanden es die hübschen Köchinnen, welche Madam aus Gegengefälligkeit für ihren Mann aussuchte, ihren Lohn aufs doppelte zu bringen.

Als der Mangel mit der schrecklichen Sorge: was werden wir essen, was trinken, womit uns kleiden? sich nun einstellte, versuchte

der Mann, sich durch Lotterien und Wagespiele zu retten, und war unglücklich.

Diese Hausordnung, zu der man sich, was an dieser Schilderung noch fehlt, leicht hinzudenken kann, mußte diese Familie allmählich, dahin führen, wohin jede kommen muß, die auf solchen Fuß lebt, — zum Bankrut, und — zur Cassation des Mannes, oder zu noch etwas schlimmern, wegen übler Verwaltung herrschaftlicher oder vormundschaftlicher Gelder, falscher Wechsel u. dergl.

Aber, noch zu rechter Zeit vor dem Ausbruche seiner schlimmen Lage, bewog ihn ein strenger Gläubiger sich einmahl aus dem Gedankenleeren Wirbel des guten Tons heraus zu reissen, zu einem seiner ehemaligen Universitätsfreunde, einem Landprediger zu flüchten, diesem seine kläglichen Umstände, und seine schrecklichen Aussichten in die Zukunft zu entdecken, und ihn um seinen Rath und Beystand zu bitten. Der Prediger, ein ächter Diener Gottes, fand, daß ihm noch zu helfen sey, lieh ihm seinen Credit, machte ihm Muth, sich trotz allem, was die Leute davon sagen würden, aus dem Strohme der ihn und die Seinigen ins Verder-

ben trieb, zu retten; brachte die Frau zur Erkenntniß ihrer weiblichen und mütterlichen Pflichten, und half ihm und ihr eine ganz neue Hausordnung einführen. Vermittelst dieser arbeiteten sie sich binnen eben so viel Jahren durch Ersparungen und einen Nebenverdienst, den der Mann suchte, wieder aus dem Verderben empor, als sie gebraucht hatten, darein zu versinken.

Unter andern Hülfsmitteln, die der Prediger angewandt hatte, diese wahre Bekehrung zu bewirken, war auch eine Haustafel, in der Form von Selbstgesprächen für jede Person dieser Familie. Jede bekam davon ihren Theil auf ein besonderes Blatt geschrieben, zur Beherzigung in Stunden der Einsamkeit und des Nachdenkens, und zum Behuf der Selbstprüfung. Jeden Sonnabend Abends versammelte dann der Hausvater seine sämmtlichen Hausgenossen, sang mit ihnen: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. oder ein anderes erbauliches Lied, und ermahnte sie, mit ihm den Vorsatz, immer besser zu werden, für die kommende Woche zu erneuern. Darauf las er

seinen

seinen Abschnitt von der Haustafel zuerst, und die übrigen folgten ihm nach der Reihe.

Der Mann und Vater.

Der Tag ist vollendet, die Schöpfung ist einen Schritt weiter gerückt im gut seyn und Gutes thun. Nun eilt alles in die Arme der Nacht, Ruhe nach der Arbeit zu genießen. Auch ich sehne mich nach Erhohlung von der Mühe dieser Woche und nach Ruhe, mich zu neuer Arbeit zu stärken. Und — bin ich auch fortgerückt im gut seyn und Gutes wirken? Schaue, meine Seele, in den Spiegel der Prüfung, was du seyn sollst, und werden kannst; sieh, was du bist, und — bessere dich!

Ich bin Mensch. Ich soll täglich zunehmen an Erkenntniß und Güte; soll immer besser denken und handeln lernen.

Ich bin Mann. Ich habe meinem Weibe einen Eid geschworen, mit ihr den Weg des Lebens zu wandeln. Ich muß dafür sorgen, daß wir beyde mit jedem Schritte auf demselben an Weisheit und Tugend, und so an wahrer menschlichen Glückseligkeit zunehmen. Sie ist ganz mein, ich bin ganz ihr. Unser Glück ist eins, und jedes Leiden des einen hilft das andere tra-

tragen. Ungetheilte Liebe und Freundschaft muß ich ihr weihen! Sie allein von ihrem Geschlecht soll mich durch Liebe und Zärtlichkeit beglücken: sie allein unter allen Frauen und Jungfrauen der Erde hat ein Recht an mein Herz und meine Liebe. Wir haben uns beyde zugeschworen, einander Alles zu seyn. Aber ich bin der Mann! bin der Stärkere. Von mir erwartet das Weib meines Herzens, daß ich sie ernähre, sie schütze, sie in Kummer tröste, jede Lebenslast ihr zu erleichtern suche, und sie durch meinen festern Willen, an der Hand meiner längern Erfahrung, leite auf dem schlüpfrigen Wege des Lebens: damit wir beständig bleiben im Guten, uns nicht durch die glänzenden Beyspiele der thörigten Verschwendung, des unsittlichen Leichtsinnes und anderer verderblichen Mode-Laster verführen lassen.

Ich bin Vater. Meine Kinder erwarten von mir, daß ich für ihre Ausbildung zu guten nützlichen Menschen sorge; daß ich sie durch mein Beyspiel lehre, was der Mensch für Gesinnungen haben, und wie er handeln muß, um ein rechter Mensch zu seyn. Ich muß Güte und Ernst, Nachsicht und Strenge anwenden, diese jungen Seelen vor dem Abwege des La-

sters und vor schädlichen Thorheiten zu bewahren. Ich muß sie frühe ihre hohe Würde und Bestimmung, als Mitschöpfer Gottes im Weltall, kennen, lieben und erfüllen lehren. Ich muß für ihre geistige und leibliche Gesundheit, für ihre körperlichen und moralischen Bedürfnisse sorgen, bis sie selbst dafür sorgen können.

Ich bin Hausvater. Ich muß die häuslichen Geschäfte anordnen, muß jedes von den Meinigen zur Erfüllung seiner Pflichten anhalten, muß die Ausgabe so nach der Einnahme abmessen, daß unser kleines Vermögen zunehme, immer ein Noth- und Ehrenpfennig vorräthig sey, und eine Gabe für den Dürftigen. Ich muß darauf sehen, daß alle die Meinigen einander so begegnen, daß Friede und Liebe immer bey uns wohnen, und daß es allen, auch den Dienstbothen, nirgends besser gefalle, als zu Hause. Wie habe ich diese meine Pflichten diese Woche über erfüllt? Was habe ich gethan, unser Hausglück zu vermehren?

Die Hausmutter.

Die lieben Kleinen sind zur Ruhe; mein Tagwerk ist vollendet: bald wird der holde Schlaf meine Augenlieder schließen, und mich ver-

vergessen machen, wer ich bin? Schaue noch einmahl, meine Seele, in den Spiegel der Prüfung, und siehe, ob du bist, was du seyn kanst und sollst?

Ich bin Gattin eines Mannes. Durch treue rastlose Arbeit für den Staat und die Welt versorgt er mich und meine Kinder mit allem, was zur Nothdurft des Lebens gehört. Ihm dank ich es, daß ich jetzt frey von Sorgen der Nahrung den Mittag des Lebens im Kreise meiner Kinder froh genieße, und den Abend desselben eben so ruhig erwarten kann, wie den Schlaf dieser Nacht. Er theilt mit mir Glück und Ehre, lebt ganz für mich, und freut sich keines Weibes, außer mir. Ich soll ihm Erholung nach der Arbeit seyn, Lohn für seine Mühe: ich soll ihm Aufheiterung nach dem Ernst der Geschäfte, Trost in bangen Stunden geben. Ich muß darauf sinnen, ihm jeden Tag des Lebens, den er für mich und meine Kinder lebt, durch kleine Freuden aufzuheitern. Ich muß seinen kleinen Bedürfnissen zuvorkommen, und durch Sorgfalt für alle Bequemlichkeiten ihm sein mühevolles Tagwerk zu erleichtern suchen. Die Stunden, die er bey mir zubringt, muß ich ihm durch traulliche und muntere Ge-

spräche zu den schönsten des Tages machen. Keine üble Laune, kein Eigensinn, darf jemahls die zärtliche Sehnsucht stöhren, mit der mein Treuer nach vollbrachter Arbeit zu mir eilt. Ich bin ihm Alles, er soll es mir seyn. Andere Männer sind für mich nur Menschen: er allein ist Mann für mich; ihm allein gehört mein Herz und meine Liebe. Am Altar des Allwissenden hab ichs ihm geschworen, und wills halten, weil ich kann!

Ich bin Mutter. Diese lieben Kleinen danken mir das Leben, und es sind Menschen. Nicht genug, daß ich sie nähre, pflege, reinige, und vor leiblichen Unglücksfällen behüte: ihre zarten Seelen sind meiner mütterlichen Sorgfalt auch anvertraut. Ich muß ihren kindischen Verstand vor schädlichen Irrthümern und Vorurtheilen bewahren, und mit richtigen Vorstellungen von den Gegenständen, die sie umgeben, auszieren; muß ihre Fragen nach der Beschaffenheit, den Ursachen und dem Nutzen der Dinge liebreich und wahrhaft beantworten, und muß sie frühzeitig, durch Erregung der Aufmerksamkeit auf die Ursachen und Folgen der Dinge und Handlungen, zum Gebrauch der

Ver-

Vernunft gewöhnen. Ich muß ihre Thätigkeit beständig zu beschäftigen suchen; wäre es auch durch die einfältigsten Spiele, wenn sie nur unschädlich sind für Leib und Seele. Ich muß durch Liebe sie gewöhnen, alles aus Liebe und mit Liebe zu thun. Die ersten Anfänge von Eigensinn, Rechthaberey, Trotz, Rache und andern Gemüths-Unarten muß ich vorzüglich dadurch zu unterdrücken suchen, daß ich, wo ein solches Unkraut aufkeimen will, im Augenblick der Aufmerksamkeit des Kindes etwas Anderes zu thun gebe, ohne jenen Fehler zu rügen, oder dessen nur zu erwähnen. Ich muß das Herz der Kleinen durch Erzählung tugendhafter Thaten mit Liebe für das Gute erfüllen, und Beyspiele der entgegengesetzten Fehler und Verbrechen hinzufügen, die ich ihm so vorstelle, daß sie Bedauern und Mitleiden mit der Schwäche des Lasterhaften, nicht Zorn und Unwillen in dem jungen Herzen erregen. Ich muß es so einrichten, daß, wenn die Kleinen etwas thun, daß sie nicht sollten, eine unangenehme Folge wie von selbst daraus entspringt; ohne daß ich nöthig habe, es mit der Ruthe oder nur mit Worten zu strafen: sondern daß ich es, wegen sei-

nes Fehlers und dessen schlimmen Folgen, blos zu bedauern brauche. Ich muß den erhabenen Trieb der Vervollkommnung, sobald die Kinder gut und besser unterscheiden können, sorgfältig und auf wahre Vorzüge des Leibes und Geistes leiten; nicht auf Befriedigung des Gaumens, kindischen Muthwillen oder Gegenstände der Eitelkeit und des Luxus. Ich darf in ihrer Gegenwart nichts reden und thun, das ich ihnen nicht nachzuahmen heißen dürfte: ich muß geflissentlich jede Gelegenheit, vor ihnen recht und löblich zu handeln, auf eine ungezwungene natürliche Weise benutzen. Ich darf sie, wenn sie blos ihre Schuldigkeit thun, nicht loben, sondern nur sagen: so ists recht; und wenn sie fehlen, nicht mit Schimpfreden belegen, sondern nur sagen: das ist unrecht, und zeigen, wie es seyn sollte. Ich soll den Samen jeder Tugend und jeder löblichen Gemüthseigenschaft in die jungen Herzen pflanzen: damit ich einst dem allweisen Richter unsrer Thaten sagen kann: hier sind sie alle, die du mir gegeben hast — sind Menschen, die auf der Bahn der Selbstveredlung Gutes wirken im Weltall.

Ich bin Hausfrau, ich habe ein Reich zu beherrschen, das zwar klein ist, kleine Sorgen

und

und Geschäfte hat: aber das durch Unordnung, Trägheit, Leichtsinn und Thorheit leicht in großes Elend gerathen kann. Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend! Ich soll als Hausmutter dafür sorgen, daß es allen Gliedern der Familie nirgends besser gefalle, als zu Hause; darum muß ich selbst nirgends lieber seyn, als zu Hause, im Kreise meiner Lieben. Hier ist der Schauplatz, wo ich meine Fähigkeiten und meinen Verstand zeigen soll; nicht auf der Parade der Eitelkeit, Coquetterie und Verstellung in den glänzenden Gesellschaften der feinen Welt. Hier soll ich die goldne Ordnung, das Licht und die Seele des Haushaltes, bis in den kleinsten Geschäften, Bedürfnissen und Vorfallenheiten unterhalten: damit alles am rechten Orte, zu rechter Zeit und Stunde geschehe. Kein Winkel ist so verborgen, keine Sache so klein, wo ich meine Achtsamkeit nicht hinwenden, nicht jeden noch so geringen Nutzen davon zu ziehen suchen sollte. Wenn der Mann sich's angelegen seyn läßt, etwas zu erwerben: so muß die Hausfrau eben so emsig daran seyn, das Erworbene zu sparen. Meine höchste Ehre ist, durch eine

weise Eintheilung der Ausgaben und sorgfältige Benutzung der Zeit, mit Wenigem viel auszurichten; zu machen, daß in meinem Haushalt Ordnung und Anstand herrschet, ohne Prahlerey; daß alle Personen die dazu gehören, mit Speise und Trank zufrieden, reinlich gekleidet, und mit einem warmen Nachtlager versehen sind; daß auch für den Dürftigen eine Gabe übrig bleibt: und gleichwohl jährlich nicht mehr aufgeht, als in solchen Haushaltungen, wo im Visitenzimmer Ueberfluß, und in Küche und Keller Mangel herrschet.

Durch Liebe und Freundlichkeit soll ich meine Untergebenen zur pünktlichsten Beobachtung ihrer Schuldigkeit anhalten, und machen, daß sie solche mit Freuden thun. „Die Sonne Gottes geht vom Morgen bis am Abend ihre Bahn; mein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und mein Ohr hört ihren Lauf nicht: aber bey ihrem Untergange weiß ich, daß sie wieder aufsteht, und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind. Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt, und an Mann und

Kin-

Kindern den Himmel verdient.„ Dies soll das Bild seyn, das mir der Spiegel der Selbstprüfung vorhält, wenn ich im demüthigen Gefühl meiner Unwürdigkeit vor ihn trete, zu schauen, was ich seyn soll, und noch nicht bin.

Der Sohn, oder die Tochter.

Ich bin ein Reis, das zu einem fruchtbringendem Baum aufwachsen soll. Schwach und unvermögend, mich selbst zu stützen, empfange ich alles, was ich habe und genieße, von meinen lieben Aeltern. Und was gebe ich ihnen dafür? Sie verlangen nichts, als daß ich ihre Gaben nütze, daß ich durch ihre Bemühungen immer mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerbe, alles, was recht und gut ist, immer lieber habe und lieber thue, um aus einem guten Kinde einst ein brauchbarer und des Lebens und seiner Freuden würdiger Mann zu werden, wie mein Vater ist. Strenger Gehorsam gegen die Lieben, welche so viel für mich thun, so viel arbeiten und entbehren um meinetwillen, ist also eine Pflicht, die ich mir selbst schuldig bin: denn alle ihre Befehle sind auf mein Bestes gerichtet. Innige Liebe und Dankbarkeit gegen sie fühlte mein Herz, seitdem ich mich meines

nes Daseyns und ihrer treuen Zärtlichkeit erinnere. Ich muß nur ausüben, was ich empfinde, muß das immer wirklich thun, was ich in Stunden des Nachdenkens so gern will — ihrer Liebe immer würdiger zu werden, durch zuvorkommende Dienstleistungen, durch eifrigern Fleiß und Aufmerksamkeit beym Unterricht, durch tägliches Bestreben, meine vielen Fehler abzulegen und an Tugend und Weisheit, wie am Körper, zu wachsen. Meine lieben Schwestern und Brüder sind mir zu Gefährten gegeben auf dem Wege der Besserung. Treue Liebe und Sorgfalt für ihr leibliches und geistiges Wohl muß das Band seyn, das uns zur innigsten Freundschaft verknüpfet. Ich muß, frey von allem Neid, sie so aufrichtig und uneigennützig lieben, wie unsere Aeltern uns lieben, wie Gott alle Menschen liebet. Und wie erfüllte ich in der verflossenen Woche diese Pflichten? In welchen Stücken wurde ich besser? In welchen versäumte ich besser zu werden?

Die Dienstbothen.

Gott hat mir noch keinen eignen Haushalt gegeben: darum muß ich in einem fremden Hause meine Lebenspflicht erfüllen, und in demselben

selben als ein treuer Dienstbothe so viel Gutes ausrichten, als ich kann, und immer besser werden, als ich bin. In diesem Stande kann ich eben so vergnügt und glücklich seyn, als die reichste Herrschaft, wenn ich folgende Gebote und Lehren treulich halte. *)

„Erweise deiner Herrschaft Gehorsam, Ehrerbietung und Liebe, wie ein Kind seinen Eltern erweiset: denn sie sorgt für dich, wie Eltern für ihre Kinder sorgen.

Sey bescheiden und höflich gegen sie: ein gutes Wort kostet nicht mehr, als ein grobes, und erwecket doch Gunst und Liebe.

Mache deiner Herrschaft Freude: so hast du wieder Freude, wenn sie fröhlich und aufgeräumt ist.

Gehorche ihr auf den Punkt, und verrichte alles so, wie sie es befiehlt: so muß sie mit dir zufrieden seyn, wenn die Sache auch nicht zum Besten geräth.

Thue, was nöthig ist, ohne Befehl: so wirst du mit deiner Pflicht noch Dank verdienen. Verpflichte dich aber nicht zu Diensten, dazu dir das Geschick oder die Kräfte fehlen: damit du nicht mit Schande bestehest.

Sey ehrlich und treu im Kleinen, wie im Grossen! Wer Pfennige stiehlt und Hände voll entwendet, kann auch Thaler stehlen und Scheffel veruntreuen. Die Menge macht nicht den Dieb, sondern das Mein und Dein, und ehrlich währt immer am längsten.

Rede auch die Wahrheit, im Kleinen, wie im Großen. Wer eine Lüge macht, muß noch zehn dazu machen, die erste zu beschönigen: und wer lügt,

*) Aus dem Noth- und Hülfs-Büchlein S. 223.

lügt, ist auf dem Wege zum Stehlen, der an den Galgen führt.

Behüte deine Herrschaft vor Schaden und Verdruß, wo du kannst und weißt! Von dem, was ihr widerfährt, fällt immer auch ein Theil auf dich.

Plaudere nicht aus dem Hause, weder Böses noch Gutes. Es nutzt niemahls, und schadet immer. Eine Magd, die auf Gassen und Straßen das große Wort führt, findet gute Herrschaften gemeiniglich schon versehen, wenn sie sich meldet.

Die Fehler der Herrschaft trage mit Gedult, und thue deine Pflicht darum nicht weniger. Wenn sie ihr Versprechen nicht hält, kannst du wohl eine andere Herrschaft suchen: aber so lange du noch bey ihr bist, darfst du in deinem Dienst nicht läßig werden. Du hast es Gott versprochen, treu und redlich zu dienen.

Die Kinder im Hause ehre und liebe, als deines Herrn Kinder. Thue nichts unrechtes vor ihren Augen, und stärke sie nicht in ihren Unarten.

Fremde, die zu deiner Herrschaft kommen, bediene sorgfältig und freundlich, als ob du es der Herrschaft selbst thätest; und miß deine Freundlichkeit nicht nach dem Trinkgelde ab, das sie dir reichen.

Sey zufrieden mit deinem Lohne, und murre nicht, wenn ein andrer Dienstbothe mehr, als du, bekommt. Denke, daß es dein freyer Wille gewesen ist, und daß dir nicht mehr versprochen worden.

Gegen dein Neben-Gesinde sey freundlich, aber nicht zu gemein. Rede niemals gegen dasselbe Böses von der Herrschaft; und hast du Ursache, es zu verklagen, so thue es nicht hinter dem Rücken: sondern bringe deine Beschwerden in seiner Gegenwart an.

Von

Von deinem Lohn spare, so viel du kannst, für das Alter.

Iß und trink nicht übermäßig, wenn dir die Herrschaft Schrank und Keller offen läßt. Du möchtest dich sonst ans Fressen und Saufen gewöhnen, und einmahl an deinem eignen Tisch desto mehr darben müssen.

Hoffarth und Ueppigkeit steht einem armen Dienstbothen übel an.

Hatte nun jedes auf diese Weise seinen **Pflichten-Spiegel** laut und langsam vorgelesen: so stimmte der Hausvater, nach einer Stille von einigen Minuten, das Abendlied an: **Der Tag ist wieder hin** ꝛc. oder ein anderes von ähnlichem Inhalt, und nach Endigung desselben wünschte jedes dem andern eine gute Nacht!

Der Sonntag wurde dann als ein wahrer Ruhetag gefeyert. Durch die in diesem Hause herrschende strenge Ordnung, war es möglich, daß meistens die ganze Familie, die Domestiken wenigstens wechselsweise, der öffentlichen Gottesverehrung beywohnen konnten, und nach gehaltener Andacht wurde gewöhnlich eine Familienfreude veranstaltet, deren Wahl den Gliedern der Familie nach der Reihe überlassen ward.

Ob nun diese Ehe glücklich war? Ob die zahlreiche Nachkommenschaft dieses Ehepaares ihm eine Last, und der Ehestand überhaupt ein Wehestand seyn konnte? Oder, ob nicht vielmehr das häusliche Leben in diesem Hause ein Himmel auf Erden seyn mußte, mögen die Leser selbst entscheiden. — Ich wünsche nur dem Jünglinge Glück, der eine Tochter aus demselben heimholen, und dem Mädchen, dem ein Sohn die Hand bieten wird.

Das hier gelieferte Bild eines nach dem Grundsatz der Vervollkommnung geführten Hauswesens enthält nun zugleich die den verschiedenen Gliedern einer Familie obliegenden Pflichten des ehelichen und häuslichen Lebens. Diese brauchen also nicht weiter erklärt, sondern nur noch durch einige Beyspiele erläutert zu werden, welche hier folgen.

1. Für Ehegatten.

Selbst unter denen Ständen, welche eine feine Erziehung empfangen und im Umgange mit gesitteten Personen Gelegenheit haben, das Herz zu bilden, sind glückliche Ehen weit seltner anzutreffen, als es der Menschenfreund wünschen muß. Ich nenne freylich nur das eine glückliche Ehe, wo jeder Gatte sein höchstes Vergnügen auf der Welt darin sucht, dem andern alle Tage und Stun-

den, die sie mit einander leben, immer mehr Freude zu machen; und solche Freude, die vor Gott und Menschen recht und ädel ist, und darum auch Eins dem Andern immer werther macht. Diese Art von Ehen ist leider! sehr selten, und jede Spur davon verdient zur Nachahmung aufgestellt zu werden, sollte man sie auch auf dem Trödelmarkt gefunden haben, wie es mit dem Beyspiele, daß ich Ihnen erzählen will, wirklich der Fall ist. Philemon und Baucis wurden ja auch vom Jupiter und Mercur in einer armseligen Hütte, nicht in einem Pallaste gefunden. Also zur Sache! — Am letzten Jahrmarkt zu Königsberg in Preussen, gieng ich unter den Trödelbuden, aus welchen unsre gemeine Bürgerschaft sich mit Kleidungsstükken versorgt, umher, Menschen zu suchen; nicht mit der satyrischen Laterne des Weisen aus der Tonne, *) der eigentlich nur seines Gleichen suchte: sondern um mich des natürlichen Guten, das jeder mehr oder weniger an sich hat, zu freuen, das darein gemischte Böse zu verzeihen, und aus beyden selbst klüger und besser zu werden. Diese Absicht glückte mir dieses mahl vorzüglich. Ich sah einen ehrlichen Handwerksmann seine Frau zu einer solchen Bude führen, und hörte, daß er sie in den zärtlichsten Ausdrücken nöthigte, sich ein hübsches Kleid auszulesen. Die Frau weigerte sich, und betheuerte, daß sie es gern entbehren wollte; er möchte nur ja ihrentwegen keine Schulden machen, und sich hernach Gram und Sorge zuziehen, wie er sie wieder bezahlen wolle. Der Mann stellte sie deshalb zufrieden und bestand darauf, daß sie das wählen sollte, was ihr am besten gefiel. Sie that es

*) Der bekannte Diogenes von Sinope, der auf dem volkreichen Markte zu Athen am Mittage Menschen mit der Laterne suchte, um es den Leuten ins Angesicht zu sagen, daß er sie für Narren hielt.

es endlich, wurde mit dem Juden um den Preis einig, und der Mann bezahlte baar. Die Frau schien nun noch verlegener; vermuthlich weil sie nicht begreifen konnte, wo der Mann das Geld hergenommen hätte. Da sagte er mit dem zärtlichsten Ton des Wohlmeinens zu ihr: „siehst du, „liebes Kind! Ich habe immer gesehen, wie sauer „du dirs für mich werden lässest, und was du dir „alles um meinetwillen versagst: da dachte ich, du „mußt ihr auch einmal eine Freude machen, und „habe alle Tage etwas von meinem Verdienst bey „Seite gelegt, bis ich die Summe zusammen ge„spart habe." — Wie das Weib ihm dankte, und wie bey solchen Gesinnungen die häusliche Glückseligkeit dieser Leute immer zunehmen muß, mögen die Jünglinge und Mädchen, die sich durch reine Sitten eines solchen Ehestandes würdig machen wollen, selbst hinzudenken!

(D. Ztg. 1785. S. 264.)

Ein beurlaubter Kanonier zu Pyritz in Hinterpommern, Nahmens Wendeler, heurathete in seinen jungen Jahren eine arme und alte Soldaten-Wittwe, die Schwachheits halber nichts mehr verdienen konnte. Niemand konnte begreifen, in welcher Absicht er diese Frau heurathete. Es offenbahrte sich aber hernach, daß es blos aus gutem Herzen geschehen war, um diese alte und elende Frau, die er hochschätzte, durch seiner Hände Arbeit zu ernähren und zu verpflegen. Es sind nun schon 10 Jahr verflossen, daß sie zusammen in einer sehr zufriedenen Ehe leben, und jedermann bewundert den Mann, daß er zu dieser Frau so viel Liebe hat, wovon man ein außerordentliches Beyspiel in folgender wahren Geschichte siehet. Die Frau hatte einen Sohn erster Ehe, der sich eine Meile davon in einem Dorfe niederließ, und daselbst im vori-

vorigen Herbst heurathete. Ihr Mann, als des Sohnes Stiefvater, gieng den Tag vor der Hochzeit nach Stargardt *), so drey Meilen von Pyritz gelegen ist, und holte von daher Fische zur Hochzeit: weil er doch von seinem geringen Vermögen auch etwas zu dem Freudenfeste geben wollte. Nun wünschte seine Frau, der Hochzeit ihres Sohnes auch beyzuwohnen, und war doch nicht vermögend, dahin zu gehen, noch weniger ein Fuhrwerk zu bezahlen. Aber ihr guter Mann dachte: er müsse ihr noch die Freude machen, und schafte Rath. Er führte sie am Arm bis aus dem Thor; darauf mußte sie mit ihren Armen ihn um den Hals fassen, und er trug sie auf seinem Rücken fort: eben so wie einst die frommen Weiber in Weinsberg ihre Männer, als ihren besten Schatz, auf den Rücken durch das Heer des Kaisers Conrad hindurch trugen. Da es nun schlüpfrig zu gehen war, und er theils müde geworden, theils aber auch besorgte, er möchte, weil er oft ausruhen mußte, zu spät zur Hochzeit kommen: so miethete er in dem nächsten Dorfe, wo sie durchkamen, eine Handkarre, setzte die Frau darauf, und brachte sie zu guter Zeit an Ort und Stelle. Hier genoß er mit ihr, was Gott bescheert hatte, freute sich über die jungen Eheleute, als obs seine eignen Kinder wären, und fuhr den andern Tag sein geliebtes Weib auf der Karre wieder nach Hause. Obgleich diese Frau öfters wünschet, daß Gott sie nur bald aus der Welt abfordern möge, damit sie dem guten Mann nicht so lange zur Last lebe: so wünschet doch dieser ihr dagegen, daß sie nach Gottes Willen noch immer leben möchte, und tröstet sie damit, daß er die Last

gern

*) Die Hauptstadt in Hinterpommern an der Ihna, auf der sie die freye Schiffarth in die Ost-See hat.

gern tragen wolle. Man siehet, daß dieser Kanonier, der sich sonst eben nicht auf die Empfindsamkeit gelegt hat, das wirklich besitzt, was die Dichter und Schöngeister als Sympathie und Platonische Liebe so schön zu beschreiben wissen.

(D. Ztg. 1784. S. 173.)

„Görge Rotmaier war ein armer Faßbindergeselle, der im Landgericht Aerting in der Hofmarkt Taufkirchen in Bayern, sein Handwerk meisterhaft erlernte, und ohne in die Weinländer zu wandern, uns Meisterstücke seiner Kunst liefert. Er trat im Jahre 1762. zu einer betagten Witwe in Mosburg in die Werkstätte und nährte sich ämsig mit seiner Handarbeit. Das alte betrübte Mütterchen erzählte ihm mehrmal mit Wehmuth und Sehnsucht, wie zärtlich sie bis in den Tod ihr Gatte liebte und ehrte, und benetzte ihre Spindel mit trostlosen Thränen. Diese Rede gewann das gute Herz des Junggesellen Görge: er bath um ihre Hand, und heurathete die alte Witwe im Angesicht der Kirche und aller seiner Mitbürger. Die Jungen und Mädchen bewunderten dieses ungleiche Eheverlöbniß, und die weisen Sibillen prophezeihten der alten Meisterinn Elisabeth tausend Seitensprünge dieses muthvollen lieblichen Jünglings. Görge aber ließ sie prophezeihen, und seine alte Gehülfin mit sich schalten und walten, beten und zanken, und beschäftigte sich Tag und Nacht mit seinem mühseligen Handwerke. Er zog mit der Axt in die fernen Eichenwälder, hieb Faßtauben, schnitt Birkenreife und Reifbänder, stieg manchmahl bis an den Hals ins Geröhre um den Seebast, und betrieb nicht ohne Neid und Misgunst seiner Mitmeister sein Gewerbe. Alle Bierbrauer rings um Mosburg bestrebten sich um eine schlichten Fässer; und an den drey berühmten

ten Roßmärkten dieses Städtchens fanden die Hausmütter alle Arten des treflichsten Schäflers geschirrs um billigste Preise vor Rotmaiers Werkstätte zum Verkauf ausgestellet. Mit diesem Gewinne bezahlte er seines Vorfahrers Schulden, baute sein elendes Haus, und schaffte sich Vorrath an Werkholze. Sogar die abgewürdigten Feyertage verschlenzte er nicht müßig. Er sah die prächtige von jedem Wandersmanne bewunderte lange Lindenallee an der Landstraße nach Landshut von dem Sturmwinde aus ihren Wurzeln gerissen; sah ein andersmahl seine Mitbürger, um dem Ausbruche des Isarstromes vorzubauen, und ihre Viehweide zu retten, die noch übrigen Linden und Alben abfällen, und dem Unheile der Bürgerschaft einen Damm legen: da verfiel sein schlichter und betriebsamer Kopf auf einen Einfall, den sogleich sein menschenfreundlich patriotisches Herz ins Werk stellte, und gab seinem Vaterlande ein Beyspiel des Patriotismus, desgleichen die Landökonomie an unsern gemeinen Bürgern selten eines gewahr wird. Meister Görgen wurden seine Reife und Weidenbänder oft erschwert; öfters mußte er sie den Förstern theuer bezahlen, und von der Ferne herholen: er trat also zu dem Stadtrath, und bat ihn, eine neue Allee anlegen zu dürfen; jedoch mit dem Bedinge, daß er lebenslänglich seine Bäume zu beschneiden, und die Reiser zu seinem Gebrauch zu verwenden, das Vorrecht erhielte. Der Bürgerrath willfuhr ihm in seinem Verlangen, und der Förster zu Isarecke, Benedikt planer, gab diesem unermüdetem Baumepflanzer allen Vorschub. Von nun an pflanzte Rotmaier, ohne einen einzigen Mitgehülfen, ganz allein mehr als 500 Bäume in zwey Reihen; vergaß dabey alle Freuden, womit

eine junge liebliche Gattin ihren Gatten beseliget, vergaß dabey alle Vaterfreuden seiner kinderlosen Liebe: denn seine Pflanzbäume waren seine einzigen Kinder. Görge lebte bey dieser Beschäftigung mit seiner alten Ribbe tadellos in die 26 Jahre, und ehrte und liebte sie, wie seine Mutter. Sie starb im Jahre 1788. steinalt, und er selbst ward ein Greis bey seiner Baumpflege. Viele Mädchen warben nun mit reichlicher Mitgift um das verwitwete Herz dieses Biedermannes: er aber wählte sich eine tugendliche und wirthschaftliche Bürgerstochter zur Braut. Diese gebar ihm nach neun Monaten ein körnigtes Töchterlein, womit er unter dem Schatten seiner Bäume treuherzig spielt, und sich an Gott und seinem Eheweibe herzlich erfreuet. — Man soll Niemanden vor seinem Tode preisen: allein dieser Ehrenmann war wirklich 26 Jahre [so lange beobachtete ich ihn schon] sich immer gleichförmig, und handelte immer rechtschaffen.

Ant. Nagel,
d. Mosbürger Landschul. Insp.

(D. Ztg. 1790. S. 427.)

Es ist offenbar, wie allgemein die Neigung der Männer in unsern Tagen wird, im unverehlichten Stande zu leben. Der aller Orten gestiegene Preis der nothwendigen Bedürfnisse, macht das Hauswesen für eine Familie ungleich kostbarer, als sonst, und wer nicht schon ansehnliche Einkünfte hat, darf es nicht wagen, ein Weib zu nehmen. Doch wäre dieses Hinderniß zu überwinden, wenn nicht der unerhörte Luxus und Wechsel der Moden in jeder Art von Ueppigkeit und Weichheit, sich zu den Nothwendigkeiten des Lebens gesellten; wenn nicht, besonders das weibliche Geschlecht, sein Spiel und Wesen damit triebe, und durch Verschwendungssucht die Männer selbst von der

Ehe

Ehe zurück hielt. Der Grund aber zu dieser Beschaffenheit, wird gleich bey der Erziehung gelegt. Die größte Sorgfalt wird dahin gerichtet, die glänzende Außenseite heraus zu heben, und das von Natur schon zur Eitelkeit geneigte Mädchen, fürs Auge und den Umgang der Männer möglichst reitzbar zu bilden. Eigenschaften, die einst den Wohlstand einer Familie befördern sollen, und eigentlich zur wahren Bestimmung des Weibes gehören, übersieht man gemeiniglich ganz. Geschmeidiges Nachgeben, Sparsamkeit und Eintheilung, Genügsamkeit und Versagung dessen, was die jedesmahlige Umstände und Verhältnisse des Vermögens nicht zulassen wollen, sind Dinge, die nur höchst selten durch die Noth, und meistens auf Kosten des häuslichen Glückes noch eingeprägt werden. Daher verdiente wohl die Erscheinung eines musterhaften Weibes in der Art der Welt bekannt zu werden.

Ein solches Weib war Henriette v. Steindel geb. v. Minkwitz in Sachsen. Nur Schade, daß sie die Welt so frühzeitig verlassen hat, und schon am Ziele ist, derjenigen Vollkommenheit näher, wornach sie hinstrebte. Lebendiger Eifer, Gott und dem Nächsten zu dienen, war die Triebfeder ihres ganzen Thuns auf Erden. Indem ich sie öffentlich als ein Muster zur Nachahmung darstelle, wird sie auch im Tode noch nützlich, und empfängt ein Opfer der treuesten Liebe, die so gern ihrem Beyspiele folgen möchte. O wär ich doch fähig, ihr schönes Bild der Religion und Tugend nach Würden zu schildern, wenigstens nur nicht zu verdunkeln! —

Schon als ein noch nicht völliges Mädchen zeigte sie, beym unvermuthetem Todesfall ihrer geliebten Mutter, einen Hang zu frommen und ernsthaften Betrachtungen. Bey ihrer Erziehung

versäumte man nichts, was in unsern Tagen zu einer guten Ausbildung gehört. Sie selbst aber benutzte jede Gelegenheit, den Verstand hell und das Herz empfänglich für alles Gute zu machen. Sie besaß eine nicht gemeine Fassungskraft, verbunden mit der liebenswürdigsten Sanftmuth des Geistes. Dies war es, was ihre Lehrer aufmunterte, ihre Wißbegierde bestens zu befriedigen. Ungewöhnliche Kenntniß der Dichter, Philosophen und Theologen, alter und neuer Zeit, in wie fern sie beym Lesen den guten Geschmack bilden, und Liebe für Tugend und Frömmigkeit einflößen können, verdankte sie hauptsächlich dem freundschaftlichen Unterrichte des Hrn. M. Hase. Ihr vortreffliches Talent zur Musik brachte sie auch darinne ziemlich weit, und ein sanfter Silberton der Stimme war ein natürlicher Abdruck ihrer erhabenen und feinen Empfindungen. Oft glänzte noch eine stille Thräne im blauen Auge, wenn sie nach einem rührenden schönen Liede mich ansahe. Mit treuer Sorgfalt führte sie, bald nach dem Tode ihrer Mutter, die Oekonomie des Hauses fort, und Vater, und Geschwister und Bediente — alles fand dabey Ursache, sie zu lieben und hochzuachten. Bald nachher machte sie Bekanntschaft mit einer Fr. v. B. — Aehnliche Eigenschaften und Neigungen bewirkten hier eine unzertrennliche Freundschaft, die vielleicht ohne Beyspiel ist. Beständig machten sie einander aufmerksam aufs Schöne und Gute. Liebreich warnte man sich, wenn eins fehlen konnte. Diesem ewigen Bunde trat nachher noch die vortrefliche Fr. v. S. bey, die von allen bewundert und geschätzt wird, die sie jemahls näher gekannt haben. Ein schweres schmerzliches Leiden des Körpers legte Gott der guten H. den größten Theil ihres Lebens hindurch auf, wobey vielleicht

manch

manch eitles Mädchen trostlos gewesen wäre. Aber sie trug es in stiller Geduld, und hielt es für eine wohlthätige Züchtigung des Vaters der Menschen, der ihr Herz von Eitelkeiten abziehen, und ihren Geist immer weiter zur Bestimmung für ein beßres Leben hinführen wolle. Und so standhaft und Gott ergeben zeigte sie sich bey allen Veränderungen und Unannehmlichkeiten, die sie erfahren hat, blieb stets die gehorsame Tochter, die treuste Schwester und Freundin. Aber wenn ich nun erst das unnachahmliche Betragen bey der oft sehr traurigen Geschichte ihrer Liebe erzählen sollte; wie klug und fromm und ädelmüthig sie da erscheint! Und denn, wie unbeschreiblich zeichneten sich erst ihre schönen Eigenschaften als Gattin aus! Wie eifrig war sie bemüht, sich wo möglich immer mehr Liebe, mehr Vertrauen bey ihrem Mann zu erwerben und alles anzuwenden, was seine Zufriedenheit vermehren konnte! Nicht Worte, Blicke nur waren es oft, die mir jene unaussprechliche Liebe ihres Herzens kund machten. So wenig sie auch die sehr eingeschränkten Umstände und die Verhältnisse der einsamen Lebensart, worinn wir uns befanden, gewohnt war: so fügte sie sich doch sehr bald und freudig in das alles. Sie that — und unternahm alles mögliche, damit sie mir gefallen und unser Auskommen befördern wollte. Die größte Freude aber hatte sie alsdenn, wenn es ihr gelungen war, meinen Wünschen zuvor zu kommen. Es kann wohl wenig oder gar keine weibliche Arbeiten geben, die sie nicht verstanden hätte. Der Schneider hatte bey ihr keinen Verdienst*) und ihre eignen Kleidungsstücke

*) Es ist einer von den noch lange nicht genug erkannten Mißbräuchen im bürgerlichen Leben, daß dem weiblichen Geschlecht vom Mittelstande zu wenig ehrliche

stücke konnte sie mehrentheils selbst verfertigen. Bedienung brauchte sie wenig, und liebte den Grundsatz, so wenig als möglich von der Bemühung anderer abzuhängen. Leutselig und herablassend war sie gegen Jedermann. Ihr fühlbares Herz neigte sich gern zu den Armen, denen sie nach allen Kräften diente und half. Alles aber, was sie im ganzen Leben gethan und ausgerichtet hat, ist, ohne Geräusch und Aufsehn zu machen, in stiller Gelassenheit geschehn. Sittsames bescheidenes Wesen, waren die Hauptzüge ihres Charakters. Endlich komme ich zu derjenigen Periode ihres Lebens, in welcher der Mensch ganz zeigt, was er ist, und wie er ist. Mit welcher Sorgfalt, mit welchem Gebete zu Gott, bereitete sie sich zu der wichtigsten süßen Hofnung vor, bald Mutter zu werden! In Wahrheit hat auch wohl noch selten ein Weib mehr Standhaftigkeit und Ausharren nöthig gehabt, wie sie. Bey den schrecklichen Auftritten ihrer Niederkunft, bey allen blieb sie geduldig, und klagte wenig, bey den grausamsten Schmerzen. Nach mancher Angst- und Leidens-Stunde, beschenkte sie Gott mit einem Mädchen, welches eben so fromm, und ganz das Ebenbild ihrer Mutter war. Daß eine solche Mutter ihr Kind selbst stillen wollte, versteht sich. Es ist nicht zu sagen, welche Mühe und Anstrengung sie aushielt, diesen ihren so festen Vorsatz auszuführen. Aber sie hatte zu viel gelitten, und es war, ohne die augenscheinlichste Gefahr ihres Lebens unmöglich. Dies theure Leben — ach wie gern hätte ich das meinige dafür hingeben wollen! Aber dem undurchschaulichen Rathschlusse des Ewigen gefiel es anders.

Die

liche Mittel, sich zu ernähren und Geld zu verdienen, übrig gelassen sind; so daß so gar Männer sich damit abgeben, weibliche Kleider zu verfertigen.

Die Kräfte ihres ohnehin sehr feinen Körperbaues waren zu heftig und lange angespannt worden, und ließen nach. Ihre Säfte gingen in eine allgemeine Auflösung über. Vier ganzer Wochen lang genoß ihr müdes Auge nicht so viele Stunden ruhigen Schlaf. Ganze Tage und Nächte rang die gute Seele mit der unnennbarsten Herzensangst. Ein immerwährendes Husten ließ ihr keinen Augenblick zur Erholung übrig. Hierzu kam ein erschreckliches Brennen geschwollener Füße, wo auf jedem ein Blasenpflaster zog; und die Noth des Wundliegens, das den Leib nirgends rasten läßt, und gewiß das Elend eines Kranken aufs höchste treiben kann. Dennoch blieb sie noch still, dennoch wankte ihre mehr als heldenmüthige Geduld keinen Augenblick. Jeden Anwesenden setzte ihre Seelen-ruhige Miene in Erstaunen. Wer das empfindliche Nervensystem ihres Körpers kannte, vor dessen Augen war sie ein Wunder, das Gott an denen thut, die ihn so lieben und vertrauen. Mehr war ihre ganze Sorge auf mich und meine Gesundheit gerichtet, als auf sich selbst. Nur durch immer rührenderes Bitten erhielt ichs, Tag und Nacht ihr einziger Krankenwärter zu seyn. „Blos deiner künftigen „eignen Beruhigung wegen, sagte sie, kann ich „das zugeben."

Wäre mir es nicht darum blos zu thun, der Welt ein Beyspiel weiblicher Tugendgröße zu zeigen, und ihren Schwestern ein Muster darzustellen, das die beste unter ihnen vielleicht niemahls übertreffen wird: o wie viel hätte ich da noch von dem zu sagen, was ich selbst dabey empfunden habe! — Noch am Ende, in der letzten Stunde ihres Abschiedes — da schluchzend mein Haupt an ihrer Brust lag, und die schon kalte

Hand mir liebkosend die Wange streichelte, hätte sie, nur aus Liebe für mich, gern noch länger gelebt: aber Gott ergeben, faltete sie meine Hand in die ihrige, und schlummerte sanft in meinem Arm hinüber, den Schlummer der Gerechten *).

(D. Ztg. 1792. S. 51:58.)

Paris. Herr Brissot de Warwille, ein berühmter französischer Schriftsteller, hatte in England eine der liebenswürdigsten Personen, Miß Düpont, geheurathet, die sich auch als Schriftstellerin, durch ein Manuel des enfans, und durch eine Uebersetzung einer Geschichte von England ausgezeichnet hat. Die Mutter der Miß begleitete den Herrn B. d. W. auf seiner Reise nach Frankreich, wo er das Unglück hatte, gewisser Ursachen wegen in Verhaft genommen zu werden. Sobald sie die unvermuthete Gefangenschaft ihres Schwiegersohns erfuhr, warf sie sich in ein elendes Fischerfahrzeug, und wagte darinn, ohne Rücksicht auf ihr Alter und Geschlecht, die gefährliche Fahrt übers Meer, um dem Packetboot zuvor zu kommen, und zu verhindern, daß durch eine unvorsichtige Nachricht von diesem widrigen Zufall, die zarte weiche Seele ihrer Tochter nicht zu heftig erschüttert werde. Diese säugte eben ein viermonatliches Kind, die

*) Diese allem Vermuthen nach eben so getreue, als empfundene Darstellung eines musterhaften weiblichen Charakters von der Hand des Gatten dieser würdigen Frau selbst, und an ihrem Grabe entworfen, empfehle ich den Leserinnen zu einer Sammlung von Bildern, — nicht groser — sondern guter Frauen. Warum sollte man immer nur Helden- und Männer-Größe, und nicht auch die stille Vollkommenheit des Weibes, die ihr am innern Werthe gleicht, und darum nicht weniger Segen um sich her verbreitet, weil sie weniger angestaunt und bewundert wird, — in Cabinettern aufstellen? d. H.

die erste Frucht ihrer Ehe. Die schleunige Rückkehr ihrer Mutter, und die traurige Bothschaft, die sie ihr überbrachte, erschreckten sie, aller angewandten Behutsamkeit ohngeachtet, so sehr, daß sich die Milch verlohr, die Brust zu schwären anfieng, und Mutter und Kind sich in Gefahr befanden. Aber keine Krankheit vermochte die zärtliche Gattin zurückzuhalten; sie eilte mit dem Pfande ihrer Liebe und mit ihrer Mutter nach Frankreich, und bewirkte sogleich die Loslassung des geliebten Mannes.

(D. Ztg. 1785. S. 112.)

Im kaiserl. Mililär-Hospital zu Günzburg verstarb ein gemeiner Soldat. Seine hinterlassene junge Witwe heulte jämmerlich über den Verlust — warf sich mit wüthigen Gebehrden auf den verblichenen Leichnam — und wollte sich davon nicht trennen lassen. „Schleppt mich mit fort ins Grab — ich bleibe bey meinem Einziggeliebten — lasse mich von ihm nicht trennen!“ Diese und dergleichen herzrührende Worte mehr, brachte sie unter anscheinender Verzweiflung vor. Allem trostvollen Zureden, woran es die Anwesenden, und besonders der Geistliche, nicht fehlen ließen, gab sie kein Gehör. „Ach, nur Tod und Grab will ich — für mich ist auf dieser Welt nichts mehr — ach, mein Mann! mein Mann!“ So wehklagte das treue Weib unaufhörlich — man fürchtete für ihr Leben. Ein solches Beyspiel war noch nicht im Hospital gesehen worden. Einem andern gemeinen Soldaten, der im nähmlichen Zimmer sehr krank darnieder lag, gieng daher das Klaggeschrey so zu Herzen, daß er sich mit Mühe aufrichtete, und die trostlose Witwe vor sich kommen ließ. „Liebes Fraule,“ sagte er mitleidsvoll, „sey sie zufrieden. „Gott nimmt, Gott giebt auch wieder. Der Nahme des Herrn sey gebenedeyt! Sie scheint ein gu-

„tes

„tes Gemüth zu haben, — und ich habe leider! „niemand, der um mich weinet, wenn ich sterbe. — „Könnt ich sie trösten, Fraule, von Herzen gern wollt ich ewig Soldat bleiben — (die Frau ward ruhiger, und sah ihn aufmerksam an) „o könnt ich „sie trösten! — aber leider bin ich sehr schwach, „und nah' am Grabe." — O er kann doch wieder aufkommen, erwiederte die betrübte Witwe. „Wollte Gott! fuhr der kranke Tröster fort — „ich würde gesund! Ich gäbe meine Capitulation „zurück, und ersetzte ihr den Verlust." — Hierbey gab er ihr seine Capitulation. — Wenn es ihm Ernst ist? — sagte sie, nahm die Capitulation als Unterpfand mit etwas heiterer Miene an, blickte noch einmahl auf den Einziggeliebten — und verließ das Zimmer. — Die Witwe trug nun Sorge für ihren Neuverlobten, der in kurzem wieder hergestellt war, und sein Versprechen erfüllte. — War das schon kein Zug von Weibertreue, so wars doch Trost zur rechten Zeit.

(D. Ztg. 1786. S. 94.)

2. Für Hausväter und Hausmütter

Das Dorf Oldershausen*), welches aus 32 Häusern besteht, hinreichende Länderey von mittelmäßiger Güte, guten Wiesewachs, und zwey Gemeinde-Waldungen besitzt, hat lauter gute Ackerleute, und überhaupt fleißige Einwohner. Sie haben in etlichen 20 Jahren keine förmliche Feldbesichtigung wegen Nachlaß der Abgaben gehabt, noch gesucht, und wenn sie auch einmahl durch Unglücksfälle Mißwachs erlitten, haben sie es auf die Güte der Guths- und Gerichtsherrschaft ankommen lassen, und sind immer zufrieden gewesen. Hierdurch

*) Ein adeliches Gerichtsdorf im Hannöverischen Fürstenthum Calenberg.

durch haben sie die sonst nöthigen Kosten der Taxation ersparet, und sich für die Zukunft Zutrauen erworben. Sie haben eine gute Pferdezucht. Wenn andere Ackerleute in den benachbarten Dörfern ihre Pferde von Juden kaufen, oft betrogen und eben so oft in Prozesse über Pferdehandel verwickelt werden, auch dem Juden seine auf Termin gesetzte Forderung, wobey er schon auf das Interesse Rücksicht genommen, mit allerley reinen Früchten nochmahls verzinsen müssen: so können die Oldershäuser Ackerleute vielmehr selbst jährlich an Auswärtige Pferde verkaufen. Ein gewisser Ackersmann, der ohnlängst verstorben, hatte alle 4 Jahre ein neues Spann Pferde, das er selbst zuzog. Er verkaufte seine Pferde jedesmal, wenn sie im besten Stande waren, und hatte immer neue vorräthig, den Abgang zu ersetzen. Dieses brachte ihm artigen Gewinst. Sein Nachfolger auf dem Hofe ist ein eben so guter Wirth, der seine Pferdezucht wohl zu benutzen weiß. Das weibliche Geschlecht beschäftiget sich gleich emsig mit Flachsarbeit, und weit entfernt, sich in bunte, ausländische Kattune und Zitze, oder gar in Seide zu kleiden, bestehet seine alltägliche sowohl als Sonntagskleidung aus selbst gemachten Zeugen, reinlichen gestreiften Linnen u. dgl. Außer seidenen Mützen und Tüchern, oder schwarzen Feyerkleidern hat der Kaufmann, hauptsächlich der ausländische, wenig Nahrung von ihm. Den der Gesundheit und dem Geldbeutel gleich schädlichen Kaffe kennen sie nicht. Die Männer gehen selten zu Kruge. Lieber lassen sie einige Maaß Bier in ihre Häuser kommen, und verzehren es da in häuslicher Geselligkeit in einer kalten Schaale mit einander. Zänkereyen sind in diesem Dorfe etwas seltenes, und Klagen und Prozesse noch seltener.

Seit

Seit einem Viertelsjahrhundert hat kein Advocat aus diesem Dorfe Verdienst gehabt; einen kleinen Prozeß abgerechnet, den es mit einem Grenz-Nachbar hatte. Kaum daß im Durchschnitt jährlich 2 Klagen aus diesem Dorfe zur gerichtlichen Entscheidung kommen. Die Bruchregister (Strafregister) bleiben gemeiniglich leer von ihnen. Das Hüten in Gehägen, das andern Dorfs-Bewohnern so manche drückende Geldstrafe ohne Besserung zuziehet, ist hier nicht Mode. Sie haben dadurch doppelten Vortheil: erstlich, daß sie das Geld im Beutel, und zweytens, daß sie den Mist im Stalle behalten, den sonst die Pferde in die Hölzer tragen. Daß Ordnung, Mäßigkeit und Reinlichkeit die Gesundheit erhält, bestätiget auch in diesem Dorfe die Erfahrung. Seit beynahe einem Jahr ist keine Leiche von da ausgetragen, ohngeachtet die Kinderblattern, die in andern Dörfern dasiger Gegend so manches Kind dahin geraffet, in diesem Zeitraum daselbst grassirt haben. Statt dessen sind daselbst einige Hochzeiten, und nach dem Verhältniß des Dorfs zahlreiche Geburten gewesen. Noch verdient angemerkt zu werden, daß in diesem Dorfe kein Bettler ist. Für arme betagte Leute, die nichts mehr verdienen können, wird durch die dasigen Armenanstalten gesorgt. (D. Ztg. 1789. S. 69.)

3. Für Aeltern.

Munkacs, *) den 10. Februar.

„— Wir haben seit einigen Tagen ein solches Thau- und Regenwetter, daß der hiesige Fluß Latoritz die ganze Gegend um die Festung mit Wasser

*) Ein fast unüberwindliches Schloß auf einem hohen und steilen Felsen, unter welchem ein Städtchen dieses Namens liegt, in der Beregher Gespanschaft in Ober-Ungarn.

Wasser und Eis überschwemmt hat, wobey schon einige Menschen und Vieh verunglückt sind. Nur eins davon muß ich anmerken: Ich sah zwey Knaben aus meinem Fenster, welche aus dem eine halbe Stunde von hier entlegenen Städtchen **Munkacs** kamen, nach der Festung zu gehen. Sie wagten sich in die Fluth und zu weit. Ich sahe sie schon bis unter den Armen im Wasser, und zwischen den Eisschollen. Endlich erreichten sie doch eine kleine Anhöhe, die noch ein wenig aus dem Wasser hervorragte, und etwa 700 Schritt von dem Festungsgraben entfernt ist. Hier schrien sie um Hülfe, weil sie weder vor noch rückwärts konnten. Aber keiner der hiesigen Einwohner wollte sich in die augenscheinliche Todesgefahr stürzen. Nach zwey Stunden sahe ich plötzlich zwey Personen zu Pferde über die Brücke sprengen, und sich wie rasend in das Wasser und Eis stürzen. Bald waren die Pferde auf Eisschollen, bald fielen sie in das Wasser, und so gieng es fort, bis sie bey den zwey Verlassenen ankamen. Diese saßen halb auf dem Hügel, halb im Wasser, die Arme unter einander geschlungen, die Köpfe beysammen, und auf den Punkt zu erfrieren. Denn ihre Kleidung bestund nach dem Landesgebrauch blos in einer leinenen Gattje, oder Hosen, einem kurzen Hemd, und einer schwarzen Schafhaut, die den halben Leib bedecket. Die zwey Reuter stiegen nun ab, lösten die fast erstarrten mit Mühe auseinander, nahmen sie vorn auf die Pferde, und setzten ihren Rückweg, trotz aller Todesgefahr, fort durch die großen Eisschollen und Wellen, bis sie glücklich die Festungsbrücke erreichten, wo sie abstiegen, ihre Beute auf den Rücken nahmen, und sie frohlockend in ihre Wohnungen trugen. Gewiß werden Sie denken, daß die beyden

ädlen Erretter die Väter der Knaben gewesen sind; und dieß war auch einer, der Vater des einen 13jährigen bildschönen Knaben. der andere und verwegenste Reuter aber, war eine Wirwe und Mutter ihres einzigen eben so schönen 12jährigen Sohns. Beyde Knaben waren in dem Städtchen Munkacs in der Schule, und da es eben ein Erholungstag war, hatten sie ihre Aeltern besuchen wollen. Ich frug die Witwe, wie ihr bey dieser Gefahr zu Muthe gewesen? keine Gefahr! sagte sie. Menschen-Pflicht, Pflicht der Natur, sind Befehle Gottes. — Aedler Vater, aber noch ädlere Mutter! Witwe! möchte der gute Vater Joseph euch kennen! Doch, der im Himmel wohnet, kennt euch, und wirds vergelten! ꝛc.

von Syn,
kais. kön. Major und Commandant
der Bergfestung Munkacs.
(D. Ztg. 1784. S. 115.)

Unter den Erdenfreuden gehören diejenigen gewiß zu den innigsten und schönsten, welche treue Aeltern über das Glück ihrer Kinder, und dankbare Kinder über den Wohlstand ihrer Aeltern empfinden; — Freuden, welche bey dem, der ihrer fähig ist, alle Beschwerden des häuslichen Lebens überwiegen, und den Familienvater gegen den modischen Hagestolz, der ihrer in seiner Einsamkeit entbehren muß, zum Mitleiden bewegen. Aber diese herrlichen Lebensfreuden haben auch, wie alles auf Erden, ihre verschiedenen Stufen: der erste Zahn, das erste deutliche Wort, die Einführung und der Abschied aus der Schule, die Beförderung, die Ausstattung eines Kindes, und ähnliche große Hausfeste gewähren ein höheres Vergnügen, als der tägliche Morgengruß und die gewöhnlichen Erweise der gegenseitigen Zärtlichkeit

zwischen

zwischen Aeltern und Kindern. Mit welcher entzückenden Wonne nun die folgende, höchst seltene, vielleicht einzige Familien-Begebenheit, das Herz des Vaters und des Sohnes, die sie erlebten, erfüllen mußte, überlasse ich dem Mitgefühl der Väter und Söhne, die dieses lesen, zu empfinden, und begnüge mich, sie ihnen kürzlich zu erzählen.

„Herr Gotthelf Engelbert Nietzsche, churfürstl. sächß. Accis Inspector zu Biebra*) und Freyburg, feyerte sein funfzigjähriges Amts Jubiläum. Die sämmtlichen Officianten dieser beyden Stellen begleiteten diesen würdigen Greis in einem feyerlichen Zuge aus seiner Wohnung zur Accis-Stube, wobey das Lied: Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut, mit blasenden Instrumenten vom Rathhause erschallte. Sein Oberer, der General-Accis Commissarius des Thüringischen Kreises, der die neue Einführung und Bestätigung zu verrichten hatte, gieng ihm zur Seite. Und dieser Obere war der leibliche Sohn des Greises, Herr Gotth. Lebrecht Nietzsche, dessen kleine Tochter vor dem lieben alten Großvater her den Weg mit Blumen bestreute. So gieng der Zug in die Accis-Expedition, vor deren Eingange Blumen-Säulen errichtet waren, die einen Bogen mit den Worten vivat N. unterstützten. Die Expedition war mit Blumen-Guirlanden verzieret. Und hier hielt der Hr. G. Accis-Commissarius folgende Anrede an seinen würdigen Vater,

„Mein Vater!

„Noch war ich ein ganz kleiner Knabe, als ich Ihre und meiner guten seligen Mutter Sorgfalt für mich bemerkte, und die Liebe, welche sie mir beyde

*) Ein kleines Städtchen im Amt Eckardtsberge, welches einen Gesundbrunnen hat.

beyde erwiesen, tief in meinem Herzen fühlte. Da entstand zuerst der Wunsch in meiner Seele: möchtest Du ihnen doch vergelten können! Als ich größer wurde, und die Beweise Ihrer Sorgfalt und Liebe sich immer mehr häuften, wurde dieser Wunsch Gebet. Herzlicher und inniger wurde dieses Gebet, als Sie mich von Sich thaten, und ich sahe, wie sie und meine Mutter in Ihren damaligen dürftigern Umständen und bey den Lasten des Krieges sich Bequemlichkeit oft selbst die Nothdurft versagten, um den Grund zu meinem Glück zu legen. Noch herzlicher, inniger und heißer wurde dieses Gebet, als ich auf der Academie war, und Sie alles, was Sie mühsam, und im Schweiße Ihres Angesichts erwarben, und nur irgend entbehren konnten, an mich wandten, um mich zu einem brauchbaren Mitgliede des Staats zu bilden. Und noch herzlicher, noch inniger, noch heißer wurde es, dieses Gebet, als ich meine Mutter, ach, eine Mutter und ein Weib, wie die Erde gewiß nur wenig hatte! ohne ihr vergolten zu haben, mit dem Tode ringen sah, als ich von ihrem Sterbebette hinweg in eine nahe Kammer wankte, und auf die Knie fiel, um ihr ein leichtes Ende, und Ihnen langes Leben zu erbitten. Wie flehte ich, wie rang ich mit Gott, mir wenigstens den Vater zu lassen, um ihm nur vergelten zu können. Und, o wie überschwenglich, wie über alle meine Erwartung hat mich Gott erhöret! Neunzehen Jahre sind seit dem schwülen Todestage meiner Mutter verflossen, und — Theurer Vater, ich berufe mich auf Ihr Herz, ob ich sie nicht benutzte. Auch jetzt noch leben Sie, leben, wie ich zu Gott hoffe, noch lange, und ich kann auch nach unsrer gemeinschaftlich beschlossenen Trennung auf mancherley Art Ihnen noch beystehen. Daß mir es

heili-

heilige, unverletzliche Pflicht sey, es zu thun, darf ich Sie wohl nicht erst versichern. Und, o der heutige Tag, an welchem mir, für den Sie in der Hoffnung, daß er sich dereinst nützlich, und Ihrer würdig machen würde, die Kraft und den Verdienst Ihrer besten Jahren aufwandten, mir, Ihrem Sohne das seltene, daß bey unsern Diensten in Chur-Sachsen noch nie erhörte Glück wiederfährt, Sie, als Ihr Commissarius, nach 50 Jahren bey Ihrem Amte wiederum einzuführen, welch ein großer, süßer Lohn ist er für Ihr Herz! Gern bescheide ich mich, Theuerster Vater, daß ich dieses Glück nicht meinen Verdiensten, sondern den Ihrigen, und dem guten Vorurtheile zu danken habe, daß sich die Nietzschen, welche sich beynahe ein ganzes Jahrhundert hindurch als treue Diener bey der General Accise bewähret hatten, zu erwerben wußten. Als die General-Accise hier in Biebra eingeführt ward, wurde Ihr seliger Vater Inspector, war es bis zum Jahre 1739. und nahm den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes und treuen Dieners mit in sein Grab. Sie wurden sein Nachfolger, und giengen auf der von ihm vorgezeichneten Bahn 40 Jahre lang unetmüdet, und unter dem lauten Beyfalle aller Ihrer Obern fort. Nun wurde ich Ihr Aktuarius, und bald darauf Ihr Assistent, und beeiferte mich blos zu zeigen, daß ich Ihres Nahmens nicht ganz unwerth sey: und gleichwohl wurden mir wenig Jahre darauf die Inspektionen Wiehe und Laucha, und endlich selbst das Commissariat in unserm Kreise anvertrauet. Gewiß nicht meine, sondern Ihre Dienste, nicht meine, sondern Ihre Treue wollte man belohnen, indem man es that. Und sagen Sie selbst, meine Herren, die sie Ihn handeln sahen, war Er, mein theurer Vater, dieses Lohns nicht

werth? Funfzig Jahre hat Er nun gedienet, und ist in diesem ganzen langen Zeitraum Seine so seltene Thätigkeit jemals ermattet, Sein so warmer Diensteifer jemals erkaltet, Seine so feste Treue jemals erschüttert worden? War er unter Seinen Herren Collegen nicht immer bey allen ihnen übertragenen, und von ihnen vollendeten Geschäften einer der ersten? Sahen Sie*) insonderheit Ihn nicht oft, selbst in seinem hohen Alter noch oft, in der rauhesten Witterung des Jahres, unter Wind, Regen und Schneegestöber, oft mit der Morgenröthe, oft sogar krank, zu Ihnen kommen, und Seine Pflichten erfüllen? Welcher Freund von ihm kann sich rühmen, daß Er ihm den kleinsten Vortheil Seines Fürsten aufopferte? Welcher Feind von Ihm kann Ihm nachsagen, daß er mehr geben mußte, als vorgeschrieben war? Wer beweisen kann, daß dieser alte treue Diener jemals ein Geschenk von ihm nahm, um der Ihm anvertraueten Casse etwas zu vergeben, oder daß dieser rechtschaffene Mann jemals an Accise und Kosten mehr von ihm forderte, als er zu entrichten schuldig war, der — dreist und mit Ernst sage ich es — der kann sich bey mir melden; ich wills ihm doppelt erstatten. Doch worzu das? Wer, mein theuerster Vater, kann nach einem so schmeichelhaften, so sprechenden, so einzigen Beweise des unbegränztesten Zutrauens, als das uns vorgesetzte hohe Collegium Ihnen am Schlusse des vorigen Jahres zu geben geruhet hat, noch im mindesten zweifeln, daß Sie unter den redlichsten treuesten Dienern des Staats einer der ersten sind? Ich soll Sie revidiren, der Sohn soll die Aufsicht über den Vater führen. Heißt das etwas anders, als der Vater bedarf keiner Aufsichts

*) Die Accis-Officianten zu Freyburg.

ficht mehr, seine Treue ist bewährt? O diese Ihnen und mir im Angesicht des ganzen Landes erwiesene so große, als beyspiellose Ehre muß Ihnen allein schon Bürge seyn, daß Ihr Sohn Ihren Fußstapfen nachfolgen, daß auch er, so wie Sie und Ihr Vater, dereinst den Ruhm mit in sein Grab nehmen wird: er war ein treuer Diener seines Fürsten. Theuerster Vater, das zu seyn, gelobe ich Ihnen hier als vor Gott, und mit Wonne und Wehmuth nehme ich dargegen das Angelöbniß von Ihnen an, daß Sie dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich August, unserm gnädigsten Churfürsten und Herrn, diesem wahren Vater Seines Volks, auch in der Zukunft, so wie Sie es ein halbes Jahrhundert hindurch waren, treu, hold und gewärtig seyn wollen. Sie, meine Herren aber, und auch Euch weise ich an, diesem so würdigen alten Diener, als Eurem Vorgesetzten den schuldigen Respect und Gehorsam auch noch ferner zu erweisen, und Ihn dessen mittelst Handschlags von neuem zu versichern. — Noch übergebe ich Ihnen die Inspections Siegel, die Archive und alles, was zum Dienste gehöret, von neuem wieder. Noch lange, ach noch lange, Theurer Vater, seyn Sie ein Muster eines treuen Dieners, ein Beyspiel eines glücklichen Greises, und ein redendes Denkmahl göttlicher Huld und Gnade!!"

Nach vollbrachter Handlung gieng der Zug wieder auf gleiche Art in die Wohnung des frohen Greises zurück, wobey das Lied: Mein Gott, ich danke herzlich dir ꝛc. vom Rathhause geblasen wurde. — Unter den Zuschauern dieser Feyerlichkeiten blieb keiner ungerührt, und jeder wünschte, ein solcher Vater oder Sohn zu seyn.

(D. Ztg. 1789. S. 297 — 300.)

Der churſächſ. Oberacciscomiſſarius N... in C...., in der Lauſitz, machte wie man ſagt, ein großes Haus, hatte ſeine Zimmer mit Geſchmack meublirt, gab oft und prächtig zu eſſen, hielt alle Geſellſchaften und Luſtbarkeiten mit, und ſah auf diejenigen, die es ihm nicht gleich thun konnten oder wollten, mit Verachtung herab. Er hatte zwey Söhne und eine Tochter. Dieſe erzog er auf vornehmen Fuß, und da es ihnen nicht an Talenten fehlte: ſo lernten ſie ſich bald auf die beſte Art in Geſellſchaften produciren, *) über Nichts viel

*) Man ſagt von Jemanden; er producirt ſich gut, wenn er mit ungezwungenen Gebehrden in die Geſellſchaft tritt und ſeine Verbeugung macht, Jedermann höflich und frey anredet, jede Frage gut oder ſchlecht, nur ohne Stottern, beantwortet, im Reden die unter vornehmen Leuten gewöhnlichen Redensarten und Complimente am rechten Orte gebraucht, und ſich durch alles das angenehm zu machen weiß. Dieſe Geſchicklichkeit beruht, wenn ſie kein bloßes Affenſpiel ſeyn ſoll, auf drey Stücken: 1) auf dem innern Gefühl unſrer eignen Würde, daß wir uns als Menſchen eben ſo gut dünken, als die andern; 2) auf einer mannigfaltigen und richtigen Kenntniß der Dinge, von welchen in Geſellſchaften geſprochen wird; 3) auf der durch vielfältigen Umgang mit Perſonen verſchiedenen Standes, durch Reiſen und durch Uebung in Geſchäften erlangten Fertigkeit, immer das zu bemerken, zu ſagen und zu thun, was grade am ſchicklichſten oder der Geſellſchaft am angenehmſten iſt; und zwar ſo, daß alles ohne Zwang und ohngeſucht von ſelbſt zu kommen ſcheint. Ein ſolches Betragen nennt man feine Lebensart, Welt, guten Ton: und es iſt eine ſehr nützliche und angenehme Sache. Wenn man aber die Kinder, wie es gar oft geſchieht, gewöhnt, nur die Gebehrden, Stellungen und Redensarten ſolcher Perſonen von feiner Lebensart nachzuahmen, ohne die genannten drey Stücke dabey zum Grunde zu legen:

viel sagen, vornehm thun, und niedrig denken: weil sie nicht Zeit hatten, die Vernunft zu bilden und edle Gesinnungen anzunehmen. Die Söhne sollten studieren. Sie verzehrten auch auf der Universität die ihnen ausgesetzten Gelder richtig; und machten noch Schulden dazu: lernten aber nichts tüchtiges. Der älteste verwirrte dagegen den leeren Kopf mit überspannten Begriffen von einer romanhaften Freyheit, und nach vollendeten Studien wurde er Soldat, um freyer leben zu können. Da er sich nun in seiner Rechnung betrogen fand, war der Vater so gütig, ihn aus dieser Freyheit für Geld los zu kaufen, und verzieh es ihm auch, daß er mit einer von ihm unglücklich gemachten Weibsperson beladen von der Armee zurück kam. Aber unsre friedliche Stadt war dem lauter Freyheit athmendem Jünglinge zu enge: er gieng bald wieder davon, und nahm unter einem Preussischen Freycorps Dienste. Und hier richtete er durch seine Freyheitsliebe so viel Unheil an, daß er nach Urtheil und Recht bis auf den Tod Spießruthen laufen mußte. Dieß war der älteste Sohn. Der 2te wurde als Accisinspector zu W... angestellt, und setzte daselbst seine academische Lebensart fort. Er verführte ein Mädchen, bestahl die ihm anvertraute Casse, und sitzt nun

so werden Zierpuppen und Gecken daraus, die sich schön putzen, zierlich verneigen, leere Complimente aufsagen, und einander mit Langeweile quälen, oder die feine Lebensart, wenn die Gesellschaft einige Zeit dauert, bey Seite legen und sich auch äußerlich so zeigen — wie sie inwendig sind. Erzwungene und geborgte Feinheit der Lebensart taugt eben so wenig, als angenommene Natürlichkeit und verstellte Zwanglosigkeit des Betragens! Wäre nur Jeder immer der, der er ist, und bestrebte sich so vollkommen zu seyn, als er könnte: so brauchten wir weiter keine Lebensart.

seit einem halben Jahre im Gefängniß. Die Tochter war das glänzendste Frauenzimmer in der Stadt: ließ sich aber von ihrer Höhe so weit zu einem Candidatus juris herab, daß er sie heurathen mußte. Er erhielt gleichwohl eine Accisbedienung: vergriff sich aber an den herrschaftlichen Geldern, und sitzt seit 2 Jahren gefangen. Der Vater selbst wurde abgesetzt: weil er wieder seine Pflicht die Aufsicht auf die Casse seines zweyten Sohnes verabsäumt, und sie in einigen Jahren nicht nachgesehen hatte. Er ist nun über sein Unglück ganz melancholisch worden, und hat nichts mehr zu leben. Dies ist die buchstäblich wahre Geschichte eines Mannes, welcher auf vornehmen Fuß lebte. Die Herrnhuter, die sich nicht damit abgeben, so hoch herzufahren, sondern still für sich hin beten und arbeiten, haben ihm vor kurzem 30 Rthlr. geschenkt.

(D. Ztg. 1785. S. 381.)

4. Für Kinder.

Aus Wellkersdorf, im Schlesischen Fürstenthum Jauer, wurden bey einem Aufstand 6 Einwohner gefänglich nach Jauer eingebracht. Darunter war nun ein alter Mann, ein Deputirter der Gemeine, der einen einzigen Sohn hat. Dieser wurde, da man seinen Vater fortführte, auf den morgenden Tag zum Hofdienst eingebothen, und klagte gegen den sogenannten Eingebiether: „du lieber Gott, ich soll zu Hofe gehen, und meinen Vater haben die Dragoner mitgenommen; was will aus unsrer Wirthschaft werden? Ich wollte gern alles thun, wenn nur mein Vater los wäre!“ Dieses zeigte der Eingebiether dem Amtmann *) als eine

*) Ein Amtmann ist dort so viel als in Sachsen ein Verwalter.

eine Verweigerung an, und der junge Mensch mußte auch mit nach Jauer wandern. Als nun Vater und Sohn zum Verhör kam, und der Richter letztern unschuldig fand, und frey sprach, bat er aufs flehendlichste: man möchte doch diese Gnade lieber seinem alten Vater wiederfahren lassen; er sey jung und könne die Beschwerlichkeiten der Gefangenschaft leichter ertragen, als der alte Mann. Der Richter nahm dieses Opfer der kindlichen Liebe an, und entließ den Vater statt des Sohnes.

(D. Ztg. 1785. S. 337.)

In Hessen ist, wie in vielen andern Ländern, das Gesetz, daß die herumstreichenden Ziegeuner nicht geduldet, sondern aus dem Lande geschaffet, und wenn sie sich wieder antreffen lassen, noch besonders bestraft werden sollen. Nun wurde zu *** eine Gesellschaft solcher Unglücklichen zum zweytenmal eingefangen, und jeder derselben zu einer nicht geringen Anzahl Stockprügel vom Amtmanne verurtheilet. Als man diese Execution an einigen verrichtet hatte, so traf die Reihe einen alten ehrwürdigen Greis, mit schneeweisen Haaren. Er mußte vortreten: allein plötzlich stürzte ein junger Zigeuner, dessen Rücken von den bereits empfangenen Schlägen übel zugerichtet war, hervor: „Ach! gestrenger Herr Amtmann! erbarmt euch „meines alten Vaters! Mir, gebt mir noch die „ihm zugedachten Schläge!“ Allein — o du empfindsames und philosophisches Jahrhundert! — Nichts vermochte sein Bitten, nichts seine Thränen, nichts seine kindliche Liebe. Der alte Mann erhielt die Schläge: der Sohn empfand sie tausendfach. Dagegen erzählt Valerius Maximus im 4ten Kapitel seines 5ten Buchs, daß vor mehr als 2000 Jahren die blinden Heiden in Rom einer Mutter, die den Tod verdient hatte, das Leben

schenkten: weil ihre Tochter ihr im Kerker heimlich die Brust reichte, um diejenige beym Leben zu erhalten, der sie das ihrige zu danken hatte.

(D. Ztg. 1785. S. 337.)

Joseph Lerch, ein vaterloser armer Jüngling, von ohngefähr 17 Jahren, gieng mit seiner Mutter, einer Dienstmagd, vom Dorfe Libotschan nach Saatz in Böhmen. Sie mußten über einen schmalen Steg über den daselbst vorbeyfließenden Aubach gehen, der eben sehr angeschwollen war. Die Mutter hatte hier das Unglück abzuglitschen, und stürzte rückwärts in den reissenden Strohm hinunter. Die Wellen bedeckten sie augenblicklich, fünf bis sechs mal wurde sie überstürzt, und bereits 8 Schritte fortgerissen. Es lief viel Volks zusammen: aber niemand wollte es wagen, die Unglückliche zu retten, außer derjenige, der auch das nächste Recht dazu hatte — ihr Sohn. Er sprang ohne sich lange zu bedenken, so wie er angekleidet da stand, ins brausende Wasser. Die Fluten verschlangen ihn, hoben ihn wieder und man zitterte schon für sein Leben. Allein die kindliche Liebe verdoppelte seine Kräfte; er arbeitete sich durch die schäumenden Wellen bis zu seiner Mutter hin, schloß sie in seine Arme und trug die kostbare Beute glücklich ans Ufer. Sein Entzücken, der Person das Leben gerettet zu haben, die ihm das seinige gegeben hat, war unbeschreiblich.

(D. Ztg; 1785. S. 172.

In Ratzeburg wurde vor einigen Jahren ein 14jähriger Knabe Steckenjunge bey dem Ablefeldischen Regiment, dessen kränkelnde Mutter eine arme Witwe war. In seinem Dienst lebte er so sparsam, daß er selten warme Speisen genoß, und blos mit Brod und Hering sich begnügte. Kaum erfuhr er im Anfange dieses Jahres, daß seine Mutter ganz bettlägerig sey: da packte er 4 Rthlr.,

die

die er zusammen gespart hatte, mit tausend Freuden ein, und überschickte sie seiner Mutter. Denn zu dieser Absicht hatte er eben so kärglich gelebt.
(D. Ztg. 1789. S. 180.)

In Lunzenau *) wurde eine Mutter begraben, welche ein seltnes Beyspiel von kindlicher Liebe und Treue an einem ihrer Söhne erlebt hatte. Es war die Frau eines Fleischers, Nahmens Taubert, welcher sieben Kinder hat, davon fünf daselbst verheurathet sind. Diese alle verlohren, so wie der Vater, in dem unglücklichen Brande 1781. ihre Häuser mit allem, was darin war. Ein Sohn von ihm ist Actuarius in der gräflich Vitzthumschen Herrschaft Lichtenwalde, und hat so viel Einkünfte von dieser Stelle, als er zu seiner Nothdurft und zur Ehre seines Herrn bedarf: ist aber noch unverheurathet. Dieser schränkte nach diesem Unglücke seiner Familie seine Ausgaben so sehr ein, als ob es ihn selbst betroffen hätte, unterstützte seine Geschwister aufs möglichste bey der Erbauung ihrer Häuser, baute seines Vaters Haus größtentheils aus eignen Mitteln, übernahm das Capital, welches dazu aufgenommen werden mußte, zu verzinsen, versorgte seine betagten Aeltern seit dem mit Brod, Holz und andern Nothwendigkeiten, bestritt die Verpflegung seiner Mutter in ihrer langwierigen Krankheit, und ließ sie auf seine Kosten beerdigen, als der Tod sie davon erlöste. — Hast du, der du dieses liesest, Aeltern oder Geschwister, die es bedürfen: so gehe hin, und thue desgleichen!
(D. Ztg. 1789. S. 92.)

5. Für Brüder und Schwestern.

Der berühmte General Elliot bewog vor einiger Zeit durch eine Gesandschaft und durch die Ehr-

*) Ein gräfl. Schönburgisches Städtchen in der Herrschaft Rochsburg.

Ehrfurcht, welche sein Nahme einflößt, den Dey von Algier, vierzehn Engländer, welche vor einem Jahre auf einem Portugiesischen Schiffe von einem Seeräuber waren weggenommen und in Algier zu Sclaven verkauft worden, loszugeben. Einer von ihnen bediente sich der erhaltenen Freyheit, ehe sie von Algier abreiseten, die verschiedenen Sclavenbehältnisse zu besehen, und fand in einem ganz unvermuthet einen seiner ältern Brüder, den er lange für todt gehalten hatte. Die Freude des Wiedersehens, welche die beyden Brüder genossen, läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben. Aber der ältere, hatte die Ketten schon 10 Jahr lang getragen, und hatte unter der anhaltenden übertriebenen Arbeit, die ihm sein Herr auflegte, seine Kräfte und Gesundheit völlig zugesetzt. Der jüngere Bruder konnte es nicht übers Herze bringen, ihn in einem so betrübten Zustande zurück zu lassen. Das süße Geschenk der Freyheit, und die Hofnung, sein Vaterland wieder zu sehn, verlor allen Reitz für ihn; weil sein geliebter Bruder so elend war. „Weist du was, Bruder! sagte er zu ihm, ich bin „jung und stark. Ich kann das Leben noch eine „Weile aushalten. Geh du für mich, und laß mich „an deiner Stelle hier. Ich bin sicher, daß du „mich loskaufen wirst: sobald dir Gott das Vermögen dazu giebt." Der Kranke weigerte sich lange: aber endlich gab er den Bitten seines Bruders nach, den er gewiß nicht lange in den Ketten lassen wird. Wer noch zuweilen zweifelt, ob es wahre Bruderliebe giebt: der behalte den Nahmen des Aedlen. Er heißt: John Williams.

(D. Ztg. 1786. S. 48.)

In Wien starb ein reicher Mann, und hinterließ fünf Kinder. Bey Eröfnung des Testaments war

war ein Sohn gegenwärtig. Er hörte mit Bestürzung vorlesen: Jedem von meinen vier Kindern vermache ich 40000 Fl., dem fünften aber nur 10000. Dies schmerzte ihn. Er lief daher noch am folgenden Tag zu seinen Geschwistern, und sagte: hört, unser Vater hat eins von uns gewissermaßen enterbt, oder wenigstens, nicht so gut bedacht, als die andern. Eins von uns trift es: aber es ist unbillig. Wißt ihr was? wir wollen die Sache unter uns ausmachen, und uns vergleichen, die ganze Erbschaft in fünf gleiche Theile zu theilen. Die andern ließen sich das gefallen. Und nun entdeckte er, daß die Schwester, mit deren glücklichen Heurath der Vater unzufrieden war, diejenige sey, welche verkürzt worden wäre. Die gute That kam vor den Monarchen. Dieser ließ dem jungen Manne seine Zufriedenheit ausdrücklich durch ein Lob-Decret darüber bezeugen, mit dem Versprechen, bey seiner fernern Beförderung sich deren zu erinnern. Der ädle Mann heißt Reissenstein. D. Ztg. 1784. S. 332.)

Sie haben schon so mancher vaterländischen Tugend ein Denkmahl gestiftet, jetzt sey eine Stelle ihrer Zeitschrift dem schönen Beyspiele schwesterlicher Liebe heilig, welches die vortrefliche Prinzessin Luise, einzige Tochter Sr. K. H. des Prinzen Ferdinand von Preußen, bey der langwierigen Krankheit ihres vor kurzem verstorbenen Bruders Heinrichs gegeben hat. Ganz Berlin ist über das zärtliche Benehmen dieser Fürstentochter bey diesem Vorfalle gerührt: alles spricht mit Entzücken von ihr. Kaum nöthigte das üble Befinden den Prinzen, auf seinen Zimmern zu bleiben: so entschloß sich die theilnehmende Schwester, ihm so viel als möglich Gesellschaft zu leisten, und wenn es nur angieng, entzog sie sich allen den fröhlichen

Zir-

Zirkeln, denen sie sonst beyzuwohnen pflegte. Aufs zärtlichste bemühte sie sich, dem leidenden Bruder Aufheiterung und Zerstreuung zu verschaffen, und durch angenehme Unterhaltungen ihm das Gefühl der Krankheit vergessen zu lassen. Fuhr er aus: so war sie es, die ihn begleitete, und durch ihr liebevolles Gespräch die Annehmlichkeit der Spatzierfarth erhöhte. Der Prinz soll auch niemanden lieber zur Gesellschaft gehabt haben, als sie; indem er vermuthlich in ihrem Umgang eben das fand, was der kranke Sir John, in Kotzebues Indianern, bey der Theilnahme seiner Tochter Liddy fühlte. „Gute Liddy, sagte er zu ihr, „wenn dein sanftes Auge so theilnehmend mit mir „spricht; ich kann dir nicht beschreiben, wie wohl „mir das thut." — Der Tod des Prinzen war ein schrecklicher Schlag für die Prinzessin; denn bis auf den letzten Augenblick hatte sie noch immer gehofft, den geliebten Bruder zu behalten; und man hatte wirklich Ursache, für ihre Gesundheit zu fürchten. Indessen ihre sehr gute Constitution half ihr diese Prüfung überstehen, und kaum hatte sie sich in etwas erhohlt: so sorgte sie auf eine äußerst rührende Weise dafür, daß ihr verewigter Bruder nun wenigstens noch im Andenken seiner Freunde fortleben möchte. Jeder empfieng nach ihrer Anordnung eins oder etliche Stücke von den hinterlassenen Möbeln und Kostbarkeiten des Prinzen. Die wichtigsten derselben begleitete sie mit Briefen, worin sie denen, die ihren Bruder im Leben geliebt hatten, mit der freundschaftlichsten Güte dafür dankte. Bey einer so liebenswürdigen Seele, hat Gott diese Prinzessin auch mit grosser Schönheit des Leibes beschenkt. Wer sie daher kennt, wünscht ihr das höchste Lebensglück,

und

und die schönste der Königskronen auf ihrem Haupte zu sehen. (D. Ztg. 1790. S. 795.)

6. Für Herrschaften und Dienstbothen.

Man zeigte mir in Rudolstadt eine alte fast 70jährige Magd, die jetzt den Sohn ihrer ehemaligen Herrschaft, der durch Krankheit und Unglücksfälle in Dürftigkeit gerathen ist, von den Wohlthaten unterhält, die ihr mitleidige Herzen reichen, nachdem sie ihren bey seinen Aeltern ersparten Lohn bis auf den letzten Pfennig mit ihm getheilt hat. Verdient solche christliche sanfte Dienst-Treue nicht eben so wohl zum Muster aufgestellt zu werden, als jener Heldenmuth treuer Sclaven, die, ich nach dem Valerius Maximus erzählte, [im 6ten Buche, Cap. 8.] sich für ihre Herrschaft zu Tode martern ließen? Für andere leben und leiden, ist wohl so edel, als für sie zu sterben, und der Unterschied liegt hier mehr in der Verschiedenheit jenes rohen männlichen Zeitalters von dem unsrigen, wo jener Heldenmuth glücklicher Weise nur selten brauchbar ist.

(D. Ztg 1786. S. 183.)

In Leipzig wurde vor kurzem ein Knabe ein Selbstmörder. Er war in der Lehre bey einem Schuhmacher, der ihn sehr hart behandelt haben soll, und mit dessen Sohne er in fortwährendem Streite lebte. Nun bekam er einst Geld, ein Schurzleder für sich einzukaufen: allein der Hang zur Weichlichkeit und Verschwendung — Laster, die leider! sich hier sogar bis auf die niedrigsten Stände erstrecken — verleiteten ihn, die kleine Summe von 8 gl. seinem Vergnügen aufzuopfern. Er wußte nun das Geld nicht wieder zu ersetzen, befürchtete eine grausame Züchtigung — seinen Aeltern

tern wagte er sich nicht zu entdecken, dazu kam ein Streit mit dem Sohne seines Lehrherrn, weswegen er auch eine harte Bestrafung befürchtete — das alles kämpfte in seiner jungen schwachen Seele: bis endlich die Verzweiflung siegte, und ihn zu dem unvernünftigen und schrecklichen Entschlusse brachte, sich das Leben zu nehmen. Er erhieng sich über seinem Bette, und sein Leichnam wurde ohne alle Ceremonien an einem abgesonderten Orte auf dem Todenacker eingescharrt. — Nicht lange hernach stürzte sich eine Magd im Schustergäßchen aus Ueberdruß des Lebens drey Stock hoch herunter: weil ihr Dienstherr ihr einen starken Abzug am Lohn machte; wozu er vermuthlich gegründete Ursachen hatte. — Möchten diese traurigen Geschichten den Lehr- und Dienstherren Menschlichkeit gegen ihre Untergebnen einflößen, und Menschenfreunde, welche Einfluß auf die Bildung und den Zustand der Dienstbothen haben, aufmerksam darauf machen, daß gräuliche Dinge daraus erfolgen werden, wenn der Luxus und die Sittenverderbniß unter ihnen noch höher steigen sollte.

(D. Ztg. 1789. S. 187.)

Auch diese Beyspiele zeigen, daß die Familienverbindung ein Mittel ist, in der Erfüllung der Menschen- und Bürgerpflichten glücklicher zu seyn als außer derselben. Jeder Mann, der die dazu erforderlichen Eigenschaften hat, der im Stande ist, eine Frau und Kinder zu ernähren, diese zu erziehen, und einem Hauswesen vorzustehen, ist folglich verpflichtet, zu heurathen. Der Hagestolz entsagt freywillig dem Vortheil,

eine

eine zärtliche Gattin, liebe Kinder und andere Glieder der Familie glücklich zu machen, und selbst durch diese engere Verbindung von Menschenherzen beglückt zu werden. Er verletzt die Bürgerpflicht; indem er dem Staate seinen schuldigen Beytrag zur Bevölkerung entziehet. Er wählt im Weltall einen schlechtern Platz zu seiner Wirksamkeit, als uns der Urheber unsrer Natur angewiesen hat.

Allein, die bisher erklärten Pflichten des Hausstandes schränken auch die Verbindlichkeit zum ehelichen Leben auf solche Personen ein, welche im Stande sind, sie zu erfüllen. Unmündige, die noch selbst der älterlichen Aufsicht bedürfen; Arme, denen es an den nothdürftigen Einkünften, zur Unterhaltung einer Familie, fehlt; gebrechliche und schwache Personen, die sich keine gesunde Leibeserben versprechen können; Unwissende und Unverständige, denen die Fähigkeit, einen Haushalt zu führen und Kinder zu erziehen, mangelt, — diese müssen auf den Ehestand Verzicht thun, bis diese Hindernisse gehoben sind.

Beantwortung einer an den Verfasser gethanen Gewissensfrage über eine Herzensangelegenheit.

„Ein junger Mann von gutem Kopf und Herzen, der studirt hat, ist durch eine allzustrenge Erziehung fast unfähig geworden, die Freuden des geselligen Lebens zu genießen, und ein körperliches Uebel nährt den Hang zur Einsamkeit, wo er sein Daseyn vertrauert. Selbst die sorglosen Universitätsjahre, hatten für ihn nur selten eine heitere Stunde im Cirkel der Freundschaft. Mit dem Ernst des Greises auf der Stirn des Jünglings floh er die gewöhnlichen Zerstreuungen und Lustbarkeiten der Studirenden, beschäftigte sich unablässig mit dem Fache der Wissenschaften, das er gewählt hatte, und versagte sich sogar die Lectüre angenehmer Schriften zur Erhohlung von ernsthaften Studien. Nun fährt er mit gleicher Emsigkeit fort, sich im väterlichen Hause zu seinem künftigen Beruf vorzubereiten, und der in demselben herrschende Ton — immerwährender Ernst und ununterbrochene Arbeit — macht, daß er alle Anlässe zur Freude, welche diese Jahre der Hoffnung dem Jünglinge anbieten, ängstlich vermeidet. Er sinkt daher immer tiefer in die Nacht des Trübsinnes, bis endlich die Liebe einen milden Lichtstrahl in sein düstres Gemüth fallen läßt. Er findet eine natürlich gute, unverschraubte weibliche Seele, von fröhlicher Laune und zärtlichem Mitgefühl, die den aufkeimenden Menschenhaß in seiner Brust zu dämpfen, ihm die trüben Aussichten der einsamen Zukunft zu erheitern, und sein verschlossenes Herz der holden Freude wieder zu eröffnen vermag. Der unschuldige Umgang mit

ihr

ihr überzeugt ihn, daß der Weg des Lebens auch für ihn seinige Rosen unter den Dornen trägt. Der Wunsch, die Urheberin dieser neuen Welt für ihn dereinst, wenn er zu einem Amt und hinreichendem Einkommen gelangen sollte, zu seiner beständigen Gefährtin wählen zu können, war nun sehr natürlich. Das Mitleiden zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ist bekanntlich nahe mit der Liebe verwandt: er durfte also diesen Wunsch seines Herzens bald in Hoffnung verwandeln. Die Aeltern des Mädchens haben nichts gegen den ehrbaren Umgang ihrer Tochter mit einem jungen Manne, von dessen Sitten und Denkungsart nichts nachtheiliges für dieselbe zu befürchten ist; und ihre äußern Umstände sind so beschaffen, daß der junge Mann mit Ehren in ihrer Gesellschaft erscheinen kann. Nun verbietet ihm sein Vater allen Umgang mit dieser Person aufs strengste, und macht ihm das einzige Mittel, das ihn von seiner Gemüthskrankheit heilen und zum frohen Genuß des Lebens zurück führen kann, zum Verbrechen. Soll nun der Sohn, der die Kindespflicht kennt und achtet, dem väterlichen Befehl ohne Einschränkung gehorchen, und den Lichtstrahl, der ihn aus dem Labyrinthe der menschenfeindlichen Schwermuth zu leiten, mithin zum bessern Menschen und Bürger zu machen verspricht, ungenützt verlöschen lassen? Oder soll er, da Vorstellungen und Bitten nichts fruchten, die Strenge des Vaters durch Verstellung zu umgehen suchen, und das Gebot so lange heimlich über-

treten, bis er unabhängig wird, und es öffentlich thun kann? Oder soll er dem harten Willen seines Vaters trotzen, das väterliche Haus und die gerade Straße zu einer Beförderung verlassen, und auf Abentheuer ausgehen?“

Diese Frage thut ein Freund des jungen Mannes an mich und verlangt, daß ich sie nach den Grundsätzen beantworten soll, die ich in den angekündigten Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen und Bürgers aufstellen würde. Hier folgt also eine Antwort darauf, so gut ich sie geben kann.

„Sie wissen, armer Herzenskranker, daß die väterliche Gewalt, nach den bürgerlichen Gesetzen so lange dauert, als die Kinder wirkliche Glieder der Familie sind, und vom Vater ernährt werden: und so lange kann der Vater als Oberhaupt der Familie, da er für ihr Wohl zu sorgen hat, auch vorschreiben, was jedes in Ansehung des Familienwohls zu thun und zu lassen hat. Der Umgang des Sohnes im Hause, zumahl in Rücksicht des andern Geschlechts, gehört aber unstreitig zu den Gegenständen, die auf das Familienwohl Einfluß haben. Ihr Herr Vater ist also berechtigt, Ihnen darüber Vorschriften zu machen, die Sie genau und ohne Hinterlist befolgen müssen: weil Sie ein redlicher Mann sind, und Ihren Geist durch die Wissenschaften dazu ausgebildet haben, ihre Menschen- und Bürgerpflichten — nicht auf eine feine Art zu übertreten — sondern sie mit Klugheit zu erfüllen. Wenn Sie daher auch der Meinung wären, das Wohl Ihres Hauses könnte nichts darunter leiden, wenn Sie sich dem väterlichen Willen in diesem Punkte widersetzten: so werden Sie doch

bedenken, daß es überhaupt um alles Familienglück gethan wäre, wenn überall nach der Meinung der Kinder, so lange sie am Brode der Aeltern sind, entschieden werden sollte, was zu demselben gehört, oder nicht. Und daher wird Ihre Vernunft aus Achtung für das große Sittengesetz: Handle so, daß du wünschen darfst, deine Art zu handeln möge die allgemeine Regel für alle Wesen seyn, die sich im gleichen Falle mit dir befinden, Ihnen das freilich harte Gebot geben: dulde und gehorche redlich, bis du unabhängig wirst. — Sie wünschen gewiß, das Ihr künftiger Sohn eben so gegen Sie handeln möge.

Allein — die Leidenschaften sind beredt. — Ihr warmes Herz wird der kalten Vernunft dagegen sagen: „Bin ich mir nicht näher, als der Familie? Und soll ich auf das Glück meines Lebens, auf die Genesung meines kranken Gemüthes Verzicht thun, einer irrigen Vorstellung, einer Laune meines Vaters zu Gefallen? Soll ich mich aus Gehorsam gegen den Mann, dem ich mein körperliches Daseyn bisher verdankte, des Undankes gegen die Person, die mir mein geistiges Leben rettet, schuldig machen? Willst du dieses schändlichste aller Laster zum allgemeinen Gesetz erheben?“

Darf ich aber voraus setzen, daß ihre Vernunft wirklich den Vorsitz bey Ihren Berathschlagungen über Pflicht und Recht behauptet, so wird sie dem Herzen antworten: „Du irrest dich in dem Gedanken, daß der gewünschte öftere Umgang mit deiner Freundin das Genesungsmittel sey, das dich von deiner Schwermuth heilen wird. Dann müßte deine Neigung eben so mäßiger und gelassener Art seyn, wie Männerfreundschaft ist. Aber bey der Liebe beyder Geschlechter vermehrt die öf-

tere Gegenwart nur die vergeblichen Wünsche und Sorgen, und erhält das Gemüth in beständiger Unruhe. Es ist daher auch kein Undank, wenn du die Person, die einst deine Gattin und die Mutter deiner Kinder werden soll, damit verschonest; bis du im Stande bist, ihr zugleich die Hand und ein mäßiges Auskommen anzubieten, da denn die väterliche Gewalt aufhört, und freundschaftliche Rathschläge an die Stelle der Befehle treten. Der Mann muß bey dem Weibe, das die Natur so geneigt gemacht hat, sein Glück von ihm zu erwarten, nie Hoffnungen erregen und unterhalten, die er nicht bald und so zuverläßig, als menschliche Dinge es seyn können, zu erfüllen weiß."

Ohne diese und andere durch die Erfahrung bewährte Gründe für den in Ihrem Falle zu beweisenden kindlichen Gehorsam weiter zu entwickeln, sehen Sie also, was die Pflicht unnachläßig gebietet: aber, der Richter, der darüber zu erkennen hat, ist — Ihr Vater. Sagen Sie ihm mit kindlichem Zutrauen, daß Sie bey Ihrer fleißigen Arbeit irgend eine Art von Erhohlung haben müssen, um sich nicht vor der Zeit ins Grab zu bringen, und daß nichts in der Welt Ihr Gemüth so aufzuheitern vermag, als der bewußte Umgang; daß dieser Ihre Denkungsart verädelt, Ihr äußeres Betragen verfeinert und Sie zugleich vor Ausgaben bewahrt, denen sie in andern Gesellschaften nicht ausweichen könnten. Versprechen Sie ihm heilig, mit der Freundin keine engere Verbindung einzugehen, ihr nichts zu verheißen, was sie nicht sogleich erfüllen können, und — halten, was Sie versprechen. Erinnern Sie ihn bescheidentlich an die Zeit, da er um ihre Mutter warb; wofern sein Herz jemahls zärtlicher Regungen fähig gewesen,

sen, wie von jedem Vater zu vermuthen ist. Sagen Sie: Vater, es ist Schwäche der Jugend, daß ich unglücklich und elend bin, wenn Sie mir meine Bitte versagen: geben Sie mir Ihre Stärke, oder willigen in mein Verlangen! Ich will lieber leiden und mein hinfälliges Leben vertrauern, als Ihnen widerstreben, oder sie durch Verstellung hintergehen!

Ich höre ihn antworten: Du bist mein Sohn: ich verlasse mich darauf, daß du mir mein Alter nicht verbittern willst! Befriedige deinen Wunsch: aber — mit Vernunft und Rechtschaffenheit. —

Jedoch, wenn bey Ihnen der seltene Fall eintreten sollte, daß ein Vaterherz gegen solche Vorstellungen des Sohnes unempfindlich bliebe: so ist mir doch nicht dafür bange, daß Sie der Kindespflicht ungetreu werden, oder daß Sie über der Beobachtung derselben, aus schwächlicher Empfindeley, zu Grunde gehen sollten. Sie kennen Ihre erhabne Bestimmung. Sie sind überzeugt, daß Sie nicht dazu geboren sind, durch gewisse bestimmte Erdengüter glücklich zu werden: sondern vielmehr dazu, durch allen Genuß und alles Leiden, alles Dulden und Streben, Hoffen und Arbeiten Ihr Wesen zu veredlen; durch fortschreitende Selbstbesserung immer mehr Gutes zu wirken, und — so von einer Stufe der Vollkommenheit und Würde zur andern aufzusteigen. Sie bereiten sich jetzt zu einem Amt im Staate vor, nicht um von der damit verknüpften Besoldung leben und eine Familie ernähren zu können: sondern sie streben nach einem Amte und eignem Heerde deshalb, um einen Wirkungskreis zu haben, wo Sie

durch fortschreitende Vervollkommnung Ihrer selbst, als Mitarbeiter der Gottheit, Glück und Freude um sich her verbreiten können. Dies ist das Ziel, jenes der Weg; dieses der Endzweck, jenes das Mittel. Der Wunsch, die Person, mit der Sie diese schöne Bahn durchs Erdenleben antreten wollen, oft um sich zu haben, und in ihren Augen Beyfall und Ermunterung zu lesen, kann daher unmöglich die Wirkung haben, daß er Sie muthlos und verdrossen machte, wenn er nicht befriedigt wird. Vielmehr, je lebhafter er ist, desto eifriger werden Sie daran arbeiten, sich eine solche Lage zu verschaffen, wo Sie zum Besitz seines Gegenstandes gelangen können; und der Wunsch, desselben durch alle schöne Eigenschaften des Charakters werth zu seyn, wird den Schmerz lindern, den die einstweilige Entbehrung Ihrem sehnsuchtsvollen Herzen verursachet. Sie werden das harte Gebot der Entfernung treulich halten: weil es schlecht ist, Menschen, und um so mehr seinen Vater zu täuschen: hingegen groß und ädel, sich selbst zu besiegen, und die Sinnlichkeit dem ewigen Gesetz der Vernunft zu unterwerfen. — Gleichwohl wird schon die reine Liebe, die Ihr Herz eingenommen hat, mit der frohen Aussicht in die Zukunft, Ihre Schwermuth vertreiben — gewisser, als der öftere Umgang. Ja, das süße Bewußtseyn, durch steigendes Verdienst der reinsten ädelsten Liebe immer würdiger zu werden, wird Sie auch dann, mit Hülfe der alles heilenden Zeit,

Zeit, aufrecht halten: wenn Sie der Hoffnung, zum Besitz des Gegenstandes Ihrer Neigung zu gelangen, auf immer entsagen müßten. Denn Sie wissen und empfinden, daß diese Neigung nur eine untergeordnete Triebfeder zur Verädlung Ihres Wesens ist, durch deren Ueberwindung Sie vielleicht auch mehr an wahrem menschlichen Werth gewinnen, als durch ihre Befriedigung. Sie wissen, daß nicht diese, sondern die reine tugendhafte Neigung zu der gleichgestimmten Seele selbst den heilsamen Einfluß auf das Gemüth hat, es zärtlicher, menschlicher und uneigennütziger zu machen: und werden Ihrer Geliebten für diesen durch sie veranlaßten Fortschritt im Guten danken; auch wenn sie dieselbe von einem Andern zum Traualtar führen sähen. Die Ueberwindung dieses Schmerzes wäre ein noch höherer Schritt zur Vollkommenheit, die der letzte Gegenstand aller Ihrer Neigungen ist.

Ich wünsche übrigens: die Vorsehung, welche Ihnen diesen in Rücksicht Ihrer Neigung so strengen Vater in eben dieser Absicht gab, daß sein Verbot ein Mittel zu Ihrer Vervollkommnung werden sollte, möge Sie nicht auf diese letzte Probe stellen: sondern den Gang der Dinge so leiten, daß Sie, durch die Hoffnung einer lachenden Zukunft gestärkt, Ihren Hang zur Schwermuth ablegen, durch die neue Heiterkeit Ihres Gemüths bey Ihrer fleißigen Arbeit den strengen Vater, der doch Vater ist, so einnehmen, daß er das dem kranken Herzen lästige Verbot von selbst aufhebt,

und wenn Sie zu einem hinreichenden Einkommen gelangen, selbst für Sie um die Hand wirbt, die seinen Sohn vom Trübsinn heilte und seiner Seele einen so ädeln Schwung gab, daß er eine heftige Neigung der Pflicht nachzusetzen, und durch Vernunft den schönsten Sieg über das Herz davon zu tragen, vermochte!"

(D. Ztg. 1790. S. 541. f 548.)

Dreis-

Dreyßigste Vorlesung.

Besondere gesellschaftliche Pflichten.

Gesellschaften mehrerer Mitglieder des Staats, die sich zu einen gemeinschaftlichen Entzwecke verbinden, sind erlaubt, in so fern dieser Zweck mit dem gemeinen Wohl bestehen kann: Gesellschaften aber, deren Zweck und Geschäfte der gemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zuwider laufen, sind unzulässlich, und sollen im Staate nicht geduldet werden.

Preuss. Allg. Gesetzbuch.

Da die bürgerliche Gesellschaft die Menschen einander so sehr nähert, und durch gegenseitige Bedürfnisse und Dienstleistungen mit einander bekannt macht: so entstehen aus ihrem wechselseitigen Betragen besondere Verhältnisse und Verbindlichkeiten zwischen einzelnen Personen, welche nicht unter den allgemeinen Bürgerpflichten begriffen sind. Auch veranlassen viele Angelegenheiten und Geschäfte des Lebens, welche die gemeinschaftliche Verwendung mehrerer Theilnehmer erfordern, besondere kleinere Gesellschaften im Staate, wo sich eine Anzahl Staatsbürger zu gewissen Zwecken enger, als die übrigen, ver-

vereinigen, und dadurch neue Verpflichtungen unter sich und gegen den Staat übernehmen. Beyde sind der Aufmerksamkeit des Tugendfreundes würdig, der jeden Schritt seines Lebens auf das hohe Ziel seines Daseyns zu richten strebet.

I.

Besondere Pflichten einzelner Personen gegen einander.

1. Unter den Verhältnissen, aus welchen diese entspringen, verdient die erste Stelle: die Freundschaft — das Bündniß gleichgesinnter Seelen, welche das uneigennützige Vergnügen beyder an einander zu treuer felsenfester Anhänglichkeit verknüpfet. Wie diese entstehet, wie sich Herzen, die für einander gemacht sind, finden, mag folgendes Beyspiel zeigen.

„Freundschaft, nähmlich eigentliche, die des „Nahmens werth ist, kann, (wie der liebe Claudius „im 4ten Th. p. 14. seiner Werke sagt,) nicht seyn, „ohne Einigung: und wo die ist, da macht sie „sich gern von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nähmlich das „gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche „Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe einigt sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch.

„durch. Einerley Gefühl, einerley Wunsch, einer„ley Hoffnung einigt; und je inniger und ädler „dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung „sind: desto inniger und ädler ist auch die Freund„schaft, die daraus wird.“ Die Veranlassung, daß ich meinen Lesern diesen schönen Text hier vorlege, und ein Paar Worte darüber sage, ist folgende.

In Ofen, der alten berühmten Hauptstadt Ungarns, lebt ein Kaiserl. Kön. Feld-Kriegs-Commissarius, Nahmens Bundschuh. Dieser Mann hat vier Töchter, die er liebt, und hält es für das grösste Glück einer Tochter, wenn sie von Jugend auf in den Kenntnissen ihres künftigen Standes wohl unterrichtet und zur treuen Ausübung seiner Pflichten vorbereitet wird. Der Wunsch, daß seine lieben Töchter dieses Glück vollkommen genießen möchten, bewegt sein väterliches Herz beständig: ob er gleich alles mögliche thut, ihn zu befriedigen, und die Kosten nicht scheut, ihnen einen eignen Hauslehrer zu halten. Als Patriot fühlt er den gänzlichen Mangel öffentlicher zweckmäßiger weiblicher Erziehungsanstalten mit Wehmuth, und wünscht, daß der Reformator Joseph sich bald auch aus dieser Noth seines Volkes annehmen möchte; wozu auch nun der Anfang durch eine zu Wien am 1sten März d. J. eröffnete Pflanzschule für Lehrerinnen gemacht ist. Mit solchen Wünschen und Hoffnungen liest dieser Mann, der bis dahin der einzige seines Nahmens zu seyn glaubte, im 18ten St. und der Beyl. zum 21sten St. des 1sten B. der deutschen Zeitung die Nachricht von einer in der kais. fr. Reichsstadt Schweinfurt durch einen Mag. Bundschuh gestifteten sehr guten Schule für Töchter des Mittelstandes. In einer Entfernung von 130 Meilen erfüllt ein Nahmensvetter von ihm den Wunsch

seines

seines Herzens, und sogleich geschieht die Einigung der Beyden. Sie sind Freunde: und ihre Freundschaft ist so ädel und so innig, als der gleiche Wunsch, durch bessere Erziehung ein besseres und glücklicheres Geschlecht in unsern Kindern anwachsen zu sehen, der sie einigte. Sie brauchen einander nicht von Angesicht zu sehen. Der Freund in Ofen bietet dem in Schweinfurt seine Lieb' und Treue, fragt ihn, ob sie Vettern sind? und — daß sich keine Blutsverwandschaft findet; daß jener Gott nach der Weise Roms, dieser nach Wittenbergischer Form dienet, hindert sie nicht, den Bund zu knüpfen. Gegenseitige Mittheilung der Wege, die sie Gott geführet, zieht ihn fester; und gleicher Eifer im Guten *) versiegelt ihn auf ewig.

Es giebt nun versuchte Welt- und Hof-Männer, auch wohl gelehrte Sittenprediger, welche be-

*) Der Feld-Kriegs-Commissarius Bündschuh in Ofen arbeitet wirklich daran, eine gute Erziehungsanstalt für seine und andere Töchter zu Stande zu bringen. Er las im 5ten St. des 2ten B der deutschen Ztg. die Nachricht von dem Krankenwärter-Institut zu Karlsruhe, und ließ es nicht dabey bewenden, sie gelesen zu haben, sondern arbeitete den Plan weiter aus, übergab ihn der Landesstelle zur Beherzigung, und verbreitete ihn durch öffentliche Blätter in Ungarn: so denkt und handelt der eine Freund. — Der thätige Eifer des Hrn. Prof. und Diac. Bündschuh in Schweinfurt für das Erziehungswesen ist so bekannt, als seine schriftstellerischen Arbeiten. Die Bescheidenheit verbietet mir aber, mehr von beyden Männern zu sagen: vielmehr bitte ich sie deswegen um Verzeihung; daß ich das Vergnügen, das mir die durch einen sichern Freund erhaltene Erzählung des Ursprungs ihrer Freundschaft gemacht hat, mit meinen Lesern theile. d. H.

behaupten: es gäbe keine Freundschaft, ohne Eigennutz, und blos der Vortheil einige die Menschen. Und solche Welt- und Hof-Männer und Sittenprediger pflegen diese frostige Lehre, freylich durch ihr Exempel zu beweisen. Was hat aber der brave Mann in Ofen wohl für Gewinn davon, daß ein andrer braver Mann in Schweinfurt so heißt und so denkt, wie Er? Meine unvorgreifliche Meinung von der Sache ist also die: daß der Eigennutz zwar das Thier im Menschen einigt, und macht, daß sie ruhig neben einander grasen, um ihre Haut besser gegen den Wolf zu sichern, und die fettesten Weideplätze zu behaupten. Aber den eigentlichen Menschen, der nach Gott geschaffen ist, den trennt der Eigennutz, und zieht oft zwischen zweyen, die einander an der Hand führen und sich herzen und küssen, eine Kluft, wie zwischen Himmel und Erde. Die große Menge solcher bloßen Thier-Freundschaften in unsern Tagen ist aber leider! Ursache, daß auch viele, die den göttlichen Funken der rechten Menschheit in sich fühlen, jenen Sittenpredigern beyflichten, und sich über den Mangel ächter Menschen-Freundschaft betrüben. Diesen, wenn unter den Lesern dieses Blattes solche seyn sollten, kann ich nun, ausser obigem schönen Beyspiele, auch meine Erfahrung dagegen anführen. Ich bin so glücklich, eben durch dieses Blatt wohl einige Hunderr wahre thätige Freunde erhalten zu haben, welche einzig und allein durch die Gleichheit der in demselben oft geäusserten Empfindungen, Wünsche und Hoffnungen mit den ihrigen, mit mir geeinigt worden sind. Und ihre Freundschaft ist so ädel und so innig, daß sie mir die wesentlichsten Dienste leisten, und dabey die gütigste

Nach-

Nachsicht gegen mich haben, wenn ich, durch meine jetzige Lage gehindert, ihnen auch nicht einmal dafür danke. Diese tröstliche Erfahrung bezeuge ich hier öffentlich den guten Seelen, die sich zu sehr über das menschliche Verderben und Elend betrüben, und dazu vielleicht mehr durch romanhafte Beschreibungen, als durch eigene richtige Empfindung verleitet werden. d. H.

(D. Zeig. 1787. S. 265 — 267.)

Soiche eigentliche Freundschaft erhöht und verstärkt nun, so wie die Familienverbindung, die allgemeinen Menschenpflichten gegenseitig: der Freund ist dem Freunde alles, was ihm gegen andere Menschen obliegt, im höhern Grade schuldig; des Freundes Wünsche, Hoffnungen und Freuden sind die seinigen; was ihm schmerzt, empfindet er gleichermaßen; beyder Glück und Unglück ist eines; jeder ist bereit sich für den Andern hinzugeben; und — dieses ädle Band kann nur der Tod zerreißen.

Ein solcher Freund war Pellisson — ein gelehrter Franzos, aus dem vorigen Jahrhundert, dessen Gesicht durch die Pocken so verunstaltet war, daß man sich vor ihm fürchtete: der aber gut dachte, sprach, und auch so handelte. Als Foucquet *), dessen

*) Foucquet war Finanzminister bey Ludwig XIV. und von allen redlichen Leuten wegen seiner Rechtschaffenheit geschätzt. Allein die Hofluft war ihm nicht günstig. Neidische Verleumder beschuldigten ihn beym Könige solcher böser Absichten, daß er ein-

Geis-

dessen Sekretär und Freund er war, in Ungnade fiel und gefangen gesetzt war, wurde er mit in dessen Unglück verwickelt, und kam in die Bastille. Hier konnte man ihn lange zu keinem Geständniß bringen: aber endlich warf er sich selbst zum Ankläger seines Freundes auf, und verlangte, ihm entgegen gestellt zu werden, damit er seine Aussagen ihm ins Angesicht behaupten könne *). Da verwünschten alle ehrliche Leute den treulosen Pelliſſon, der an seinem Freunde zum Verräther ward. Foucquet vergieng fast vor Entsetzen, da sein Ankläger, von dem er noch nichts wußte, mit ihm im Verhör erschien. Die Gunst des Königs zu verlieren, war ihm so viel leichter geworden, als Freundschaft Gunst überwiegt. Aber Pelliſſon ließ sich nichts anfechten: sondern fieng an, ihm mit dreister Miene die abscheulichsten Verbrechen vorzurücken, die in Foucquets Seele niemahls gekommen waren. Wüthend schalt ihn dieser einen Lügner und Betrüger, der sich nicht erkühnen solle, nur die Augen aufzurichten: und mit gleicher Heftigkeit versetzte Pelliſſon: „Sie würden wohl die Dreistigkeit nicht haben, mir zu widersprechen, wenn sie nicht wüßten, daß Ihre verdächtigen Papiere verbrannt sind.“ Im Augenblick verstand der kluge Foucquet seinen Pelliſſon, und merkte, daß in der Maske des Verräthers sich der Freund verborgen habe, um dieß wichtige Geheimniß ihm zu hinterbringen; weil sonst kein Mittel war, auch nur ein Wort mit ihm zu reden.

Ein gezogen, und nach einer 2jährigen Untersuchung in das Staatsgefängniß zu Pignerol in Piemont eingeschlossen wurde, welche Festung damals noch Frankreich gehörte.

*) Dies nennen die Juristen confrontiren, und Confrontation.

Ein einziger Blick von ihm versicherte den Aedlen, der aus Aedelmuth unädel war, er sey erkannt, und seine That vom Freunde, wie von Gott, nach ihrem Werth geschätzt. Den Haß und die Verachtung seiner Zeitgenossen trug er, bis die Wahrheit endlich durch den Nebel drang, und es verkündigte: er sey Freund unter des Verräthers Larve; nicht Judas unter Freunds Gestalt gewesen. Nun meinten viele: „Der Freundschaft seinen guten Nahmen aufzuopfern, sey schwerer noch, als Gut und Blut für sie zu wagen.“ In der Bastille blieb er 4 Jahr, und bekannte nichts gegen den Freund. Dann wurde seine Unschuld erkannt, und Ludwig XIV. ersetzte ihm das erlittene Unrecht durch mehr Ehre und Reichthum als er zu seiner Zufriedenheit bedurfte. Er lebte von 1624 bis 1693. (D. Ztg. 1784. S. 73.)

2. Durch die Ausübung der Wohlthätigkeit entsteht das besondere Verhältniß, daß der Empfänger einer Wohlthat zur Dankbarkeit gegen den Geber verpflichtet wird — daß er eine höhere Verbindlichkeit erhält, die Menschenpflichten gegen diesen vor Andern zu erfüllen. Seine Schuld ist größer, wenn er die Gelegenheit, seinem Wohlthäter Gutes zu erweisen, ungebraucht läßt; und der Undankbare ist doppelt ungerecht, der seinen Wohlthäter beleidiget.

Die Tugend wird nicht alt: weil ihr Werth in ihr selbst liegt; nicht in der Meinung und dem Geschmacke der Menschen und Zeiten. — Aus

diesem Grunde verdient folgendes Beyspiel der Menschenliebe von der einen, und der Dankbarkeit von der andern Seite noch bekannt gemacht zu werden; ob es gleich nicht ganz neu ist. Vor zwey Jahren reisete eine 70jährige fremde Frau durch Sangerhausen, die so kränklich und schwach war, daß sie sich nicht getraueie, fortzukommen. Sie war eben so arm, als unbekannt, und schien daher auf keine gute Pflege rechnen zu können. Allein glücklicher Weise gieng sie gerade in den besten Gasthof der Stadt. Die brave Wirthin, Frau John, sah der Fremden wohl an, daß bey ihr eben nicht viel zu verdienen seyn würde; aber sie dachte: das Alter soll man ehren, und wer weiß, wer dir einmal wieder beysteht, wenn die bösen Tage kommen. Und so gab sie ihr eine Kammer ein und pflegte sie eine ziemliche Zeit lang, als obs ihre Mutter wäre; ohne auf eine gewisse Bezahlung rechnen zu können. Auf einmal erhielt die Fremde die Nachricht, daß ihr eine Erbschaft von einer Tonne Goldes in Holland zugefallen wäre. — Von dieser Summe bestimmte sie sogleich die Hälfte ihren Bruders Kindern, und die Hälfte der Frau Johnin, blos auf die Bedingung: daß sie die wenige Zeit, die sie noch zu leben habe, bei ihr zubringen dürfte; weil sie eine so gute Frau sey. — Diese Geschichte sollte in allen Gasthöfen neben die Rechentafel angeschlagen werden. (D. Ztg. 1784. S. 191.)

Das Volk in dem St. Honorius-Viertel in Paris gab seine Dankbarkeit für den Beystand des Königs, der sich bei der im Winter 1784. herrschenden Noth als einen wahren Vater seiner Unterthanen bewiesen hatte, auf eine eben so rührende als sonderbare Art zu erkennen. Die armen Leute errichteten ihm eine Pyramide von dem, was sie

hatten, von Schnee, welche mit drey Inschriften folgendes Inhalts geziert war:

„Dieses schwache Denkmal wird bald vergehn: aber Deine Güte, o mein König, hat in dieser Zeit der Noth im Innersten des Herzens ein Denkmal gestiftet, dauerhafter als Erz: Dankbarkeit."

„Ludwig, die Armen, die Deine Güte erhält, vermögen blos von Schnee ein Denkmahl dir zu bauen: aber Deinem ädlen Herzen wird es besser gefallen, als Marmor, der mit dem Brod der Unglücklichen erkauft wäre."

„Das erste Denkmahl, das das Volk erbaut, bezeugt die hohe Wohlthätigkeit unsers Königs. In unsrer Noth, half uns sein Herz, und fand im Helfen seinen Lohn."

Dies stand auf den 3 Seiten der Pyramide, und unten am Fuße:

Ludwig dem sechszehnten,

da er die Unglücklichen in der harten Jahrszeit mit Wohlthaten überhäufte."

(D. Ztg. 1784. S. 95.)

3. Auch der eifrigste Freund der Tugend kann durch die vielfältigen verwickelten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens verleitet werden, Andern zu schaden, und ihre Empfindlichkeit zu verletzen. Dadurch entsteht bey dem beleidigten Theil natürlicher Weise Mißvergnügen und Unwille. Aber das Sittengesetz befiehlt in diesem Falle **Verzeihung** des Fehlers und **Versöhnlichkeit** gegen den Beleidiger. Ein

schö-

schönes Beyspiel dieser Tugend steht oben S. 222, dem folgendes beyzufügen ist.

"Eine Bauersfrau in der Nachbarschaft von Danzig, hatte sich geringer Ursachen wegen mit ihrer alten Mutter veruneinigt. Die gute Alte versuchte allerley Mittel die Eintracht wieder herzustellen: aber vergebens. Selbst das Zureden des würdigen Predigers half nichts. Dem ohngeachtet sagte die brave Mutter, die schon etliche und 70 Jahre alt war, immer: sie hoffe gewiß, sich noch vor ihrem Ende mit ihrer Tochter auszusöhnen, und da der Prediger selbst sie versicherte, es sey wegen der Hartnäckigkeit der Tochter kein Anschein dazu da: so antwortete sie: „Ich bitte „Gott täglich darum, und er wird mich gewiß er„hören. Das glaube ich, und lasse mich nicht „zum Zweifeln bringen" So verstrichen beynahe zwey Jahre, und die Mutter wurde krank und lag ein halb Jahr, ohne ihre Hoffnung zu verlieren, und ohne daß die Tochter sich zur Versöhnung dadurch hätte bewegen lassen. Endlich wurde sie wider Vermuthen wieder hergestellt und kam an einem Sonntage in die Kirche, das h. Abendmahl zu genießen, welches sie Alters und Schwachheits halben seit einigen Jahren schon zu Hause gethan hatte. Da sie nun im Beichtstuhle war, kam die Tochter auch, ohne daß eine von der andern etwas wußte. Der rechtschaffene Prediger freute sich von ganzen Herzen darüber, in der Meinung daß sie sich ausgesöhnt hätten, und zur Bestätigung des Friedens das h. Abendmahl empfangen wollten. Er sprach daher aufs rührendste von dem Werthe und den guten Folgen der Versöhnlichkeit mit ihnen, und Mutter und Tochter vergossen häufige Thränen über seiner Rede. Als die Kirche aus war

und die Alte, da sie ganz schwach und krumm gieng, sich nicht ins Gedränge wagte, alsdenn aber niemanden hatte, der ihr die Thür aufmachte: kam die Tochter zu ihr, faßte ihre Hand, küßte sie, (welches sonst unter unsern Landleuten nicht üblich ist) und sagte: „Mutter! Sie ist mir doch „wohl wieder gut, und vergiebt mir?„ — O ja! liebe Tochter, antwortete die Mutter, und umarmte sie mit heissen Thränen. Die Tochter half ihr nun in ihr Fahrzeug und sie schieden voller Liebe von einander. Auf dem Wege sagte die Alte zu dem Mädchen, das sie bey sich hatte: „Nun „werde ich gewiß bald sterben, da ich mit meiner „Tochter wieder versöhnt bin.“ — Und sie starb noch in der nähmlichen Nacht.

(D. Ztg. 1785. S. 395.)

4. Die **Verwandtschaft** erhöhet die Verbindlichkeit zu den Menschenpflichten gegen Angehörige, die **Landsmannschaft** gegen Landsleute, die **Nachbarschaft** gegen Nachbarn: weil wir diesen näher sind, und solche gegen sie im höhern Grade erfüllen können, als gegen Fremde.

Es ist ein sehr häufig vorkommender Fall, daß Leute, die durch reiche Erbschaften, oder andere Glücksfälle, oder auch durch eigenen Fleiß und Geschicklichkeit wohlhabend werden, ihre armen Anverwandten und ehemahligen Freunde, die hinter ihnen zurück bleiben, verkennen und vergessen, anstatt ihnen mit fortzuhelfen. Entgegengesetzte Beyspiele, wie nachfolgendes, verdienen daher bekannt gemacht zu werden. „Die Herren Remy und Hofmann in Bendorf, deren Wohlthätigkeit

gegen

gegen Arme ohne Unterschied in der ganzen dortigen Gegend bekannt ist, bemühten sich schon längst, ihre unvermittelten Anverwandten durch beträchtliche Beyträge in bessere Umstände zu versetzen. Von diesen Anverwandten wohnen besonders viele in dem Fürstl. Wiedischen Dorfe Grenzhausen. Schon oft hatten sie nahmhafte Summen unter sie vertheilt: ohne daß die Leute dadurch in dauerhaft bessere Umstände gekommen wären, welches sie eigentlich bezweckten. Sie haben daher jetzt ihre Wohlthätigkeit auf eine besonders rühmliche Art verwandt, wobey die Armen nicht nur unterstützt, sondern auch zum Fleiß angehalten werden, und selbst etwas verdienen können. Sie haben nemlich den Entschluß gefaßt, in Ems, wo sie ein Bergwerk betreiben, ein Haus zu kaufen und einzurichten, in welches alle Kinder ihrer ärmern Anverwandten aufgenommen, und in die Aufsicht und Pflege eines armen Mannes und seiner Frau, ebenfalls von ihrer Verwandtschaft, gegeben werden sollen. Hier sollen sie leichte Arbeiten, als Erzt klopfen oder waschen, verrichten und dafür bezahlt werden; und dabey, außer einer gesunden Nahrung, auch eine ordentliche Erziehung und Unterricht erhalten. — Wie viel Reiche wären nicht im Stande, sich ihrer armen Anverwandten so anzunehmen, und dadurch des Elends in der Welt weniger zu machen — wenn sie nur wollten! —

(D. Ztg. 1789. S. 151.)

Im November 1783. kam zum Pastor in Lintorf, einem Dorfe im Amt Witlage im Bisthum Osnabrück, ein Bauer, der eine kleine Kötherey bewohnte, und bat um einen Empfehlungsbrief, in welchem der Prediger bezeugen sollte, daß der Bauer Haus und Hof habe, und ein ehrlicher Mann sey. Dies Empfehlungsschreiben wolle er einem

gewissen Amtmann außer Landes bringen, zu welchem er jetzt gehen wolle, wegen eines Anliegens seines Herzens. Aus unserm Dorfe nähmlich, sagte der Bauer, ist der ehrliche — — ins Gefängniß gelegt, einer Schlägerey wegen, wovon er wissen soll, und woran er insgeheim Antheil genommen zu haben beschuldiget wird. Ich halte den guten Mann für unschuldig, und böse Leute sind es, die ihn aus Nebenabsichten gesucht haben, verdächtig zu machen. Er ist nun schon 8 Wochen dort im Lande, wohin er sich Geschäfte halber begeben, im Gefängniß; und weil ich den Mann wegen seiner Redlichkeit werth halte, so habe ich ihn während der Zeit einige mal besucht. Er lag leider in einem kläglichen Diebsgefängnisse. Sein gutes Gewissen giebt ihm wohl standhaften Muth: aber das gieng mir sehr zu Herzen, als er so oft um seine Frau seufzete und sich nach seinen beyden krankliegenden Kindern ängstlich sehnte. Nach meiner Wiederkunft fand ich die Kinder des Gefangenen so elend krank, daß sie wohl nicht einige Tage mehr überleben werden. Seine Frau mag ihm von dem Krankenlager nichts melden, weil sie fürchtet, daß Gram und Kummer ihren einsamen Mann auch bald zu Grabe bringen würden. Ich habe diese Nacht nicht darüber schlafen können, weil mir das Herz zu sehr beschweret war. Daher habe ich mich entschlossen, hinzugehen, um dort an die Stelle des ehrlichen Mannes mich hinsetzen zu lassen: damit er aus der Beklemmung des Herzens kömmt, und seine Kinder noch zuletzt sehen, und, wenn es Gott gefällt, zur Erde bestatten kann. In was für Jammer würde der Mann kommen, wenn er hörte, daß seine Kinder nicht mehr im Leben seyn, und vorher mit einander vieles gelitten haben. — Ich will den Herrn Amtmann so lange

bitten,

bitten, bis er ihn an meiner Statt los giebt. — Meine Frau habe ich beredet, daß sie mich hingehen läßt; allein sie weiß nicht, daß ich in einem Diebsbehältnisse sitzen werde. Sollte sie nun hernach davon hören, so wollte ich Sie bitten, es ihr auszureden, weil sie Ihnen am meisten glaubt. — — Der Prediger schrieb ihm den Brief, und fragte ihn hernach: ob er auch glaube, im Gefängniß schlafen zu können, da er zu Hause vor Mitleiden nicht schlafen könnte? — Ja, sagte der Bauer, das glaube ich: denn meine Frau und Kinder sind, Gottlob! gesund, und wie wird sich der Mann nicht freuen bey seiner lieben Frau und Kindern! — und Gott ist bey mir im Gefängniß. — Der ädle Bauer gieng darauf wirklich hin mit dem Briefe, um sich an seines Nachbars Statt gefangen setzen zu lassen; und ob man gleich sein Anerbieten nicht annahm: so hatte es doch die Wirkung, daß der Amtmann sich beeiferte, den Gefangenen loszugeben, und nach einigen Tagen kam er wirklich los.

(D. Ztg. 1784. S. 278.)

II.

Besondere Gesellschafts-Pflichten.

Alle Bürger eines Staates können nicht alle Fächer des gemeinen Wohls bearbeiten, sondern sie müssen sich in dieselben theilen. So baut der Landmann das Feld für alle; der Handwerker und Künstler verarbeitet die rohen Naturprodukte, die jener erzeugt, zur Nahrung, Kleidung, Wohnung und Bequemlichkeit für alle; der Gelehrte unterrichtet seine Mitbür-

ger; der Künstler besorgt ihr Vergnügen; der Soldat bewachet, der Beamte richtet, und der Fürst und Staatsmann regieret sie.

Diese besondern Geschäfte veranlassen diejenigen, welche sie verrichten, engere auf die bessere Betreibung derselben abzielende Verbindungen einzugehen, sich in besondere Stände *) und Klassen abzutheilen, und als Glieder derselben besondere Gesetze zu beobachten. So entstehen Feldgemeinheiten und ökonomische Societäten; Handwerksinnungen, Zünfte, Gilden, Handelsgesellschaften; Kunstakademien, Fakultäten und gelehrte Gesellschaften; Mönchs- und Ritter-Orden; öffentliche und geheime moralische Verbindungen; religiöse Secten und Kirchen.

Die

*) Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet ist der Adel kein besonderer Stand: indem er keinen eigenthümlichen Zweig des gemeinen Wohls bearbeitet; sondern Landmann, Gelehrter, Soldat, oder Staatsbeamter, nach seinem Gutbefinden ist. Die Vorrechte der Geburt, die er in mehrern Staaten genießt, verhalten sich wie der erbliche Reichthum, welcher seine Besitzer auch nicht zu einer besondern Klasse von Staatsbürgern macht. Man müßte diese sonst in Erwerber und Verzehrer eintheilen.

Die Gegenstände und Zwecke, welche durch diese besondern gesellschaftlichen Verbindungen beabsichtet werden, müssen natürlicher Weise so beschaffen seyn, daß sie durch die Vereinigung der Kräfte mehrerer Einzelnen erreicht werden können; und das, was jedes Glied zum Ganzen beyzutragen hat, muß von seinem Willen abhängen, und durch freye Handlungen von ihm bewirkt werden: weil es sonst die Verpflichtung dazu nicht übernehmen dürfte, und die Gesellschaft nicht befugt wäre, es dazu anzuhalten. Niemand kann sich z. B. auf solche Weise verbindlich machen, gut zu verdauen, nie krank zu werden, ein gewisses Alter zu erreichen, wie der Handwerksmeister die Beobachtung seiner Innungs-Artikel angelobt.

Auch muß der Vortheil, den das Glied, für seinen Beytrag zum Zweck der Vereinigung, von der Gesellschaft beziehet, wirklich ein Theil des durch die Vereinigung bewirkten Gutes seyn. Eine Akademie der Wissenschaften kann ihren Mitgliedern gegenseitige Mittheilung der Kenntnisse, aber nicht Ostindische Schätze, gewähren; sonst wäre es eine Handelsgesellschaft.

Und das, was jedes Mitglied zum Besten des Ganzen leistet, muß von der Gesellschaft geschätzt und gemeinschaftlich genutzt werden können; muß also auf äußerlichen Handlungen beruhen.

Wegen dieser nothwendigen Erfordernisse zu einer gesellschaftlichen Verbindung vernünftiger Wesen können Meinungen und Ueberzeugungen kein Gegenstand und Zweck einer Gesellschaft seyn. Denn, die Wahrheit gewinnt und verliert nichts dabey, ob sie von vielen oder wenigen angenommen wird, und ein Irrthum bleibt Irrthum, wenn auch Tausende sich verabredeten, ihn für wahr zu halten. Die Uebereinkunft mehrerer Menschen über Urtheile und Sätze hat gar keinen Einfluß auf ihr Verhältniß zu ihrem Gegenstande. Auch steht es nicht in unserm Belieben, etwas für wahr oder falsch zu halten: sondern die Seele ist im Denken an eben so unveränderliche Gesetze gebunden, wie die Körperwelt in ihren Wirkungen. Es kann sich also niemand verbindlich machen, etwas glauben zu wollen: weil keine freye Wahl dabey Statt findet; und die Gesellschaft hat das Recht nicht, ihre Glieder zu gewis-

sen Meinungen zu verpflichten: weil es diesen unmöglich ist, solche Verpflichtungen zu übernehmen, und weil sie ihnen nichts dagegen zu geben hat, das durch die Erfüllung derselben hervorgebracht würde. Da auch kein Mensch dem Andern ins Herz zu sehen vermag: so kann die Gesellschaft nie mit Sicherheit wissen, ob ein Mitglied die gesetzliche Wahrheit wirklich einsehe und glaube? Sie kann ihm also den ihm gebührenden Antheil am gemeinen Besten nach der Beschaffenheit seiner Meinungen nicht verhältnismäßig und gerecht zutheilen.

Die Uebereinstimmung des Glaubens und der Meinungen kann nur zu einer Veranlassung dienen, daß sich eine Anzahl ähnlich denkender Menschen zu gemeinschaftlichen andern Zwecken, z. B. zur Unterhaltung gemeinschaftlicher Lehranstalten und Gottesverehrungen, zur Versorgung ihrer Armen, u. dergl. vereinigen: — nicht zum Gegenstand, der durch die Vereinigung ihrer Kräfte hervorgebracht werden soll.

Die besondern Verbindlichkeiten, welche dem einzelnen Mitgliede solcher Gesellschaften

gegen

gegen dieselben obliegen, entspringen nun aus dem Zwecke, zu dessen gemeinschaftlicher Erreichung sie sich verbunden, und aus dem Vertrage, den sie darüber errichtet haben. Der Dorfbewohner muß das Ortsherkommen, der Handwerker die Innungs-Artikel, der Handelsgesellschafter die angenommenen Grundsätze der Compagnie, der Akademist und Fakultist die eingeführte Ordnung, der Mönch seine Regel, der Ritter seine Statuten, der Freymaurer die Gesetze und Gebräuche seiner geheimen Kunst, der Religionsverwandte die Gebote seiner Kirche beobachten: — so lange jeder die Vortheile der Mitgliedschaft genießen will. Denn, es wäre ungerecht, diese anzunehmen, und die dagegen übernommene Verpflichtung zu brechen.

Auch haben die Genossen einer solchen Gesellschaft eine höhere Verpflichtung, die allgemeinen Menschenpflichten unter einander zu beobachten, als gegen Fremde: weil sie einander näher sind, und einander gegenseitig mehr Gutes thun können. Vorliebe für den Stand oder die Bürger-Classe, dazu man gehört, ist Pflicht, und der sogenannte Zunftgeist (Esprit de Corps) ist lobenswerth, wenn er aus dieser

Quelle

Quelle entspringet, und in den Schranken der Gerechtigkeit bleibet. Menschen, welche einerley Zweig des gemeinen Wohls bearbeiten, müssen sich als Brüder betrachten; jeder muß die Ehre und das Wohl der Genossenschaft, als sein Miteigenthum ansehen, und sich dasselbe angelegner seyn lassen, als den Vortheil anderer Stände; alle müssen sich des Wohls des einzelnen Genossen sorgfältiger annehmen, als bey Freuden, müssen seiner Noth zuvorkommen, und sich seines Glückes freuen.

Im Amte Calenberg starb im Augustmonat 1785. ein Reiter von der königlichen Leibgarde zu Pferde, von des Rittmeisters von Hoym Compagnie. Er hatte viele Jahre treu und redlich gedient, und der Hannöverische Dienst ist, wie bekannt, vorzüglich gut, zumahl bey der Garde: allein weil er kein Vermögen besaß, war seine Löhnung immer auf den Unterhalt seiner starken Familie aufgegangen; und er hinterließ eine Witwe mit 6 unmündigen Kindern in den dürftigsten Umständen. Seine Leiche wurde, wie gewöhnlich, von seiner Schwadrone zu Grabe begleitet. Als nun die Beerdigung vorüber war, zog ein Wachtmeister eine schriftliche Anrede an seine Cameraden aus der Tasche hervor, worin er sie in rührenden Ausdrücken zu einem monatlichen Beytrage zur Versorgung der Witwe und der Kinder des Verstorbenen ermunterte. Er hatte es selbst und ohne Antrieb der Officiere aufgesetzt: und eben so freywillig unterschrieben sich nicht allein die zur Beerdigung commandirten; sondern auch nachher die im Quartier

zurück-

zurückgeblieben waren. Auch die andere Compagnie der Schwadrone unterschrieb sich. Seitdem erfolgt an jedem Löhnungstage der verwilligte Beytrag ohne weitere Erinnerung von beyden Compagnien, zu großer Erquickung der armen Witwe und der sechs Waisen, und zu eben so großer Ehre dieser braven deutschen Krieger.

(D. Ztg. 1785. S. 62.)

Ein Arbeitsmann in Lüneburg hatte sich mit Weib und Kind immer ehrlich genährt, und Reinlichkeit und Ordnung herrschte in ihrer kleinen Hütte. Nun starb ihr 12jähriger Sohn, nach einem langem Krankenlager, an der Schwindsucht, und die Tochter verfiel zugleich mit dem Vater in eine langwierige und gefährliche Krankheit. Diese Frau erwartete täglich ihre Niederkunft, und wußte nicht wohin. Keines konnte einen Bissen Brod verdienen. So viel Elend kan über den Menschen kommen. Aber der Mann hatte sechs Gefährten, die mit ihm in einem Kalkbruch arbeiteten. Diese vereinigten sich, in den Feyerabendstunden, die ihnen sonst besonders bezahlt wurden, für ihren Bruder so viel zu arbeiten, daß er seinen Wochenlohn fort bekam. Durch diese Hülfe erholte er sich, und die Tochter machte durch ihren Tod der Mutter Platz im einzigen Bette. — So hilft Gott dem Menschen durch seines Gleichen, damit er wieder helfe, und — der Tod hilft allen.

(D. Ztg. 1785. S. 7.)

Allein die besondere Gesellschaft im Staate muß der großen bürgerlichen Verbindung untergeordnet bleiben, und darf ihrem großen Zwecke, — der höhern Vervollkommnung des Geschlechts,

Geschlechts, keinen Eintrag thun. So darf z. B. die kirchliche Gesellschaft nicht den Untersuchungsgeist bey einer Nation durch ihre Anordnungen hemmen, noch die Menschenliebe durch Intoleranz beschränken. Ist der Zunftgeist einer Gesellschaft dahin gerichtet, Vorrechte und Vortheile, die dem Staate und allen seinen Gliedern überhaupt angehören, einem Stande oder einer Gesellschaft ausschließlich zuzueignen, ihre Mitglieder auf Kosten der übrigen Bürger-Klassen zu erheben, sich von den allgemeinen Bürgerpflichten und Lasten auszuschließen, sich Vorrechte anzumaßen, welche der Regierung vorbehalten bleiben müssen; ihren Vortheil vom allgemeinen Staatswohl zu trennen; und so einen Staat im Staate zu errichten, dessen Wohl auf das Verderben des eigentlichen Staats gebaut ist: so ist ein solcher Zunftgeist eben so ungerecht, als die Beeinträchtigung des Einzelnen durch den Andern.

Guben. Auch hier lehrte vor kurzen die Erfahrung: daß die Gilden, Innungen, Zünfte, und andere geschlossene Gesellschaften, die vermöge ihrer Privilegien und Freyheiten einen Staat im Staate ausmachen, heut zu Tage nicht recht mehr in die bürgerliche Gesellschaft passen, und daß jetzt, statt des Zunft- und Innungs-Geistes (Esprit de Corps) jeder Staatsbürger von vaterländischem Gemeingeist, oder noch besser Weltbürger-Sinn beseelt seyn sollte. Am 5ten September, hatten die hiesigen Tischlergesellen, an der Zahl 18, Auflage (Zusammenkunft vor offner Lade), wobey sie sich größtentheils betranken, Unfug begiengen, und als einer ihrer Vorsteher es ihnen verwieß, ihm seine Worte verdrehten, und Revolte anfingen. Ein Hundsfott, wer bey seinem Meister eine Hand zur Arbeit anlegt! war so fort das Losungswort. Aller Ermahnungen und gütlichen Vorstellungen, sowohl von Seiten der Meister als auch insbesondere von dem regierenden Hrn. Bürgermeister ohnerachtet, waren sie den folgenden Tag nicht zur Arbeit zu bringen: sondern giengen spazieren, und ließen sich wohl seyn. Den dritten Tag wurde ihre Beschwerde vom Magistrat untersucht. Der Vorsteher beschwor, daß er so nicht gesagt; und die Gesellen wurden mit dem Bedeuten, daß es lediglich von ihrer nunmehrigen Aufführung abhängen würde, ob man noch die von den Meistern wider sie angebrachte Beschwerde untersuchen und sie bestrafen sollte, zur Ruhe und zum Gehorsam

ver-

verwiesen. Allein dies fruchtete nicht nur nichts, sondern sämmtliche Gesellen giengen die Nacht drauf heimlich aus der Stadt. Sie wurden aber in einem preußischen Dorfe 3 Meilen von hier, nachdem man ihnen nachgesetzt, angehalten und arretirt. (D. Ztg. 1791. S. 709)

Aus diesem Grunde ist die Regierung eines Staates berechtigt und verpflichtet, über die in seinem Schooße vorhandenen oder neu entstehenden besondern Gesellschaften, sie mögen mit oder ohne deren Genehmigung entstanden seyn, zu wachen, und sie in gesetzlichen Schranken zu halten: und die Mitglieder derselben — auch der geheimen Gesellschaften — sind der Regierung verantwortlich über alle solche Gegenstände ihrer Vereinigung, welche auf das gemeine Wohl des Staates Beziehung haben können. So kann der Staat Mönchs-Orden aufheben, wenn sie die gute Absicht, zu der sie gestiftet wurden, nicht mehr bewirken und schädlich werden, und kann Zusammenkünfte verbieten, die auf Unruhen abzielen. Er kann Gilden und Innungen abschaffen, wenn sie zu drückenden Monopolien

werden, und den Anmaßungen der Großen und Reichen Einhalt thun, wenn der arbeitsame Theil der Nation darunter leidet. (Beyspiele enthalten die schon so oft angeführte Regierungs-Geschichten Friedrichs d. G. und Josephs II.)

Ein

Ein und dreyßigste Vorlesung.

Pflichten des Menschen im Weltall.

Wo der Mensch wirken kann, hat er auch Pflichten; vom Innern seines Herzens an, bis zu den äussersten Grenzen seiner Sinne.

Der Freund der Vervollkommnung wandelt nun mit seinem Geschlecht, seinen Mitbürgern, Hausgenossen, Freunden, Nachbarn und Professions- und Standes-Verwandten — auf der Erde — in der Welt — seinem erhabnen Ziele entgegen. Bey der Arbeit an seiner Selbstbesserung und an der Wohlfahrt seines Bruders, wirkt er auch durch seine körperlichen Kräfte außer sich auf Wesen anderer Art, und verändert die Gestalt des irdischen Planeten, der ihm zum Vorbereitungs-Platz für die geistige Ewigkeit angewiesen ist. Er **kann** den Zustand der ihn umgebenden Dinge besser oder schlimmer machen, ihre Vollkommenheit und Schönheit vermehren, oder vermindern. Er **muß** also das große Gesetz seiner Natur auch in seinen Handlungen gegen Wesen anderer Art befolgen; er muß an der Verbesserung der Erde und des Weltalls, so weit

seine Kräfte reichen, mit Vernunft mitarbeiten. Er muß auch bey jeder Veränderung des Zustandes der Körperwelt, die er vornimmt, überlegen: „was daraus folgen „würde, wenn alle Wesen gleiche Absichten „durch ähnliche Mittel, wie er, erreichen wollten, und ob das Wohl des Ganzen dabey bestehen könnte?"

Thut er dieses: so wird er folgende Vorschriften seines Verhaltens im Weltall als verbindlich anerkennen und gern befolgen.

1. Der Mensch darf die große chemische Werkstatt der Natur im Schooße der Erde, wenn ers könnte, nicht zerstören: sondern nur die mannichfaltigen Producte des Mineralreichs nutzen, und ihren Gebrauch ins Unendliche vervielfältigen. Er muß die Metalle aus der Tiefe herauf hohlen, um sie durch seine Erfindsamkeit auf mannichfaltige Weise zu verarbeiten. Er muß die niedrigen Gegenden des Erdbodens durch Dämme gegen die Gewalt des Meeres und der Ströhme sichern, und Berge und Thäler ebnen, um das Wachsthum im Pflanzenreiche und den Lebensgenuß im Thierreiche zu vermehren. Der Kriegesheld, der des

Fein-

Feindes Land durch Ueberschwemmung in einen Sumpf verwandeln, oder seine Bergwerke ersäufen wollte, würde nicht allein die Pflicht der Gerechtigkeit gegen seines Gleichen übertreten, sondern sich auch an der leblosen Natur versündigen. Vielmehr muß der Mensch die Kräfte der Natur so zu leiten suchen, daß die Summe des von empfindsamen Wesen genießbaren Gutten dadurch vermehrt, und Schade und Unglück von ihnen abgewandt wird. Er muß die Blitze lenken und das Erdbeben stillen, wenn ers vermag. M. s. 1 Th. S. 561. 562. 574. 2 Th. S. 514.

Bremen. Es ist längst bekannt, daß die wahrhaft hochpreißliche königl. churfürstl. Regierung seit 1750. viele Sorgfalt und Kosten angewandt hat, um die unwirthbaren Moorgegenden dieses Herzogthums urbar zu machen, und mit Menschen zu besetzen, welche da, wo sonst nur Frösche und Eidexen hauseten, unter dem sanften Zepter Georgs III. sich ihres Lebens und ihrer Arbeit freuen könnten. Allein, noch sind von der Anzahl und Beschaffenheit der neu angelegten Dörfer und ihrer Feldfluren keine so bestimmten Nachrichten bekannt worden, als die unter obrigkeitlicher Autorität vor kurzem gedruckte Tabellarische Nachricht vom Zustand der Moorkultur in vier Aemtern des Herzogthums Bremen im Jahr 1790. enthält: daher folgender Auszug derselben, als eine Ergänzung zu Büschings Erdbeschreibung dienen kann. „Schon 1720. wurde in den Aemtern Ottersberg

und Osterholz der Anfang zur Bebauung der Moore und zur Anlage von 12 Dörfern gemacht: aber seit 1750. wurde dieses gemeinnützige Unternehmen lebhafter betrieben, gerieth während des siebenjährigen Krieges wieder ins Stocken, und wurde nach dem darauf erfolgten Hubertsburger-Frieden mit erneutem Eifer fortgesetzt. In diesem ganzen Zeitraume sind in den vier Aemtern Ottersberg, Osterholz, Lilienthal und Bremervörde 57 Dörfer angelegt worden, welche 1094 Feuerstellen, 931 Hausväter, 969 Hausmütter, 2888 Kinder, zusammen 4788 Einwohner enthalten. Diesen sind 53511 Morgen und 80 R. Land zu bebauen angewiesen worden, und davon sind jetzt 8677 Morgen wirklich urbar gemacht, theils zu Saatland, theils zu Gärten und Wiesen. Obstbäume sind angepflanzt 2334. Der Viehstand ist: 183 Pferde, 3040 St. Hornvieh, 1603 St. Schafe und 611 Bienenstöcke. — In solchen Anstalten gleichen die Herrn der Erde dem großen Beherrscher der Welt, der überall Leben und Wohlseyn für lebendige Wesen verbreitet.

(D. Ztg. 1790. S. 500.)

Eben so legt uns unser erhabner Beruf die Pflicht auf, gegen das Pflanzenreich uns so zu verhalten, daß dessen Bestimmung, die lebendigen Wesen zu nähren, nicht gehindert, sondern gefördert werde. Der Mensch ist der Gärtner Gottes auf der Erde. Er darf die zahlreichen Bäume, Sträuche und Kräuter, die ihre Oberfläche kleiden, nicht ausrotten: sondern muß sie vielmehr erhalten, und durch

weise

weise Aufsicht ihre Fortpflanzung jener Absicht gemäß leiten, und sie durch Cultur veredeln. Er muß pfropfen und oculiren, muß statt Disteln und Dornen Korn und Klee aussäen, muß den Wald auslichten, damit die Eiche Raum gewinne, zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen. Er darf aber keine Gattung der Gewächse, wenn ers auch vermöchte, gänzlich ausrotten: weil es Thierarten geben kann, denen sie zum Futter oder zur Arzeney bestimmt ist. Er darf die ihm und den Hausthieren schädlichen Pflanzen nur vermindern, und muß seine Kinder davor warnen. Der Bösewicht, oder der Unvorsichtige, der einen Wald anzündet, ist strafbar, nicht blos wegen des den Menschen dadurch zugefügten Schadens: sondern auch, weil er die Summe des Guten im Pflanzenreiche vermindert. Der Baumfrevler verdient die ihm vom Staate zuerkannte Leibesstrafe, nicht blos an dem Pflanzer und der Nachkommenschaft, die er beraubet: sondern auch am Baum selbst, den er verderbet. Und — was verdient der Eroberer, der den Wald niederhauen läßt, der seiner Habsucht im Wege steht?

Zur Erläuterung dienen die Beyspiele S. 468. bis 471. und S. 562.

3. Der Mensch hat Pflichten gegen die Thiere: er darf kein lebendiges Geschöpf unglücklich machen, sondern muß durch seine Regierung im Thierreich die Summe der sinnlichen Freuden vermehren, zu deren Genusse es bestimmt ist. Seine Vernunft macht ihn zum Herrn des Löwen und Tygers, so wie des Pferdes und Hundes. Er soll die Kräfte des Thierreichs nach seinen Einsichten zur Vervollkommnung des Ganzen anwenden. Und, das geistige Leben ist ädler, als das sinnliche; die freye moralische Selbstthätigkeit des Menschen schafft neue Arten des Guten im Weltall: da hingegen das Thier blos genießt, was ihm die Natur zum Wohlseyn bereitet. Er darf also das Verhältniß der Anzahl jeder Art nach höhern Rücksichten ändern, darf die Thiere tödten, die ihm selbst oder den ihm besonders nutzbaren Arten den Raum oder den Unterhalt streitig machen; er darf sich von ihrem Fleische nähren: aber — er darf sie nicht quälen und martern, darf sie, so lange sie leben, nicht um ihre Bestimmung, den angenehmen sinn-

sinnlichen Lebensgenuß bringen. Es ist zum Erstaunen, wie weit die Gedankenlosigkeit der Menschen in diesem Stücke bisher gegangen ist. Wir können nicht daran zweifeln, daß die Thiere Gefühl haben, daß sie Schmerzen und Vergnügen empfinden, wie wir. Ihr Jammern und Winseln, wenn sie verwundet oder krank sind, sagt es uns laut genug. Wir wissen, daß angenehme Empfindungen ihre ganze Glückseligkeit ausmachen; wir erkennen sie für Geschöpfe desselben Schöpfers, der sie zum frohen Genuß ihres Daseyns bestimmt hat; die Bibel enthält die deutlichsten Aussprüche von ihrem Werth in den Augen ihres und unsers Gottes: und dennoch ist in den gewöhnlichen Religions-Katechismen noch bis jetzt kein Hauptstück vom Verhalten oder den Pflichten des Menschen gegen die Thiere: obgleich Salomo (Sprüchw. 12, 10.) sagt: der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes.

Bey dieser Gleichgültigkeit der Moralisten und Theologen gegen das Schicksal der Thiere unter der Herrschaft der Menschen, ist es nicht zu verwundern, daß die Gesetze ihrer auch nicht

erwäh-

erwähnen, und ihnen keinen Vormund bestellen, der ihre Klagen über die Härte ihrer Tyrannen vor den Thron der Gerechtigkeit brächte. Wer weiß, wie lange es noch dauert, daß der Parforce gehetzte Hirsch keinen Retter hat, als den Urheber seines Lebens, der sein Stöhnen höret, seinen blutigen Angstschweiß sieht, und ihn endlich durch den Tod der Grausamkeit seiner Verfolger entziehet. Noch ist unsre Denkungsart in diesem Stücke so roh, daß nicht nur der Bauerknecht und der Straßenfuhrmann seinen überladenen Gaul unbarmherzig peitschet, sondern daß es auch in der großen Welt gar nicht auffällt, wenn Pferde zu Tode gejagt werden, um eine vielleicht unnütze Erdenlast eine Stunde früher zur Tafel zu schleppen, oder — ein Hofcompliment zu überbringen. Und, was läßt man diese ädlen Thiere nicht im Kriege ausstehen? Wenn wir nicht, wie gewisse Völker am Nilstrohm, (nach **Bruce's** Reisen) die Ochsen lebendig essen, sondern erst schlachten: so setzen doch unsre Köche die Krebse mit kaltem Wasser ans Feuer, peinigen sie vielleicht eine halbe Viertelstunde lang durch die allmählich zunehmende Hitze,

und

und belachen das Geräusch, das sie vor Schmerz und Todesangst erregen. Der Insectensammler sieht kaltblütig den Schmetterling, dem der Schöpfer nur Wochen zu leben gab, Wochenlang an der Nadel zittern, die seine Brust durchbohret, so daß er vor Schmerz und Angst sich seiner Eyerchen vor der Paarung entlediget. Wie gleichgültig sehen oft Aeltern ihre unverständigen Knaben, junge Hunde, Katzen, Vögel, Insecten und andere Thiere vergebens quälen, ohne es ihnen einmahl zu verwehren.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes: — über diesen Text würde ich jährlich wenigstens ein mahl predigen, wenn ich Prediger wäre; im Katechismus müßten die Pflichten gegen das Vieh einen eignen Abschnitt haben, wenn ich im Consistorium etwas zu sagen hätte; wäre ich Schullehrer, so machte ich das Quälen der Thiere zu einem der seltnen Fälle, wo ich mich körperlicher Züchtigungen bediente, um dem Peiniger sein Unrecht fühlbar zu machen; und wären die Zepter einer Universität meinen Händen anvertraut, so relegirte ich den Studenten, der aus Uebermuth ein Pferd todt geritten hätte, ohne Barmherzigkeit. Sie wissen, Empfindeley ist nicht unter meinen Fehlern, und ich ziehe ein Schooshündchen keinem Menschen vor: aber vor einigen Tagen rührte mich das elende Schicksal eines armen Pferdes fast bis zu Thränen, und veranlasste die Gedanken, die Sie hier gelesen haben. Das unglückliche Geschöpf erlag unter seiner Last, und war so entkräf-

tet,

tet, daß die unbarmherzigsten Peitschenhiebe, die ihm sein tyrannischer Treiber so gar an den Kopf und in die Augen gab, es nicht zum Aufstehen brachten. Einer der Umstehenden streute ihm ein wenig Hafer auf die Lefzen, und nach diesem schnappte es vor Hunger noch mit dem letzten Athemzuge, der seine Qualen endigte. Der Caviller versicherte, das arme Thier, dessen Herr ein Mensch und ein getaufter Christ ist, sey aus Mangel an Futter bey übertriebner Arbeit — verschmachtet. Gleichwohl sah ich unter dem Haufen Knaben, die umher standen, nur Einen, der mit der leidenden Creatur Mitleiden zu haben schien. Die übrigen trieben ein kindisches Gespötte über seine Ohnmacht und klägliche Gestalt: weil sie vermuthlich noch nicht aufmerksam darauf gemacht worden waren, daß die Thiere Schmerzen fühlen, wie wir; daß sie Gott zu einer ihnen angemessenen Glückseligkeit erschaffen hat, wie uns; daß es desto strafbarer ist, ihnen Unrecht zu thun, weil sie nicht klagen können, und kein Richter sie höret, als der Allwissende, den ihre Peiniger wenig achten, weil er nicht so grausam ist, wie sie. — Ist es wahr, daß die Menschen allmählig besser werden: so müssen es auch die Thiere empfinden.

(D. Ztg. 1788. S. 97.)

Leipzig. Ob der Gebrauch, gerade am Weyhnachtsfest, und nicht lieber bey andern Gelegenheiten, den Kindern, Domestiken und Freunden Geschenke zu machen, der religiösen Absicht, die er in alten Zeiten zum Grunde hatte, jetzt noch günstig oder vielmehr zuwider sey, will ich nicht entscheiden: aber empörend ist es, wenn man bey solchen Geschenken, anstatt die Religion der Liebe dadurch der sinnlichen Jugend angenehm zu machen, so gedankenlos verfährt, daß sie ihr zum

Verderben des Herzens gereichen, wovon ich am letzten hiesigen Weyhnachtsmarkt ein Beyspiel sah. Unter andern neuen Erfindungen von Spielwerken waren in einer Bude über 1 Fuß hohe Puppen männlichen und weiblichen Ansehens zu verkaufen, die in allerhand Gruppen zusammen gestellt waren: als ein Paar am Tisch sitzend und Dame ziehend, andere Billard spielend, Seiltänzer und dergl. Um diesen Figuren das Ansehen zu geben, als lebten sie, hatte der Verfertiger kleine Vögel hinein gesteckt, die nur mit dem Kopfe heraus sahen, und diesen vor Angst und Hunger beständig hin und her drehten. Dieses grausame Beyspiel hatte eine solche Menge Zuschauer um diese Bude versammelt, daß man nicht durchkommen konnte, und am Abend des ersten Tages war der ziemlich große Vorrath dieser Puppen, des theuren Preises ungeachtet, fast ganz abgesetzt: — so wenig Käufer dachten daran, daß sich die Jugend durch solche Grausamkeit gegen die Thiere unvermerkt auch an Härte und Lieblosigkeit gegen die Menschen gewöhnt, und daß der Mensch die Thiere zwar beherrschen, das heißt benutzen und versorgen, aber nicht quälen darf. (D. Ztg. 1792. S. 60.)

Ich bin weit davon entfernt, aus dieser Behandlung der Thiere zu schließen, daß eigentliche Grausamkeit im natürlichen Charakter des Menschen liege: sondern es ist vielmehr Mangel an Ueberlegung bey dem, was wir thun, und an beständiger Rücksicht auf ein allgemeines Ziel unsrer Handlungen, wozu wir durch die gewöhnliche Erziehung und den unzusam-

sammenhängenden moralischen Unterricht nicht angeführt werden. Der Weltbürger bey dem der Trieb, Vollkommenheit nach Vernunft zu stiften, beständig rege ist, giebt den Thieren, die für ihn arbeiten, hinreichendes Futter, verursacht ihnen keine Schmerzen ohne Nothwendigkeit, pflegt sie, wenn sie in seinem Dienst erkranken und nimmt ihnen, wenn es sein wahres Bedürfniß erfordert, das Leben so geschwind es geschehen kann, ohne sie zu martern. Er lebt nicht zum Schaden seiner Mitgeschöpfe, sondern sie zu beglücken.

Zwey

Zwey und dreyßigste Vorlesung.

Pflichten gegen Gott.

Herr! du allein bist groß:
Was kann der Staub dir geben?

Utz.

Alles was wir thun und wirken, greift in den Gang der Dinge ein, verändert den Zustand der Welt, und hat Beziehung auf den Plan ihres Urhebers, dessen Daseyn und Eigenschaften wir aus seinen Werken erkennen.*) Jede Handlung, die wir verrichten, ist seinem Willen mehr oder weniger gemäß, oder zuwider: weil er uns und alle Dinge zu bestimmten Zwecken erschaffen hat. Jede in unsrer Natur gegründete Pflicht ist also auch zugleich Pflicht gegen das erhabne Urwesen, welches uns diese Natur gab, und uns in eine Lage setzte, wo wir sie befriedigen können. Jede Tugend ist Schuldigkeit gegen Gott, jedes Laster Versündigung wider seine Gesetze. Wir sind zu allem, was recht und gut ist, auch dadurch verbunden, daß

*) Ich setze voraus, daß die Leser hier erst die 17te Vorl. im 1sten Th. S. 333 — 252 wiederhohlen, ehe sie fortfahren.

daß der Schöpfer unsers Lebens das Gesetz der Vernunft und den heiligen Trieb der Vervollkommnung in unsre Seele pflanzte. Wir müssen auch deswegen immer das Beste wollen und thun: **weil Er es haben will.**

Der Gehorsam aller Theile der Schöpfung gegen die einem jeden von dem Schöpfer gegebenen Naturgesetze lehrt uns, daß auch wir seine Unterthanen sind — daß wir die uns durch unsre Natur geoffenbarten Lebenspflichten als Gebote von ihm beobachten müssen. Wir müssen Gott gehorchen: weil wir erkennen, daß ein Gott ist. Wir handelten sonst wider unsre Vernunft, setzten uns selbst von der hohen Stelle herab, die wir in der Reihe der Wesen bekleiden.

Die Sorge für unser Leben und unsern Leib, für unsern Verstand und Willen, für Anmuth, zeitliches Vermögen und Ehre, und für die ganze fortschreitende Vervollkommnung unsrer selbst; so auch alle und jede Zweige der Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit gegen unsre Mitmenschen, Mitbürger, Angehörigen, Freunde und Genossen, und die Pflichten ge-

gen

gen alle Wesen außer uns sind zugleich Pflichten gegen Gott; in so fern dessen Wille uns dazu verbindet.

Und — andere unmittelbare Pflichten gegen das höchste Wesen haben wir nicht.

Denn, jede Pflicht die wir gegen ein anderes Wesen ausüben sollen, muß eine Handlung seyn, wodurch wir dessen Zustand verbessern, wodurch wir ihm wohlthun. Die Pflicht wäre sonst nicht allein zwecklos, folglich für ein vernünftiges Wesen keine Pflicht: sondern auch unerlaubt; — der zur Vervollkommnung erschaffene Mensch darf nichts thun, das nicht auf Verbesserung abzielte. Wir müssen folglich dem Wesen, welchem eine Pflicht geleistet werden soll, so nahe seyn, daß wir ihm durch unsre Kräfte nützen können. Und — was kann das Geschöpf dem Schöpfer geben, das er nicht hätte, der ihm selbst die Kraft zum Wollen und zum Handeln giebt? Wie kann das endliche sinnliche Wesen auf den Unendlichen wirken? Können ihm unsre Opfer und Gebete angenehme Empfindungen verursachen? Kann er durch unsre Bewunderung seiner Grösse glücklicher und vollkommner werden?

Er schuf das Weltall nicht aus Künstlerstolz, um des Beyfalls seiner Geschöpfe willen — er hätte sie sonst empfänglicher gegen die Hoheit seiner Werke gemacht, und nicht zugegeben, daß Tausende seine Wohlthaten unerkannt genießen, und ihn oft selbst durch ihren vermeintlichen Gottesdienst entehren.

Die gewöhnlichen Vorstellungen, die man sich von dem Gott schuldigen Dienste macht, stammen aus Zeiten her, da die Menschen erst anfiengen, bey der Betrachtung der wundervollen Natur der Dinge den unbegreiflichen Urheber derselben zu ahnden, und ihre Abhängigkeit von demselben zu fühlen. Bey ihrer rohen Denkungsart konnte ihr erster Gedanke kein anderer seyn, als sich seiner Gunst durch solche Mittel zu empfehlen, wodurch man menschliche Herren gewinnt, durch Lob und Dienstbarkeit. Auch folgten sie in der Wahl der Dienste, die sie ihm schuldig zu seyn glaubten, immer dem Geiste des Zeitalters. Sie opferten ihm Speise- und Trankopfer von den Nahrungsmitteln, die sie für die besten hielten, schlachteten Menschen, oder pflegten der Wollust in seinem Tempel; wie es die jedesmahlige Stufe der Sitten

und

und Cultur mit sich brachte. Dieser rohen Idee von einem der Gottheit schuldigen Dienste wurde dann, als man in der Erkenntniß der Bestimmung und der Pflichten des Menschen weiter kam, die Lehre von den Pflichten angepaßt. Bildliche Ausdrücke der heiligen Schriften der Vorwelt gaben Anlaß, daß man die pflichtmäßigen Gesinnungen gegen das höchste Wesen innern Gottesdienst, und die Aeusserung derselben durch sinnliche Zeichen der Ehrfurcht und Liebe äußern Gottesdienst nannte.

Der menschliche Naturtrieb der Fortschreitung zeigte auch hier seine Wirksamkeit. Es fanden sich Menschen, die es Andern in diesem Dienst zuvor thun wollten. Diese erhoben sich bald zu einem besondern Stande in der bürgerlichen Gesellschaft, der sich sogar durch eine eigenthümliche Kleidung als die Dienerschaft Gottes auszeichnete; der dem seyn sollenden Dienste des Allweisen, mit dem Fortgange des Luxus, die Gestalt eines irdischen Hofdienstes gab, wo sich die Diener im Glanze des Herrn sonnen, und die Abfälle seines Ansehens zur Beherrschung Anderer gebrauchen. So entstand

die Hierarchie — mit ihrem vielleicht noch Jahrtausende fortwährendem Einflusse auf das Wohl der Menschheit. Man leitete auch die Verbindlichkeit zu allen Pflichten allein aus dem Willen Gotes ab, machte es zur Bestimmung des menschlichen Daseyns, Gott zu dienen, und begriff unter dem äußern Gottesdienst alle pflichtmäßige äußere Handlungen.

Allein diese Vorstellungsart ist eben so unbequem, als unrichtig. Denn, dienen heißt entweder — dem Willen eines Andern gemäß leben, oder — ihm nützen. In jenem Falle muß ich erst untersuchen, was Gott von mir gethan haben will, d. i. ich muß meine Bestimmung und meine Pflichten durch die Betrachtung meiner Natur erforschen. Die Aufmerksamkeit auf dieselben wird also nur dadurch zerstreuet, wenn ich sie nicht zum unmittelbaren Ziele meines Bestrebens mache, sondern jene unbestimmte Vorstellung vom Gottesdienste dazwischen füge.

Eben so gemein ist auch die Bedeutung des Worts dienen, daß es so viel heißt, als dem Andern durch unsre Verwendung für ihn Nutzen schaffen. Und in diesem Sinne maaßt

sich

sich der Zögling der Vervollkommnung noch weniger an, seinem Gott dienen zu können. Er fühlt nur daß ihm zur Stärkung seines Muthes in der Erfüllung seiner Pflichten, zur Standhaftigkeit in Ueberwindung der Hindernisse, zum Ausharren im Leiden, zur Besiegung seiner Leidenschaften, zur festen Hofnung der Unsterblichkeit, der beständige Gedanke an Gott unentbehrlich ist. Seine Bewunderung der unendlichen Weisheit und Güte des Allvaters steigt mit jedem Fortschritte, den er in der Erkenntniß thut, und mit jeder Freude über eigne und fremde gute Thaten. Sein Trieb zur Vollkommenheit wird zur heissen Liebe gegen den allein Vollkommenen. Ihm zu Gefallen erfüllt er jede Lebenspflicht mit Freuden, und duldet jedes Leiden mit Ergebung in seinen heiligen Willen, und mit Vertrauen auf seine väterliche Fürsorge. Sich in dieser Gottseligkeit zu stärken, wandelt er seinen Weg vor dem Herrn der Welt; darum begrüßt er den Morgen mit Gebet und beschließt den Abend mit Danksagung.

Er sieht, daß alle seine Brüder dieses Stärkungsmittel im Guten auch bedürfen: darum verehrt er Gott mit Herz und Mund in den

Versammlungen der Frommen. Er beobachtet die heiligen Gebräuche seiner Religion, weil er dadurch gebessert wird und die Besserung seiner Brüder befördert: nicht in der stolzen Meinung, sich um den Geber alles Guten dadurch verdient zu machen, oder dessen ewigen unveränderlichen Rathschlüsse nach seinen eignen eingeschränkten Einsichten zu verändern.

(Beyspiele dieser wahrhaft christlich religiösen Denkungsart stehen im 1 Th. S. 327-343.)

Drey und dreyßigste Vorlesung.

Rechte des Menschen.

Nicht Faustrecht, sondern Kopfrecht — nicht Gewalt, sondern Weisheit oder Vernunft muß regieren; unter den Bösen sowohl, als unter den Guten.

Dr. Martin Luther.

Wir haben nun die Lehre von den Pflichten des Menschen, die aus seiner Bestimmung zur fortschreitenden Vervollkommnung entspringen, und deren treue Beobachtung ihm die wahre Menschenglückseligkeit gewähret, vollendet, und gehen fort zu den aus derselben Quelle herfließenden Rechten desselben. Es möchte scheinen, daß diese, wie auch der Titel vermuthen läßt, einen besondern Theil dieses Buches einnehmen sollten, und daß hier erst die Hälfte desselben geendigt wäre. Allein, da es kein Recht giebt, welches nicht bey dem, der es besitzt, eine Pflicht voraussetzte: so sind die Gegenstände der Rechte bisher schon bey der Erörterung der Pflichten erklärt worden; und es braucht nur noch mit Wenigen gezeigt zu werden, was jede Pflicht für Befug-

nisse zu ihrer Ausübung und zum Gebrauch der dazu diensamen Mittel mit sich führet.

Der Mensch muß natürlicher Weise das thun dürfen, was er thun soll, und er darf nichts thun, wozu er nicht verpflichtet ist. So wie er nun eine einzige allgemeine Pflicht hat: so kommt ihm auch ein einziges großes Recht zu, das alle übrigen in sich schließt; und dieses ist — das Recht, den Zweck seines Daseyns zu erfüllen — mit Vernunft und Freyheit am Bau der Vollkommenheit zu arbeiten. Jedes Hinderniß wodurch ihm dieses Recht geschmälert wird, darf und muß er aus dem Wege räumen; er wäre sonst ungerecht gegen sich selbst. Er darf folglich andere Wesen, die ihm den Gebrauch dieses Rechts verwehren, durch jedes dienliche Mittel davon abhalten, darf Gewalt mit Gegengewalt vertreiben.

Aber, da er seine Bestimmung nach dem Gesetz der Vernunft erfüllen muß; da er bey jeder Handlung darauf zu sehen hat, das Beste nicht blos für sich, sondern zugleich für die Welt zu bewirken; da er immer so handeln muß, daß die Regel, der er folget, ohne Wi-

der-

derspruch seiner Vernunft zum allgemeinen Gesetz angenommen werden könne: so hört sein Recht allezeit da auf, wo die Pflicht eines andern Wesens eintritt. Er darf seiner Seits auch kein anderes Wesen hindern, seiner Bestimmung eben so gemäß zu handeln, als er selbst der seinigen; weil sonst das andere auch verpflichtet wäre, ihm es zu verwehren; und auf diese Weise ein allgemeiner Kampf aller wider alle entstünde, welcher jedes an der Beobachtung seiner Pflichten und dem Gebrauche seiner Rechte hinderte.

Diese dem schwächsten Verstande einleuchtende Grundsätze befolgt der Freund der Vervollkommnung bey der Behauptung seiner Rechte überhaupt, und erkennet insbesondere in jedem Menschen ein Wesen von gleichen Rechten, wie er selbst: weil jeder seiner Brüder mit ihm einerley Ziel auf demselben Wege zu suchen hat.

Die mit den bisher erklärten Pflichten in Verbindung stehenden Menschenrechte, sind folgende.

I.

Der Mensch ist schuldig, so lange zu leben, als es ihm die Vorsehung vergönnet: daher hat er auch ein Recht zu leben, und darf jedes dienliche Mittel zu seiner Erhaltung anwenden. Hunger und Durst geben ein unbezweifeltes Recht auf Speise und Trank; Ermüdung berechtigt zur Ruhe; rauhe Witterung zu einem Obdache; Furcht zur Flucht, Gefahr zur Rettung, feindliche Angriffe zur Gegenwehr.

Der Mensch darf jedes Produkt des Pflanzenreichs genießen, das ihm schmeckt und gesund ist. Er darf das zu seiner Nahrung dienliche, oder ihm schädliche Thier des Lebens berauben: weil er, um einer höhern Absicht willen, verbunden ist, zu leben. Er darf Berge und Thäler ebnen, Ströhme anders leiten, das Meer durch Dämme einschränken, wenn es die Bequemlichkeit seiner Wohnung erfordert. Er darf die Eingeweide der Erde durchwühlen, um ihrer Schätze habhaft zu werden, und den Wolken gebieten, wohin sie ihre Blitze schießen sollen. Er darf diejenigen Gegenden der Erde, wo ihm die Natur den Aufenthalt erschweret, mit günstigern vertauschen, darf aus den armen

Schot-

Schottischen Hochländern nach den reichern Nordamerikanischen Küsten wandern.

Auch gegen seinen Bruder darf er Gewalt brauchen, wenn er von ihm gewaltsam angefallen wird; darf ihn tödten, um sein eigen Leben gegen seine Anfälle zu vertheidigen: und in dem Falle, daß bey einer gemeinschaftlichen Gefahr der eine nicht anders, als durch den Tod des Andern, gerettet werden kann, ist, im Allgemeinen betrachtet, einer so gut als der andere berechtigt, sich selbst den Vorzug zu geben. Denn jeder ist schuldig, durch sein Leben die Absicht seines Daseyns zu erfüllen. Wenn es also in solchen Fällen nur zweifelhaft ist, ob die Aufopferung meines Lebens, zur Schonung des Andern, mehr oder weniger Gutes stiften werde: so darf ich mein Leben vorziehen.

Was Jemand zu seiner Nothdurft braucht, kann er dem Andern versagen. Er ist nicht schuldig, in einer allgemeinen Hungersnoth den letzten Bissen mit Andern zu theilen, wenn er nicht will, noch wenn sein Haus brennt, dem Nachbar löschen zu helfen. Seinem Todfeinde kann er mit Recht die Aufnahme unter seinem Dache verweigern.

Allein eben so hat der Mensch auch das Recht zu sterben. Der erhabne Zweck seines Daseyns macht ihn zum unumschränkten Herrn über sein Leben, giebt ihm das Recht, es zu veräußern, und die Dauer desselben freywillig abzukürzen.

Denn die Absicht, zu welcher der Mensch, sowohl für sich, als für die Welt, von seinem Urheber bestimmt worden, ist nicht in die Grenzen seines irdischen Lebens eingeschränkt: er ist unsterblich. Sein Erdenleben ist nur ein Theil seines Daseyns, den er zum Behuf des Ganzen verwenden, — ein Aufenthalts-Ort, wo er eine gewisse Zeit lang die Bestimmung seines Wesens erfüllen soll. Halb Geist, halb Thier, ist er nicht geschaffen, um zu leben: sondern er lebt, um an seinem Platze in der Reihe der Dinge das zu leisten, was seine vermischte Natur fordert und vermag.

Er darf und muß also die Erde verlassen, wenn er die Absicht dieses seines Aufenthalts nicht erreichen kann, oder wenn sein Tod ein wichtiger Schritt auf der Bahn der Vervollkommnung ist. Er ist Herr seines flüchtigen Lebens: weil er solches nur als Mittel zum hö-

hern Zweck seines ewigen Daseyns besitzt. Er hat also die Freyheit und das Recht, es in dem Falle aufzugeben, wenn sein Verlust ein größeres Gut hervorbringt, als die Bewahrung desselben. — Es giebt Thaten, nicht nur des Schweisses, sondern auch des Todes der Aedlen werth!

Der Schiffer darf sein Leben den Wellen anvertrauen, um das Gebiete der menschlichen Erkenntniß zu erweitern, oder die Schätze der Natur aus fernen Himmelsstrichen für seine Brüder zu sammeln. Der Verbrecher hat das Recht, sein Blut der Gerechtigkeit und dem Wohl des Staates zum Ofer zu bringen. Der Patriot darf sein Leben fürs Vaterland, der Weltbürger für nothleidende Menschen wagen. Der treue Diener darf im Schiffbruch seinem Herrn das Brett überlassen, das zu schwach ist, beyde zu retten, und die verhungernde Mutter darf den letzten Bissen Brod mit ihrem Kinde theilen.

In solchen Fällen gebietet die Vernunft: folge dem erhabenen Triebe der Vervollkommnung bis in den Tod! Denn, — du bist unsterblich.

Das Recht des Lebens erstreckt sich nun auch auf die Art und Weise, wie der Mensch sein Leben erhält und genießt. Weil er Empfindung besitzt, und Trieb zum sinnlichen Wohlseyn: so ist ihm jedes sinnliche Vergnügen, das er ohne Verletzung einer Pflicht genießen kann, unverwehrt. Er darf Speise und Trank nach seinem Geschmack wählen, wenn er Ueberfluß hat. Er darf sich die Gattin aussuchen, die ihm gefällt, darf sich jeder Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens bedienen, die er sich verschaffen kann. Er darf für seine Gesundheit sorgen, jeden Schmerz von seinem Körper entfernen, und seine Organe möglichst ausbilden und vervollkommnen. Er darf dieses alles: weil er schuldig ist, es zu thun — weil die Pflicht der Vervollkommnung alles, was ihm angehört, umfasset.

II.

Auf der Richtigkeit meiner Begriffe und Urtheile beruht die Weisheit meiner Entschlüsse und die Rechtschaffenheit meiner Handlungen. Mein ganzer Werth als Mensch und meine ganze menschliche Glückseligkeit hängt davon

ab,

ab, wie ich über jeden im Kreise meiner Wirksamkeit liegenden Gegenstand denke.

Und — ich kann nicht anders zu richtigen und deutlichen Einsichten gelangen, als durch **eignes Denken** — so daß ich **mit meinem eignen Verstande** Begriffe von den Dingen bilde, und **mit meiner eignen Vernunft** Schlüsse daraus herleite. Auch die Wahrheiten, die mir Andere durch Worte beybringen, muß ich durch eignes Nachdenken begreifen, wenn ich zu fester Ueberzeugung davon gelangen will.

Ich muß also **das Recht der Denkfreyheit** haben, muß meinen Verstand mit Kenntnissen aller Art versehen, über jeden Gegenstand der Erkenntniß selbst nachdenken, jeden Gedanken untersuchen, was mir ungewiß scheint, bezweifeln, was ich als falsch erkenne, verwerfen dürfen. Es giebt keine so heilige Wahrheit, die über das Prüfungsrecht der Vernunft erhaben wäre: selbst für das Daseyn Gottes darf ich Ueberzeugungsgründe fordern; ich darf untersuchen, ob alles außer mir, ja, ob mein eignes Daseyn keine Täuschung ist?

Und diese wesentliche Verbindlichkeit, die Denkkraft zu vervollkommnen, berechtigt auch um Gebrauche der dazu diensamen Mittel.

Eines der wirksamsten unter diesen ist nun die gegenseitige Mittheilung der Gedanken durch Rede und Schrift. Jeder Mensch, der denken kann, muß folglich andern seine Meinung sagen, und die ihrige vernehmen dürfen. Da jeder sogar verbunden ist, Andere zu belehren, und den Fortgang der Erkenntniß, wo möglich, im ganzen Menschengeschlecht zu befördern: so hat auch jeder das Recht, öffentlich zu bekennen, was er für wahr hält, und Vorurtheile und Irrthümer öffentlich zu bestreiten. Keiner darf den Andern in der Freyheit, zu reden und zu schreiben, einschränken, noch ihm gebieten, was er für wahr halten, oder dafür erklären soll. Keiner darf diesem Rechte entsagen: er entsagte sonst zugleich seiner ersten Menschenpflicht.

Nur die Gerechtigkeit setzt dieser Freyheit Schranken: keiner darf reden oder schreiben, was Andern schadet.

Eine

III.

Eine gleiche Verpflichtung hat der Mensch, sein Begehrungsvermögen zu vervollkommnen. Er soll seine sinnlichen Neigungen durch Bildung des Geschmacks veradlen, sein Verlangen durch Klugheit mäßigen, seinen Willen durch Vernunftgründe stärken, seinen Charakter mit Bedachtsamkeit, Muth und Standhaftigkeit auszieren. Er soll die Vervollkommnung zum letzten Ziel aller seiner Wünsche, und das höchste Sittengesetz zur Richtschnur aller seiner Handlungen machen. Und er soll dieses — selbst thun; er soll, als ein moralisches Wesen, das Gute mit seinem eignen Willen wollen. Er hat also das Recht der Willensfreyheit. Kein Mensch ist berechtigt, einen Menschen zum Sclaven zu machen, ihn zu zwingen, daß er Maschinenmäßig, ohne eigne freye Entschließung thue, was der Andre will, und wie ein unvernünftiges Lastthier seine Kräfte nach dem Befehl seines Treibers gebrauche, ohne eigne Ueberlegung und Wahl. Der Mensch, der zu einem solchen Grad der Erniedrigung herab sinkt, verliert mehr, als das Leben: er verliert seine

menschliche Selbstständigkeit, wird ein blos mechanisches Werkzeug eines andern, der für ihn denkt und will. Er kan in diesem Zustande seinen Daseynszweck so wenig erfüllen, ist so sehr in der Fortschreitung zur Vollkommenheit gehindert, daß er verpflichtet ist, sich auch mit der äußersten Lebensgefahr heraus zu reissen, und berechtigt, die Ketten, die ihn darinne gefangen halten, zu zerbrechen. Der Neger darf und muß sich seinem Verkäufer mit Gewalt widersetzen, und darf dem Käufer ohne Wiedererstattung des Preises entlaufen. So sehr der Staatsbürger verpflichtet ist, dem Vaterlande im Kriege sein Blut und Leben treulich aufzuopfern: so sehr ist der zu fremden Kriegsdiensten gezwungene Soldat berechtigt, wenn er es ohne Gefahr thun kann, die Fahne zu verlassen.

IV.

Der Mensch soll die Keime des Guten und Schönen, die der Weltschöpfer in seine Natur legte, entwickeln, soll an Leib und Seele immer besser werden. Darum hat jeder

vom Weibe gebohrene, das Bettlerskind wie der Fürstensohn, das Recht sich zu vervollkommnen, ohne alle Einschränkung. Keiner darf dem Andern wehren, immer gesünder, stärker, geschickter, empfindsamer, verständiger und weiser zu werden; keiner kann dem Andern Schranken setzen, wie weit er in der Verbesserung seines Geistes und Herzens gehen soll.

V.

Die Verbindlichkeit zum Zweck giebt ein Recht zu den Mitteln. Darum darf der Mensch jedes Standes sich, zur Beförderung seiner Wirksamkeit unter seinen Brüdern, mit jedem Reiz der Anmuth schmücken, dessen er fähig ist. Die Kunst zu gefallen ist kein Privilegium der höhern Stände, sondern auch dem geringsten im Volk ist es unverwehrt, durch Freundlichkeit, gute Gestalt, liebliche Rede, feine Schreibart, Kunsttalente, angenehmen Umgang, Gewandtheit in Geschäften sich beliebt zu machen, und seine Verdienste durch Bescheidenheit zu empfehlen.

VI.

Jeder Erdensohn muß das Recht haben, sich durch seinen Fleiß, oder andere erlaubte Mittel, Vermögen zu erwerben, sein Eigenthum ungestört zu besitzen,, und nach Gefallen zu gebrauchen. Niemand darf es ihm, ohne seine Einwilligung nehmen, oder den Nutzen davon an sich ziehen. Und so darf auch jeder sich äußerliche Ehre und Ansehen verschaffen, und sein Gewicht geltend machen: weil jeder verpflichtet ist, sich dieser Mittel zur Vervollkommnung zu bedienen.

VII.

Richtige Selbstkenntniß und Selbstschätzung ist nicht blos Pflicht des gelehrten Weisen: sondern jedes Menschen, der seiner Bestimmung gemäß leben will. Jeder hat also das Recht, sich seiner Menschenwürde bewußt zu seyn, und seine persönlichen Eigenschaften so hoch zu schätzen, als sie es verdienen. Niemand darf ihm den Rang eines freyen moralischen Wesens verweigern. Jeder Mensch, sey er auch physisch und politisch noch so tief unter dem andern — der geringste Bettler so

gut,

gut, als der mächtigste Monarch — ist unser Bruder, hat die unserm Geschlecht eigene Bestimmung, hat gleiche Menschen-Pflichten und Rechte, wie wir. Nur der Verlust der Vernunft, und die daher entstehende Unfähigkeit, frey oder moralisch zu handeln, kann diese natürliche Gleichheit aufheben.

VIII.

Jeder Mensch hat das Recht, in der allgemeinen menschlichen Gesellschaft zu leben, und die Vortheile zu genießen, die dem Einzelnen aus der Vereinigung mehrerer seines Gleichen zufließen. Und so darf er auch die Pflichten der Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit in ihrem ganzen Umfange erfüllen; darf an der Vervollkommnung seiner Brüder, wie an seiner eignen arbeiten. Niemand kann ihn zwingen, ihnen zu schaden. Auch ist ein jeder berechtigt, mit seines Gleichen in die nähere bürgerliche Gesellschaft, in die Familienverbindung oder in besondere Gesellschaften zu treten, und sich zur Befolgung der gesellschaftlichen Anordnungen und Gesetze

verbindlich zu machen: weil jeder schuldig ist, die aus solchen Verbindungen entspringende Vortheile zur Erfüllung seines Daseynszweckes zu benutzen.

IX.

Jeder Mensch hat das Recht der Weltbürgerschaft — niemand kann ihm verbieten, Gutes außer sich im Weltall zu wirken, ohne Maaß und Ziel.

X.

Das Geschöpf darf den Schöpfer nach seiner eignen Einsicht lieben und verehren. Niemand kann ihm vorschreiben, was er gegen ihn empfinden, oder, wie er seine Bewunderung desselben ausdrücken soll. — Wer aus den Werken den Meister zu erkennen fähig ist, hat auch das Recht, an ihn nach seiner Ueberzeugung zu glauben. Kein Mensch kann Andern Menschen gebieten, sich die erste Ursache der Dinge in einer bestimmten Form zu denken.

Dieses sind die wahren **Rechte der Menschheit**, welche allen Menschen gemein sind. Jeder ist verpflichtet sie gegen alle Beeinträchtigung zu behaupten: weil er sonst seine Menschenpflichten nicht beobachten, und seine Bestimmung nicht erreichen kann.

Keiner darf dem Andern diese Rechte nehmen, oder ihm die Ausübung derselben verwehren: weil er im Andern ein Wesen seiner Art erkennet, welches so wie er, bestimmt ist, durch den Gebrauch dieser Rechte seinen Beruf zur Vervollkommnung zu erfüllen; und weil er einsiehet, daß die Welt nicht bestehen könnte, wenn immer ein Wesen das andere hindern wollte, den Zweck seines Daseyns zu verfolgen.

Diese **Menschenrechte** sind auch deswegen unveränderlich: weil sie in der menschlichen Natur selbst gegründet sind; und sie sind heilig, als Gesetze des Unendlichen, der uns diese Natur gab. Der Schöpfer und Erhalter aller Menschen gebietet allen, einander diese Rechte gegenseitig zu gewähren: weil er alle durch die Einrichtung der Menschen-Natur verpflichtet und berechtigt hat, sie zu behaupten.

Diese Rechte sind unabhängig vom Willen der Gesetzgeber und Völker, und gelten in jeder Staatsverfassung. Das Volk darf sie, wenn es auch einstimmig wäre, in der Demokratie so wenig einschränken oder unterdrücken, als die Großen in aristokratischen Staaten und der allein herrschende Monarch oder Despot.

Außer diesen giebt es aber **keine allgemeinen** Menschenrechte: weil es sonst keine allgemeine Pflichten giebt, und weil kein Recht Statt finden kann, ohne eine ihm entsprechende Pflicht.

Vier und dreyßigste Vorlesung.

Rechte des Staatsbürgers.

Die Gesetze und Verordnungen des Staats dürfen die natürliche Freyheit und Rechte der Bürger nicht weiter einschränken, als es der gemeinschaftliche Endzweck erfordert.

Preuss. Allg. Gesetzbuch.

Wenn Menschen in bürgerlicher Gesellschaft leben, so dürfen und müssen sie es, wie in der 28sten **Vorlesung** gezeigt worden ist, nur **darum** thun, **um mit vereinigten Kräften ihre Bestimmung besser zu erfüllen**, also — ihre gesammten **Menschenpflichten** leichter und sicherer beobachten zu können. Für **Menschen**, als vernünftigen und moralischen Wesen, mit dem Grundtriebe der Vervollkommnung ausgestattet, darf eine Gesellschaft, welche mehrere ihrer Art errichten, nichts anders seyn, als eine Werkstatt der Fortschreitung der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte, wo jeder Mitarbeiter leicht und sicher immer besser werden und Gutes wirken kann, bis er sie wieder verläßt.

Da nun die jetzt erklärten Menschenrechte lauter nothwendige Bedingungen sind, ohne welche diese Absicht nicht erreicht werden kann: so folgt daraus, daß sie bey dem gesellschaftlichen Vertrage ebenfalls zum Grunde liegen müssen. Und, ist darüber bey der Errichtung desselben, oder bey der Abfassung der Grundgesetze eines Staates, nichts ausdrücklich bestimmt worden: so versteht es sich stillschweigend; indem Menschen, als vernünftige Wesen, sich zu keiner ihrer Natur und Bestimmung zuwider laufenden Absicht verbinden können und dürfen.

Es ist also unrichtig ausgedrückt, wenn man sagt: der Bürger thue im Staate auf seine natürliche Freyheit, und auf die natürlichen Rechte der Menschheit Verzicht; dagegen er, unter dem Schutze der Gesetze, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, nebst den übrigen großen Vortheilen der Gesellschaft erhalte. Denn, auf die eigentliche menschliche Freyheit, das ist, auf das Vermögen, nach eigner Ueberzeugung selbst zu wählen, oder vernünftig zu handeln, darf der Mensch nie Verzicht thun; und eine andere Freyheit hat er

nicht

nicht. Er darf außer der bürgerlichen Gesellschaft so wenig Böses wollen und thun, als in derselben, und er ist im Stande der Natur eben so unverbrüchlich zur Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit gegen seines Gleichen verpflichtet, als zu seiner eignen Vervollkommnung.

Und so darf er auch im Staate keinem der bisher erklärten **Menschenrechte** entsagen: weil er ohne diese seine Menschenpflichten nicht erfüllen kann.

Die **Bürgerpflichten**, so wie sie in der 28sten **Vorlesung** entwickelt worden, erfordern auch keine Aufopferung irgend eines **wahren** Menschenrechtes an den Staat; und sie würden aufhören, **Pflichten** zu seyn, dürften nicht erfüllt werden: wofern es mit Verzichtleistung auf **Rechte der Menschheit** geschehen müßte.

Der **Bürger** muß vielmehr im Staate alle Gerechtsame des **Menschen**, so wie dessen allgemeine Pflichten, nicht allein behalten: sondern er lebt eben deshalb in der Staatsgesellschaft, um beyde sicherer und mit glücklicherm Erfolg auszuüben, und dadurch — auf

der

der Bahn der Vervollkommung immer weiter fort zu rücken.

Die Ansprüche, welche jedes Staatsglied an die Gesellschaft oder deren Regierung zu machen hat, lassen sich also bequem unter drey Hauptabtheilungen bringen, welche eine nähere Erörterung verdienen. Ich unterstütze sie, da sie, wenn man die bisherigen Grundsätze annimmt, keiner umständlichen Beweise bedürfen, durch einige Aussprüche des von unserm Jahrhundert für den klügsten und erfahrensten Staatskundigen und Regenten anerkannten Friederichs d. E. Königs der Preussen a).

I.

Soll der Mensch in der Gesellschaft einen ebnern Weg zur Vervollkommnung finden: so muß ihm der Staat

1) größere Sicherheit seines Lebens, seines Eigenthums und Erwerbs, seiner Ehre und seiner freyen Wirksamkeit verschaffen b).

Er

a) Ich nehme diese königl. Sprüche meistens aus dem Essai sur les formes de gouvernement, in den Melanges en Vers et eu prose de Frederic II. Tome I.

b) „Der Regent ist für die Gesellschaft, die er regieret, das, was das Haupt für den Leib ist: er

muß

Er muß durch zweckmäßige Vertheidigungs-Anstalten, Bündnisse, und gerechtes Benehmen gegen andere Staaten, die Ruhe und das Glück des Bürgers gegen Störungen von aussen sichern; muß durch weise Gesetze strenge Vollziehung derselben und wachsame Polizey-Aufsicht Gewaltthätigkeiten der Bürger untereinander verhüten; muß dem Schwachen Schutz gegen den Stärkern, und dem Geringsten Hülfe gegen Bedrückungen und Beleidigungen des Mächtigsten gewähren. c)

Seine

muß für die ganze Gemeinheit sehen, denken und handeln, um ihr alle Vortheile zu verschaffen, deren sie fähig ist. — Die Staatsbürger setzen einen ihres Gleichen zum Obern über sich blos um der Dienste willen, die sie von ihm erwarten. Diese Dienste bestehen darinne, daß er die Gesetze handhaben, unpartheyisch Recht sprechen lassen, sich dem Sitten-Verderben nachdrücklichst widersetzen, den Staat gegen seine Feinde vertheidigen muß. Man erwartet von ihm, daß seine Vorsicht und Klugheit in Zeiten Bündnisse knüpfe, und solche Bundsgenossen wähle, die dem Vortheil des Staates am zuträglichsten sind. — Das Kriegswesen muß auf guten, sichern und durch Erfahrung bewährten Grundsätzen ruhen."

c) „Die Gesetze, wenn sie gut sind, müssen deutlich ausgedrückt seyn: damit die Chikane sie nicht nach Belieben drehen könne, um ihrem Sinne aus-

Seine Sorgfalt für das Leben und die Gesundheit der Bürger muß sich nicht auf die Abwendung des Mordes und Blutvergießens einschränken: sondern auch auf ihren Unterhalt und Sicherheit vor Mangel und Noth erstrecken. Die Menschen vereinigen deshalb ihre Kräfte im Staate, theilen sich in die verschiedenen Arbeiten fürs gemeine Beste, und liefern jeder seinen besondern Beytrag zum gemeinen Schatze, um daraus zu jeder Zeit hinwieder zu ersetzen, auszuweichen, und über das Glück der Privatpersonen willkührlich zu entscheiden. Die Processordnung muß so kurz, als möglich, seyn: damit die rechtenden nicht zu Grunde gerichtet werden, und das, was ihnen von Rechtswegen zukommt, für die Proceßkosten hingeben müssen. Ueber diesen Theil der Regierung kann nie zu sorgfältig gewacht werden, um der Habsucht der Richter und Advokaten alle mögliche Schranken zu setzen. Das Mittel, Jedermann bey seiner Schuldigkeit zu erhalten, sind Besuche, die man von Zeit zu Zeit in den Provinzen macht, wo jeder, der sich gedrückt glaubt, seine Beschwerden bey der Commißion anbringen darf, und die Uebertreter aufs strengste gestraft werden. Es ist vielleicht überflüßig, noch hinzu zu setzen, daß die Strafen das Verbrechen nicht übersteigen, daß Machtsprüche niemahls statt der Gesetze gelten dürfen, und daß es besser ist, ein Regent sey zu gütig, als zu hart."

empfangen, was jeder zu seinem besondern Wohlseyn bedarf.

Es ist daher unverbrüchliche Schuldigkeit der Regierungen, den Ackerbau und die Landwirthschaft in allen ihren Zweigen zu befördern, und durch Getraide- und Holz-Magazine, und specielle Aufmerksamkeit auf den Viehstand im Lande, Hungersnoth und Theurung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verhüten d). In Manufactur-Städten müssen sie für

d) "Die Obrigkeit ist schuldig, Sorge zu tragen, daß das Land wohl gebauet, und jeder Boden urbar gemacht werde, der Früchte tragen kann; daß die Heerden sich mehren, um mehr Milch, Butter Käse und Dünger zu gewinnen. Sie muß genaue Verzeichnisse führen von dem Ertrag der verschiedenen Getraide-Arten in guten, mittelmäßigen und schlechten Jahren, davon abziehen, was das Land braucht, und sehen, was zu der zu erlaubenden Ausfuhre übrig bleibt; oder was zum Landesbedürfniß fehlt, und also von außen beygeschafft werden muß. Jeder Regent, dem das gemeine Wohl am Herzen liegt, ist verbunden, hinreichende Magazine anzulegen, um den Ausfall geringer Aerndten zu ersezzen und Hungersnoth zu verhüten. Wir haben in Deutschland gesehen, was Sachsen und die Reichsländer in den Mißjahren 1771. und 1772. gelitten haben, weil diese so nützliche Vorsicht

für Vorrath der ersten Materialien sorgen: damit nicht, durch unvermuthete Steigerung der Preise, die Arbeiter außer Brod gesetzt werden. Die obrigkeitliche Aufsicht über die bürgerlichen Gewerbe muß dahin gehen, daß jeder, der eine nützliche Arbeit zu verrichten weiß, Gelegenheit finde, sich und die Seinigen damit zu nähren, und wenn er durch Unglücksfälle zurückkommt, Unterstützung, um sich durch verdoppelten Fleiß wieder aufzuhelfen. e)

Der

versäumt worden war. Das Volk aß zerstoßene Eichenrinde. Diese elende Nahrung beschleunigte seinen Tod; viele Familien kamen ohne Hülfe um; die Verzweiflung war allgemein; andere bleich und blaß und abgezehrt verließen das Vaterland, um in der Fremde Hülfe zu suchen; ihr Anblick erregte Mitleiden, einem Herzen von Erzt würde es gejammert haben. Wie wehe mußte es den Obrigkeiten thun, dieses Elend zu sehen, und nicht helfen zu können!" (In **Churs**sachsen sind seit dem Magazine errichtet worden. d. H.)

e) „Damit ein Land sich in blühendem Zustande erhalte, ist es nothwendig, daß das Uebergewicht des Handels auf seiner Seite sey: wenn es für die Einfuhre mehr bezahlt, als es durch die Ausfuhr gewinnt, muß es wohl von Jahr zu Jahr ärmer werden. Die Regierung muß dafür sorgen, daß die eignen rohen Landesproducte verarbeitet, fremde Materialien im Lande

vers

Der Staat muß Gesundheits-Anstalten, Leihhäuser, Haus- und Aerndte-Versicherungen, Rettungs-Anstalten wider Feuer und Wasser, Blitz und Erdbeben, Wittwen- Waisen- und Greisen-Versorgungen — überhaupt Hülfs-Anstalten für jeden Nothfall, dem der einzelne Bürger nicht gewachsen ist, darbieten, und beständig dafür sorgen, daß durch die Verfügungen fürs Beste des Ganzen der Einzelne keinen Schaden leide. f)

verädelt werden, um das Arbeitslohn daran zu verdienen, und daß man wohlfeil arbeite, um Absatz in der Fremde zu erhalten.„

f) „Der Regent muß sich oft an den Zustand des armen Volkes erinnern, sich an die Stelle eines Bauers und Handwerkers setzen, und sich selbst fragen: wenn ich in der Klasse der Bürger gebohren wäre, deren Hände das Capital des Staates ausmachen, was würde ich alsdenn von der Obrigkeit verlangen? Was ihm da die gesunde Vernunft sagt, ist er schuldig zu thun. — Da der Regent eigentlich das Oberhaupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volkes ist: so muß er bey jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen, der Vater der Waisen, die Stütze der Witwen seyn, und ein Herz voll Mitleiden gegen den geringsten Elenden haben, wie gegen den ersten Hofmann; und muß Freygebigkeit erweisen allen Hülflosen, die keinen Beystand finden, außer seinen Wohlthaten.„

Durch unpartheyische Gerechtigkeit muß er jeden Bürger bey seinem Eigenthume schützen, und ihm den Genuß seiner Betriebsamkeit nicht blos gegen Raub und Diebstahl, sondern auch gegen List und Betrug versichern. Wenn die hergebrachten Gesetze über gewisse Fälle schweigen, wie z. B. beym Bücher-Nachdruck, so müssen sie durch neue Verordnungen ergänzt werden.

Die Polizey-Aufsicht über die bürgerlichen Gewerbe muß dahin gerichtet seyn, daß durch freye Concurrenz die beste Waare und Arbeit immer auf den höchsten Preis gebracht werden könne, und daß es ein herrschender Zug des National-Charakters werde, alle Producte des Fleißes in der möglichsten Vollkommenheit zu liefern; wie man solches mit Recht von den Engländern rühmet.

Die zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse nothwendigen Abgaben müssen so vertheilt werden, daß keine Classe der Bürger, mehr als die andere, beschweret werde: sondern jeder nach dem Verhältniß der Vortheile, die er im Staate genießt, auch zu dessen Lasten beytrage. Es ist natürlich, daß der Besitzer von vielen Hu-

sen Landes mehr für ihre Sicherheit an den Staat abgebe, als der Eigenthümer von etlichen Morgen; der Großhändler, der Schiffe befrachtet, mehr, als der Krämer, der sein Waarenlager auf dem Rücken trägt. g)

Und eben so billig ist es, daß dem fleißigen Arbeiter so viel übrig bleibe, sich einen guten Tag zu machen, und einen Nothpfennig zurück zu legen. Ueberhaupt dürfen die Regenten

g) "Die große Kunst besteht darinne, die nothwendigen Abgaben zu erheben, ohne die Bürger zu drücken. Damit die Auflagen gleich und nicht willkührlich seyn, macht man Kataster (Verzeichnisse der Grundstücke), welche, wenn sie richtig sind, die Lasten nach dem Vermögen der Beytragenden vertheilen. Dieses ist so nothwendig, daß es ein unverzeihlicher Fehler in der Finanzverwaltung wäre, wenn die ungeschickt vertheilten Auflagen dem Landmanne seine Arbeit zuwider machten. Er muß, wenn er seine Steuern entrichtet hat, noch mit seiner Familie mit einer gewissen Gemächlichkeit leben können. — Die Accise, die man von den Städten erhebt, muß von geschickten Händen verwaltet werden, damit sie nicht die nothwendigsten Lebensmittel belastet, als Brod, Bier, Fleisch ꝛc. welches auf die Soldaten, Handwerker und Taglöhner zurück fallen; daher, zum Unglück des Volks, das Arbeitslohn steigen, die Waaren theurer werden, und der Absatz in der Fremde verlohren gehen würde."

das Staatsvermögen nicht als ihr persönliches Eigenthum betrachten: sondern sie sind blos die Verwalter desselben, und müssen so damit umgehen, daß sie zu jeder Zeit Rechnung davon ablegen können, ohne den Vorwurf schlimmer Haushalter besorgen zu dürfen. h)

Die Regierung muß auch darauf Bedacht nehmen, daß der Bürger seines Lebens, seines Eigenthums und seiner wohl erworbenen Vorzüge im Staate froh werde. Ein vergnügtes frohes Volk rebellirt nie: aber Freyheit von Bedrückungen ist nicht allein hinreichend, einer Nation diese Gemüthsstimmung zu geben; sondern die Regierung muß geflissentliche Veranstal-

h) „Damit der Regent sich niemahls von seinen Pflichten entferne, muß er oft bedenken, daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen. Er ist oberster Richter, Heerführer, Finanzier und Minister der Gesellschaft, nicht um Figur zu machen, sondern die Pflichten zu erfüllen, die ihm diese Nahmen auflegen. Er ist blos der erste Beamte des Staats, verbunden, so redlich, weise und ganz uneigennützig zu handeln, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben sollte. Also ist er strafbar, wenn er das Geld des Volkes, den Ertrag der Abgaben durch Pracht, Ueppigkeit und Ausschweifungen verschwendet."

anstaltungen dazu treffen, sie durch öffentliche Ergötzlichkeiten und gemeinschaftliche Volksfeste zu unterhalten. Denn das gesellschaftliche Band muß die Menschen nicht blos zu gemeinschaftlicher Arbeit, sondern auch zum brüderlichen Genuß des erzeugten Guten verknüpfen.

2. Neben dieser Sorgfalt für das leibliche Wohl muß der Staat ihm auch zweckmäßige Anstalten und Mittel darbieten, sein geistiges Wohl in demselben leichter zu besorgen, als im einsamen Leben. Er muß für öffentliche Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten sorgen, wo der Jugend nicht blos nützliche Erkenntniß aller Art beygebracht, sondern auch ihre Urtheilskraft und Vernunft durch zweckmäßige Uebungen entwickelt, die Empfindungen und Neigungen veredelt, der Wille zur Pflicht gestärkt, und Leidenschaft für jede Tugend in die jungen Herzen gepflanzt wird. Der Staat muß auch dem erwachsenen Bürger noch Gelegenheit verschaffen, seine erlangten Einsichten immer fort zu erweitern und zu berichtigen, und seine Liebe zum Guten zu stärken. i) Er muß Lehranstal-

i) Der Souverain muß über die Sitten, die Wache der Gesetze, halten. Er muß die National-Erzie-

ten, es sey in öffentlichen Versammlungen der Gemeinheiten, oder durch Schriften, unterhalten, wo das Volk nicht blos in der Religion, sondern in allem für jeden Stand Wissenswürdigem immer weiter gebracht wird; und wo die Weisesten unabläßig an der Verädlung der Denkungsart und des Charakters der Nation arbeiten. Er muß öffentliche Bibliotheken und Cabinette unterhalten, muß durch Lese-Anstalten und öffentliche Blätter nützliche Erfindungen und Entdeckungen des Auslandes unter seinen Bürgern in Umlauf bringen, muß physikalische, ökonomische und technische Versuche, die dem Einzelnen zu schwer fallen, auf gemeine Kosten veranstalten. Die Menschen dürfen in keiner andern Absicht in Gesellschaft leben, als mit einander immer einsichtsvoller und besser zu werden.

3. Es

Erziehung vervollkommnen, nicht durch schlimme Beyspiele verderben. Die Erhaltung guter Sitten in ihrer Reinheit ist einer der wichtigsten Gegenstände: der Regent kann viel dazu beytragen, wenn er die Bürger, welche tugendhafte Handlungen verrichtet haben, ehret und belohnet, und den unverschämten Lasterhaften Verachtung beweiset. Er muß jede unredliche Handlung laut mißbilligen, und dem Unverbesserlichen jede Auszeichnung versagen.

3. Es muß der unmittelbare höchste Zweck und Gegenstand der Gesetzgebung, Regierung und aller bürgerlichen Anordnungen seyn: die Staatsbürger auf der Bahn der Vervollkommnung immer weiter fort zu führen. Darum muß sich der Bessere in jedem Fache im Staate besser befinden, muß an Ehre und Einkünften höher steigen, als der Schlechtere in demselben Fache. Es muß keinen andern Weg geben, zu Vorzügen zu gelangen, reicher und angesehener, als Andere, zu werden, außer dem persönlichen Verdienst, außer gründlichern Einsichten, größern Talenten, anhaltenderm Fleiß und höherer Rechtschaffenheit. k) Und auf diesem Wege muß der Unterste im Volk zu den höchsten Stellen hinauf, und der auf der Höhe Gebohrne bis in die Tiefe herabsteigen können; wie es jeder durch den sich erworbenen Grad von Vollkommenheit, und durch die Anzahl und Beschaffenheit seiner bis zu einem gegebenen Zeitpunkte verrichteten pflichtmäßigen und guten Handlungen, verdient. Es muß kein

k) Der Fürst muß immer darauf sehen, daß er blos das persönliche Verdienst vorziehe, und gegen Reichthum und Adel, ohne Sitten und Tugend, Verachtung bezeige.

Zweig der menschlichen Erkenntniß und Fertigkeiten verachtet und unterdrückt, keiner auf Unkosten anderer begünstiget werden. Denn, das Wohl des Staats beruht auf der Summe der wirksamen Kräfte seiner Glieder. Je allgemeiner richtige Einsichten, nützliche Talente und Tugenden verbreitet, und je mehr jedes Fach derselben ausgebildet ist: desto glücklicher ist die Nation, desto besser ihr bürgerlicher Zustand. Die ganze Verfassung des Staats muß also die in demselben lebenden Menschen überhaupt dahin leiten, **immer besser zu werden, und alles besser zu machen.**

II.

Die Gesellschaft muß dem Bürger freye ungehinderte Ausübung seiner Menschen-Rechte gewähren: weil er ohne diese die Pflichten nicht erfüllen kann, um deren willen er in der Gesellschaft lebt.

Bey den sämmtlichen Anstalten des Staates zur Erleichterung des Fortganges der Menschheit zur Vollkommenheit, und bey allen zur Erhaltung und zum Wohl der Gesellschaft gemachten Anordnungen muß folglich die sorgfältig-

fältigste Rücksicht auf die in der vorigen Vorlesung erörterten allgemeinen Menschen-Rechte genommen werden, auf deren keines der Einzelne Verzicht thun darf, wenn er auch wollte.

1) Der Staat muß um des gemeinen Nutzens willen keinem einzelnen Bürger, der seine Schuldigkeit thut, das Leben erschweren, ihn außer Stand setzen, sich und die Seinigen zu ernähren, und sich in Lebensgefahr zu vertheidigen und zu retten. Der Regent darf das Leben der Bürger nicht seinem persönlichen Vortheil aufopfern, darf keinen Krieg führen aus Eroberungssucht, oder eitler Ruhmbegierde, darf keine Familie durch Finanz-Operationen brodlos machen, ohne ihr andere Nahrungswege anzuweisen. l)

Er

l) „Wenn die Regenten bis auf den Zweck ihrer Bestallung zurück gehen wollten, so würden sie sehen, daß der Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Hoheit blos ein Werk der Völker sey; daß die Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich nicht deshalb einem einzigen Menschen zu Sclaven ergeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich nicht einem ihrer Mitbürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Einfälle und Spielwerke

seiner

Er darf dem Bürger die freye Herrschaft über sein Leben nicht entziehen. Er muß ihm gestatten, es der Vervollkommnung zum Opfer zu bringen, wenn es die göttliche Vorsehung von ihm fordert. Er muß auch jedem Bürger frey lassen, das Leben zu genießen, sich nach seiner Weise zu vergnügen; so lange er dadurch keinem Dritten zu nahe tritt, oder der Gesellschaft im Ganzen dadurch schadet. Gesetze wider den Aufwand, Einschränkungen der Volks-

seiner Launen zu werden: sondern — daß sie denjenigen unter ihnen, den sie für den Gerechtesten hielten, erwählt haben, sie zu regieren; den Besten, ihr Vater zu seyn; den Menschlichsten, um im Unglück Mitleiden und Trost bey ihm zu finden; den Tapfersten, sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen; den Weisesten, damit er sie nicht ohne Noth in verderbliche Kriege verwickele; — kurz, denjenigen, der am geschicktesten ist, die Gesellschaft zu vertreten, und bey dem die höchste Gewalt den Gesetzen und der Gerechtigkeit zur Stütze dienen, und nicht zum Mittel werden könnte, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyranney zu verüben. — Die wahre Ehre der Fürsten besteht nicht darinne, ihre Nachbarn zu unterdrücken, nicht die Zahl ihrer Sclaven zu vermehren: sondern die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, und der Absicht derjenigen, welche sie mit ihrer Macht bekleidet, und ihnen die höchste Würde ertheilt haben, in allen Stücken Gnüge zu leisten."

Volkslustbarkeiten dürfen nicht weiter gehen, als es die Gerechtigkeit verlanget.

2. Die Anstalten zum Volksunterricht, dürfen keinen Zwang bey sich führen. Der Staat darf nicht gesetzlich bestimmen, was wahr oder falsch seyn soll; die Regierung darf sich kein Monopolium der Wahrheit anmaßen, darfniemanden am Selbstdenken hindern, muß reden und schreiben lassen, was der gesellschaftlichen Verbindung nicht schadet. m)

3. Der Staat muß bey seinen Anordnungen jedem Bürger den freyen Willen ungekränkt lassen. Jeder muß aus eigner Wahl die Gesetze befolgen können: weil er ihre Verbindlichkeit einsiehet; nicht blos aus Zwang durch

m) "Wenn man auf den Ursprung der Gesellschaft zurück geht, so ist es ganz augenscheinlich, daß der Regent kein Recht hat über die Art zu denken der Bürger. Müßte man nicht unsinnig seyn, um sich einzubilden, daß Menschen zu einem Menschen, zu ihres Gleichen gesagt haben könnten: wir erheben dich über uns, weil wir die Sclaverey lieben, und wir geben dir die Macht, unsre Gedanken nach deinem Gefallen zu lenken? Sie haben im Gegentheil gesagt: wir brauchen dich, um die Gesetze, denen wir gehorchen wollen, zu handhaben, uns weise zu regieren, uns zu vertheidigen; übrigens verlangen wir, daß du unsre Freyheit ungekränkt lassest."

durch Strafen. Er muß ihm die persönliche Freyheit lassen, darf nichts **gebieten**, als was die Wohlfarth der Gesellschaft nothwendig erfordert, nichts **verbieten**, als was ihr und ihren Gliedern schadet. Er darf keine Classe der Bürger zu Sclaven der andern machen: sondern muß alle bey dem Rechte freyer moralischer Wesen, selbst zu handeln, schützen. n)

4. Die Gesetze und Regierung des Staates dürfen den Fortgang der Vervollkommnung der menschlichen Fähigkeiten aller Art nicht hindern, oder erschweren. Die Anstalten für das leibliche Wohl der Bürger dürfen der Entwickelung des Geistes nicht zuwider seyn. Der Staat darf die Unwissenheit, den Aberglauben und die Trägheit des Geistes nicht in Schutz nehmen, noch das Laster begünstigen. Die Polizey darf nicht in Aufpasserey ausarten, Angeberey und Verrath nicht durch Beloh-

nun-

n) „In den meisten europäischen Staaten giebt es Provinzen, wo die an das Grundstück gebundene Bauern Knechte der Edelleute sind: unter allen Lagen der Menschen ist dieses die unglücklichste, welche die Menschheit am meisten empöret. Wahrhaftig, kein Mensch ist gebohren, um der Sclave seines Gleichens zu seyn; ein solcher Mißbrauch ist verabscheuungswürdig."

nungen befördert, Gewinnsucht, Leichtsinn und Faulheit dürfen nicht durch solche Anstalten, wie das Lotto, von der Obrigkeit verbreitet werden. Die peinlichen Gesetze und Strafen müssen nicht durch ihre Härte das Volk in der Rohheit erhalten und ihm Beyspiele von Grausamkeit geben. o)

5. Die gesellschaftliche Verbindung muß ihren Gliedern die Mittel, ihren ganzen leiblichen und geistigen Zustand immer mehr zu verbessern, nicht erschweren. Auch der gemeine Handarbeiter und Landmann muß so viel Musse haben, die Gabe zu gefallen, seiner Lage gemäß, auszubilden, und sich liebenswürdig zu machen.

6. Der Staat darf die verschiedenen Erwerbszweige und die Wege, zu Glück und Ehre zu gelangen, nur so weit einschränken, als es die gute Ordnung und das Wohl der Gesellschaft nothwendig verlangen. Dem Genie und der Betriebsamkeit muß er die Hände so wenig, als möglich, binden. Jeder muß die Lebensart erwählen und das Gewerbe treiben dürfen, wozu er das meiste Geschick hat.

Mono-

o) Man lese die Note i) S. 679.

Monopolien und Privilegien sind nur als Nothmittel, um gewisse Arten der Betriebsamkeit in Gang zu bringen, auf bestimmte Zeiten zu gestatten. So bald ein dem Einzelnen ertheiltes Vorrecht der Gesellschaft im Ganzen schädlich wird, ist es von selbst null und nichtig: weil Alle unmöglich wollen können, daß Einer Allen schade. In solchen Fällen muß freylich die Regierung den Einzelnen, der das von ihr erhaltene Vorrecht verliert, schadlos stellen: wenn sie ihm mehr versprochen hat, als sie zu leisten berechtigt war. p)

7. Der Bürger muß vom Staate nicht in seiner Menschenwürde gekränkt, sondern in allen Fällen mit derjenigen Achtung behandelt werden, die einem zur ewigen Fortschreitung in der Vollkommenheit und zur Mitwirkung des Guten in der Welt bestimmtem Geiste gebührt; auch dann noch, wenn er selbst seiner Würde vergißt, und durch Vergehungen die bürgerlichen Rechte und Vorzüge verwirket.

8. Durch

p) "Die Fürsten müssen seyn, wie die Lanze des Achilles, welche die durch sie gemachten Wunden wieder heilte. Wenn sie den Völkern Uebel zufügen, ist ihre Schuldigkeit, sie zu vergüten."

8. Der Staat, oder der regierende Theil desselben, kann kein Mitglied von der Gesellschaft ausschließen, so lange es seine Bürgerpflichten erfüllet; und keines festhalten, das sich von derselben trennen will, wofern es sich der Schuld entlediget, die der Staat, für die ihm geleisteten Vortheile, an dasselbe zu fordern hat; in welchem Falle ein verhältnismäßiges Abzugsgeld sehr gerecht ist.

Der Staat darf die Ehen so wenig als möglich erschweren, und muß die häusliche, so wie andere besondere Gesellschaften ungestört lassen, so lange der großen bürgerlichen Gesellschaft dadurch kein Eintrag geschieht. Wenn die Regierung versichert ist, wie sie es leicht werden kann, daß eine geheime Gesellschaft dem Zwecke des Staats nicht zuwider arbeitet, sondern ihn vielleicht durch Mittel befördert, die von Seiten des Staats nicht anwendbar sind: so muß sie eine solche Gesellschaft ungehindert geheim bleiben lassen.

9. Der Mensch muß im Staate Weltbürger bleiben dürfen; die Gesetze müssen ihm nichts vorschreiben, das gegen die allge-

meinen Menschenpflichten streitet. Der große Kirchenbann, welcher verbietet dem Excommunicirten Wasser und Feuer zu reichen, wäre auch aus diesem Grunde rechtswidrig: wenn er nicht schon als Eingriff einer Privatgesellschaft in die höchste Staatsgewalt eine unstatthafte Anmaßung wäre.

10. **Religionsfreyheit** ist ein Recht des Menschen, welches der Staat dem Bürger so wenig nehmen darf, als das Recht über andere Gegenstände selbst zu denken, und seine Gesinnungen zu äußern. Der Staat darf blos fordern, daß der Bürger der Absicht der gesellschaftlichen Verbindung immer gemäß **handle**; also auch keine Gedanken und Gesinnungen äußere, die derselben entgegen wären. Er kann verbieten, daß Niemand gefährliche Thorheiten ausbreite, und Laster und Schandthaten predige. Aber vorschreiben, was der Bürger glauben und bekennen soll, kann er deswegen nicht: weil die Bürger selbst das Recht nicht haben, einem Andern den Auftrag zu geben, daß er für sie empfinde und denke; sondern ihre Bestimmung verläugnen und das

höch-

höchste Gesetz der Menschheit mit Füßen treten, wenn sie der fortschreitenden Vervollkommnung solche Grenzen setzen lassen. q)

III.

Der Staat selbst muß bey allen die gesellschaftliche Verbindung angehenden Verfügungen und Anstalten das große Gesetz der Fortschreitung befolgen. Die ganze Gesetzgebung und Verwaltung muß in gleichem Maaße im-

q) „Müssen alle Staatsbürger einerley Religion haben, oder kann man jeden darüber denken lassen, was er will? Finstre Politiker werden sagen: alle müssen einerley Meinung haben, damit kein Zwiespalt unter den Bürgern sey. Der Theolog setzt hinzu: wer nicht so denkt, wie ich, wird verdammt, und es schickt sich nicht, daß mein König über Verdammte herrsche: man muß sie also in dieser Welt ausrotten, um sie in der künftigen selig zu machen. So kann aber eine Gesellschaft nicht denken. (M. s. im vorigen die Note m) S. 685.) Auch ist die Toleranz den Staaten so nützlich, daß sie ihr Glück bewirket. So bald die Religion frey ist, ist Jedermann ruhig; da hingegen der Glaubenszwang die blutigsten, längsten und verderblichsten Bürgerkriege erregt hat. Auswanderung der Verfolgten ist noch das geringste Uebel, das die Verfolgung stiftet.“

mer vollkommner werden, wie sich die Nation immer mehr ausbildet. Die Gesetze dürfen nicht eisern und unveränderlich seyn, sondern müssen der Cultur im Fortgange folgen, und mit den Sitten immer milder werden. Die Strenge des peinlichen Rechts und der öffentlichen Sicherheits-Anstalten muß nachlassen, wenn die Menschen so viel besser worden sind, daß sie den Gesetzen aus Vernunft gehorchen, und aus Wohlwollen einander nicht mehr beleidigen. r) Eben so, wie jeder einzelne Mensch verbunden ist, immer besser zu werden und

r) „Da ein Privatmann, der nicht nach Grundsätzen handelt, kein consequentes Betragen haben kann: so ist noch mehr daran gelegen, daß eine Obrigkeit, die das Wohl des Volks besorget, ein bestimmtes Staats-Kriegs-Finanz-Handels- und Gesetzgebungs-System habe. Z. B. ein sanftes Volk braucht keine strengen Gesetze, sondern solche, die seinem Charakter angemessen sind. Die Grundlage dieser Systeme muß immer das höchste Glück der Gesellschaft seyn; und die Grundsätze müssen der Lage des Landes, den Gebräuchen und Sitten, dem Geist der Nation angepasst werden.“

und zu handeln: so muß auch die Regierung unabläßig daran arbeiten, die ganze Staatsmaschine immer mehr zu vervollkommnen, und alle ihre Theile näher auf den großen Zweck des gesellschaftlichen Lebens hinzuleiten. Auch dieses kann der zur beständigen Fortschreitung im Guten erschaffene Mensch, als ein Recht von dem Staate fordern, dem er die Bürgerpflichten redlich leistet.

Diese Vortheile und Rechte muß die bürgerliche Gesellschaft einem jeden ihrer Glieder ohne Unterschied der Geburt, des Standes und Vermögens gewähren, und im gleichen Genuß derselben besteht die **wahre bürgerliche Gleichheit und Freyheit**; nicht in der Gleichheit des Ranges und Vermögens. Diese zu genießen, ist der **gemeinschaftliche Wille**, den alle Staatsglieder haben **müssen**: weil die Vernunft keine andere Absicht einer gesellschaftlichen Verbindung gestattet.

Geschieht nun dieser Wille wirklich in einem Staate, eröffnet er allen und jeden Bür-

gern ein freyes und sicheres Feld zur Vervollkommnung, schützt er sie bey ihren Menschenrechten, und geht mit ihnen in der Verbesserung gleichen Schrittes fort: so ist es gleichgültig, ob der einzelne Bürger ausdrücklich seine Stimme zu den Gesetzen giebt, und ob er unmittelbaren Einfluß auf die Regierung hat, oder nicht?

Es ist ein Vorurtheil, welches uns aus der Lectüre der griechischen und römischen Classiker in den Schulen übrig geblieben, die **demokratische** oder **aristokratische** Staatsverfassung unbedingt für besser zu halten, als die **monarchische.** Je mehr **einzelne Personen** mit ihren **persönlichen** Einsichten auf den Gang der Staatsmaschine Einfluß haben: desto weniger kann er auf jenen, von der Vernunft bestimmten **allgemeinen Willen** gerichtet seyn. Der allein herrschende Monarch, wenn er an eine weise Staatsverfassung und Gesetzgebung gebunden ist, welche **diesen Willen** bezielet, kann ihn weit sicherer und nachdrücklicher bewirken. Freylich unter der Voraussetzung, daß er seinen persönlichen Willen nicht dafür unterschieben könne. Sonst hat Friedrich d. G.

sehr

sehr Recht, die rein-monarchische Regierungsform für die beste oder schlimmste zu erklären; je nachdem sie verwaltet wird. s)

Allein, wenn im entgegengesetzten Falle, die Menschheit im Staate, die Verfassung sey monarchisch oder republikanisch, gedrückt, wenn der Vortheil des regierenden Theils zum Zweck gemacht, und der regierte als Mittel dazu behandelt wird? Wenn die Nation, anstatt immer besser und glücklicher zu werden, durch die gesellschaftlichen Einrichtungen verschlimmert und immer elender wird? Wenn diese, anstatt sich zu vervollkommnen, ihrer eignen Zerstöhrung entgegen gehen? Wenn eine Maitressen- oder Günstlings-Regierung, wie Friedrich d. G. in unten stehender Note t) schildert, oder

s) Pour le gouvernement vraiment monarchique, il est le pire ou le meilleur de tous, selon qu'il est administré.

t) „Die Fürsten, die Souveraine, die Könige sind nicht deshalb mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und der Verschwendung zu ergeben. Sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich im Hof-

wenn in einer Republik ein Haufen Usurpatoren Volk und Land zu Grunde richtet, oder der Pöbel sich der Herrschaft bemächtiget, und solche nach seinen tollen Einfällen führet: wer hat dann

Hofgepränge brüste, und der Einfalt der Sitten, der Armuth und Dürftigkeit Hohn spreche. Sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um einen Haufen von Tagdieben um sich zu haben, deren Müssigang und Unbrauchbarkeit alle Laster erzeugen. Die schlechte Regierung eines monarchischen Staates entsteht aus mancherley Ursachen, die aus dem Charakter des Regenten entspringen. Ist ein Fürst den Weibern ergeben, so wird er sich durch seine Maitressen und Günstlinge beherrschen lassen, welche die Gewalt, die sie über sein Gemüth haben, mißbrauchen werden, Ungerechtigkeiten zu begehen, schlechte Menschen zu beschützen, Stellen zu verkaufen, und dergleichen Infamien zu verüben. Wenn der Fürst, aus Trägheit, das Staatsruder gedungenen Händen, ich will sagen seinen Ministern überläßt: so zieht einer rechts, der andere links, niemand arbeitet nach einem allgemeinem Plane, jeder Minister vernichtet die Anstalten, die er findet, wenn sie auch gut sind, um ein Schöpfer neuer Dinge zu werden, und seine Einfälle, oft zum Nachtheil des gemeinen Wohls, auszuführen. Die Nachfolger

dann das Recht, die Staatsverfassung zu ändern, Gesetze und Anstalten aufzuheben und

neue folger stossen diese Einrichtungen, mit so wenig Grund wie ihre Vorgänger, wieder um, damit sie nur für Erfinder passiren. So läßt diese Folge von Veränderungen den Entwürfen nicht Zeit, Wurzel zu schlagen. Daraus entstehen Verwirrung, Unordnung und alle Fehler einer schlechten Staatsverwaltung. Die Schelmen unter den Beamten haben dann eine gefundene Entschuldigung: sie decken ihre Schande mit diesen beständigen Abänderungen; und, da dergleichen Minister zufrieden sind, wenn niemand ihr Benehmen untersuchet; so hüten sie sich wohl, das Beyspiel der Strenge gegen ihre Untergeordneten zu geben. Die Menschen lieben ihr Eigenthum: der Staat gehört aber solchen Ministern nicht. Sein Wohl liegt ihnen also nicht wahrhaftig am Herzen. Alles geschieht nachlässig, und mit einer gewissen stoischen Gleichgültigkeit, wobey die Justitz, die Finanzen und das Kriegswesen zu Grunde gehen. ꝛc. — Aber das Uebel erreicht die höchste Stufe, wenn ruchlose Seelen dem Souverain einbilden, sein Vortheil sey vom Nutzen seines Volks verschieden. Alsdenn wird er, ohne zu wissen warum, der Feind seines Volkes, wird hart, strenge, unmenschlich aus Mißverständniß. ꝛc.“

neue zu machen, das Ruder des Staats zu ergreifen und wieder auf das verlohrne Ziel zu lenken?

Diese in unsern Tagen so wichtig gewordene Frage verdient in einem besondern Abschnitt untersucht zu werden.

Fünf

Fünf und dreyßigste Vorlesung.

Wer hat das Recht die Staatsverfassung zu verändern?

Laßt uns besser werden!
Gleich wirds besser seyn.

Der menschliche Geist ist an gewisse Gesetze des Denkens gebunden, die er selbst nicht ändern, und über welche weder die Regierung eines Staates, noch das Volk etwas verordnen kann. Wenn ich einen Grundsatz als wahr anerkenne: so muß ich die daraus unmittelbar fließenden Schlußfolgen annehmen; wenn sie mir auch nicht gefallen, oder wenn sie auf Sätze führen, deren Behauptung bedenklich zu seyn scheint. Denn, der Vortheil ist kein Kennzeichen der Wahrheit: sondern, im Gegentheil was wahr ist, leistet ohne Zweifel in einer Welt, die ein weises Wesen zum Urheber hat, auch Nutzen; wenn es gleich beym ersten Anblick anders scheinen sollte. Darum erschrickt der Freund der Vervollkommnung vor keinen Consequenzen, die man aus seinen Grundsätzen ziehet. Fließen sie wirklich daraus, so bedenket er: daß auch bittere Wahrheiten,

heiten, so wie Schmerzen und Mißvergnügen, Saame zur Vollkommenheit seyn können, und wägt sie desto sorgfältiger auf der Waage der Vernunft. So lassen Sie es uns auch mit der höchstwichtigen Frage machen, die wir hier zu untersuchen haben!

Wenn zwey Personen einen Vertrag errichten, wo jede etwas zu thun verspricht, auf die Bedingung, daß die andere ihr etwas dagegen leiste: so ist jede verbunden, den Vertrag zu halten, so lange ihn die andere hält; und die eine ist ihrer Verbindlichkeit los, wenn die andere sie verletzet.

Diese jeder Menschenvernunft einleuchtende Wahrheit ist noch auffallender, wenn der Vertrag dahin geht, daß beyde Personen eine gemeinschaftliche Absicht durch ihre Verbindung bewirken wollen, die nur durch beyder Mitwirkung erreicht werden kann. Dann würde diejenige Person, welche sich nicht darum bekümmerte, ob die andere ihre Pflicht thäte, oder die sich die Verletzung derselben von ihr gefallen ließe, selbst pflichtwidrig handeln; indem sie ihre Zeit und Kräfte umsonst anwendete.

Eben

Eben so verhält es sich mit dem gesellschaftlichen Vertrage zwischen Millionen Menschen. Sie werden einig, durch verbundene Kräfte, unter einerley Gesetzen und Obern, einen gemeinschaftlichen Zweck zu bearbeiten. Der Wille Aller ist folglich der Grund der Gültigkeit der Gesetze und der Macht der Obern; und zwar der eigene, durch eines jeden eigene Vernunft bestimmte Wille. Alle dürfen und müssen darauf halten, daß er geschehe. Jeder ist berechtigt, der Gesellschaft zu entsagen, wenn dieser gemeine Wille nicht geschiehet, und wenn die Lage der Dinge so ist, daß er nicht geschehen kann.

Da nun die Staatsverfassung, die Gesetze, und alle bürgerliche Anstalten die Mittel sind, diesen Willen Aller zu vollziehen: so dürfen auch Alle darüber urtheilen, ob diese Mittel ihn bewirken? — und, sie müssen es thun: weil es nichts geringers betrifft, als den Zweck ihres ganzen Daseyns. Jeder darf und muß darauf sehen, daß er nicht allein seine Absicht, warum er im Staate lebt, für sich erreiche: sondern auch daß die Gesellschaft überhaupt durch ihre Vereinigung das bewirke, was

Alle

Alle dadurch erlangen wollen; ja, Alle müssen aus der Gesellschaft treten, wenn sie ihnen dieses erschweret, oder versaget.

Die sämmtlichen Bürger eines Staates übertragen, oder überlassen nun die Sorge für die Auswahl, die Anwendung und Leitung der Mittel zu ihrer gemeinschaftlichen Absicht Einem oder **mehrern** unter ihnen. Alle dürfen und müssen folglich auch urtheilen: ob dieser Eine mit seinen Untergeordneten, oder ob diese mehrere Machthaber solche Gesetze geben, sie so handhaben und solche Anstalten treffen, daß der gemeine Wille geschiehet? Jeder darf und muß **mit allen seinen Mitbürgern** zugleich darauf bedacht seyn, daß die Inhaber des gemeinen Willens ihn vollziehen: indem eines jeden eigene ganze Wohlfahrt dabey im Spiel ist, die er durch seine eigene Vernunft und seinen eignen Willen schaffen soll.

Kommt also ein Staat in den Fall, daß Veränderungen in seiner Verfassung nothwendig sind, welche der regierende Theil der Staatsglieder nicht machen will,

oder nicht bewirken kann *): so haben seine Glieder alle gemeinschaftlich das Recht, diese Veränderungen zu machen. Weder den Großen des Landes, noch den niedern Volksklassen, weder den Magnaten, noch dem dritten Stande allein, sondern der ganzen Nation, Kopf für Kopf, steht in solchem Falle das Recht zu, eine neue Ordnung einzuführen.

Anders kann die Vernunft diese Fragen im Allgemeinen nicht beantworten.

Allein, wir haben oben gesehen, daß der Wille der im Staate vereinigten Menschen einen bestimmten Gegenstand hat. Sie müssen und dürfen nichts anders durch ihre Vereinigung bewirken wollen, als höhere Vervollkommnung ihrer selbst und — der Welt.

Die

*) Wenn der Fürst diejenigen Verbesserungen, welche der Fortgang der Zeit und der Cultur nothwendig macht, selbst immer allmählich veranstaltet: so tritt der Fall niemahls ein, wo die Nation ihr Recht, die Staatsverfassung zu ändern, ausüben könnte. Die Brabanter waren eigentliche Rebellen, da sie dem Kaiser Joseph II. wehren wollten, die Klöster und den Aberglauben zu vermindern und die theologischen Seminarien zu verbessern. Anm. d. Verf.

Die Frage: ob eine Staatsveränderung nöthig sey? beruht also darauf: ob es bey der gegenwärtigen Verfassung allen oder doch den meisten Bürgern unmöglich sey, jenen erhabenen Zweck zu erreichen? und ob die einzuführende neue Ordnung der Dinge ihm günstiger seyn werde, als die alte?

Bey der Anwendung auf jeden gegebnen Fall zeigt sich also hier dieselbe Schwierigkeit, wie bey dem Rechte des Menschen über sein Leben. Dieses dürfen wir freywillig verlassen, wenn es darauf ankommt, den Zweck unsers Daseyns dadurch zu befördern: wir sind aber, wegen unsrer mangelhaften Uebersicht des Zusammenhanges der Dinge, äußerst selten im Stande, mit Gewißheit zu sagen, daß ein solcher Fall wirklich vorhanden sey. Da wir nun immer das Vernünftigste thun müssen: so überlassen wir es billig der Vorsehung, uns diese höchste Probe der Menschentugend aufzugeben, und entschließen uns nie kaltblütig, unser Leben abzukürzen; sondern wir üben unsre Herrschaft über dasselbe nur dadurch aus, daß wir ohne ängstliche Sorge dafür den Gefahren, welchen uns die Leidenschaft fürs Gute aussetzet, die Stirn bieten.

Und

Und so ist es auch mit den großen Revolutionen der Staaten. Sie sind der Tod der Gesellschaft, welcher nur dann rechtmäßig ist, wenn ihre Erhaltung schlechterdings nicht länger mit dem Zwecke ihres Daseyns bestehen kann; folglich nur dann, wenn eine Staatsverfassung, anstatt den Gliedern zum Mittel der Vervollkommnung zu dienen, ihren Zustand verschlimmert, und so beschaffen ist, daß sie ihn mit dem Fortgang der Zeit immer mehr verschlimmern muß.

Wer kann nun mit Gewißheit bestimmen, daß dieser Fall zu irgend einer Zeit wirklich vorhanden sey?

Der Fortgang des Menschen vom Guten zum Bessern kann ja nicht anders unterhalten werden, als durch das heilsame Gefühl des Uebels. Auch in der Gesellschaft ist jedes Leiden, jeder Druck Vorbereitung eines bessern Zustandes, der dann erfolgt, wenn ihn die Zeit zur Reife gebracht hat; und sogar manches gegenwärtige Gute muß im Fortgang der Erkenntniß für ein Uebel erkannt werden, und dem Bessern Platz machen. Wer darf es nun wagen, mit Zuverläßigkeit zu bestimmen: ob die

zu einer gegebenen Zeit in einem Staate herrschenden Mängel so unheilbar, und der Fortschreitung im Ganzen so sehr zuwider sind, daß ein gewaltsamer Umsturz der bisherigen Verfassung das einzige Mittel sey, sie zu heben?

So wie nun der Freund der Vervollkommnung das Erdenleben aus dem Grunde nicht freywillig verläßt, weil es für ihn Gewißheit, und die Fortdauer nach dem Tode nur hohe Wahrscheinlichkeit hat: so wird er auch deshalb Bedenken tragen, zur Auflösung des gesellschaftlichen Bandes die Hände zu bieten; weil der Ausgang gewaltsamer Erschütterungen der Staaten ungewiß ist, und die Menschheit dadurch leicht in eine schlimmere Lage gerathen kann, als zuvor. Staats-Revolutionen können blos in solchen Zeiten entstehen, wo nur ein Theil des Volkes das wahre Interesse der Menschheit und den eigentlichen Zweck der gesellschaftlichen Verbindung, so wie die Pflichten und Rechte der verschiedenen Staatsglieder richtig einsiehet. Ein Theil glaubt also immer dabey so viel zu verlieren, als der andere gewinnen will. Bürger-Krieg, das schrecklichste Uebel

bei der Menschheit, ist also unvermeidlich. Nun ist es möglich, daß die drückende Parthey über die gedrückte siege, und dann wird sie natürlicher Weise den Druck verstärken, wird der Nation noch härtere Fesseln anlegen, als zuvor. Es ist möglich, daß die Greuel der Anarchie und Gesetzlosigkeit so lange dauern, daß das Volk darüber verwildert, und von der Stufe der Bildung, die es erstiegen hatte, wieder tiefer hinab sinkt. Wenigstens wird sein leiblicher Wohlstand, und seine Sicherheit gegen äußere Feinde dadurch geschwächt. Es kann folglich leicht geschehen, daß endlich aus der allgemeinen Zerrüttung eine schlechtere Verfassung hervorgeht, als die vorige: weil nicht Weisheit und Vernunft, sondern Leidenschaften bey solchen Volksstürmen das Ruder führen.

Gesetzt aber auch, die bessere Parthey siegte: so ist schon der Krieg ein so großes Unglück für die Menschheit, daß der wahre Weise nie Anlaß dazu geben darf. Er kostet Menschenblut: dieses darf der Mensch nicht vergießen, außer im Falle der Nothwehr. Er muß es der Vorsehung überlassen, die Erde durch dieses heroische Mittel, wie durch Pest und Erdbeben,

eines Theils ihrer Bewohner zu entladen, wenn sie es für nöthig erachtet. Selbst Monarchen, die ihre Pflichten kennen, verabscheuen den Krieg, wegen der unübersehbaren Uebel, die er der Menschheit zufüget *): könnte die Philoso-

phie

*) Als Friedrich d. E. von seinen Heldenthaten aus dem 7jährigen Kriege zurückkehrte, blutete sein königliches Herz bey dem Anblick seiner Staaten. „Um sich — so schreibt er selbst — eine Vorstellung von der allgemeinen Verheerung des Landes, und von der Trostlosigkeit und Verzweiflung der Einwohner zu machen, denke man sich Provinzen, die gänzlich verwüstet sind, wo man kaum noch Spuren der ehemaligen Wohnungen siehet, Städte von Grund aus zerstöret, andere halb verbrannt — 13000 Häuser, von welchen nichts übrig ist, als Aschenhaufen; Felder die nicht besäet sind, und die Einwohner ohne Brodkorn; dem Lande mangeln 6000 Pferde zum Pflügen, und 500000 Menschen zählt es weniger, als im Jahr 1756. welches bey einer Bevölkerung von $4\frac{1}{2}$ Millionen Seelen nicht wenig ist. Der Adel und der Bauer waren von so viel verschiedenen Armeen geplündert, gebrandschatzt und ausfouragirt worden, daß sie nichts mehr hatten, als das Leben und elende Lumpen, ihre Blöße zu bedecken; nicht so viel Credit, sich nur die tägliche Nothdurft des Lebens verschaffen zu können; keine Polizey mehr in den Städten; den Geist der Billigkeit und Ordnung hatte niedriger Eigennutz und gesetzlose Verwirrung verdränget; die Justiz- und Finanz-Collegien waren durch die häufigen Einfälle so vieler Feinde in Unthätigkeit versetzt worden; das Stillschweigen der

phie ihn wünschen, um Gutes dadurch bewirkt zu sehen? Darf sie Mittel gebrauchen, welche gewiß größere Uebel sind, als die dadurch nur vielleicht zu verbessernde Mängel? Darf der Tugendhafte Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit durch ungerechte und schädliche Mittel ausüben?

Hierzu kommt noch, daß jeder schleunige und tumultuarische Umsturz der Verfassung eines Staates dem natürlichen Gange des menschlichen Geistes zuwider lauft. Unsere Natur fordert, daß wir nicht sprungweise, sondern schrittweise, im Guten fortgehen. Nun sind die Meinungen und Sitten, Tugenden und La-

 ster

der Gesetze brachte beym Publikum den Hang zur Liederlichkeit hervor, und daraus entstand eine unmäßige Habsucht: der Adeliche, der Kaufmann, der Pächter, der Bauer, der Handwerker — alle erhöhten den Preiß ihrer Producte und Waaren um die Wette, und schienen gegenseitig einander zu Grunde richten zu wollen. So war das traurige Schauspiel, welches so viele sonst blühende Provinzen nach dem Kriege darstellten: so nachdrucksvoll auch eine Beschreibung davon seyn möchte, würde sie doch nie dem rührenden und schmerzhaften Eindrucke, den ihr Anblick selbst machte, nahe kommen.„ — So sahe und empfand der große Meister der neuern Kriegskunst die Wirkungen des Krieges.

ster eines Volkes immer der Beschaffenheit des Staates und der Lage des Menschen in selbigem angemessen. Soll also eine ganz neue Verfassung plötzlich entstehen: so müßte der ganze National-Charakter zugleich mit umgeschmolzen werden, wenn die Nation nicht Gefahr laufen soll, ihren Zustand zu verschlimmern. Man gebe dem unmündigen Kinde plötzlich die Freyheit des Mannes, wird sie ihm nicht noch wahrscheinlicher schaden, als nützen? Und, daß in unsern mit so großem Unrecht aufgeklärt und philosophisch genannten Zeiten der bey weitem größere Theil der Menschen noch solche Kinder sind, in deren Händen eine heftige Staatserschütterung ein spitziges Messer ist, zeigt die Geschichte von Frankreich seit einigen Jahren deutlich genug. Die Gegner der Revolution dieses unglücklichen Landes haben noch so wenig richtige Begriffe von der Natur und dem Zwecke eines Staates, daß sie es sogar lächerlich und ungereimt finden, die Staatsverfassung auf jene ewigen und heiligen Rechte der Menschheit gründen zu wollen, ohne welche doch der Mensch weder Mensch noch Bürger seyn kann; und auf der andern Seite wollen die Jacobiner

einem

einem Reiche von 25 Millionen Köpfen eine demokratische Verfassung geben; so daß es schwer zu sagen ist, welche Parthey die andere an Unwissenheit und Thorheit übertrift?

Aus diesen überwiegenden Gründen kann also der wahre Freund der Vervollkommnung nie zu gewaltsamen Staats-Erschütterungen die Hand bieten — so wenig als zum Selbstmord: sondern er überläßt die Leitung der Schicksale der Länder und Völker der Vorsehung, und begnügt sich seiner Seits seine Bürgerpflichten redlich zu erfüllen, und seine Bürgerrechte friedlich aber standhaft für sich zu behaupten. Er weiß, daß nach dem großen Gesetz der Menschheit, jeder Staat im Ganzen wirklich um so viel besser wird, als seine Glieder besser werden; daß keine Gewalt den beständigen Fortgang des menschlichen Geistes zu hindern vermag; daß jede Regierung diejenigen Verbesserungen, wozu die Nation reif ist, endlich von selbst machen muß: daß sie wenigstens nicht lange der allgemeinen Ueberzeugung widerstehen kann. *)

*) „Die Gesetze müssen mit dem Genie der Nationen übereinstimmen, wenn sie dauerhaft seyn sollen. — Wenn

Und unter allen europäischen Staatsbürgern hat vielleicht keiner so triftige Ursachen, die Verbesserungen der bürgerlichen Gesellschaft, die er noch wünschen möchte, auf diese Weise, bey einer redlichen Thätigkeit, in ruhiger Hoffnung, von der Hand der Vorsehung zu erwarten, als der Deutsche. Die Staatsverfassung unsers Vaterlandes gleicht einer Verbindung von Familien unter einem gemeinschaftlichen Stammvater, deren Häupter, gesichert durch die gemeinschaftliche Stärke aller, ihre ganze Sorgfalt auf das Wohl ihrer Kinder richten können. *) Und, wie die Leser der deutschen Zeitung aus jedem Blatte derselben sehen, treffen diese Landesväter wirklich eine Anstalt nach der andern, wodurch das Glück ihrer Kinder befördert wird, und es ist eine Freude zu sehen, wie das Gute in unserm lieben Vaterlande gleichsam von Haus zu Hause fortge-

— Wenn die Gesetze milde und billig sind, erhalten sie sich von selbst; indem jeder Unterthan seinen Vortheil dabey findet. Sind sie aber hart und tyrannisch: so werden sie bald abgeschafft seyn; weil man sie mit Zwang behaupten muß, und weil der Regent allein gegen ein ganzes Volk stehet, das sie zu unterdrücken strebet.“ Fried. d. E.

*) M. s. 1. Th. S. 405 — 407. 453. 454. und besonders 495 — 499. dies. Vorl.

gehet *). Und, geschähe auch dieser Fortgang hier und da für unsere Wünsche nicht schnell genug: so müssen wir bedenken, daß der eine Fuß fest stehen muß, ehe man den andern mit Sicherheit fortsetzen kann; und daß vielleicht nur unsre Wünsche allzu voreilig sind, oder daß wir ärndten und genießen wollen, wo wir selbst noch nicht gesäet und gepflanzt haben.

Der wahre Freund der Vervollkommnung richtet zuerst sein Bestreben dahin, selbst im-

*) Ich wollte hier den Lesern ein Verzeichniß der in den bisherigen Jahrgängen der Deutschen Zeitung seit 1784. angezeigten in den zahlreichen deutschen großen und kleinen Staaten gemachten Verbesserungen im Schul- und Kirchenwesen, in der Gesetzgebung und Verwaltung, in der Art die Abgaben zu erheben, in der Versorgung der Armen, Witwen und Waisen, in der Beförderung der Gewerbe, nebst den mannichfaltigen errichteten Hülfs- und Rettungsanstalten, auch abgestellten Mißbräuchen mancherley Art, mittheilen. Allein, obgleich dieser Zeitraum nur 8 Jahre begreift, und die Zeitung gewiß kaum die Hälfte von dem, was in diesen Fächern wirklich geschehen ist, enthält: so hätte dieses Verzeichniß doch zu viel Raum eingenommen, und ich denke, die Leser behalten das Gute unsers Vaterlandes noch besser im Gedächtniß, als die Gegenstände des Bedaurens, welche die Zeitung dann und wann aufstellen muß. Auch dienen die in der vorigen Note angeführten Stellen zu Beweis.

mer besser zu werden, und selbst so viel zum allgemeinen Fortgang der Menschen im Guten mit zu wirken, als er kann, und sich davon durch nichts abhalten zu lassen. Er beweist seine Freyheitsliebe und seinen Muth nicht durch Anstiftung von Unruhen: sondern durch standhafte, gelassene Ergebung in die Schicksale, die ihm sein Eifer für die Tugend zuziehet. Er entsagt zwar willig seinem Erdenglück und Leben, wenn es mit der Bestimmung seines Daseyns, und den daraus fließenden Pflichten und Rechten in Collision kommt: aber nie, wäre es auch in ungerechten Ketten und Banden, setzt er andere Menschen in Gefahr, um seines Wohlseyns willen, das ihrige zu verscherzen; nie beunruhigt der Weltbürger den Staat, um das Glück der Menschheit zu vermehren: weil er überzeugt ist, daß alles das kein wahres Menschenglück seyn kann, was mit Menschenelend erkauft werden muß. Er ist also keinesweges ein Freund und Beförderer der Volksgährungen, welche unser Zeitalter für das Wohl und Wehe der Nachwelt so bedenklich machen. Das Werk, das er treibet, ist ein Werk des Friedens.

Gesetzt aber, er lebt in einem Lande, wo der Geist des Mißvergnügens über die Staatsverfassung und Regierung, ohne seine Mitwirkung, in Unruhen ausbricht; wo der durch die Vorsehung geleitete Gang der Dinge, wider seines Herzens Neigung, das Band der Gesellschaft auflöset, und die Nation in Anarchie und Bürgerkrieg stürzet? Soll er das Vaterland, dem er für so viele leibliche und geistige Wohlthaten verpflichtet ist, in dieser Noth verlassen? Oder soll er einen müßigen Zuschauer dabey abgeben, bis er selbst unter den Trümmern der zerstöhrten Landeswohlfahrt mit begraben wird?

Der Freund der Vervollkommnung erblickt in solchen traurigen Auftritten, auch unter den von rasender Volkswuth aufgethürmten Leichenhaufen seiner Mitbürger und Freunde, die warnende Hand des weisen Weltregierers, der uns durch solche schreckliche Thatsachen überführt: daß unsre Gesetzgebung noch mangelhaft, unsre Staatsklugheit oft baare Thorheit, unsre Tugend verstecktes Laster, und unsre künstlichsten politischen Anstalten zerbrechliches Stück- und Flickwerk sind, das über lang oder kurz zusammen-

menfällt, wenn es seine Zeit ausgedient hat. *) Er schließt daraus, daß die bürgerliche Gesellschaft mit ihren sämmtlichen Gliedern zugleich stufenweise immer besser werden muß, wenn sie keinen gewaltsamen Erschütterungen ausgesetzt seyn soll. Er erkennt die ohne seine Schuld entstandene Zerrüttung des Staats für ein Unglück, welches die Vorsehung geschehen läßt, um ein ihm vielleicht noch unbekanntes Gut dadurch hervorzubringen. Er darf also, außer seiner Pflicht gegen das Vaterland, auch schon als berufener Mitschöpfer des Guten in der Welt, als Weltbürger, nicht gleichgültig und müssig dabey bleiben: er muß Parthie nehmen, muß handeln und wirken. Die Unruhen, deren Anblick sein Herz zerreißt, bereiten den Boden der Menschheit zur Saat von Glück oder Elend für

*) „Die Gesetzgeber und die ersten, welche Völker in Gesellschaften vereinigten, mögen noch so weise, und ihre Anstalten noch so gut gewesen seyn: so hat sich doch keine dieser Regierungen unversehrt erhalten. Warum? Weil die Menschen und folglich auch ihre Werke, unvollkommen sind — weil die Staatsglieder, von Leidenschaft getrieben, sich vom persönlichen Vortheil blenden lassen, der das gemeine Wohl störet; kurz — weil in dieser Welt nichts beständig ist.“ Fr. d. E.

für künftige Jahrhunderte: er muß also die Hand mit an den Pflug legen, er muß mitsäen; es darf ihm nicht gleich viel seyn, ob wir Waitzen oder Tollkraut für unsre Nachkommen ausstreuen?

Aber, zu welcher Parthey soll er sich schlagen? Soll er sich an die Spitze des empörten Haufens stellen, der das Kind mit dem Bade ausschüttet, und, um einiger Mißbräuche willen, auch die weisesten und nützlichsten Staatseinrichtungen zerstöret, alle Zucht und Ordnung umstößt, und raubet, senget und mordet? Oder soll er seinen Arm der Parthey der Unterdrücker leihen, welche das vorübergehende Uebel der Zwietracht dazu nützen wollen, die Menschheit von der erstiegenen Stufe der Vervollkommnung wieder herabzustürzen, sie durch Beraubung der Menschenrechte zu ihren Pflichten untüchtig zu machen, und mit den geilen Auswüchsen der Freyheit auch ihre Wurzel abzuhauen?

Lassen Sie uns, um uns die Sache zu versinnlichen, annehmen: in dem unglücklichen Frankreich hätten die sämmtlichen wahren

Freunde

Freunde der Weisheit und Tugend zu dem Endzwecke eine engere Verbindung unter sich errichtet, um einander im Fortgange der Verkommnung zu unterstützen, und durch gegenseitige Hülfe immer weiser und besser zu werden. Lassen Sie uns diese Gesellschaft, welche keine Ursache hat, geheim zu seyn, die Gesellschaft der Weltbürger nennen, und sie aus allen Ständen, vom königlichen Hause bis zum gebildeten Bürger, zusammen setzen, und ihr keine andere Mitglieder geben, als solche, die wirklich Sinn und Empfänglichkeit für ihren Zweck haben; die es zum Hauptgeschäft ihres Lebens machen, täglich mehr zu lernen und zu erfahren, zu begreifen und zu wirken; die das rohe Menschenherz fleißig bearbeitet, und die Vernunft zur Führerin auf allen ihren Wegen erwählt haben, der sie wirklich folgen; — Menschen, welche immer wollen und thun, was recht und weise, was nicht blos ihnen nützlich, sondern was das Beste für das Vaterland und für die Menschheit überhaupt ist. Lassen Sie uns nun den möglichen Fall denken, daß die zerstreuten Mitglieder dieser Gesellschaft, durch die dringende Gefahr der gänzlichen Zerrüttung ihres Vaterlandes bewogen, sich versamm-

len,

ten, um gemeinschaftlich darüber zu berathschlagen: wie sie, bey der herrschenden Gesetzlosigkeit, dennoch ihre Pflichten als Menschen und Bürger erfüllen, und was sie wenigstens zur Verminderung des daraus für die Menschheit entspringenden Elendes noch thun können? Mich dünkt, jedes zuerst dazu aufgeforderte Mitglied würde die einmüthige Meinung der ganzen Gesellschaft ausdrücken, wenn es seine Stimme in folgender Anrede abgäbe.

„Freunde! Wir sind Weltbürger im Staate. Das Beste der Menschheit ist unser Lebens-Zweck, unser Glück. Wir haben beym Eintritt in diese der Wahrheit und reinen Menschentugend geweihte Verbindung, die Verpflichtung übernommen, immer das, nicht blos hier zu reden, sondern in der Welt zu thun, was die richtig eingesehene Pflicht des Menschen gebietet; nicht was der vorübergehende Vortheil des Standes oder der Person verlanget. Nun, da der große Meister, der uns an dieses Werk gestellt, den Lauf der Dinge so geleitet hat, daß unser Staat in diese traurige Gährung gerathen ist; so haben wir, meines Bedünkens, gar keine Wahl der Parthey, die wir ergreifen sollen, anzustellen: sondern, wir müssen blos darauf Bedacht nehmen, die besten Mittel zu den uns allen sogleich einleuchtenden pflichtmäßigen Absichten zu wählen.“

„Sie, meine Freunde von adlicher Abkunft, oder in solchen Stellen am Hof und in den verschiedenen Zweigen der Staatsregierung, wo sie Ein-

fluß auf die Großen des Reichs und auf den bisher herrschenden Theil der Staatsglieder haben — Sie arbeiten aus allen Kräften, Ihren Stand dahin zu vermögen, daß er die Rechte der Menschheit und des Bürgers auch in den niedern Volksklassen anerkenne, und von den bisher ausgeübten Vorrechten der Geburt lieber freywillig so viel nachlasse, als mit der Billigkeit bestehen kann, und als der jetzige Grad der Cultur unsrer Nation erfordert. Sie reden nun in den Versammlungen Ihres Standes so nachdrücklich und warm für Menschenrechte und Bürgerfreyheit, wie Sie hier oft thaten. Sie zeigen den übelgesinnten Egoisten, die ihren Stand verunehren, daß die Zeitumstände Nachgiebigkeit nothwendig machen, um nicht alles zu verlieren, und erklären ihnen, daß es dem Gange der Dinge, den Absichten Gottes mit den Menschen, und der menschlichen Natur nach, nicht anders seyn kann und darf, als daß die bürgerliche Gesellschaft sich von einer Zeit zur andern mehr vereinfache; daß die Summe von Glückseligkeit, die darinne zu genießen ist, allmählig immer mehr aus den Händen der Wenigen unter die Vielen vertheilt, daß den müssigen Verzehrern immer mehr abgebrochen, und den Arbeitern und Hervorbringern *) zugelegt werden müsse. Sie gehen mit den Besserdenkenden über die wirksamsten Mittel zur Beherzigung und Ausübung dieser ewigen Wahrheiten zu Rathe, und flößen denselben Muth und Standhaftigkeit durch Ihr Beyspiel ein."

„Ihnen

*) Gute Regenten und ihre Gehülfen in der Regierung arbeiten gemeiniglich mehr, und haben ein beschwerlicheres Leben, als der Landmann und Handwerker, und das, was Sie zum gemeinen Besten beytragen, wiegt oft die Arbeit von Tausenden auf.

„Ihnen, meine Freunde vom Militairstande, ist die schwerste Rolle zugetheilt. Die Natur des Kriegsdienstes macht es nothwendig, daß der Untergeordnete die Befehle des Obern ohne lange Untersuchung ihrer Gründe prompt und pünktlich vollziehe. Nun haben Sie, nach der bishergen Form der Dinge, der Person des Königs Treue und Gehorsam geschworen, und zwar solchen militärischen Gehorsam. Es scheint daher, Sie dürften, als Männer von Ehre, auch unter den jetzigen Umständen, keine Ausnahme von ihrer Verpflichtung machen: sondern müßten die Absichten des Hofes ohne weitere Rücksicht befördern. Allein, ich habe nicht nöthig, Ihnen das wahre Verhältniß ihres Standes gegen den Staat und die Menschheit zu erklären. Sie wissen, daß das Unglück des Volkes eben so wenig der Vortheil des Fürsten seyn, als ein Staat ohne Gesetze, Obrigkeiten und Gehorsam gegen beyde bestehen kann. Sie werden daher, in dem schrecklichen Falle, daß die Verwirrung und Anarchie so groß werden sollte, daß es zweifelhaft wäre, wessen Befehle Sie zu vollstrekken hätten, allezeit sich auf die allgemeine schönste Pflicht des Kriegsmannes einschränken, überall Frieden zu stiften, und dem Staate gefährliche Unordnungen und Ausschweifungen zu verhüten. Sie werden Ihre Untergebenen in Gehorsam zu erhalten wissen, und verhindern, daß sie ihre Waffen weder dem empörten rohen Haufen, noch dem Unterdrückungsgeiste leihen, der die Zügellosigkeit des Pöbels zur Gelegenheit macht, die Nation zu unterjochen. Sie werden Unglück und Blutvergießen auf allen Seiten lieber hindern, als sich dazu brauchen lassen, solches anzurichten; bis die Stimme des Patriotismus das Geschrey des Ei-

gennutzes, Privathasses und Neides zum Schweigen bringt."

„Sie — — sind vom Staate zu Volkslehrern berufen, und Sie schränken Ihr wichtiges Amt nicht auf die Fortpflanzung theologischer Grillen und Spitzfindigkeiten ein. Jetzt eröffnet sich Ihnen ein Feld, wo Sie, gleich den Demosthenen und Ciceronen, auf die Nation wirken und Saamen zum Wohl des Staates und der Menschheit ausstreuen können; ohne sich wie die holländischen und brabantischen Patriotenprediger, zu Herolden des Partheygeistes herabzuwürdigen. Die Gemüther Ihrer Zuhörer sind jetzt durch die öffentlichen Vorfälle zur Annehmung richtiger Begriffe von den Rechten und Pflichten des Menschen im Staate vorbereitet; der Zeitpunkt ist gekommen, sie ihnen mit der nöthigen Behutsamkeit mitzutheilen. Sie wissen, auf welche Weise und in welchem Umfange dieses geschehen kann, wenn es die Wirkung haben soll, dem Bürger, durch richtige Kenntniß seiner wahren Lage im Staate, Liebe für denselben einzuflößen."

„Sie, meine Freunde vom Bürgerstande, werden, ohne mein Erinnern, alle Mittel und Wege versuchen, zu hindern, daß die Freyheitsliebe bey dem großen Haufen unsrer Mitbürger nicht in Zügellosigkeit, das Gefühl der Menschen-Gleichheit nicht in Ungerechtigkeit, das Streben nach Recht und Eigenthum nicht zur Raub- und Mordgier ausschlage. Mit Ihrem Muthe und Ihrer Gegenwart des Geistes, werden Sie sich in den Haufen wagen, wo er am dicksten ist, und werden überall Mäßigung und Billigkeit zu verbreiten suchen; indem Sie ihm die Größe der rechtmäßigen dem Volke zu erwerbenden Vortheile, gegen die Gefahr einer gänzlichen Anarchie und Zerrüttung des Staats,

dahin

dahin übertriebene Anmaßungen führen würden, ins Licht stellen, und die große Zahl der in ihrem Brode stehenden Handwerker und Arbeiter dazu abrichten, unter dem rohesten Haufen einen bessern Ton anzugeben, und den wilden Ungestüm desselben zu brechen."

„Auf solche Art denke ich, werde jedes Mitglied unsrer Gesellschaft an seinem Platze die gegenwärtigen trüben Zeitumstände zum Vortheil der Menschheit und des Vaterlandes zu lenken suchen. Wir müssen einander Muth zur Weisheit und Tugend in dem tobenden Meere der egoistischen Menge einflößen, müssen den wilden Strohm in den Ufern zurück zu halten streben. Sollte er die Dämme durchbrechen: so könnte ein allgemeiner Aufruf zur Rettung des Staats, dem wir Treue geschworen haben, unsre sämmtlichen Brüder, welche, wie wir wissen, die angesehensten und beliebtesten Männer aus allen Classen der Nation sind, plötzlich heraus heben, und in ein Corps vereinigen, welches, zwar nicht durch seine Zahl, aber durch sein Gewicht, wohl mächtig genug wäre, dem ersten unter den übrigen, das keinen billigen Vergleichsvorschlägen Gehör geben wollte, die Spitze zu bieten. Die schöne brüderliche Mischung dieser Parthey der Weisheit und Tugend aus allen Ständen würde auch die Halbguten und Furchtsamen reitzen, sich zu ihrer Fahne zu wenden: und so würde sie das Uebergewicht erhalten, und diese der Nation Unglück und Verderben drohenden Ereignisse zum Besten des Ganzen zu lenken im Stande seyn; ohne ungerechte Bedrückungen und Beraubungen einzelner Theile des Staates durch Andere geschehen zu lassen. Sie würde dann das Ansehen und die rechtmäßige Gewalt des Regenten sowohl wieder zu befestigen suchen, als sie die wah-

ke bürgerliche Freyheit und Wohlfahrt für die Zukunft gegen willkührliche Ausübung der Macht zu sichern bemüht seyn würde."

„Auf diese Weise, dünkt mich, meine Freunde, müssen wir, jeder an seinem Platze, bey den jetzigen bedenklichen Vorfällen, nach dem Plane unsers höchsten Meisters, am Bau der Menschenglückseligkeit arbeiten, und wie Er, die zufälligen einzelnen Uebel des bürgerlichen Lebens in Mittel zur Vervollkommnung unsers Geschlechts umschaffen."

So ohngefähr möchte der Patriot in Frankreich mit seinen Freunden über den unglücklichen Zustand sprechen, worinn sich dieser Staat befindet. Aber — wir sind Deutsche! Und — nach einer Reihe läppischer Thorheiten, welche unsre Kleinmeister über den Rhein her in unser Vaterland gebracht haben, war vor einiger Zeit auch das sehr ernsthafte Uebel des Aufruhrs von daher zu unserm sonst so gutmüthigen, stillen, arbeitsamen Volke eingeschlichen, und dieses schreckliche Ungeheuer konnte schon nicht anders mehr, als mit Bürger-Blut- und Ketten gebändigt werden. Was hat nun der deutsche Freund der Vervollkommnung zu thun, wenn er noch Spuren der Unzufriedenheit unter seinen Mitbürgern bemerket? Wenn er Klagen über die Verfassung und Re-

gie-

gierung seines Landes hört, welche den Wunsch nach Neuerungen im Staate verrathen, und deren weitere Fortpflanzung, wenn sie auch nicht gefährlich wäre, doch den guten Muth der Nation verderben würde?

Der Freund der Vervollkommnung schildert dann, mit der Wärme, die aus der Ueberzeugung entstehet, die wirklichen, aus bloßer Unwissenheit so sehr verkannten, Vorzüge unsers gemeinen Vaterlandes sowohl, als seines besondern Staates, vor andern noch so sehr gepriesenen Ländern. Er beweist, mit der redliche Absichten allezeit begleitenden Zuversicht, daß es überall unmöglich, im Fortgange des Guten Sprünge zu thun, und Eilfertigkeit nirgends gefährlicher ist, als in der Gesetzgebung und Regierung. Er zeigt mit Sachkenntniß und Unpartheylichkeit die gute Seite der Gegenstände, worüber Beschwerde geführt wird. Er verschafft selbst, wo er kann, dem Bedrängten Recht, dem Armen Hülfe, dem Betrübten Trost, und bestätigt durch sein eigen Beyspiel, daß man es unter unsern Gesetzen und Obrigkeiten, in jeder Verfassung, gut haben kann, wenn man das Gute aufrichtig liebt

und eifrig ausübet. Er lauert nicht im Winkel auf den Mann, der, seiner Menschenwürde eingedenk, ohne Heucheley für Wahrheit und Recht eifert, und macht die Freymüthigkeit des redlichen Bürgers nicht durch heimtückische Winke bey seinen Obern verdächtig: aber, er faßt den Bösewicht, der die Fackel der Zwietracht unter seine Mitbürger zu werfen drohet, am hellen Mittag, auf offenem Markte, bey der treulosen Brust, und übergiebt ihn den Händen der Gerechtigkeit; sollte es ihm auch Blut und Leben kosten. Mit dem letzten Athemzuge ruft er seinen verirrten Mitbürgern noch zu: Menschen! Brüder! Können Frevelthaten unser Schicksal verbessern?

Laßt Uns besser werden!
Gleich wirds besser seyn!!!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Register,
über beyde Theile.

(Anm. Die mit Schwabacher Schrift gedruckten Nahmen weisen auf Biographieen der Personen, oder auf moralische Betrachtungen der Begebenheiten; die römischen Zahlzeichen auf den Theil und die deutschen auf die Seite. Wo keine röm. Zahl beygesetzt ist, sucht man im ersten Theil. Unter den Nahmen der Tugenden und Laster finden sich auch Beyspiele davon.)

Aalstechen. II. 38.
Aberglaube. II. 134.
— religiöser wird abgestellt. 305. verleitet zum Diebstahl und Mord. 525. 529. giebt Gelegenheit zum Betrug. II. 453. zur Verläumdung. II. 475. Darf nicht bey Andern befördert werden. II. 426.
Abgaben (gerechte Vertheilung.) II. 676. Beyspiele. I. 290.
Achtung für Menschenwürde. 272. 307.
Adel (ädler). II. 202. 210. 229. 250.
— (Unädler). II. 200.
Aeltern (gute) II. 574.
— schlimme II. 582.
Aelternmord. 381. II. 281.
Aelternpflichten. II. 545. 548.
Aelternfreuden. II. 576.
Afrika. 392. 441.
Amerika, span. 392. 440.
Anmuth (Sorge für) II. 207. 238. bey Andern. II. 386.
Anschauung. 80.
Anverwandte (gute). II. 614.
Aprilschicken (die Thorheit) II. 23.
Arbeit muß mit dem Gebet verbunden seyn. II. 10.
Arme (brave). 327. II. 177. 348. 374.
— (schlimme). 542. 548.
Armuth hindert am Studiren. II. 244.
Arzeneykunst (was jeder Mensch davon wissen soll). II. 93. Pfuscherey in selbiger taugt nichts. II. 94 98. 423. 425.
Asceten. II. 241.

Asien. 442.
Association der Ideen. 106.
Aufklärung ist allg. Menschenpflicht. II. 106. 369.
— was wahre ist. II. 108.
— mit Klugheit. II. 378.
— schadet dem gemeinen Manne nicht. II. 109: 119. Beyspiele von Befördern derselben. II. 370: 373. 376. von Widersachern. 135.

Barmherzigkeit. II. 368.
Bauern (brave) 539. 550. II. 96. 124: 127. 173. 262. 349: 352. 362. 392. 467. 519.
— (schlimme) 530: 532. II. 320. 469.
Baumfrefel. II. 468.
Beamte (gute) II. 219.
— (schlimme). II. 80.
Beaumarchais (dessen Charakter). II. 274: 280.
Bedürfniß. 4.
Befugniß. 207.
Begehren. 113.
Begehrungsvermögen, 3fache. 114: 116.
— Sorge für dasselbe II. 149: 206.
— Pflichten dagegen. II. 158.
— Mittel, es zu vervollkommnen. II. 163: 167.
— Beyspiel eines wohlgeordneten. II. 202: 206.
Begeisterung. II. 139.

Begriffe. 84.
— allgemeine, deren Entstehung. 98: 103.
Beharrlichkeit im Guten. II. 181.
— im Bösen. II. 184.
Belohnung, natürliche und positive. 212.
Beredsamkeit (deren Kraft). 260. 540: 542. II. 215: 226.
Bescheidenheit. II. 235: 238.
Beschimpfung. II. 474: 476.
Besserung. 257. 539. 541.
Bestimmung des Menschen. 164.
— für die Welt. 168. 415.
Betriebsamkeit (Pflicht der) II. 259. 260: 266.
Betrug. 530. II. 444: 457.
— unvorsätzlicher. II. 458: 465.
Betschwester, mordet ihr Kind. 529.
— eine schlechte Wirthin. II. 10.
Betteley — kein Verdienst. II. 5: 10.
Bewegungsgrund. 201.
Bischof (der) ein Schulfest. II. 366.
Borgen (unerlaubtes). II. 458.
Bosheit. II. 468.
Bruderliebe. 530.
Bücher-Nachdruck. II. 442: 444.

Bürger

Bürger (brave). II. 250. 252. 357. 521.
— (schlimme). II. 520.
Bürgerliche Gesellschaft. II. 498.
— deren Zweck. II. 502.
— Verpflichtung dazu. II. 503.
Bürger-Pflichten. II. 504: 534.
Bürger-Rechte. II. 504. 534.

Cagliostro. 361:364.
Calumnie. II. 481.
Capuziner-Pulver. II. 98.
Castriotto. 361.
Caussalität. 103.
Cellische Landwirthsgesellschaft (Verhandlungen der). II. 358. 392.
Cervantes. II. 178.
Charakter, bildet sich durch die Lage. 269. durch Widerspruch. 270.
Chatelet. II. 276.
China. 394. 430.
Clubb (Muster eines). II. 388.
Collision. II. 151.
Conclave. 281.
Confrontiren. II. 609.
Conscribiren. 315.
Controle. 294.

Dännemark. 402. 432. 444. 466. 487. 515. 522.
Dankbarkeit. II. 610:612.
Daseyn und Leben. II. 2.
Daseyn, dessen Zweck. 168.
Definition. 217.
Defraudation. II. 533. I. 500.
Demuth. II. 315. I. 272. 316. 317. 394.
Denken. 73. Gesetze des Denkens. 103.
Denkfreyheit. II. 425.
Deutschland. 405. 433. 453. 490. 495. 524.
Diätetik. II. 93.
Dicasterianten. 275.
Dienstbothen (gute) 591.
Donatus (St.) II. 426.
Duell. II. 40:44. 58.
Dünste (erstickende). II. 90.

Ehre (Verpflichtung dazu). II. 592. Ausnahmen. 593.
Ehefrauen (deren Pflichten). II. 547.
— (gute) 335. II. 559. 565. 570.
— (schlimme). II. 57. 151. 267:280. 571.
Ehemänner (deren Pflichten). II. 544.
— gute. II. 411. 558. 560. 562.
— schlimme. II. 60. 410.
Ehestand, nach der Mode. II. 538:541.
Ehre (Sorge dafür). II. 291:296.
—— Anderer. II. 393.
—— falsche. II. 58.
Ehrgefühl. II. 57.

Ehrsucht. 347. 371.
Eigenthumsrecht. II. 441.
Einbildungskraft. 107.
Einfalt. II. 453.
Eitelkeit. 534. II. 213.
Empfindeley. II. 193:197.
Empfindsamkeit. II. 167:177.
Empfindung. 81.
Enthusiasmus. II. 139
Epistelseite. II. 8.
Erdenleben, dessen Zweck. II. 3.
Erinnerungsvermögen. 107
Erkenntniß. 85.
Erscheinung. 82.
Erziehung, hängt mehr von den umgebenden Gegenständen ab, als vom Unterricht. 269:276.
Esprit de corps (guter). II. 622.
— (schlimmer) II. 625:627.

Familien-Verbindung II. 537.
— Pflichten. II. 538:602.
Fehler. 158.
Feuerländer. 35.
Fouquet II. 608.
Form der Vorstellungen. 75.
Franklin. 573:577.
Frankreich. 399. 431. 448. 469.
Freundschaft. II. 604:608.
— Pflichten derselben. II. 608:610.
Frevelthat. 185.
Freyheit. 144.
— des Geistes. II. 425. 657. 685.
— zu reden und zu schreiben. II. 658.
Freymüthigkeit. II. 396:401.
Friedrich der E. 554:573.
Fröhlichkeit, (Pflicht der). II. 231.
Frömmigkeit. 263. 327. 331.
Furcht. II. 410. 416.

Gastwirthe und Gäste. (gute). II. 610.
Gedächtniß. 96.
Gedankensystem. 2. 106.
Gegenstand. 74. 76.
Gehorsam gegen Gesetze u. Obrigkeiten. II. 523.
Geitz. 12. 170. II. 13.
Gelassenheit. 327. 334.
Gelübde, thörichte. 551. II. 365.
Gemeinnützigkeit. II. 357:360. 514.
Gemeinsinn. II. 505:510. 511. 512.
Gemüth. 48.
Gerechtigkeit (Pflichten der). II. 401:494.
— Verpflichtungsgründe dazu. II. 401:403. Gegenstände. 403. Gesetze. 404. Beyspiele. I. 272. 290. 307.

Gerüchte (deren Unzuverläßigkeit). II. 435. 481.
Gesetze. 187.
— physische und moralische. 188.
— natürliche und positive, 189.
— höchstes der Menschheit. 191.
— der Sittlichkeit. 197.
— bürgerliche. II. 500.
Gesetz des Widerspruchs, der Caussalität, der Gleichheit. 103.
Gesinde (gutes). II. 170. 181. 382. 591.
— (schlechtes). II. 82. 91. 213.
— Pflichten. II. 554.
Gesellschaft, allg. menschliche. II. 325. Verpflichtung dazu. II. 326-332. Ursprung. II. 334-342.
— bürgerliche. II. 498-503.
— besondere im Staate. II. 617-628. ihr Zweck. II. 618. Pflichten. 621.
— geheime. II. 627.
Geschwister (gute). 530. II. 587-591.
Gesundheit (Sorge für die) II. 89-93. übertriebne. II. 98.
Gewandtheit in Geschäften. II. 234.
Gewissen. 143. allzu ängstliches. II. 66.
Glückseligkeit. 13. 26.
Glückseligkeit (menschliche). 68. 69.
— Mittel dazu. 69.
Gott. 253.
— Pflichten gegen ihn. II. 641-648.
Gottesdienst. II. 645.
Gottseligkeit. 240. II. 647.
Grausamkeit. II. 408.
Grêve (la Place de) 374.
Großbritannien. 401. 432. 446. 468. 471. 503. 523.
Großmuth II. 177.
Grundbirn. II. 362.
Grundtrieb. 52.
— der Thiere. 122.
— des Menschen. 128.
Grundsatz. 22.

Habsucht. II. 281. 284. 413.
Halsband (das Pariser). 343-375.
Handlung. 176.
— nothwendige und willkührliche. 177.
— moralische und unmoralische. 180.
— sinnliche, verständige und vernünftige. 181
— gute und böse. 184
— erlaubte und unerlaubte. 185.
— rechte und unrechte. 185.
— ihre Form und Materie. 194.
Handwerker (brave). II. 231. 234. 357. 376.

Handwerker (schlimme). II. 60. 446. 471. 492. 626.
Harpstädt II. 136.
Hartherzigkeit. II. 191. 192. 420.
Häusler. II. 525.
Hausmütter (gute). 335. II. 564.
— (schlimme). II. 10.
— ihre Pflichten. II. 550.
Hausväter (gute). II. 572.
— (schlimme). II. 14: 17. 60.
— ihre Pflichten. II. 546.
Heldenmuth. 585. 589. 590. II. 183. 256: 258.
Herrschaften (gute). 288. 290.
— (schlimme). II. 591.
— ihre Pflichten. II. 546. 552.
Hochmuth. II. 315. I. 348. 548. II. 317: 321.
Jacobi (Superint.) II. 236.
Jäger (brave). II. 362.
Jahr 1783. (moralisch betrachtet) 407 - 415.
— 1784. 415 - 436.
— 1785. 436 - 456.
— 1786. 457 - 469.
— 1787. 470 - 495.
— 1788. 495 - 507.
— 1789. 507 - 525.
Japan. 394.
Ideal. 41.
Ideen. 86. — fixe. 388.
Identität. 102.
Individuum. 190.
Indolenz. II. 212.
Injurie. II. 480.
Instinct. 52.
Intoleranz. 543.
Joseph II. 267: 326.
Ironie. II. 434.
Irrthum, darf blos durch Gründe bestritten werden. II. 378.
— darf nicht geflissentlich ausgebreitet werden. II. 425: 431.
Juden (brave). 361. 462.
Jüdische Nation. 492. 518.
Jünglinge (gute). II. 129: 132.
— (schlimme) II. 54. 184.

Kamp. II. 359.
Kaufleute (brave). II. 252. 512.
— (schlimme). 553. II. 200.
Keuschheit. II. 85.
Kinder (gute). 532. II. 577. 584: 587.
— (schlimme). II. 53. 281. 414.
Kindermord aus Fanatism. 529.
— aus Noth. 544.
Kindespflichten. II. 553. 594: 602.
Klipper. II. 25.
Knute. II. 193.

Königs-

Königsgesell. II. 83.
Kornmanns Ehestandsgeschichte. II. 267.
Krieg. II. 531.
Künste (brodlose). II. 18. 20. 21.
Künstler (brave). II. 260.
— (schlimme). II. 321.
Kunsttriebe. 123. 139.

Labré. II. 6:10.
Landsmannschaft. II. 498.
Laster. 214.
— macht elend. 546:548.
— darf nicht befördert werden. II. 433. 438:441.
Laube. II. 23.
Leben, 93 — Nur ein Theil des Daseyns. II. 2.
Werth desselben. II. 3.
— Verpflichtung dazu. II. 5. 17. 48.
— fremdes (Sorge dafür). II. 19. 22. 23. 26. 28. 32. 90. 92. 419. 422. I. 337.
Lebensart nach der Mode. II. 582.
Leckerey. II. 80.
Leib (dessen Bau). 131.
— Sorge dafür. II. 77:104. I. 265.
— dessen Einfluß auf die Seele. II. 78
— ist zur Vervollkommnung geeignet. II. 99:104.
Leichtglaubigkeit. II. 9. 454.
Leichtsinn. II. 45.
Leidenschaft (unmäßige) II. 107. 201.
Leopold (Herzog von Braunschw.). 575 589.
Liebe (schwärmerische). II. 54:57.
Liebeswerke. II. 368.
Liederlichkeit. II. 45. 60.
Lienhard und Gertrud. 242.
Liquidum. II. 526.
Lotto. 552. 595. II. 153. 458.
Luft (entzündbare). II. 33.
Lüge. II. 433.
Lustration. 57.
Luxus. 425. 426.

Mädchen (brave) 590. II. 356.
— (schlimme) 546.
Mäßigkeit, in Speise und Trank. II. 83.
— im Arbeiten. II. 84.
— im Vergnügen. II. 85.
Meggenhofen. II. 201.
Menschenfreundlichkeit. 286:291.
Menschenliebe. II. 346. 368. Beyspiele. 287. 550. II. 347:352.
Menschenwürde. II. 453.
Milde. II. 368.
Miller (Joh. Peter). 331:334.
Mimick. II. 211.
Minir-Spinne. II. 139.

Modena. 451. 464.
Moralisch. 144.
Moralische Schilderung der Jahre 1783:1789. s. Jahr.
Mord. II. 406.
Motiv. 201.
Motte (Gräfin de la). 344:375.
Musik. II. 226:231.
Mütter (gute). 335. II. 171.
— (schlimme). II. 188. 408.
Mutterpflichten. II. 548.

Nachbaren (gute). II. 615.
— schlimme. II. 420.
Nachbarpflichten. II. 614.
Nachdenken. 73.
Nachdruck (Bücher:) II. 442:444.
Nachtwächter (brave). II. 354.
Nahrungssorgen. II. 62.
Näscherey. II. 53. 80:82.
Nation. II. 498.
Natur. 39.
Naturtrieb. 52.
Neapel. 433. 450. 462. 479. 509.
Neid. II. 471.
Neigungen (müssen wohlgeordnet seyn. II. 171:178.
Niederträchtigkeit. II. 315.
Noth — der beste Volkslehrer. 421. ist erfinderisch. II. 104.
Noth lehrt oft mehr Böses als Gutes. 543:548.
Nothhülfe (Pflicht der) II. 352. Beyspiele. II. 353:356. 360.
— muß ohne Ansehen der Person geschehen. II. 360.
Nothwehr. II. 407.

Obrigkeit. II. 500.
— (gute). II. 220. 221. 232. 394. 524:531.
— ihre Pflichten. II. 670 693.
Oesterreich. 396. 452. 457. 482. 512. 521.
Ordnung. 314.
Organ. 47.
— des Lebens und der Empfindung. 48.
Origenes (ein neuer) II. 241.
Ostindien. 392. 430. 442.

Parlement von Paris. 369.
Patriotismus. 698. II. 505. 508. 515. 523.
Persien. 394. 430.
Pesserähs. 35.
Pfannenschmid. II. 357.
Pfarrer und Prediger (brave). 540. 215:218. II. 349. 353. 360. 508.
— (schlimme) II. 192. 384. 474.
Pflicht. 203.
— natürliche und positive. 203.

Pflicht, innere und äußere. 203.
— vollkommene und unvollkommene. 204.
Pflichten des Menschen gegen sich selbst. II. 1–342.
— allgem. gegen Andere. II. 343–494.
— gegen den Staat. II. 495–536.
— des Staats gegen die Bürger. II. 667–693.
— des Ehemannes. II. 544.
— des Vaters. II. 545.
— des Hausvaters. II. 546.
— der Ehegattin. II. 547.
— der Mutter. II. 547.
— der Hausfrau. II. 550.
— der Kinder. II. 553.
— des Gesindes. II. 554.
— der Freundschaft. II. 604–610.
— der Dankbarkeit. II. 610–612.
— gegen Feinde. II. 612.
— gegen Verwandte, Nachbarn und Landsleute. II. 614–617.
— besonderer Gesellschaften. II. 617–628.
— der Cammeradschaft. 623. 624.
— des Menschen im Weltall. II. 629.
— Mineralreich. II. 630.
— gegen die Gewächse. II. 632.
Pflichten gegen die Thiere. II. 634–640.
— gegen Gott II. 641–648.
Phantasie. 108.
Polen. 405. 433. 453. 465. 484. 517. 522.
Polizey. 315. 316.
— Pariser. II. 272–280.
Populär, Popularität. 271.
Portugal. 398. 431. 450. 460. 476. 507.
Prädikat. 84. 97.
Preßfreyheit. II. 685. I. 301.
Preussische Staaten. 403. 453. 484. 516.
Priester (kathol. gute). 593. 594. II. 129. 508.
— schlimme. 552. 595.
Prinzip. 22.
Publicität — deren Rechtmäßigkeit. II. 476.
— Grenzen. II. 478.
— Nutze. II. 478–480.

Quacksalberey, eigne und fremde. II. 94–98. 418. 424.
Quinze-Vingt. II. 276.

Rache. 408. 546.
Rebellionen sind pflichtwidrig. II. 523.
Recht. 206. Eintheilung der Rechte. 208.
Rechte der Menschheit. II. 649–666. anerkannt I. 274. 275.

Recht zu leben. II. 652.
— zu sterben. I. 654.
— zu denken. II. 656.
— zu wollen. II. 659.
— sich zu vervollkommnen. II. 660.
— sich angenehm zu machen. II. 661.
— Vermögen und Ehre zu besitzen. II. 662.
— sich seiner Menschenwürde bewußt zu seyn. II. 662.
— in Gesellschaft zu leben. II. 663.
— der Weltbürgerschaft. II. 664.
— Gott zu verehren. II.
Rechte des Bürgers. II. 667:698
Redlichkeit. II. 459. 462. 466. 467.
Regenten (gute). 286:291. II. 292. 353. 357. 363.
Regentenpflichten. II. 670: 693. I. 277. 303. 307.
Regentenreisen. 273:285.
Regierung. II. 500.
— System Josephs. II. 274. 293.
Reich (Hofmedailleur). II. 260.
Reiche (ädle) II. 250. 252. 515.
— (Unädle). II. 170. 274.
Reichthum ist nicht zu verwerfen. II. 243.
Reichthum ein Mittel zur Vervollkommnung. II. 243:247.
— zur Sittlichkeit. II. 248.
— zur Wohlthätigkeit. II. 250 258.
— dessen Gefahr für die Sitten. II. 266.
— für die Vernunft. II. 284.
— verleitet zur Verschwendung. II. 286.
Religion — deren Zweck und Nutzen. 237.
— im Leiden. 340:343.
— zum Handeln. 577:583.
— Schilderung der wahren. 242:246.
— der falschen. 247:252.
— der Lippen und des Herzens. 206:265.
— Jesu erhebt die Tugend zur Leidenschaft. 585:595.
Resultat. 202.
Rettung, wunderbare. II. 48.
Richter (weise und gerechte). II. 154. 219. 221. 370.
Rohan (Cardinal v.) 344: 375.
Rom. 397. 450. 462. 479. 510.
Rußland. 395. 430. 443. 465. 484. 514. 520.

Sachsenburg. 376
Sanftmuth. II. 173.
Sardinien. 451. 465.
Schadenfreude. II. 467; 471.
Schandthat. 185.
Schatzgräberey. II. 444; 453.
Scherze (gefährliche). II. 19; 24.
Schließen. 86.
Schluß. 87.
Schmeicheley. II. 482.
Schminke. II. 91.
Schnürleiber. II. 92.
Schreibekunst. II. 224.
Schuld. 210.
Schulmeister (gute). II. 372.
Schwärmerey. II. 138. I. 361; 364. 529. II. 6; 10. 11. 142; 144.
Schwarzwald. 379.
Schweden. 403. 432. 444. 486.
Schweitz. 433. 492.
Seelenrettung mehr, als Lebensrettung. II. 383.
Selbstcuren. II. 97.
Selbstdenken. 73.
Selbsterhaltung (Trieb der) 122. Pflicht II. 5.
Selbstkenntniß (Pflicht der) II. 297; 301.
Selbstschätzung. II. 302; 308.
— Mittel dazu. II. 308; 314.
Selbstschätzung, bey andern zu befördern. II. 395.
Selbstmord, eine widersprechende Erscheinung. II. 51.
— aus kindischem Trotz. II. 53.
— — Furcht. II. 53.
— — Geschlechtsliebe. II. 54; 57.
— — Liebe und Ehrgefühl. II. 57.
— — falscher Ehre. II. 58.
— — Eitelkeit. II. 213.
— — Noth. 543; 546. II. 60. 248.
— — glänzendem Elend. II. 61.
— — Unordnung. II. 62.
— — Schmerz. 265. II. 64.
— — wegen einer fixen Idee. 386.
— — Sorge für die Zukunft. II. 65.
— — Gewissensscrupel. II. 66.
Möglichkeit dieses Verbrechens. II. 70.
— — Gründe darwider. II. 72; 76.
Selbstvertrauen. II. 322.
Sellette. 365.
Simeon Stylites, II. 5.
Sinn, äußerer und innerer. 81.

Sinnenwelt. 81.
Sinnlichkeit. 80. 81.
Sohle (Jacob). II. 109: 119.
Soldaten (ädle). II. 183. 215. 363. 623.
— (schlimme). II. 61. 411. 456.
Spanien. 398. 431. 449. 460. 477. 508. 524.
Staat. II. 498.
— dessen Zweck. II. 502.
— Pflichten gegen die Bürger. II. 667:698.
Staats: Beamten, deren Pflichten. II. 317:324.
Staatsbürger. II. 490.
— dessen Pflichten. II. 504:536.
Staatssystem. 2.
Staatsveränderung — wer sie machen kann. II. 699: 726.
— ihre Gefahren. II. 705:711.
— sind in Deutschland nicht nöthig. II. 712.
Staatsverbrechen. II. 523: 530.
Staatsverfassung. II. 501.
— ist gleichgültig. II. 694.
— wer sie ändern darf. II. 699:726.
Stände (Ungarische). 268.
Stand der Natur. 40.
Standhaftigkeit. II. 178. 181.
Steindel (Henriette v.) II. 564 570.
Stoff der Vorstellung. 74. 76.
Stolz. II. 315.
Strafe, natürliche und positive. 212.
Strenge (übertriebne). ist keine Tugend. II. 385.
Subject. 84. 97.
Sublimat. II. 92.
Südamerika. 440.
Südindien. 393.
Sünde. 185.
System, moralisches. 2.

Taglöhner (brave). II. 624.
— (schlimme). II. 448.
Taheitier (ihre Seelenlehre). 42.
Theorie 59
Thiere (Klugheit derselben) 376:381.
Thorheit. 185.
Toleranz. 304.
Ton (gesellschaftlicher). II. 582.
Toskana. 397. 433. 451. 463. 480. 511.
Trägheit des Geistes. II. 133.
Trappe (der Orden la). II. 7.
Treulosigkeit. 543.
Trübsinn. 259.
Tugend. 214.

Tugend, die Pflicht sie bey Andern zu befördern. II. 380-383.
Türkisches Reich. 395. 433. 441. 514. 519.

Uebermuth. II. 483.
Unbesonnenheit. II. 20-24.
Unbeständigkeit. II. 201-206.
Undank. II. 180. 411.
Unempfindlichkeit. II. 187-193.
Ungehorsam. II. 523. 531.
Unglück, dessen Nutzen. 340.
Unmäßigkeit, in Speise und Trank. II. 83. im Arbeiten. II. 84. im Vergnügen. II. 85. in Leidenschaften. II. 197-201.
Unordnung. II. 62.
Universalmedizin. II. 423.
Unredlichkeit. II. 458. 462.
Unsterblichkeit der Seele. 155-160.
Unterschleif. II. 533.
Unvorsichtigkeit bey Arzeneyen. II. 32. 418.
— mit brennbarer Luft. II. 33.
— beym Baden. II. 34.
— auf dem Eis. II. 35.
— mit Gewehr und Schießpulver. 337. II. 26. 414-418.
Unvorsichtigkeit bey giftigen Kräutern. II. 27. Mäusegift. II. 28. giftigen Dünsten. II. 30.
— bey der Arbeit. II. 25.
— bey Gebäuden. II. 421.
— mit Kalk. II. 30.
Unwahrheit. II. 434-437.
Unzucht. II. 85-89. 151.
Unzufriedenheit, eine Triebfeder in der moralischen Welt. 30-35.
Urtheil. 85.

Väter (gute). II. 168.
— (schlimme). 543. II. 60.
Vaterland. II. 498.
Vaterlandsliebe. II. 516-523.
Vaterpflichten. II. 545.
Vauxhall. II. 387.
Venedig. 433. 451. 481. 512.
Verbrechen. 185.
Verdienst. 210.
Vereinigte Niederlande. 400. 431. 447. 470. 501. 523.
Vereinigte Staaten von Nordamerika. 391. 430. 439. 474. 506.
Verlangen. 113. 114.
Verläumdung. II. 473.
Verletzung Anderer an Leib und Leben. II. 406.

Verletzung am Geist. II. 425:441.
— am Eigenthum. II. 441:473.
— an der Ehre. II. 473.
Vermessenheit. II. 20. 21. 322.
Vermögen (Sorge dafür). II. 239:290.
— Anderer (Pflichten dabey). II. 390.
Vernunft. 87.
— (gesunde). II. 96.
Vernunftidee. 86.
Vernunftschluß. 87.
Verpflichtungsgrund. 202.
Verrätherey. II. 524.
Verschwendung. II. 14. 286.
Versöhnlichkeit. II. 612. 613.
Verstand. 83. 85.
— Mittel ihn zu vervollkommnen. II. 119:122.
Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. 327.
Vervollkommnung des Leibes. II. 99:104.
— der Seele. II. 105:238.
— muß mit Weißheit geschehen. II. 144:148.
— Beweis derselben von den Jahren 1783:1790. 389:529.
Vervollkommnungstrieb. 133. 437. 438. 554:577.
Verwandschaftspflichten. II. 614.
Verzweiflung. II. 248. 249.
Volk (gutes). II. 611.
Volksreligion. II. 240.
Vorsehung. 236. 237.
Vorsicht. (Pflicht gegen Andere). II. 414.
Vorstellungen, dunkle. 95.
— ihre Wirksamkeit. 381.
Vorstellungsvermögen. 73.
sinnliches 81.
— Pflichten dagegen. II. 105:148.
Vorurtheile, ihre Festigkeit. 272.
Vorwitz. II. 18.

Wahrheitsliebe. II. 396:401. I. 129:132.
Weibliche Tugend. 327. 335. 337. II. 171. 295. 347.
— Lasterhaftigkeit. II. 151. 188:193. 198. 408.
Weltbürger. II. 664.
— dessen Pflichten bey Staatsrevolutionen. II. 715:726.
Weltsystem. 2.
Wesen. 82.
Westindien. 440.
Wetten, thörichte. II. 21. 83.
Wiedererstattung. II. 483:494.
Widerspruch (Gesetz des). 103.

Wider:

Widerspruch, kein guter Pädagog. 291.
Wille. 114.
Wißbegierde. II. 123; 127.
Witwen (ädle). 327. II. 348. 374.
— (unädle). II. 571.
Wohlthätigkeit (Pflichten der) II. 345; 401.
— eigentliche. II. 345. 346.
— weise. II. 253; 255.
— ungerechte. 551 553.
— muß vernünftig seyn. II. 364.
— unschädlich. II. 366.
Wohlbefinden, thierisches. 125.
Wolf (Dr. Nathanael v.) II. 263
Wollust. 543. II. 151. 173. 411.
Würde des Menschen. 214.
— muß respectirt werden. II. 688.
Zorn. II. 408. I. 537.
Zunftgeist. II. 622; 627.
Zurechnung. 210.
Zwangspflichten. II. 406.
Zweykampf. II. 40; 44.

Erfurt,
gedruckt bey Johann Philipp Christian Reuß.

Verlagsartikel
der Expedition der Deutschen Zeitung in Gotha.

Deutsche Zeitung oder moralische Schilderungen der Menschen, Sitten und Staaten unserer Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Die Jahrgänge von 1785: 1791. (Jeder Jahrgang 2 rthl.)

Ueber die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland. Eine gekrönte Preisschrift von Karl Traugott Thieme. (18 ggl.)

Ueber das Eigenthumsrecht an Geisteswerken, von R. Z. Becker. (6 ggl.)

Noth- und Hülfsbüchlein, zwölfte Auflage. (6 ggl.)

Katholisches Noth- und Hülfsbüchlein. 2te Auflage. (6 ggl.)

Das Rebellionsfieber, eine Predigt vom Pastor Wohlgemuth. (6 Pfenn.)

Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen. 1ster Theil. 1 rthlr. 12 ggl.

— 2ter Theil. 1 rthlr. 12 ggl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Rudolf Zacharias, 1752-1822

Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen

Bd.: Zweyter Theil

Gotha 1792

Ph.pr. 110-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10039856-7
VD18 90036840